Gutzkow




University of Florida
1853

Meyers Klassiker-Ausgaben

Gutzkows Werke

Vierter Band



K. Gutzkow

Gutzkow zur Zeit der Abfassung der „Rückblicke“.

Gutzkows Werke

Herausgegeben von

Peter Müller

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Vierter Band



Bibliographisches Institut · Leipzig

Rückblicke auf mein Leben.

1829—1849.

Einleitung des Herausgebers.

Die „Rückblicke“ schließen sich äußerlich an das ansprechende Buch „Aus der Knabenzeit“ an. Sie geben Erinnerungen aus der erlebnisreichsten Zeit des Autors, den Jahren 1830—48. Der Anlaß für die Entstehung geht auf einen Vorschlag Paul Lindaus, des Herausgebers der „Gegenwart“, zurück, der 1874 Gutzkow um einige autobiographische Beiträge für seine Zeitschrift bat. In Nr. 27, 28 und 29 der „Gegenwart“ (4., 11. und 18. Juli 1874) veröffentlichte Gutzkow denn auch unter dem Titel „Rückblicke auf mein Leben“ Aufzeichnungen, die dem Inhalt des ersten Kapitels des späteren Buches entsprechen. Weitere Fortsetzungen in der Zeitschrift unterblieben. Doch fühlte sich der Autor angeregt, die begonnene Arbeit weiterzuführen und zu einem ganzen Buche auszubauen.

Gutzkow begann damit im Herbst 1874 und benutzte in ausgedehntem Maße Aufsätze aus früheren Jahren, auf die in den Anmerkungen am Schlusse dieses Bandes verwiesen ist. Die Verwendung solcher Bruchstücke, in denen oft Einzelheiten viel zu ausführlich behandelt sind, und die hastig hergestellten Verbindungen, in denen Hauptsachen nur flüchtig gestreift werden, haben die große Formlosigkeit der „Rückblicke“ verschuldet. Auch übersah Gutzkow, daß die Aufsätze mit ihrem zuweilen recht bedeutungslosen Inhalt im Jahre 1875 im Rahmen einer Selbstbiographie nicht mehr das Interesse beanspruchen konnten wie zur Zeit ihrer ersten Veröffentlichung. Bereits im Februar 1875 war das Manuskript fertig, wurde bis zum April noch einmal durchgesehen und im Sommer in Druck gegeben. Im Herbst 1875 erschienen die „Rückblicke“ im Verlag von Hoffmann u. Komp. in Berlin.

Die zahlreichen sachlichen Irrtümer, die dem Verfasser untergelaufen sind, konnten nur zum Teil berichtigt werden; sie legen nahe, den Text als Quelle nur mit Vorsicht zu benutzen. Um die gereizte

Tonart der Teilbiographie, die sich darin sehr zu ihrem Nachteil von der „Knabenzeit“ unterscheidet, zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß sich Gutzkow schon seit Jahren in einem Zustande geistiger Trübnis befand und zuweilen stark an Verfolgungswahn litt. Diese bedauerliche Tatsache erklärt uns die durchaus polemische Tendenz des Buches, die es dem Autor unmöglich macht, in Ruhe auf seine Vergangenheit zurückzublicken, die wesentlichen Merkmale seiner Entwickelung hervorzuheben und das Unwichtige in Vergessenheit zu belassen. Das Gute, an dem es auch in seinem Leben nicht gefehlt hat, wird entweder schweigend übergangen oder nur dürftig und nicht ohne einen bitteren Nebenton zur Sprache gebracht. Kleine und kleinste literarische Fehden längst abgerollter Jahre werden in breiter Ausführlichkeit ausgegraben. Überall sieht Gutzkow Unrecht gegen seine Person, und er neigt bedenklich dazu, seine Gegner zu verdächtigen. So bleibt die Lektüre der „Rückblicke“ trotz der Fülle wissenswerter Mitteilungen über den Autor selbst, seine Zeitgenossen und die Zeitereignisse unerfreulich, und Julian Schmidt hatte nur zu recht, wenn er am Schluß seiner Besprechung in den „Preußischen Jahrbüchern“[1] sagte: „Es ist, alles in allem, ein verstimmtes und verstimmendes Buch.“

[1] Bd. 37, Heft 2, S. 127 (Februar 1876).

I.

Montaigne hat gesagt: „Mon métier c'est vivre[1]." Der scharfsinnige Franzose wird mit diesem Satze, der etwa das Leben selbst als die Kunst des Lebens bezeichnet, kaum etwas andres verstanden haben, als was auch Terenz eine seiner dramatischen Personen sagen läßt: „Homo sum, nil humani a me alienum puto[2]" — „Ich bin ein Mensch und kann über meine Natur nicht hinaus!"

Diese schriftstellerische Ehrlichkeit war weiland im Brauch, als man noch für die Männer allein, nicht für die Frauen Literatur schrieb. Einer damals glücklicheren Lage des Gedankens und der Empfindung verdanken wir die „Bekenntnisse" des Augustinus, die „Bekenntnisse" Rousseaus, die „Denkwürdigkeiten" Alfieris[3] und selbst die von Goethe übersetzten Plaudereien des Benvenuto Cellini[4]. War auch der letztere ganz so eitel, wie nur ein Italiener eitel gewesen sein kann, und nimmt er bei seinen Prahlereien überall die Miene an, als wollte er sagen: Gott schuf die Welt und vorzugsweise dann den Erzähler, um die größte Offenbarung der Jahrhunderte, meinen (höchst mittelmäßigen) florentinischen Perseus[5] zu erschaffen, so fällt er doch zuweilen in solchem Grade aus der Rolle der Selbstbiographie neuesten Datums mit Choral und Glockengeläut, daß er Wendungen von sich braucht, die etwa auf ein: „Hier war ich wieder

---

[1] „Meine Beschäftigung heißt: leben." Michel de Montaigne (1553—92), geistreicher französischer Skeptiker und Moralist. Seine „Essais", die ersten dieser literarischen Gattung, sind eine wahre Philosophie für „Weltleute". — [2] Terenz in seiner Komödie „Heautontimorumenos", 1. Akt, 1. Auftritt, V. 25. „Mensch bin ich, nichts Menschliches erachte ich mir als fremd." — [3] Vittorio Graf Alfieri (1749—1803), einer der berühmtesten neueren italienischen Dichter. Seine sehr aufrichtig geschriebene Selbstbiographie erschien 1812 in deutscher Übersetzung von Ludwig Hain (Leipzig, 2 Bde.). — [4] Benvenuto Cellini (1500—71), italienischer Goldschmied und Bildhauer; 1803 übersetzte Goethe seine Selbstbiographie. — [5] Für Herzog Cosimo I. von Florenz fertigte Cellini 1550 die Statue des Perseus mit dem Medusenhaupt, eines seiner besten Werke in Erz, jetzt in der Loggia de' Lanzi in Florenz

einmal Esel genug —!" „Hier passierte mir wieder die Dummheit —" hinauskommen dürften. Wer schriebe noch so über sich, außer wenn er das Privilegium des Humoristen hat!

Mit Glockengeläut und Choral kann der Verfasser dieses Buches von seinem Leben nicht sprechen. Er lügt sich nicht den Ruhm an, als wäre er mit einem feierlichen, durchdachten, in seiner letzten Lebensstunde bis auf den letzten Schlußparagraphen durchgeführten Programm auf die Welt gekommen und vollends auf die literarische. Nie hat er die Gewohnheit gehabt, vor sich auf den Knien zu liegen und den Gott in seinem Busen als ein ihm persönlich Merkwürdiges, eine Offenbarung der Unbewußtheit anzubeten. Höchstens einmal im polemischen Zorn konnte er mit Emphase von seinem Wollen oder Wirken in der Literatur sprechen. Redliche Absichten, hohe Ziele hat es gewiß auch für ihn gegeben. Aber mit in den Kauf gingen Unüberlegtheiten, unbewußte Instinkthandlungen, Zuckungen und Reflexbewegungen, wie wir deren nur im Traume zu machen pflegen. Und „das Leben ist ein Traum"! Wer fühlt es nicht in seinen sechziger Jahren! Und wie oft war es ein böser Traum! Böse, wie ein Alp drückend, und drückend durch unsere Schuld! Wenigstens unter Schriftstellern und Künstlern suche man doch nicht vollkommene Menschen! Selbst Goethe fühlte die Unmöglichkeit, immer von sich selbst mit Choral zu sprechen. Er schob in seiner Selbstbiographie der „Wahrheit", die sein Gewissen drückte, die „Dichtung" unter. Vollkommene Menschen können nur die einer gewerbsmäßigen Berufsart sein, die hohen politischen Streber des Tages, die Geheimen Oberregierungsräte, die Besitzer einer Brust voll Orden, die Börsenmillionäre, kurz alle, die in der Welt nicht rechts, nicht links gesehen haben, sondern immer nur schnurstracks losgingen auf ein und dasselbe zu erreichende Ziel.

Wenn ich vor einem Jahre der Aufforderung folgte, die zunächst von dem Herausgeber der Zeitschrift „Die Gegenwart", Herrn Paul Lindau, ausging, daß auch ich ihm einen Beitrag zu einer zeitgenössischen Literatur-Selbstschau liefern sollte[1], und

[1] Vgl. die „Einleitung des Herausgebers", S. 7 dieses Bandes, Z. 4 ff.

dann diesen Beitrag in einem Buche vervollständigte, ohne auch jetzt noch den Gegenstand ganz zu erschöpfen, so geschah und geschieht es vorzugsweise in Berücksichtigung des schönen Morgens, wo einst ein gewissenhafter Zeitungslenker zu einem Bücherbord hinauflangt, das sich ohne Zweifel über seinem Schreibtisch befinden und allerlei lexikographisches Material zum Nachschlagen und Zitieren für seine vortreffliche Zeitung enthalten wird. Auf ein ihm als Neuestes begegnendes „Gestern starb" — wird er von einem Konversationslexikon den Buchstaben G. oder Gustav Kühnes „Männer der Zeit"[1], freilich einen schon etwas veralteten Führer, hervorsuchen und daraus ein zeitgemäßes Exzerpt für sein Feuilleton zusammenstellen. Aber wie trocken sind doch da die Büchertitel nebeneinander gestellt! Wie unwahr ist so vieles, was sich, mit der unerschütterlichen Sicherheit eines Lehrers der Literaturgeschichte in höhern Töchterschulen, als ganz besonders charakterisierendes Kennzeichen ankündigt! Wie unvermittelt stehen die Notizen nebeneinander! Der wahre Mensch, der noch unverleumdete, das gesunde Fleisch, eben Montaignes Mêtier oder Mestier, wie Rabelais'[2] jüngerer Zeitgenosse noch schrieb, das zu dem toten Gerippe von Namen und Jahreszahlen gehörende Leben ist nicht einmal zwischen den Zeilen zu lesen. „Das Junge Deutschland wollte nicht bloß leben", hieß es z. B. in Gustav Kühnes „Europa"[3], worin die Vorarbeiten zu jenen „Männern der Zeit" zu stehen pflegten, die den Zeitschriften als Nekrologquelle dienten, „sondern auch glänzend leben." Edler Kamerad, der du dich einst selbst zum „Jungen Deutschland" rechnetest[4], wie ist doch die Wahrheit grade an dieser Stelle, wo deine Verurteilung auf Genußsucht geht, eine andere, vollständig entgegengesetzte! Greifen wir doch gleich ins volle Leben hinein und geben ein

[1] „Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. Erste Serie", S. 429 ff. (Leipzig 1860). Gustav Kühne (1806—88) war ein Schriftsteller des Jungen Deutschlands. — [2] François Rabelais (1490—1554), der bedeutendste französische Satiriker; am bekanntesten ist sein grotesker Roman „Gargantua und Pantagruel". — [3] Der betreffende Aufsatz findet sich in der „Europa, Chronik der Gebildeten Welt", die Kühne seit 1846 herausgab, Jahrg. 1859, Nr. 7, S. 234 ff. — [4] Kühne nahm in der 1835—42 von ihm redigierten „Zeitung für die elegante Welt" mehrfach für die jungdeutschen Schriftsteller Partei.

Beispiel, wie ich diese „Rückblicke", wenn bei solchen Selbstbiographien der Vorhang ganz zurückfallen dürfte, schreiben würde. Ich erzähle nur zur Probe: Es war im Jahre 1837 und im wunderschönen Monat Mai. Grade wollte ich meinen Erstgebornen taufen lassen[1]. Doch so hatten damals die vom Bundestage und von Preußen ausgegangenen Verbote meiner Schriften, sowohl der erschienenen als der noch erscheinenden, die Verwertung meiner Feder gehemmt, daß ich im Augenblick — nicht einmal die Mittel besaß, nach dem feierlichen Akte der Haustaufe die Gäste eine Stunde im traulichen Kreise festzuhalten. Der „Glänzendleber" Gustav Kühnes, der Quelle meines künftigen Nekrologs, stand 1837 in Frankfurt am Main des Morgens um 5 Uhr auf und diktierte bis 7 Uhr ein Buch, das sich bei so systematischer, vom Bundestagsgesandten Nagler[2] in Frankfurt a. M. (siehe den Briefwechsel desselben mit seinem Sekretär Kelchner) geleiteter Verfolgung als Übersetzung aus dem Englischen des Bulwer[3] ankündigen mußte. Um 8 Uhr mußte der „Glänzendleber" in einer Druckerei erscheinen, die eine lediglich aus seiner Tasche bezahlte, nicht den achtzigsten Teil der Kosten deckende „Frankfurter Börsenzeitung"[4] herstellen sollte und dabei nur Lehrjungen zu verwenden hatte, welche in jedem Worte drei Buchstabenfehler machten, so daß der Redakteur zugleich ein wahrer Sklave im Korrektordienste war. Bis drei Uhr sollte täglich die sich aus den schaudererregendsten Bürstenabzügen bis dahin einigermaßen gutenbergswürdig gestaltende Nummer fertig sein. Der Abend gehörte dem Beiblatt „Telegraph"[5], als welcher sich später, wo die „Börsenzeitung" eingegangen war, in Gestalt eines selbständigen belletristischen Blattes erhalten hat, dies aber ebenfalls zwei Jahre lang nur durch die Mittel erreichen konnte, die sich der Redakteur

---

[1] Hermann, geb. am 28. April 1837. — [2] Karl Ferdinand Friedrich von Nagler (1770—1846), preußischer Staatsmann, seit 1824 Bundestagsgesandter. Seine fast wertlosen „Briefe an einen Staatsbeamten" (Staatsrat Kelchner) wurden 1869 von Ernst Kelchner und Karl Mendelssohn-Bartholdy herausgegeben (Leipzig 1869, 2 Bde.). — [3] „Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen des E. L.-Bulwer" (Stuttgart 1837, 2 Bde.). — [4] Erschien in Wirklichkeit nur vom 1. September bis 31. Dezember 1836. — [5] Der „Frankfurter Telegraph" erschien dreimal wöchentlich vom Januar 1837 an.

vom Munde abdarbte. Kaum deckte der Absatz die Hälfte der materiellen Herstellungskosten. Auf die besondere Versendung dieses ehemaligen Beiblattes zur „Börsenzeitung“ an die Buchhändler und auf die Hoffnung einiger Einnahmen durch die Ostermesse bauend, bat der „Glänzendleber“ den Frankfurter Buchhändler Ph. Streng[1], der für 50 Prozent den Vertrieb übernommen hatte, um einen Vorschuß — zum „Glänzendleben“ bei der Taufe. Nicht ohne Stirnrunzeln gab der geldliebende Mann die erbetenen — 50 Gulden und gab dieselben in fünf Rollen Sechskreuzerstücke. Der Empfänger, der seine Hülfe von der altberühmten „Buchgasse“ Frankfurts bis auf den „Wall“ nach Hause trug, kam sich wie Correggio vor, als dieser seinen Ehrensold in Kupfermünze empfangen hatte und unter der Last des Sackes, den ihn ein boshafter Käufer noch nach Hause zu tragen zwang, zusammenbrach[2]. Doch Kühne sagt von dieser eben geschilderten Zeit: „Das ‚Junge Deutschland‘ wollte nicht bloß leben, sondern auch ‚glänzend leben!‘ —! und Kühne ist ein ehrenwerter Mann.“ Diese vielleicht etwas zu „intim“ ausgefallene Anekdote hat vielleicht das Gute, daß sie sogleich von vornherein feststellt, ich sei im wesentlichen zuerst Journalist gewesen.

Meine Herkunft, mein Schulleben, mein erster Bildungsgang, alles das findet sich in meinem Buche „Aus der Knabenzeit“ erzählt. Überarbeitet und fortgeführt bis zum achtzehnten Jahre, steht es in meinen „Gesammelten Werken“ (Costenoblesche Ausgabe), Band I[3]. Dann gab ich Erinnerungen an meine Berliner Universitätszeit von 1829—1831 in einem Aufsatz: „Das Kastanienwäldchen in Berlin“ („Lebensbilder“ [Stuttgart, Hallberger], Band II). Ursprünglich Theolog und Philolog, wurde ich 1832 noch in Heidelberg Jurist. Nicht aus gedankenlosem Umsatteln oder aus innerer Haltlosigkeit, sondern mit dem von frühster Kindheit angestrebten

[1] Johann Philipp Streng war auch Kommissionär der „Deutschen Revue“, die 1835 von Gutzkow und Wienbarg herausgegeben, aber sogleich verboten wurde. — [2] Eines der vielen Märchen, mit denen die wenig bekannten Lebensschicksale des Antonio Allegri da Correggio (1494—1534) romantisch ausgeschmückt wurden. — [3] Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 211 ff.

Ziele: Vervollkommne dich nach Kräften! Die reifere Jünglingszeit machte noch die besondere Devise daraus: Übe dich, soviel du kannst, in Führung der neuzeitlichen Waffen! Der Konstitutionalismus, ein im damaligen Preußen verpöntes Strebeziel der Politik, hatte im Lande Baden seine festesten Wurzeln geschlagen. Schon ging der eigentliche Drang des Gemüts über die Schranken der Schule und der akademischen Disziplinen hinaus. Es war die Zeit und das noch ungelichtete Chaos ihrer Forderungen, das mächtige Wehen und Rauschen in den neuen Luftströmungen, die über die Menschheit hinwegzogen, es war das deutlich vernehmbare Läuten einer zurzeit noch unsichtbaren neuen Kirche des freien Geistes, das die Jünglingsseele fast nur noch allein erfüllte. Wie sich eine sanguinisch-cholerische Natur, die ich indessen nicht war, zum Allgemeinen aufschwingen, wie eine solche am Leben der Zeit, am Leben ihrer Nation die heißeste Sehnsucht, sich als Bürger und Denker zu bewähren, zu befriedigen vermochte, das ersah ich recht nach den früheren, anders gestalteten Burschenschaftsschwärmereien, in den Juni- und Julitagen des denkwürdigen Jahres 1830. Der vor kurzem, im Anfang des Jahres 1874, verstorbene Saint-Marc Girardin[1], damals ein junger Professor vom Pariser Collège Louis le Grand, einer Vorstufe zur Sorbonne, war in Berlin durch einen Zufall mein Schüler im Deutschlernen geworden. Der junge Gelehrte sollte die Schuleinrichtungen des preußischen Staates studieren. Doch lebte der heißblütige Franzose nur für sein ihm täglich geschicktes „Journal des Débats", dessen Mitarbeiter er bis in die Thiersschen Tage von Versailles[2] geblieben ist. Ob damals Fürst Polignac[3] bestimmt war, gestürzt zu werden, ob die liberale Minorität der 221, wenn nicht in der Pariser Kammer, doch in der öffentlichen

[1] Saint-Marc Girardin (1801—73) bereiste 1830 Deutschland; vgl. Band 3 dieser Ausgabe, S. 151, Z. 21 ff. — [2] Thiers wurde im Februar 1871 zum Chef der Exekutivgewalt gewählt. Er schloß den Frieden mit Deutschland ab, setzte die Anerkennung der Friedensbedingungen bei der Nationalversammlung durch und bestimmte diese am 10. März 1871, ihren Sitz von Paris nach Versailles zu verlegen. — [3] Fürst von Polignac (1780—1847), reaktionärer französischer Staatsmann, war der Urheber der Juliordonnanzen. Nach der Julirevolution wurde er am 21. Dezember 1830 aller bürgerlichen Rechte verlustig erklärt und zu lebenslänglicher Haft verurteilt; doch erfolgte schon 1836 seine Freilassung.

Meinung den Sieg davontrug, ob es zur Auflösung der Kammer kommen würde[1], das waren die täglichen Fragen, denen sich der französische Publizist hingab, und die im komischsten Gegensatze standen zu unserer Lektüre des Kotzebueschen „Vielouissêr" („Vielwisser"), den der ältere Schüler als Grundlage unserer Unterhaltungen im „Hôtel de Rome" dem Vorschlage des jüngern Lehrers, Schiller oder Goethe zu wählen, vorzog. Wunder nimmt es mich, daß das damals von mir in etwa 30 Stunden erlernte Deutsch nicht beim Friedensschluß von Frankfurt am Main verwertet wurde! Denn früher, als Doktrinär, der heftigste Gegner von Thiers, hatte sich Saint-Marc Girardin in den neuesten Unglückstagen Frankreichs mit dem Präsidenten der Republik ausgesöhnt.

Die Juliordonnanzen Karls X. waren 1830 erschienen[2], die Kammern wurden aufgelöst, die 221 siegten durch eine Erhebung des französischen Volks, die vielleicht Louis Philippe von Orleans angebahnt, vorbereitet, bezahlt hat, vielleicht auch nicht; jedenfalls hatten die Bourbonen aufgehört zu regieren. Diese Katastrophe erschütterte den Kontinent. Nur in England und Berlin blieb alles ruhig. Hatte man doch in Preußen das beste aller politischen Systeme, die privilegierte Intelligenz, die Bureaukratie, die Traditionen der Vergangenheit, hatte vom Neuesten Hegel und seine Schule, am vorhaltendsten gegen die Demagogie jedenfalls die Vermehrung der Gendarmen und das schnellste Unschädlichmachen jedes Menschenkindes, das sich, wenn auch nur gelegentlich, und hätte es sich um die Gesundheit desselben gehandelt, in auffallender Weise auf dem Gebrauch des Wortes „Konstitution" betreffen ließ. Grade in den ersten Tagen des August[3], als der Flügeltelegraph auf dem Kunstakademiegebäude in Berlin, in welchem ich geboren bin, unablässig „die Hände überm Kopf zusammenschlug", wie die Berliner von den hölzernen, sich in der Luft verschränkenden Armen der ersten Ver-

[1] Am 16. Mai 1830 wurde die Deputiertenkammer aufgelöst, weil sie in einer von 221 gegen 181 Stimmen angenommenen Adresse für die konstitutionellen Rechte eingetreten war. Bei den Neuwahlen im Juni wurden 202 von den 221 Abgeordneten der Opposition wiedergewählt. — [2] Am 26. Juli 1830. Es sollte die Abgeordnetenkammer aufgelöst, die Preßfreiheit unterdrückt und das verfassungsmäßige Wahlrecht beschränkt werden. — [3] Am 3. August 1830.

mittelungsform von Telegrammen zu sagen pflegten, da sie eine Schreckensnachricht nach der andern aus Paris zu verkündigen hatten, gewann der junge Student zwar bei einem feierlichen Aktus eine goldene Medaille, 25 Dukaten an Wert, für die Lösung einer akademischen Preisaufgabe „Über die Schicksalsgottheiten" der Alten Welt[1], aber es war dies eine vergebliche Lockung zu einem Leben zurück, das sich auf die Vorbereitungen zum Examen allein begründen sollte. Die Examina an sich fürchtete der Gewinner eines akademischen Preises nicht; aber der bewegte Horizont der Zukunft ließ ihm den Atem nicht frei. Nur noch auf die anbrechende große Zeit war sein Sinnen gerichtet, auf häusliches Arbeiten, Lesen, Exzerpieren, Selbstversuchen im Schreiben, lyrisches und dramatisches Dichten. Unregelmäßiger wurden die Collegia, die er „belegt" hatte, besucht. Bücher, Zeitschriften ersetzten das ermattende Studium der Brotwissenschaften. Ging auch das letztere immer noch auf eine Oberlehrerstelle, die in der Tat im Jahre 1833[2] ambiert wurde (auf dem Aktentische des Schulrats Otto Schulz[3], gewöhnlich Lynkeus[4] genannt, weil der treffliche Grammatiker nur ein Auge hatte, müssen sich lange die schriftlichen Prüfungsarbeiten des Schulamtskandidaten G. umgetrieben haben), so war doch schon von mir „Maha Guru, Geschichte eines Gottes" (und sogar beim Schiller-Goethe-Verleger Cotta) erschienen[5], worauf dann Examinandus seine Meldung zur mündlichen Prüfung zurücknahm. Hatte ihn doch schon zum zweiten Male Wolfgang Menzel, damals der Diktator über Deutschlands schöne Literatur — die Geschichte seiner Bedeutung für meinen Bildungsgang findet sich in meinen „Gesammelten Werken", Band I, S. 243, erzählt[6] —, von Berlin abberufen, um den Stuttgarter Kritiker an seinem Literaturblatt zu unterstützen.

---

[1] Vgl. „Gutzkows Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 13*, Z. 1ff. — [2] Richtig 1832. — [3] Johann Otto Leopold Schulz (1782—1849) verlor als Student auf dem Fechtboden ein Auge; seit 1826 war er Provinzialschulrat und Mitglied des Schulkollegiums der Provinz Brandenburg. — [4] Von Lynkeus ist nur die Schärfe seiner Augen überliefert; nicht die Einäugigkeit, sondern die Schärfe des Sehvermögens ist also Vergleichspunkt. — [5] „Maha Guru" erschien erst im Herbst 1833; es ist wahrscheinlich, daß hier ein Irrtum vorliegt und Gutzkow seine Meldung zur Staatsprüfung schon nach dem Erscheinen der „Briefe eines Narren an eine Närrin" (Ende 1832) zurückzog. — [6] Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 151, Z. 21ff.

Menzel war für die Stadt Balingen in Schwaben in die württembergische Kammer gewählt.

Nicht als Kritiker habe ich angefangen, „dem Drange zu folgen", sondern als Antikritiker. Noch Student, gab ich ein „Forum der Journalliteratur" heraus[1]. Die Gerechtigkeit war demnach die erste Muse, der ich diente. Noch eine zweite meiner besondern Musen war der Enthusiasmus. Dabei hat sich hingegebener, treuer, bewunderungerfüllter wohl selten ein junger schriftstellerischer Anfänger einem ältern angeschlossen und untergeordnet, als ich mich damals Menzeln. Ich war ganz jener junge Schüler des ersten Teils vom „Faust", der zu Mephisto (abwechselungsweise hatte dieser den Doktortalar angezogen) gewallfahrtet kam in heiliger Scheu, auch Scheu vor Stuttgarts klassischem Boden. Jetzt haben wir in solchen Fällen erster Entwickelung schriftstellerisch aufkeimender Triebe nur noch den Schüler vom zweiten Teil des „Faust". Man erinnere sich der Stelle, wo der edle Jüngling auftritt und, etwa mit der Widmung: „Der Schüler dem Meister" sein Erstlingswerk darbietend, hintennach so viel Beweise von Selbstüberhebung gibt, daß man solchen Abfällen dankverpflichteter Gesinnung nur mit Goethe nachrufen möchte: „Fahr hin, Originalgenie, in deiner Pracht[2]!"

Mein treues Dienen bei Wolfgang Menzel, das Lesen und Rezensieren der ihm stoßweise in Stuttgart zugesandten Bücher, das Ansammeln all der Unpopularität, welche Menzel[3] schon als Goetheverächter, dann aber als rücksichtsloser Verurteiler der damaligen Modebelletristik in deutschen Landen und vorzugsweise jenseits der Elbe genoß, auch auf mein jugendliches Anfängerhaupt, kurz ein höchst mißlich und mir Dezennien lang hinderlich gewesenes erstes literarisches Tirocinium[4] hätte ich durch eigenen Trieb nicht gewaltsam unterbrochen. Bande

[1] „Forum der Journalliteratur. Eine antikritische Quartalschrift." Die erste Quartalsnummer erschien Mitte Januar 1831; es folgte noch eine Quartalsnummer, dann wurde das „Forum" vom 4. Juli an als Wochenschrift herausgegeben, die es auf 13 Nummern brachte und am 26. September 1831 einging. — [2] Ungenaues Zitat aus „Faust", 2. Teil, V. 6807. — [3] In den „Europäischen Blättern" (Zürich 1824—25) und besonders in seinem Werk „Die deutsche Literatur" (Stuttgart 1827, 2 Bde.). — [4] Tirocinium bezeichnet den ersten Feldzug eines Rekruten, dann allgemein: erste Probe in einem Fache.

des Gemüts und der Überzeugung fesselten mich an den dämonischen Polyhistor. Die Aufforderung, mich von Menzel zu befreien, kam von mancher Seite. Sie kam sogar vom alten Hegel, der mir eines Tages, als ich bei ihm ein Kolleg testieren ließ und er Bekanntschaft mit meinem Journal verriet, sagte: „Wie kann man sich einem solchen Mann anschließen?“ Am lebhaftesten kam die Verlockung zum Abfall aus jenen Kreisen Leipzigs, in deren alte belletristische Hofratsluft 1833 Heinrich Laube angefangen hatte, die Frische eines Breslauer Studenten[1] zu verbreiten. Die Geister waren damals in Gärung. Wer hörte noch auf Steffens[2], auf Friedrich von Raumer[3]? Ihre Stimmen gehörten bezahlten Beamten an! Nein, man sprach selbst in gelehrten Kreisen von „Völkerfrühling“. Jener „Überschuß an Stimmung“, wie Frau von Staël den Enthusiasmus nennt, suchte jede Gelegenheit zum Explodieren, und von je ist Leipzig eine Stadt gewesen, wo jener „Überschuß an Stimmung“ die Gemüter entzündete und Erscheinungen hervorrief, die für Deutschland maßgebend wurden. Laube, der einige Artikel, einige noch unreife Bücher geschrieben hatte, bekam die „Zeitung für die elegante Welt“ in die Hand[4]. „Elegante Welt!“ Unter den Friseuren, Tailleuren, Modistinnen von „Klein-Paris“, in den Spalten einer Zeitung, die später Modekupfer brachte, konnte die Burschenschaft allein nicht leben wollen. Wenigstens Heinrich Heine, Goethe, die Götter Griechenlands mußten noch neben der Turnerei[5] beibehalten bleiben. Laube hatte zur Burschenschaft gehört und wurde dafür noch später vom Geist der Karlsbader Beschlüsse gemaßregelt[6]; aber sein Wesen war nicht Menzelisch altdeutsch, sondern eher slawisch. Wohlgefallen fand er weniger am entblößten Halse mit aufgeschlagenem Hemdkragen als an der polnischen Kurtka[7] mit hängenden

[1] Seit 1826 studierte Laube in Breslau und Halle Theologie. — [2] Heinrich Steffens (1773—1845), Dichter, Philosoph und Naturforscher, folgte 1832 einem Rufe an die Universität Berlin. — [3] Friedrich von Raumer (1781—1873), Geschichtschreiber, war seit 1819 Professor an der Berliner Universität. — [4] Vom 1. Januar 1833 an. — [5] Nach der Ermordung Kotzebues durch Sand, der Burschenschafter und Turner war, wurden 1819 sämtliche preußische Turnanstalten geschlossen. — [6] Im Juli 1834 wurde Laube wegen seiner Schriften und seiner Zugehörigkeit zur Burschenschaft auf neun Monate in der Berliner Hausvogtei festgesetzt. — [7] Früher Galakleid der polnischen Lanzenreiter.

Schnüren, Troddeln. Er schien sich schon früh zu rüsten, eine neue Nationaltracht zu erfinden, geniale Mützen, Überwürfe, Schöpfungen, die lange in Leipzig seinen Namen getragen haben und von General Havelock in Indien nur nachgeahmt zu sein scheinen[1]. Kurz, der Korrespondenz, die sich zwischen den beiden jungen Neuerern entsponnen hatte, sah der grimme Hagen, der auf dem Gebiet der Kritik ein Alleinherrscher sein wollte, von seinem Häuschen in Stuttgart düster zu, murrte nicht wenig, schalt über die „Zeitung für die elegante Welt" und warnte mich vor dem Versucher. An sich war die Gefahr nicht groß. Das Leipziger Programm war unklar. In jeder Woche brachte die „Zeitung für die elegante Welt" einen im wesentlichen unreifen, im Stil galoppierenden, manchmal in Karriere durchgehenden Artikel, der aber bei alledem ein Thema des Tages mit Frische und Natürlichkeit behandelte. War ich von diesen Manifesten auch nur halb gewonnen, konnte ich meinen Pedantismus, der unter anderm gründlichere Kenntnisse verlangte, als der Leipziger Matador aufzuweisen hatte, vor allem bei Streitfragen mein Verlangen nach überzeugenden Motiven nicht verleugnen, wobei ich die schneidige Art, wie das Unreife, Unmotivierte, Willkürliche festgehalten, durchgeführt, ja sozusagen kommandiert wurde, abschreckend fand, so trat doch immer mehr persönliche Berührung, ja Freundschaft zwischen den jungen Tageshelden ein. Im Sommer und Herbst 1833 las ich Heinrich Laubes Roman „Junges Europa"[2] in Gegenwart des Autors auf den Wellen des schönen Gardasees, nahm zwar gründlichen Anstoß, daß einer der Helden des Buches durchweg „Hyppolit" statt „Hippolyt" gedruckt war, aber die Beziehung zu Wolfgang Menzel wurde lockrer. Im Winter des Jahres 1833 schickte ich meinem Herrn und Meister einen Ballen Bücher, die ich von ihm zur Beurteilung empfangen hatte, unerledigt zurück. Was war geschehen? Ich hatte zu zwei Bänden „Novellen" (1832[3] bei Hoffmann und Campe erschienen) eine Vorrede geschrieben, worin ich scherzhaft den Gedanken ausführte, daß jeder Schrift-

---

[1] Laube versuchte tatsächlich 1843/44 in Leipzig, eine nach seiner Phantasie entworfene neue deutsche Männertracht einzuführen. — [2] Erste Abteilung „Die Poeten". — [3] Richtig April 1834.

steller, am Schreibtisch sitzend, an eine bestimmte Persönlichkeit dächte. „Der junge Poet dichtet einige Jahre hindurch nur für seine Geliebte oder er denkt nur an den Nelkenstock seiner Mutter. Er besingt bis in sein dreißigstes Jahr die Wiese, wo vor seinem Dörfchen die Wäsche getrocknet wird. Dann wagt er sich weiter. Gesteht es nur alle, die ihr je eine Gansfeder angesetzt habt, ihr Goethe, Schiller, Theodor Hell[1], Borromäus von Miltitz[2], ihr dachtet bei euren unsterblichen Werken zunächst an euren Vater oder Onkel, an eure Freunde oder euren Pudel! Fürst Pückler[3] schreibt für einige Leute in Berlin, die der ‚Verstorbene' durch seinen Geist nur ärgern will" usf. Und in dieser Auslassung, in deren Manier man den Einfluß des in damaliger Zeit bewunderten Jules Janin[4] erkennen wird, kam zuletzt vor: „Wolfgang Menzel schreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wohl Paulus[5] in Heidelberg dazu sagen würde[6]." Wehe mir! Schon bei Übersendung dieser „Novellen" bat ich meinen Freund und Meister um Verzeihung für jene unbedachte Plauderei (welcher jedoch vielleicht das Erkennen einer Schwäche desselben, Nachwirkung persönlicher Verstimmung auf sein Urteil, zum Grunde lag); doch erhielt ich von ihm eine so heftige, kränkende briefliche Abstrafung, daß ich die Verbindung lösen mußte. Als ich hierauf selbst ein „Literaturblatt" (zum „Phönix" in Frankfurt am Main) herausgab[7], hatte ich an dem Manne nur noch einen unversöhnlichen Feind. Um die Blöße, die ich mir im Herbst 1834[8], in völliger Unklarheit über die Tragweite des gedruckten Buchstabens, mit meinem Buche „Wally, die Zweiflerin" (Band IV meiner „Gesammelten Werke")[9] gegeben,

[1] Theodor Hell, eigentlich Karl Theodor Winkler (1775—1856), Schriftsteller; seine eigenen Dichtungen sind unbedeutend, brauchbarer waren seine Übersetzungen und Bühnenbearbeitungen. — [2] Karl Borromäus Alexander von Miltitz (1781—1845), Dichter, Komponist und Musikschriftsteller. — [3] Hermann Fürst von Pückler-Muskau (1785—1871) erregte als Schriftsteller zuerst durch seine „Briefe eines Verstorbenen" (Stuttgart 1830—31, 4 Bde.) die allgemeine Aufmerksamkeit. — [4] Jules Janin (1804—74), französischer Romanschriftsteller, übte als Bücher- und Theaterkritiker am „Journal des débats" durch seine geistvollen Besprechungen einen weitreichenden Einfluß. — [5] Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851), protestantischer Theolog, der Hauptvertreter des theologischen Rationalismus. — [6] „Novellen", Bd. 1, S. IX/X (Hamburg 1834). — [7] Gutzkow gab das „Literaturblatt" zum „Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland" vom Januar bis August 1835 heraus. — [8] Richtig 1835. — [9] Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 185.

denunzierte mich der Ergrimmte förmlich an die Bücherpolizei. Nicht äußere Persönlichkeiten sind es, die ich hier im allgemeinen zusammenfasse, im nächsten Abschnitt ausführlicher erzählen werde, sondern dem Persönlichen lagen Motive zugrunde, die sich ja zu Wendepunkten, Hebeln und Angeln der neueren deutschen Literaturgeschichte machten.

In meinem Schaffen, das ich in diesem für die Zeitschrift „Gegenwart“ bestimmt gewesenen Fragment nur andeutend zu erklären versuchen konnte, gab es einen Scheideweg, über welchen ich in den literargeschichtlichen Kompendien, in den lobenden wie in den tadelnden, so eingehend sich auch dieselben mit mir beschäftigen, nichts finde. Es läßt sich zum Glück davon erzählen, ohne mit sich selbst besonders schön zu tun. Gesetzt, wir wollten Laube einen jungen Goethe nennen, so wäre jedenfalls ein gewisser Gustav Schlesier[1] bei ihm sein Christian Merck gewesen, derselbe, der dem jungen Dichter des „Werther“ riet, die „Windeln frisch auf die Zäun' zu hängen, sie trockneten dann eher“ — soll wohl heißen: „Stücke wie dein ‚Clavigo‘ sind so schlecht, daß du guttust, durch schnelles Druckenlassen sie in Vergessenheit zu bringen, um an Besseres denken zu können.“ Ich sagte eben: „Ein gewisser Gustav Schlesier.“ Nach seinem Buche: „Oberdeutsche Staaten und Stämme“[2], nach seinen Arbeiten über Wilhelm von Humboldt ist der Mann in einem Grade verschollen, daß ich kaum weiß, ob der kühne Anläufer zu einem neuen Varnhagen von Ense[3] oder gar zum zweiten Friedrich Gentz[4] noch unter den Lebenden verweilt. Heinrich Laube besaß die Kunst, im Kreise seines nächsten persönlichen Wirkens enthusiastische Freunde zu gewinnen. Wer je mit ihm eine Zigarre geraucht oder an der Table d'hote des „Hôtel de Bavière“ in Leipzig seinen maßgebenden Aussprüchen gelauscht hatte, ging für ihn durchs Feuer. Es war der Zauber

[1] Gustav Schlesier (1811—66), Schriftsteller, war, als Laube 1833—34 die „Zeitung für die elegante Welt“ redigierte, dessen Gehilfe. — [2] Stuttgart 1836. — [3] Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858) widmete sich, nachdem er wider Willen von den Staatsgeschäften ausgeschlossen worden war, der Schriftstellerei und wußte sich eine Art Patronatsstellung zu den jungen Schriftstellern zu verschaffen. — [4] Friedrich (von) Gentz (1764—1832), Publizist, anfangs liberal gesinnt, später reaktionär und Vertrauter Metternichs.

der Anlehnung an eine sichre Beherrschung des Lebens. Wer möchte sich nicht im Gedräng' und unter den Stürmen des Geschicks mitzuhalten suchen am Saume eines Mantels, den er kräftig angezogen weiß. Gustav Schlesier, das Prototyp eines sächsischen Gelehrten, Magister durch und durch, vereinigte mit Pedanterie Anflüge von Eleganz. Leipzig bildet ja seine Leute. Im Schlafrock ganz nur Stubengelehrter und pedantisch, wie nur Gottsched pedantisch gewesen sein kann, war Schlesier abends, vielleicht am Teetisch einer jungen Witwe, die sich sein Freund später als Gattin gewann[1], Petitmaitre. Sogar ein vorschnell gekommenes Bäuchlein des behäbigen jungen Mannes gab ihm das Ansehen eines Abbé der alten Schule. Sein Wissen war unbezweifelbar, doch keineswegs so umfassend, daß damit die Sicherheit seiner Urteilsabgabe hätte für entschuldigt gelten können. Ein aus Dresden Gekommener, war er jedenfalls in Kunstanschauungen und unter guten Theatereindrücken aufgewachsen.

Dieser scharfsinnige Kopf nun, der sich indessen ebensooft von Anfang bis zu Ende zu irren vermochte, wie nur der Positivismus der Kritik heute etwas behaupten kann, was sie morgen, falls es der Ehrgeiz erlaubte, selbst zurücknehmen würde, sagte mir eines Tages, als ich in Leipzig war und sogar bei Laube selbst wohnte: „Übrigens sind Sie in Ihrer Produktion auf dem Holzwege! Sie ahmen Voltaire und Diderot nach! Voltaire und Diderot haben sich als ästhetische Muster überlebt; Sie brauchen ja nur an Wieland zu denken. Ihr ‚Maha Guru' liest sich wie ‚Zadig' oder ‚Candide'[2]. Herzblut müssen Sie zeigen! Den Charakter der Gegenwart treffen! Sich Ihre Brust aufreißen! Nur ‚modern', spezifisch ‚modern' muß der Schriftsteller von heute sein! Die deutsche Literatur darf nur noch den Weg wandeln, den allen Literaturen Europas die Baronin Dudevant, George Sand[3], vorgezeichnet hat!"

Sprach's — und sein Wort schmetterte mich nieder. Weder

[1] Im November 1836 verheiratete sich Laube mit Iduna Hänel geb. Buddeus. — [2] Romane von Voltaire (1694—1778): „Zadig ou la destinée" (1747) und „Candide ou l'optimisme" (1759). — [3] George Sand, eigentlich Baronin Dudevant geb. Aurore Dupin (1804—76), sehr erfolgreiche französische Romanschriftstellerin, die das Junge Deutschland mehrfach beeinflußte.

„Zadig" noch „Candide" hatte ich gelesen. Doch kannte ich Wieland. Auf der Schule war ich, wie ich Band I meiner Gesammelten Werke, S. 208, erzählt habe[1], zur förmlichen Verachtung des Verfassers der „Abderiten" erzogen worden. Ich fand Wieland langweilig. Aber Lucian von Samosata[2], Wielands und Voltaires Vorbild, hatte ich mit Vorliebe gelesen, den griechischen Spötter, der die Göttergespräche, die Begegnungen in der Unterwelt geschrieben. „Herzblut —?" Nun wohl! Mein mächtig mich fortreißendes „Herzblut" kannte ich vollkommen, es wallte und wogte bei jeder Gelegenheit, wo die Ideen der neuen Zeit im Spiele waren. Hatte ich aber einen nur darstellenden Zweck, die Aufgabe einer Erzählung, eine künstlerische Absicht, so dämmte ich die Wallungen des Herzens zurück, legte seinem mächtigen Pulsschlage Mäßigung auf und dachte nur an die vorsichtige Arbeit des Malers, Bildners, Tonkünstlers, von denen der erstere ebenfalls nicht mit dem raschen Kohlenumriß, der zweite nicht mit dem Bearbeiten und Kneten des Tons, der dritte mit dem Punktieren einer Symphonie am Klavier ihre Schöpfungen für abgeschlossen erklären können. Nicht aus Kälte des Gemütes beschränkte ich mich. Es war die nachhaltige, von mir so oft den andern empfohlene Scheu vor den Gesetzen der Kunst. Haßte ich doch allen Naturalismus, besonders den der Erzählungsliteratur des Tages und den sich „genial" gebenden vollends, der immer nur wüst herauskam. Dennoch muß ich gestehen, daß Gustav Schlesiers Auslassung meine Vorrede zu „Schleiermachers Briefen über die Lucinde" und die „Wally" veranlaßte[3]. Sein Spott hatte mich aus meinem Frieden gerissen. Und er hatte es leicht damit. Denn im eignen Schaffen war ich das „zerstoßene Rohr" und der „verglimmende Docht"[4]. Anerkennung war dem Mitarbeiter des auf dem damaligen Parnaß verhaßten Wolfgang Menzel bei keiner einzigen Instanz zuteil geworden. Meine Arbeiten erster Periode, mein

[1] Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 424, Z. 27 ff. — [2] Lukianos von Samosata (etwa 125—180 n. Chr.), griechischer Philosoph, den man wegen seiner satirischen Schriften den „griechischen Voltaire" genannt hat. — [3] „Schleiermachers vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow" (Hamburg 1835). Die Vorrede trägt das Datum „Frankfurt am Main im Januar 1835". Die „Wally" erschien im gleichen Jahre in Mannheim. — [4] Jesaia, Kap. 42, V. 3.

„Sadduzäer von Amsterdam“[1], der, wie ich höre, von manchen, die mich sonst nicht mögen, meinen spätern Arbeiten vorgezogen wird[2], „Nero“[3], „Maha Guru“[4] waren so gut wie nicht erschienen. Sogar Heinrich Laube, der mir hätte die Stange halten sollen, verspottete mich in seinen „Reisenovellen“ als „Archivar des Königs“[5], also wohl als eine Art Clavigo, dem nur der rechte, mir die matadorische Aufwiegelung gebende Carlos fehlte. Aber wo war der größere Wert der Leistungen dieser Matadore? Wenn selbst die Heineschen Arbeiten, die damals schwächer und schwächer wurden, mich nicht von Platen oder den bessern schwäbischen Lyrikern abwendig machen konnten, so mußte in mein Gemüt Erbitterung einziehen und meine Stellung die eines Einsiedlers werden. Es entstanden unter den jungen Schriftstellern jener Periode die gehässigen Fehden, die in den Literaturgeschichten meist nur mir allein zugeschrieben werden, während sie doch nur die Folge des glücklicher situierten Übermuts der andern waren. Allerdings trug mein unverwüstlicher Gerechtigkeitstrieb zuweilen die Schuld dieser ewig wechselnden Stellungen, die ich jedoch durch keine Unterordnung unter Varnhagen von Ense oder den Fürsten Pückler mir bestimmen lassen wollte[6]. Die trüben Folgen der veränderten Richtung meiner Feder für meine Person, meine Freiheit, mein Lebensglück verbitterten nicht minder mein Gemüt. Die Sorge schlug ihre Harpyenkrallen in die täglichen Berechnungen über Woaus und Woein. Erst im Jahre 1839 heilte ich meinen Unmut dadurch, daß ich für die Bühne zu schreiben anfing, dieselbe Bühne, zu welcher mich längst eine wohlwollendere Förderung hätte ermutigen sollen. Selbst Karl Seydelmann[7], in Stuttgart mir

[1] Erschien zuerst im „Morgenblatt“, Jahrg. 1834, Nr. 235—252 (1. bis 21. Oktober), und dann in Buchform im zweiten Teil der „Soireen“ (Frankf. a. M. 1835). — [2] Anspielung auf Paul Heyse, der 1873 Gutzkow bat, die „Sadduzäer“ in den von ihm und Laistner herausgegebenen „Novellenschatz“ aufnehmen zu dürfen. Gutzkow schlug jedoch statt dessen „Die Kurstauben“ vor, die auch nach seinem Tode in Bd. 24 des „Neuen deutschen Novellenschatzes“ abgedruckt wurden. — [3] Tragödie, erschien Sommer 1835. — [4] Vgl. S. 16 dieses Bandes, Anm. 5. — [5] In den beiden ersten, 1834 erschienenen Bänden der „Reisenovellen“. — [6] Anspielung auf Heinrich Laube, der längere Zeit auf Fürst Pücklers Schloß Muskau als Inhaftierter lebte; vgl. S. 170 dieses Bandes, Z. 28ff. — [7] Karl Seydelmann (1793—1843), Schauspieler, als Charakterdarsteller den größten Schauspielern ebenbürtig, 1829—39 am Hoftheater in Stuttgart.

nahe befreundet, wußte auf zwei Akte eines Trauerspiels: „Marino Falieri", die ich ins „Morgenblatt" hatte einrücken lassen[1], mir keine andere Anregung zur Fortsetzung auszusprechen als die: „Nur ja keinen schwachen Helden!" Der Held war allerdings achtzig Jahre alt und mußte demnach drei Akte lang schwach sein, vollends war er verliebt, bis der alte Löwe erwachte. Das kritische Wort einer solchen Autorität ließ mir die Hände in den Schoß sinken; ich glaubte mein Talent verurteilt. Wie ich später die Bühne, wie sie ist, habe kennen lernen, wußte ich, daß Seydelmann kalt blieb, weil die Rolle des achtzigjährigen Marino Falieri nicht an ihn, sondern an seinen Widerpart, den Schauspieler Maurer[2], hätte kommen müssen. So sind die „Bühnenkünstler". Der Liebhaberspieler bleibt kalt bei der Lektüre eines Dramas, wo die Chance, nach jedem Akt gerufen zu werden, auf den Charakterspieler fällt.

Meine Selbstschau würde nicht aufrichtig sein, wenn ich hier nicht die Erzählung der literarischen Entwickelung fürs erste unterbrechen und eingestehen wollte, daß es neben dem Geist der Zeit noch eine andere Sphäre gab, die parallel die volle Hälfte meines jugendlichen Ichs in Anspruch nahm. In dem dramatischen Scherz Wilhelmis[3] „Einer muß heiraten" sind die Brüder „Zorn"[4] geschildert, die ihre Ehe und die Wahl einer Lebensgefährtin durch das Los bestimmen lassen. Jakob Zorn jubelt, daß er zu seinen Büchern zurückkehren dürfe, zu seinen Studien, denen wir und unsre Nachkommen bis ins fünfte Glied die Kosten der Anschaffung des „Deutschen Wörterbuchs" verdanken. Roderich Benedix hat in seiner „Hochzeitsreise" einen deutschen Professor geschildert, wie dieser nicht mehr existiert, einen Gelehrten, dem sein Stiefelwichser mehr ans Herz gewachsen ist als seine eben erheiratete junge Frau. Mit solcher Kühle hat sich der Erzähler zum Frauentum nie verhalten können. Er schildert in diesen Blättern ein Dichterleben und gesteht es offen, daß ihn der Zauber des weiblichen Geschlechts

[1] Jahrgang 1834, Nr. 297—301 (12. bis 17. Dezember). — [2] August Wilhelm Maurer, Schauspieler, gehörte seit 1819 zur Hofbühne in Stuttgart. — [3] Alexander Viktor Wilhelmi, Pseudonym für Zechmeister (1817—77), Schauspieler und Lustspieldichter. — [4] Scherzhaft für die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm.

früh unterjochte. Das Gefühl der Vereinsamung eines gegen den Strom Schwimmenden, der Druck, welcher immer und immer auf dem verkannten Gemüt lastete, der Mangel an äußerm Glück kam diesem Zuge des Herzens und — der Sinne entgegen. Sage man doch nicht, daß sich die Seele selbst genügen könnte! Nicht einmal das physische Leben erwehrt sich krankhafter Stockungen ohne den Sonnenschein des Glücks. Wo aber das Glück finden? Ministern, Verlegern, dem Publikum gegenüber hatte ich kein Glück. Kompensationen für das Glück muß es aber im Gemüt geben, Abrechnungen eines Minus hier gegen ein Plus dort; sonst erliegen wir. Frühe schon hatte ich gegen die Rabbinenweisheit der Entsagung und Selbstkasteiung geeifert, hatte in Heinrich Heines Unterscheidung zwischen den beiden Lebensprinzipien, dem Nazarenertum und dem Hellenismus, einen seiner Lichtblicke gefunden, hatte das, was sich die Menschen ihre Tugend nennen und an sich und an andern glorifizieren, so oft nur für eine körperlich bedingte Empfindungslosigkeit und Stumpfheit der Nerven, nach späteren Erfahrungen für die Alleinbeschäftigung mit ihrem Ehrgeiz, die Narzissusgenüge[1] an der Widerspiegelung ihres geliebten Ich erkannt. Das nagende Prickeln der Eitelkeit, die nur ihren Erfolgen, ihrem Namen, der Pflege des Schattens, den man in der Sonne wirft, lebt, hatte ich nie. Aber mir blieb das Bedürfnis, wenigstens in andern auszuruhen. Früh schloß ich leidenschaftliche Freundschaften. Was sind aber studentische Freundschaften? Bald gehen die Lebensbahnen auseinander. Vollends war die damalige Zeit in einer Weise eine andere als jetzt, daß sich kaum noch fassen, kaum schildern läßt, wie auf drei freigesinnte gleichgestimmte Akademiker wenigstens in Berlin 97 kamen, die nur am Gegebenen hafteten, die nur fromme August Neandersche[2] Pastoren werden wollten, die sich nur als Beamte, als Richter

[1] Nach einer griechischen Sage sollte der überaus schöne Jüngling Narzissus laut Seherspruch ein hohes Alter erreichen, wenn er sich selbst nie sähe. Als er jedoch einst in einem Quell sein Spiegelbild sah, verliebte er sich in dieses, starb aus Sehnsucht und wurde in die Blume Narzissus verwandelt. — [2] Johann August Wilhelm Neander (1789—1850), ursprünglich Jude, ließ sich 1806 taufen und wurde einer der bedeutendsten protestantischen Kirchenhistoriker; seit 1813 war er Professor der Theologie an der Universität in Berlin.

in dem Sinne zu sehen wünschten, wie der damalige Staat seine Beförderungen austeilte. Es waren meist Menschen von erkältender Wirkung. Auch bildet sich Kameradschaft, dieser dem jugendlichen Gemüt, so wie der Biene die Blumenwelt, unerlaßliche Gewinn, da am wenigsten, wo sich literarische Anfängerschaft zeigt. Spricht sich diese nicht mit der aufdringlichen Eitelkeit junger Lyriker aus, wo dann wohl eine gleichgestimmte Richtung zuweilen unter jungen Kameraden dem ständig aus der Rocktasche gezogenen Portefeuille bewundernd entgegenkommt, so wird eine sich auf Meinungen gründende literarische Entwicklung unter Schul- und Universitätskameraden fast immer alleinstehen. Ein Nachkomme Bürgers, selbst Bürger geheißen, ein Hauslehrer bei Professor F. W. Gubitz[1], war bis 1833 mein treuster Freund, bis ihn der Strudel des Theaterlebens ergriff und von seinen Studien und von mir selbst fortriß.

Frauen gegenüber fühlt dann freilich der Jüngling nicht Freundschaft, sondern sofort Liebe. In dem Spiegel eines Mädchenauges fängt sich ihm die ganze Welt. Und sie fängt sich ihm nur in harmonischer Schöne. Des Mondes blasses Licht, das Geflüster einer vertrauenden Seele beim Wandeln unter den sanftbewegten Wipfeln eines Baumganges, die Beratschlagungen über künftige, vielleicht schon gemeinsam gewordene Lebensziele — in diese bestrickenden Zauber, die nicht minder von Neander, Schleiermacher[2], Boeckh[3], Lachmann[4] abzogen, war ich allzufrühe geraten. Der erste Teil meiner „Seraphine" (Gesammelte Werke, Band III[5]) ist selbsterlebt. Die dort geschilderte Beklagenswerte hieß Leopoldine Spohn. War ich hier gefesselt wider Willen, verzweifelte ich wie unter einem mir zufällig übergeworfenen Nessushemd, so schlug mein Herz desto freier und leidenschaftlicher bald darauf für eine sechszehnjährige Brünette

---

[1] Friedrich Wilhelm Gubitz (1786—1870), einflußreicher Kritiker, Professor an der königlichen Kunstakademie. — [2] Vgl. seine Charakteristik in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 91 ff. — [3] Philipp August Boeckh (1785—1867) war seit 1811 Professor für alte Philologie an der Universität in Berlin. — [4] Karl Lachmann (1793—1851), bahnbrechender Germanist, lehrte seit 1825 an der Universität Berlin. — [5] In den „Gesammelten Werken" erster Ausgabe (Frankfurt a. M. 1845 bis 1852); in der Ausgabe letzter Hand (Jena 1872—76) steht der Roman „Seraphine", der zum erstenmal 1837 in Hamburg erschien, am Schluß des zweiten Bandes.

von mehr kleinem als mittlerm Wuchse, mächtigen schwarzbewimperten blauen Augen, blendend weißen Zähnen, keine Schönheit an sich, aber anziehend in allem, was in und an ihr mit geistigem und leiblichem Auge gesehen, mit dem Ohr gehört werden konnte[1]. Am meisten fesselte sie durch ihre Stimme, die so sonor, so tiefliegend war, daß sie allem, was sie sprach, schon dadurch allein den Charakter bedeutungsvoller Reife gab. In Berlin ist alles, was ehedem Garten hieß, im nächsten Umkreise der alten Stadtmauer bis auf den letzten Baum getilgt. Aber die Trauerweide, wo nach zweijährigem „Minnewerben" das angebetene Mädchen zitternd die Worte sprach: „Ich kann nicht mehr — mich beherrschen" erstickte an der Brust des sich redlich zum Oberlehrerexamen Rüstenden und deshalb endlich offen Heraustretenden, und rings die andern Bäume, in deren Schatten bereits von einer künftigen Wohnung bei einem Oberlehrergehalt von 600 Talern geträumt wurde, sie stehen noch in der Königin-Augusta-Straße zwischen Potsdamer- und Schellingsstraße. Vierzig Jahre später ist die halb und halb mir verlobt Gewesene grade im unmittelbaren Gegenüber dieser Bäume auf dem „Tempelhofer Ufer" unvermählt gestorben. Warum erzähle ich diese Momente der Vergangenheit? Weil dieser Bund Tage, Wochen, Monate der Verzweiflung heraufbeschwor, weil er eine Richtung meines Schaffens bedingte. Denn die innigste Liebe hatte hier die gehorsamste Tochter nicht bewegen[2] können, dem Gebote einer Mutter, die mich heute in ihre Arme schloß, morgen mir mit dem Messer drohte und schrie: „Er oder Ich!", entsagend Folge zu leisten. Der „ahnungsvolle Engel" hatte sich bewahrt vor dem Schicksal, die Bahnen eines irrewandelnden Kometen zu teilen. „Gottesleugner" nannten mich damals die Berliner Journale[3]. Türen eines Gefängnisses taten sich auf[4]. Der schmale Weg, den ohnehin der Schriftsteller jener Zeit durchs Leben gehen mußte, wurde enger und enger. Mit dieser schlechtbestandenen Probe eines lieben-

[1] Rosalie Scheidemantel. — [2] Offenbar ist das Gegenteil von bewegen: „hindern", gemeint. — [3] Nach der Herausgabe von „Schleiermachers Vertrauten Briefen über Schlegels ‚Lucinde'"; vgl. S. 165 dieses Bandes, Z. 12 ff. — [4] Nach der Veröffentlichung der „Wally".

den Herzens gingen mir unermeßliche Schätze des Lebens zugrunde. Der Nibelungenhort, den ich im Frauentum gefunden zu haben glaubte, versank mir wie unwiederbringlich. Keinen Mut, keine hochherzige Willenskraft hatte die Reinste ihres Geschlechts zu zeigen vermocht! Charlotte Birch — staune nicht, lieber Leser — die richtige Charlotte Birch-Pfeiffer[1], die mir damals innig befreundet war (erst da haßte sie mich, als ich für die Bühne schrieb und in ihr und dem verbündeten Intendanten Küstner[2] die Usurpatoren der königlichen Bühne Berlins sehen und fühlen lernen mußte), hatte sie noch einmal im Auftrage des damals Dreiundzwanzigjährigen besucht, um den Versuch zu machen, einigen Heroismus zum „Handeln", wie eben Liebende „handeln", zu erwecken. Doch umsonst! Die Mutter zeigte aufs Messer, und mir erstarb — der Glaube an die Bewährung des Frauentums für jene Welt, der mein Leben gehörte. Sie können nicht teilnehmen, rief mein sich krümmender Schmerz, am großen Kampfe der Zeit! Und wenn auch damals Berlin den Tod der Stieglitz[3] erlebte, wenn auch Rahel Varnhagen die unbefangene Lebensauffassung ihres damals zuerst entsiegelten Briefwechsels zu verbreiten begann[4], nichts half, um vorzugsweise die Berliner Welt aus ihrer anmaßenden, kalten Selbstgenüge aufzurütteln. Goethe, Tieck, Steffens, Raumer, Chamisso, Hitzig[5] beherrschten die öffentliche, der Zeit widerstrebende Meinung. Später erstanden allerdings Frauen, die bei einer inzwischen erschreckend gewordenen Zunahme an

---

[1] Charlotte Birch, nach ihrer Verheiratung Birch-Pfeiffer genannt (1800—68), Schauspielerin und Verfasserin zahlreicher Schauspiele. — [2] Karl Theodor von Küstner (1784—1864) wurde 1842 als Generalintendant der königlichen Theater nach Berlin berufen, wo er die erfolgreichsten Reformen in den technischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Theaterwesens durchführte. — [3] Charlotte Sophie Willhöft, geb. 1806, die schwärmerische Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz, gab sich am 29. Dezember 1834 durch einen Dolchstich den Tod, um durch den Eindruck dieser Tat ihren Gatten, der nur ein mittelmäßiger Dichter war, zu einer poetischen Höchstleistung zu begeistern. Vgl. ihre Charakteristik in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 103, Z. 32 ff. — [4] Kurz nach dem Tode seiner Gattin Rahel (7. März 1833) veröffentlichte Varnhagen von Ense 1833 eine Auswahl aus ihrem Nachlaß: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde". Vgl. Gutzkows Charakteristik Rahels, Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 98 ff. — [5] Julius Eduard Hitzig (1780 bis 1849), kriminalistischer Schriftsteller, gab 1826 ein „Gelehrtes Berlin" heraus und war seit 1842 Redakteur der in Leipzig erscheinenden „Preßzeitung".

politischen Märtyrern sich für ihre Ehegatten einen mutigen Aufschwung zu geben verstanden — die mir befreundete Gattin des Darmstädters Wilhelm Schulz[1] befreite den ihrigen aus der Feste Starkenburg im Odenwald; ich selbst fand die Hand eines Mädchens, das sich in der Zeit meines Unglücks bewährt hatte[2] — aber die Abneigung, die in mir entstanden war, die Verhimmelungen der lyrischen Muse über den Wert der Frauen zu teilen und beim Schreiben speziell nur der Frauen zu gedenken, denen vorzugsweise zu huldigen, kurz auf Gedankenkreise einzugehen, an denen den Frauen nach Goethe am meisten gelegen sein müsse (die Huldigung, die statt „Mädchen" immer nur „Blume" sagte und das Leben wie nach Bildern malte, sollte sich bald bis zum Schwindel steigern), blieb; sie blieb in meinem „Blasedow und seine Söhne" fast bis zum Zynischen („Gesammelte Werke", Band V und VI[3]); blieb — — ohne — daß darum bei mir das Suchen nach dem Schlüssel des Paradieses, den Gott, als er sein Eden schloß, zur Verwahrung ins Frauenherz zurückgelegt zu haben scheint, an sich selbst aufhörte. Mit der Feder sprach ich diese Sehnsucht nicht aus. Nur für Männer wollte und konnte ich schreiben.

Den Gedankengängen des sich immer mehr zum Siege hindurchringenden neuen Geistes der Zeit gegenüber stand ich von Jahr zu Jahr gefesteter Rede. Mein „Telegraph", jenes journalistische Schmerzenskind, war in anständigere buchhändlerische Versorgung gekommen[4]. Ich zog aus dem Bereich des Bundestages, aus dem Gehege der Frankfurter Späher und Zuträger, seiner feigen, auf dem Frankfurter „Römer" geübten Zensur (Frankfurter Bürgermeister wie Thomas[5], von Meyer[6],

---

[1] Wilhelm Schulz-Bodmer (1797—1860) redigierte seit 1832 den „Hesperus" für Cotta; 1834 wurde er wegen politischer Vergehen in Darmstadt zu drei Jahren Festungshaft verurteilt; doch gelang es ihm, in der Nacht vom 30./31. Dezember 1834 mit Hilfe seiner Frau aus der Festung Babenhausen (Provinz Starkenburg) zu entfliehen. — [2] Amalie Klönne, Gutzkows erste Frau; vgl. „Gutzkows Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 20*, Z. 32 ff. — [3] Erste Auflage, Stuttgart 1838, 3 Bde. — [4] Er erschien von 1838 an als „Telegraph für Deutschland" bei Hoffmann und Campe in Hamburg. — [5] Johann Gerhard Christian Thomas (1785—1838) wurde mehrfach zum Bürgermeister gewählt; 1832—37 vertrat er Frankfurt beim Bundestag. — [6] Johann Friedrich von Meyer (1772—1849), wegen seiner Bibelstudien auch „Bibel-Meyer" genannt, war ebenfalls wiederholt Bürgermeister und Vertreter beim Bundestag.

von Günderode[1] usw. trugen das ihnen von Nagler[2], Münch-Bellinghausen[3], Blittersdorf[4] auferlegte Joch mit Zuvorkommenheit) in die freiere Freistadt Hamburg und fühlte die volle Kraft, in den Kölnischen Wirren gegen den Görresschen „Anthanasius" zu schreiben[5], gegen Leo[6] in Halle im Hegelingenstreit, gegen die altständischen Prätensionen des Fürsten von Solms-Lich[7], kurz, mich in meiner Weise an den bedeutenderen Fragen der Zeit in längerer oder kürzerer Rede zu beteiligen. Bei öffentlichen Festen, am Gutenbergstag in Mainz[8], bei Errichtung des Schwanthalerschen[9] Goethe in Frankfurt am Main wurden mir offizielle Toaste übertragen. Die Bosheit von Männern wie Carové[10] in Frankfurt, Karl Buchner[11] in Darmstadt, C. v. Wachsmann[12] und des Theodor Hellschen[13] Kreises in Dresden, die alles, was von mir ausging, methodisch herabsetzten, mich ständig umgeiferten, kümmerte mich nicht mehr. Hätte ich dem geheimen Förderer und Berater der jüngeren Literatur, Varnhagen von Ense, ebenso wie Laube, Mundt, Kühne und die andern jungen Autoren, zu huldigen mich überwinden können, ich würde für die Geltendmachung meiner Vota mich noch eines festern Untergrundes erfreut haben. Doch verzichtete ich auf Protektionen, seitdem ich die demütigenden Folgen der Menzelschen Kritik erlebt hatte. Selbst die Anerkennung derer, die ich hochverehrte, suchte ich nicht mehr. Ich war zu sehr überzeugt,

---

[1] Karl Hektor Wilhelm von Günderode (1786—1862) war 1841, 1847, 1851 und 1861 älterer Bürgermeister. — [2] Vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 2. — [3] Joachim Graf von Münch-Bellinghausen (1786—1866), österreichischer Staatsmann, wurde 1823 Staatsminister und Präsidialgesandter beim Bundestag. — [4] Friedrich Karl Freiherr von Blittersdorf (1792—1861), badischer Staatsmann, war 1820—35 Bundestagsgesandter und betätigte als solcher eine streng bundesrechtlich-monarchische Gesinnung. — [5] Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 7 ff. — [6] Heinrich Leo (1799—1878) war anfangs burschenschaftlich gesinnt; 1828 wurde er Professor für Geschichte in Halle und zeigte sich bald als reaktionär und feindlich gegen den Zeitgeist; 1838 erschien seine Streitschrift „Die Hegelingen", in der er sich gegen A. Ruge und die von diesem mit Echtermeyer in Hegelscher Tendenz begründeten „Hallischen Jahrbücher" wandte. — [7] „Offenes Sendschreiben an den Fürsten zu Solms-Lich." — [8] Bei der Einweihung des Gutenbergdenkmals, die vom 14. bis 16. August 1837 stattfand; vgl. S. 197 dieses Bandes, Z. 3 ff. — [9] Ludwig von Schwanthaler (1802—48), Bildhauer, schuf neben vielen Reliefgruppen und Denkmälern 1843 die Goethestatue in Frankfurt am Main. — [10] Friedrich Wilhelm Carové (1789—1852), freisinnig katholischer Schriftsteller. — [11] Karl Friedrich August Buchner (1800—72), Jurist und Schriftsteller. — [12] Karl Adolf von Wachsmann (1787—1862), Novellist und Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen. — [13] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 1.

daß ich nur für mich allein einzustehen hatte. Sah ich dann wohl, da ich zu reisen liebte, deutsche Städte, erinnerte mich, daß so mancher berühmte Name in ihnen hauste, so mochte ich nicht bei ihm anklopfen. Denn ich wußte, daß sich der Angesprochene zuvor aus einem Wust von Mißtrauen und falscher Nachrede über mich, aus Bildungsstandpunkten, die nicht die meinigen waren, und deren subjektive Berechtigung ich doch anerkennen mußte, herauszulösen hatte, ehe er mein offnes Wort, meine dargereichte Rechte zu würdigen verstand. Solche Überdreistigkeit, die einige damals mit mir zugleich aufstrebenden jüngeren Schriftsteller später gezeigt haben, daß sie sich überall an die ersten Namen der Zeit zu machen wußten, wo dann Uhland und Meyer, Schelling und Meyer, Kaulbach und Meyer bis ins Elysium Hand in Hand gehen sollen, ist mir bis zum heutigen Tage fremd gewesen. Unter solchen Umständen mußte mich die wie aus der Luft gekommene Aufforderung des Kurators der Universität Bonn, J. Ph. von Rehfues[1], überraschen, der mich ermunterte, ich sollte meine gegenwärtige Karriere ganz unterbrechen, mich an einer Universität der Schweiz oder einer kleinen in Deutschland, Gießen oder Marburg, als Privatdozent habilitieren, er würde dafür sorgen, daß ich in kürzester Zeit Berufung an eine preußische Universität erhielte. So sicher stand in der Tat noch der nächste Anhalt für Rehfues, der Minister von Altenstein[2], dem Hausminister Wittgenstein[3] und seinen Polizeischergen gegenüber, daß eine solche Wendung meines Lebens, bei wahrscheinlich vorausgesetzter „einiger Reue", gar nicht als undenkbar angenommen werden konnte. Der mich schon lange geistig fördernde Verkehr mit diesem durch Herzensgüte ausgezeichneten, vielverkannten Manne war die Folge einer vor Jahren von mir geschriebenen Kritik über seinen „Scipio Cicala". Jener Aufforderung konnte ein schon für Weib und Kind zu sorgen Verpflichteter nicht folgen.

---

[1] Philipp Joseph Rehfues (1779—1843), Schriftsteller, seit 1818 Kurator der neugegründeten Universität Bonn, veröffentlichte 1832 einen historischen Roman „Scipio Cicala", den Gutzkow im „Literaturblatt" Nr. 22 und 23 zum „Morgenblatt" (25. Februar und 1. März 1833) sehr günstig besprach. — [2] Karl Freiherr von Altenstein (1770—1840), 1799 Mitglied des preußischen Staatsministeriums, 1817—38 Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. — [3] Wilhelm

Der Verleger des „Telegraphen" war Julius Campe geworden, derselbe Buchhändler, der Heine, Börne, teilweise Anastasius Grün, Raupach[1], Maltitz[2] u. a. verlegte. Doch gab ich, gelegentlich bemerkt, nie meine Feder dazu her, gegen meine Überzeugung ein Buch seines Verlags zu loben. Wie ich auch andrerseits dem, wie der ältre deutsche Buchhandel weiß, wunderlich gearteten und eigen zu behandelnden Manne nachzurühmen habe, daß er niemals die Prätension gemacht, ein von ihm verlegtes Journal zur steten Anpreisung seiner Autoren benutzen zu wollen. Ich erwähne dies Verhältnis um deswillen, weil sich im Kopfe des kürzlich verstorbenen[3] Hoffmann von Fallersleben eine Anekdote zusammengewirrt hat, die in seinen, bei Rümpler in Hannover erschienenen Memoiren[4], diesem traurigen Sammelsurium von Gelegenheitsgedichten, Tischtoasten und ausgeschnittenen Zeitungslobhudeleien, in bezug auf mein Verhältnis zu Julius Campe meinen Charakter nicht wenig verunglimpft. Ich hatte, wie den ganzen Mann, so auch Hoffmanns „Unpolitische Lieder"[5] gut der Gesinnung nach, für Mittelgut als Dichterware befunden[6]. Einige Jahre später begegnete ich ihm im schönen Taunusgebirg, auf der Promenade des Bades Soden, wo ich meine Gattin besuchte, die dort mit den Kindern verweilte. „Sieh den schönen Strauß, den mir der Professor geschenkt hat!" rief meine Frau, als sie mit dem Überall und Nirgends daherkam, der damals am Rhein und Main seine Breslauer Quieszenz in einer kaum zu schildernden bequemen Weise genoß[7]. „Versöhnt euch beide!" setzte sie bittend hinzu. Die Schwester der drei wackern Büchner, Georg[8],

---

Ludwig Georg Fürst zu Sayn-Wittgenstein (1770—1851) war seit 1819 Minister des königlichen Hauses. — [1] Ernst Raupach (1784—1852), dramatischer Dichter von erstaunlicher Produktivität, die jedoch über Nachahmung und leere Rhetorik kaum hinauskam. Am bekanntesten ist sein Hohenstaufenzyklus, eine von Friedrich Barbarossa bis Konradin reichende Tragödienreihe. — [2] Franz Friedrich Freiherr von Maltitz (1774—1857) betätigte sich als dramatischer und lyrischer Dichter. — [3] Am 19. Januar 1874. — [4] „Mein Leben" (Hannover 1868—70, 6 Bde.). — [5] Hamburg 1840/41, 2 Bde. — [6] Im „Telegraph für Deutschland", Jahrg. 1841, Nr. 7. — [7] Hoffmann von Fallersleben war am 20. Dezember 1842 seiner Breslauer Professur der deutschen Sprache ohne Pension enthoben worden. — [8] Georg Büchner (1813—37), begabter Dichter; sein dramatisches Gedicht „Dantons Tod" erschien 1835 und wurde von Gutzkow warm empfohlen; vgl. die Einzelheiten in der Charakteristik Büchners, Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 117 ff.

Alexander[1], Louis Büchner[2], Luise Büchner[3] war mit andern zugegen. Ich bot dem Straußwinder die Hand. „Aber sagen Sie mir, wie haben Sie denn das vor Campe durchbringen können, daß Sie seine eigenen Verlagsartikel in dem von ihm bezahlten Blatt herunterrissen?" fragte mich Hoffmann von Fallersleben, als er mich vertraulich zur Seite gezogen. Eine Weile schwieg ich, stutzend über die grob-naive Erinnerung an jene Kritik, die mir eine Überzeugungssache gewesen, und machte dann die ausweichende Bemerkung: „Campe hat am wenigsten etwas dagegen gehabt. Er gönnt ja seinen Autoren, daß sie zuweilen geduckt werden." Wer Julius Campe gekannt und je gesehen hat, wie sich dieser Till Eulenspiegel der Leipziger Messe die Hände reiben und darüber freuen konnte, wenn er sah, daß für die Bäume, daß sie nicht in den Himmel wüchsen, wieder einmal gesorgt war, und wär's durch ein Epigramm auf seinen eignen Verlagsartikel gewesen, wird mein Wort harmlos deuten und nehmen, wie es gefallen. Doch aus diesem Gespräch, das von einem Knäuel von Kurgästen, in welches wir geraten waren, unterbrochen wurde, hat sich der Eitelste der Eiteln in späterer Zeit, wo sich der Mann einbildete, ich hätte nicht in der Schillerstiftung für ihn gesorgt[4] (die Akten beweisen das Gegenteil), den Vers gemacht: G. gestand mir einst mit — (ich zitiere aus dem Gedächtnis. Aber „schamlose Frechheit" oder etwas Ähnliches versteht sich in solchen Fällen unter deutschen Schriftstellern von selbst), er hätte mich im Auftrage Campes getadelt, nur damit dieser den Vorteil gewann, daß ich weniger Honorar forderte! Lieber Leser, wie viel Selbstbeherrschung muß doch ein Autor über sich gewinnen, um solcher, nur das Böswilligste voraussetzenden Schmähsucht gegenüber nichts zu tun, als zu sagen: Legt's zum übrigen! Aus dem Duellanbieten (wozu ich

---

[1] Alexander Büchner, geboren 1827, der jüngste der drei Brüder, trat 1857 in französische Staatsdienste über und wurde 1862 Professor der Literatur in Caën, Departement Calvados. — [2] Ludwig Büchner (1824—99), naturwissenschaftlicher Schriftsteller; weite Verbreitung und große Bedeutung erlangte seine materialistische Schrift „Kraft und Stoff". — [3] Luise Büchner (1821—77) versuchte sich wiederholt als Schriftstellerin. — [4] Gutzkow wurde 1861 zum Generalsekretär der Schillerstiftung ernannt.

in ähnlichen Fällen zweimal in der Tat habe greifen müssen[1]), aus dem Gegenerklären, dem Berichtigen, Herumzanken in den Zeitungen, käme ein solcher „Bestverleumdeter" nicht mehr heraus.

Die Zeit brach an, wo dem „Jungen Deutschland" die Tonangabe in der Kritik (denn diese besaß es) entwunden wurde. Es geschah dies durch die Stiftung der „Hallischen Jahrbücher"[2]. Das Kurze, Desultorische, Subjektive, Willkürliche hörte jetzt auf. Lange Abhandlungen, die vom Ei anfingen, aber ebenso subjektiv, ebenso willkürlich waren, traten an seine Stelle. Die junghegelsche Arbeit hat reiche Früchte getragen, vorzugsweise für die Universitäten, die akademische Jugend und die Lehrer. Daß dabei Männer wie R. E. Prutz[3] ihren eignen Ursprung, die Schule ihrer Bildung verleugneten und gegen die Kritiker, die bisher im Vordergrunde gestanden hatten, mit Ausdrücken der Geringschätzung vorgingen, lag in der Eigenheit jeder neuen Epoche, zumal in Deutschland, daß die Kinder durch ihre Geburt die Mutter töten. Schon hatten ja auch die einzelnen Mitglieder jenes Bundes, der niemals bestand, des „Jungen Deutschland", neue Phasen ihrer Entwickelung angetreten. Heinrich Heine kehrte von seinen mißlichen prosaischen Ausflügen auf deutsche Literatur und Philosophie zum politischen Tagesvers zurück; Heinrich Laube folgte meinem Vorausgang und wandte sich mit Erfolg der Bühne zu; Gustav Kühne, derselbe, der von seinen Gesinnungsgenossen sagte: „Sie wollten nicht bloß leben, sondern auch glänzend leben", hatte das richtige Teil ergriffen, er heiratete eine junge Dame, die ihm eine reiche Mitgift brachte[4]; Theodor Mundt kam durch Luise Mühlbach[5] in ein neues Stadium seiner gewandten, aber nie recht unmittelbaren und daher reizlos gebliebenen Feder; Ludolf Wienbarg konnte

---

[1] Das erstemal 1835 gegen Menzel (vgl. S. 182 dieses Bandes, Z. 23 ff.), das zweitemal 1859 gegen Kühne wegen des S. 11 dieses Bandes, Anm. 3, zitierten Artikels; in beiden Fällen kam das Duell nicht zustande. — [2] Durch Arnold Ruge und Echtermeyer, 1837; vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 6. — [3] Robert Eduard Prutz (1816—72), bedeutend als Literarhistoriker, Kritiker und politischer Lyriker. — [4] Gustav Kühne verheiratete sich 1841. — [5] Klara Müller (1814—73), seit 1839 mit Th. Mundt verheiratet, schrieb unter dem Pseudonym Luise Mühlbach zahlreiche Unterhaltungsromane.

schon seit lange für verschollen gelten; denn dieser älteste unter uns allen war hinter den Hoffnungen, die sein erstes Auftreten hatte erwecken dürfen, weit zurückgeblieben. Als der Bedauernswerte vor einigen Jahren starb[1], forderten mich vier unserer ersten Zeitungen auf, ihm einen Nekrolog zu schreiben. Allen stand das Bild vor Augen, das einst grade von ihm der Mann der „Männer der Zeit"[2] entworfen. Am Strande der Nordsee stehe reckenhaft Ludolf Wienbarg mit im Sturm flatternder Locke, Möven umkreisen ihn usw. So oder ähnlich war seine Erscheinung stereotypiert. Jahrelang hieß es zu meinem Nachteil: „Wie anders dagegen Ludolf Wienbarg —!" Nun wohl! Ich mußte die Aufforderung jener Zeitungen ablehnen. Was mir der Dahingegangene durch schnöde Undankbarkeit an persönlichem Leid zugefügt hatte, konnte in dem Nekrolog verschwiegen bleiben, nicht aber der traurigste Verfall im Streben und Leisten, ein geistiger Schwund, der ganz Hamburg zum Zeugen hatte. Gesagt mußte werden, ob Immermann bei gesunden Sinnen gewesen, als er in seinem von Putlitz veröffentlichten Tagebuche über die Wienbargschen Augen gesagt haben soll, „sie müßten viel geweint haben[3]!" Geweint —! Die Kenner der betreffenden Augen werden mit Mühe die Bemerkung unterdrücken, daß hier ohne Zweifel eine Abbreviatur in Immermanns Tagebuch gestanden und diese nicht richtig gelesen ist. Hamburger Erinnerung[4] sieht den „Nordlandsrecken", für welchen einst Freunde die Subskription für sechs Vorlesungen zustande gebracht hatten, im Kreise von 10 oder 12 Zuhörern auf der Hamburger Börsenhalle, sieht ihn eintreten statt um 12 um halb 1, mit allen Zeichen bedeutungsvoller Erinnerung an seine Kieler Dozentenschaft[5] sich räuspern, ein Glas Zuckerwasser leeren, ein Manuskript entfalten, es langsam ablesen und sich nach — 15 Minuten schon wieder mit den Blättern, die ein plötzliches Leersein gezeigt hatten,

[1] Am 2. Januar 1872. — [2] Vgl. S. 11 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke", herausgegeben von Putlitz, Bd. 2, S. 234 (Berlin 1870); es heißt da: „Seine Augen schienen mir von manchem Zorn und mancher Träne gerötet zu sein." — [4] Sommer 1834. — [5] Wienbarg las nur im Sommersemester 1834 an der Universität Kiel über Ästhetik und deutsche Literatur.

entfernen! Vom Turm der Katharinenkirche hatte es eben erst dreiviertel geschlagen! Ludmilla Assings[1] treues Gedächtnis wird die Richtigkeit dieser Szene, der sie beiwohnte, bestätigen. Näherte man sich aber dann dem „Nordlandsrecken“, so schlug er seine oben geschilderten Augen auf, sprach mit lispelnder Stimme einzelne bedeutungsvolle Worte und hätte glauben machen können, daß er der Mittelpunkt der Literatur des Tages sei. Später gab ihm noch die Sache seines engern Vaterlandes, Schleswig-Holstein, einigen Aufschwung[2], doch verlief sich auch dieser, wie die Kenner nur zu gut wissen, anders, als in den „Männern der Zeit“ zu lesen sein wird. Nur um zu zeigen, daß ich trotz der Empfindungen, deren ganzen Unmut ich über die stereotype Willkürlichkeit in den Urteilen und Parallelen des Literaturgeschichtsgeschwätzes zurückdränge, doch für etwas Poetisches auch in diesem mir von der löblichen Kollegenschaft damals Vorgezogenen nicht blind gewesen bin, erwähne ich, daß ich ein Dritteil des Stoffes, aus welchem ich später meinen „Klingsohr“ im „Zauberer von Rom“ formte, von eben jenes Wienbargs Naturell entlehnt habe. Die Herkunft der beiden andern Dritteile, nicht minder typisch für norddeutsche Richtungen, bezeichne ich gelegentlich.

Das Allgemeine der Zeit, die Signatur der neuen Ideen hatte sich trotz der geschilderten journalistischen Tätigkeit in dem inzwischen männlicher Gewordenen und leider zu früh in die Öffentlichkeit Gedrängten allmählich als ein einiges Ganzes ausgebildet. Stütze und Halt fand ich schon lange nur in mir selbst. Daß sich eine Anzahl junger Männer, auch Frauen aus den Kreisen der immer mehr sich entwickelnden weiblichen Literatur, um die von mir gehaltene Fahne scharte, vielversprechende Namen, Dingelstedt[3], Herwegh, Uffo Horn[4]; daß fast die ganze jüngere Literatur, wenn sie nicht zur Richtung der schwäbischen Lyrik gehörte, sich mit mir in Verbindung setzte,

[1] Ludmilla Assing (vgl. S. 217 dieses Bandes, Z. 28 ff.) gab in ihren Biographien und ihrer Veröffentlichung des Briefwechsels und der Tagebücher ihres Oheims Varnhagen wertvolles kulturgeschichtliches Material. — [2] Er nahm 1848/49 teil an dem Kampf gegen Dänemark. — [3] Franz von Dingelstedt (1814—81), Dichter und Dramaturg, trat in seinen ersten Veröffentlichungen schneidig für die liberalen Ideen ein. — [4] Uffo Horn (1817—60), österreichischer Schriftsteller.

durfte mir Schadloshaltung erscheinen für den Mangel an Ermutigung bei den Männern einer ältern Periode, Rehfues ausgenommen. Aber nicht Belletristen allein waren es, die meine „Koterie“, meine „Handlanger“ genannt wurden (viele dieser Treuen deckt schon lange das Grab); auch fachwissenschaftliche Namen, Männer wie Detmold[1], Oppermann[2], jener zu früh verstorbene geistvolle Mediziner Siebert[3] in Würzburg und manche andere schlossen jene Freundschaft mit mir, die jedem vertrauensvollen Worte freudig Gehör gibt und Gefälligkeiten zu üben für gebotene Pflicht hält. Aber doch fühlte ich mehr und mehr, daß die Fortsetzung des großen neuzeitlichen Kampfes andere Waffen erforderte, als ich zu führen verstand. Die politischen Aufgaben setzten immer mehr das reichere spezielle Wissen des Rechtskundigen voraus. Die Ausbeute, die mir ein einjähriger juristischer Kursus in Heidelberg und München[4] gegeben hatte, war nur der Anfang einer Spezialität, die selbst durch das Studium der Schriften eines Zachariä[5], Weitzel[6], Say[7], Adam Smith[8], Mac Culloch[9], Klüber[10] nicht gleichen Schritt halten konnte mit der immer mehr sich erweiternden Bresche-Legung in den damaligen Staat. Wurden doch auch die Prinzipien der eben genannten Namen schon wieder durch die Umwälzungsmethode, die in dem Journal der strebenden Privatdozenten, den „Hallischen Jahrbüchern“, befolgt wurde, über den Haufen geworfen. Die andere Inkompetenz fühlte ich auf dem spekulativ-philosophischen Gebiete. Obschon ein Schüler Hegels, hatte mir doch von je das abstrakte Formeldenken widerstanden.

---

[1] Johann Hermann Detmold (1807—56), Advokat in Hannover und Bundestagsgesandter. — [2] Heinrich Albert Oppermann (1812—70), Rechtsanwalt und Publizist. — [3] August Siebert (1805—55) promovierte in Würzburg, wo er eine Zeitlang Assistenzarzt war; seit 1846 war er Professor an der Universität in Jena. — [4] Im Winter 1832/33 in Heidelberg und im Sommer 1833 in München. — [5] Vgl. S. 97 dieses Bandes, Anm. 3. — [6] Johannes Weitzel (1771—1837), politischer Schriftsteller. — [7] Jean Baptiste Say (1767—1832), französischer Nationalökonom, der Adam Smith in Frankreich populär machte. — [8] Adam Smith (1723—90), berühmtester englischer Nationalökonom, Begründer des Industriesystems; er tritt für größtmögliche Produktion auf der Basis von Arbeitsteilung, freiem Wettbewerb und Freihandel ein und betrachtet die Arbeit als Quelle und Maßstab alles Wertes. — [9] John Ramsay Mac Culloch (1789 bis 1864), englischer Nationalökonom. — [10] Johann Ludwig Klüber (1762—1837), Professor der Rechte in Heidelberg.

Die Leichtigkeit des Umspringens mit den logischen Kategorieen, wie solche damals von den „Hallischen Jahrbüchern" geübt wurde und wiederum jetzt von den jungen Adepten des Pessimismus[1], erregte mir staunende Bewunderung; denn aber ich selbst konnte nur denken mit konkreten Unterlagen, in der Weise, wie die Engländer, Lessing, Herder philosophierten. Den damals zu enthusiastischer Empfehlung gelangten, jetzt bereits wieder vergessenen Ludwig Feuerbach[2] fing ich zu lesen an, gestehe aber, daß mir bei ihm der Satz: Der Mensch ist das Maß aller Dinge! vor der Klippe, ins Triviale zu geraten, nicht immer sicher zu sein schien. Bei alledem mich bescheidend und den feurigen Zungen, die jetzt die neuen Botschaften verkündeten, nicht widersprechend, pflegte ich meine Lust am einzelnen, meinen alten Sinn für künstlerische Abrundung und Einheitlichkeit. Allerdings konnte mir der damals immer mehr aufkommende Formenschiller in unsrer „Goldschnittlyrik", die jetzt so vergessen und vergilbt die Buchläden hütet, nur ein Übermaß dessen erscheinen, worauf es in der Literatur zumeist anzukommen schien. Die ästhetische Formengebung beschäftigte mich indessen nicht wenig, ja in solchem Grade, daß ich die Lust und selbst das Vermögen zu eigner Produktion verloren haben würde, um so mehr, als die Lyrik, so edle Blüten sie trieb, die Entwicklung einer wahren Nationalliteratur mehr zu hemmen als zu fördern anfing und die Wegbahnerin des Manierierten und der kleinen Detailtiftelei wurde, wenn mir nicht die Bühne, die mir in Hamburg in ihrer ganzen unmittelbaren Wirkung auf das Gemüt des Volkes entgegengetreten war, ein Heilmittel geworden wäre für meist trübe und entsagende Stimmungen.

Wenn, vom Schein der Esse umglüht, der Schmied am Feuer steht und in die vom angezogenen Ventilator immer neu verstärkte Glut so lange das Eisen hält, bis es in den rechten Grad des Schweißens gelangt, dann hurtig das halbflüssige Metall auf den Amboß trägt und mit nerviger Faust darauf den wuchtigen Hammer fallen läßt, so erinnert sich das Kinderauge mit Wonne, wie sich ein Lauschen an der Schmiede durch den

[1] Den Schülern Schopenhauers. — [2] Ludwig Andreas Feuerbach (1804 bis 1872), Philosoph, berühmt durch sein Hauptwerk „Das Wesen des Christentums".

prächtigen Anblick belohnt der ringsumsprühenden, die Esse erleuchtenden Funken. Solche Funken sprüht der poetische junge Genius, wenn er das Drama als erste Offenbarung seines Schaffens wählt. So Schiller in den „Räubern" und „Fiesko"; so Goethe im „Götz". Der ganze Mensch, im Bedürfnis, sich zum ersten Male auszusprechen, gibt sich in diesen Dramen kund, in solchen Erstlingen der dichterischen Jugendkraft, diesen ersten Schlägen auf die Sprödigkeit der Stoffe. Kleist, Immermann, Grabbe haben uns nicht in vollem Glanz jenes titanische Schauspiel hinterlassen. Der erste nicht, weil ihm das Sondertümliche seiner Stoffe sofort das Gesetz der Beschränkung, sozusagen der Zuspitzung zum Epigramm auferlegte; der zweite nicht, weil er kalt und ironisch von Hause aus war; der dritte, weil er der Welt aus dem Urgrund seines Innern nichts besonders Edles, Tiefes oder Hochgemutes zu sagen wußte. Grabbe hat nur die Grimasse der Genialität zu zeigen verstanden.

Den Reiz dieser schriftstellerischen Jungfräulichkeit konnten die Dramen eines Autors nicht haben, der seinen innern Menschen, sein Ich schon zehn Jahre lang in Poesie und Prosa ausgesprochen hatte. Diese Funken des Weltenstürmers, diese bestrickenden Zauber einer genialen Unreife, die immer und immer mit fesselnden Wendungen vom Stoffe abzuirren droht und sich doch wieder durch den angebornen Künstlersinn zu ihm zurückfindet, diese fehlten meinen Dramen. Das erste derselben, „König Saul"[1], gehörte noch ganz den Einflüssen des Zeitalters der Ironie und Satire an, wie man wohl am besten die Zeit der Tieckschen Suprematie bezeichnen würde. Diese Zeit hat im wesentlichen bis 1840 gedauert. Saul kämpfte mit den Philistern. Mit Philistern! Da kann der Tieckianer nicht widerstehen, zwei Fürsten „Flach" und „Oberflach" einzuführen, wie nur in Tiecks ernsten Dramen das Pathos des nicht einmal recht ernst gemeinten Ernstes allzu schnell aus der Rolle zu fallen pflegt. Das zweite Drama, „Richard Savage", machte schon glücklicher seinen Weg. Es führte mich in die Bretterwelt ein, die Bretterwelt vor und hinter den Lampen, vor und hinter den

[1] Erschien 1839 in Hamburg bei Hoffmann und Campe.

Kulissen[1]. Doch erst mit dem dritten Versuch, „Werner oder Herz und Welt", gewann ich mir die Gunst der Menge[2]. Hier hatte ich den Stoff aus mir selbst entlehnt, aus meinem eigenen Leben. Es war nicht das von Gustav Schlesier gemeinte „Herzblut", nicht die Heinrich Heinesche Aktualität, was ich wiedergab; es war etwas Besseres und ein reiner Zufall, daß ich, der ich nie an die Leserinnen der Leihbibliothek, nie an die Voraussetzungen der gespannt sein wollenden Blasiertheit gedacht hatte, diesmal das traf, was die Hörer auf der Bühne verlangen. Zu dem genialen Schauspieler Jean Baptist Baison[3] in Hamburg hatte ich gesagt: „Kürzlich war ich in Berlin. Ich besuchte den Vater eines Mädchens, das ich vor Jahren liebte[4]. Ich wurde gütig von ihm aufgenommen. Die Angebetete, die zu meiner Beglückung nichts hatte wagen wollen, die sich nicht hatte entschließen können, sich für mich zu bekennen, hat dennoch alle Bewerbungen, die sie reichlich empfing, abgelehnt. Ich gestehe Ihnen bei aller Achtung vor meiner Gattin, daß ich vor dem Vater der ehemaligen Geliebten, einer edlen idealen Mannesnatur, mit Erschütterung stand, ja, daß ich noch jetzt zuweilen über dies Verfehlthaben eines Zuges meines Herzens vor Schmerz und Wehmut" — doch ich will nicht fortfahren in einem Tone, der vielleicht nur posthume Berechtigung hat. Ich verweise auf jenes Schauspiel, das ich aufs eifrigste Zureden des mir Freund Gewordenen in wenigen Tagen schrieb. Die rigoristische Tugendkritik unsrer Zeit hat auch dies Drama, wie so viele andere meiner Charaktere und Erfindungen, vom Standpunkt der neu eingeführten poetischen Kriminalgerichtsbarkeit, einem der ungerechtesten ästhetischen Standpunkte, die es nur geben kann (denn muß er nicht z. B. aus dem „Vicar of Wakefield"[5] eine einzige Erbärmlichkeit machen?), verworfen und damit die Nerven, welche Stricken gleichen, als maßgebend für die Literatur des 19. Jahrhunderts bezeichnet, nicht

[1] Erste Aufführung am 15. Juli 1839 in Frankfurt a. M. Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 1 ff. — [2] Erste Aufführung in Hamburg am 22. Februar 1840. — [3] Jean Baptist Baison (1812—49) war 1835—37 in Hamburg, dann in Frankfurt a. M. engagiert. — [4] Rosalie Scheidemantel. — [5] Berühmter Roman des englischen Dichters Oliver Goldsmith (1728—74).

die empfindsamen oder „kranken". Aber das Erzeugnis eurer „Molluskenseele"[1] zündete in Hamburg in solchem Grade, daß es eine Reihe von gefüllten Vorstellungen rasch hintereinander erlebte. Bei der fünften oder sechsten begegnete mir im gedrängtvollen Parterre Friedrich Hebbel, der eben bei der Direktion seine „Judith" eingereicht hatte. Auch er hat es der eben bezeichneten Kritik nie recht machen können. Nur daß Hebbel damals auf dem Gipfel der Verblendung über seinen Beruf stand. Mit Orsina[2] zu reden, möchte ich's bezeichnen: „In einem Tone — in einem Tone —", der auch nur Friedrich Hebbeln eigen gewesen, wenn der gewiß Geniale von der Cheopspyramide seines Selbstbewußtseins herab verachtend und doch die Höflichkeit fast wie Elias Krumm[3] nicht aus den Augen verlierend, sprechen wollte — warf er mir vorübergehend ein langgezogenes „Guten Abend!" entgegen. Es war nach dem dritten Akte, wo die Darstellerin der Julie eben dreimal gerufen worden war, dieselbe Dame, Christine Enghaus, die später — Hebbels Gattin werden sollte und bei hereinbrechender Beeinträchtigung ihrer Stellung am Burgtheater sich jahrelang mit dieser einzigen so frisch von ihr erfaßten Rolle in ihrem Wert geltend zu machen wußte und gewiß dann zur Freude des Mannes, dem 1839 die blinde Vergötterung einiger Leute in Hamburg vorgeredet hatte, er allein sei der „Messias" des deutschen Theaters, und der denn auch damals für mich nichts hatte als sein hämisches „Guten Abend!", das mir durch die Seele schnitt.

Man legt wohl einen Stein auf eine leichte, mit Wiesenblumen gefüllte Schale. Die Blumen soll der Stein festhalten, soll die in ein wenig Wasser getauchten Vergißmeinnicht glauben lassen, daß sie noch am Bachesrande stünden und fortfahren könnten zu träumen, wie gewohnt. Aber das Schicksal wirft uns oft auch in den Frühling unsrer Entwickelung Steine hinein, um diese zu hemmen. Dann müssen die nicht erdrückten Keime

[1] In den „Grenzboten", Jahrg. 1849, Bd. 1, Nr. 3, S. 97, hatte Julian Schmidt von den Gutzkowschen Helden das Wort „schwächliche Mollusk" gebraucht. — [2] Muß heißen Claudia; vgl. Lessings „Emilia Galotti", 3. Akt, 8. Szene. — [3] Elias Krumm, ein Predigtamtskandidat, ist die Hauptperson in Kotzebues Lustspiel „Der gerade Weg der beste".

sich mühsam unter ihnen hindurchwinden. Oft heben sie ihre Köpfchen erst wieder nach langem Ringen und Prüfen, ob sie auch in ihrer Wurzel ungebrochen geblieben sind. In Hamburg schuf mir mein endlich gekommenes Glück, der Erfolg „Richard Savages“[1] und „Werners“, eine wahre Meute von Widersachern und hinterrücks mich Schmähenden. Das Stadttheater, ausgezeichnet geleitet von Friedrich Ludwig Schmidt[2], einem Zögling der alten Schule, sollte durchaus jedem, wenn derselbe auch nur eine Übersetzung zustande gebracht hatte, gehören. Und einige Leute lebten in Hamburg ganz nur von einem fabrikartig betriebenen Übersetzen. Andere, wie Karl Töpfer[3], der sich den Schein eines Originaldichters gegeben hatte, der er in den seltensten Fällen war, sahen nicht minder mißmutig auf jede neue Konkurrenz. Alle hatten sie die Presse, ja die Stimmung im Theater selbst, im Parterre, in den Korridoren, den Büfetts in der Hand. Ein Nikolaus Bärmann[4], der niemals etwas Eigenes, außer plattdeutschem Gequatsch, zustande gebracht hatte, aber doch immer etwas betrieb, was die Repertoire der Theater in Anspruch nehmen sollte, war der Erfinder jener Kritiken, die man im Jargon des Theaterlebens „kuhwarme“ zu nennen pflegt. Hatte dieser Mann der Vorstellung neuer Stücke kaum bis zum Schlusse beigewohnt, so rannte er abends halb 11 in die Druckerei des gelesensten Hamburger Blattes, der „Nachrichten“, und ließ die Leser der über Nacht gedruckten Nummer schon am frühen Morgen erfahren, ob die Novität von gestern Abend gut oder schlecht gewesen sei, gut oder schlecht aufgenommen wurde. Wie mußte mich dieser Mann, der sich bei seinen Referaten selten an die Wahrheit hielt, hassen, als ich ein unter seinem Namen gegebenens Drama „Frauenehre“, worin wiederum Christine Enghaus mit hinreißender Kraft und Natürlichkeit gespielt hatte, ein Drama, das er als „nach dem Spanischen des Don Mendez Truxillo“ von ihm selbstständig geschaffen angekündigt hatte, für eine wörtliche Über-

[1] „Richard Savage“ wurde in Hamburg am 23. November 1839 zum erstenmal gegeben. — [2] Friedrich Ludwig Schmidt (1772—1841) war seit 1806 Schauspieler und seit 1815 Mitdirektor am Hamburger Stadttheater. — [3] Karl Töpfer (1792—1871), wenig bedeutender Lustspieldichter. — [4] Georg Nikolaus Bärmann (1785—1850), Schriftsteller.

setzung eines Stücks erklärte, das ich mir hatte aus Paris kommen lassen, der „Marie Padille" des französischen Akademikers Lancelot[1]! Diese aus so bösen Elementen gemischte Hamburger Gesellschaft fing an, mir überall in den Weg zu treten und sofort die neue Tragödie „Judith" zum Stein des Anstoßes zu machen, über den ich fallen sollte[2]. Der Verfasser, ein Gerichtsschreiber aus Wesselburen, war die Losung eines Komitees, das ihm die Mittel gewährte hatte, noch nachträglich zu studieren. Eben von München gekommen, brachte er das Bewußtsein mit, daß er die Erwartungen, die man auf einen Genius, eben auf den Messias der Bühne, setzte, zu erfüllen vollkommen imstande wäre. Der Anblick der Judith von Horace Vernet[3] in München hatte ihm sein bekanntes, knapp epigrammatisch gehaltnes, all jener oben bezeichneten Funken des ersten Schlags aufschweißendes Eisen entbehrendes Drama abgewonnen. Oder die sprühenden Funken müßten denn in der Großsprecherei des Holofernes liegen sollen. Karl Töpfer, taub und gewohnt, so nachdrücklich zu sprechen, als wenn alle Welt taub wäre, raunte mir zuerst wie mit Frakturschrift ins Ohr: „Das gibt den neuen Shakespeare!" Da hatte ich den Stoß, ertrug ihn aber ruhig; denn ein Messias der deutschen Bühne hieß ja auch ich in auswärtigen Kritiken. Hatte ich doch die Sprache der Neuzeit, das war mein unbestreitbarer Ruhm, die Sprache der neuen Ideen zum ersten Male in den Mund der Schauspieler gelegt. Was waren diese bisher von modernem prosaischen Dialog zu sprechen gewohnt gewesen? Blum[4], Raupach, Töpfer und die Weißenthurn[5]. Die Schauspieler bekannten selbst, mit meinem Dialog geistig zu wachsen. Das Shakespearefieber grassierte allerdings, gehörte aber mehr der Buchästhetik an. Vollends ein „neuer Shakespeare" für die Bühne sein zu wollen, hatte ich keine Prätension, um so weniger, als ich bei täglichem Besuch

[1] Jacques Arsène Polycarpe Lancelot (1794—1854), dramatischer Dichter; seine Tragödie „Maria Padilla" öffnete ihm 1841 die Akademie. — [2] Hebbels „Judith" wurde am 6. Juli 1840 in Berlin und am 1. Dezember in Hamburg aufgeführt. — [3] Horace Vernet (1789—1863), französischer Maler; seine „Judith" befindet sich in der Neuen Pinakothek. — [4] Karl Ludwig Blum (1786—1844), Komponist und Bühnendichter. — [5] Johanna Franul von Weißenthurn (1773—1845), Schauspielerin und Schauspieldichterin.

des Hamburger Theaters alle Versuche von Dichtern, mit dem Schwan von Avon[1] zu wetteifern, scheitern sah. Auch die gepriesene „Judith“ wurde ohne jeden Erfolg gegeben. Das Haus war erschreckend leer, niemand von den Bewunderern, die nach vier Wochen Bewunderung in der fünften schon wieder neidisch auf den Erfolg ihrer Bewunderung geworden waren, rührte die Hand; selbst die Juden, denen doch der Stoff hätte sympathisch erscheinen sollen, fanden die Ausführung desselben zu unbiblisch, in „Judith“, ihrem französischen Ursprunge gemäß, die moderne femme incomprise[2]. Ich war nicht der einzige, der das Werk in der Presse lobte[3]; aber eine Kritik durch zwei volle Nummern meines Journals über die darauf folgende und gänzlich „abfallende“, nirgends berücksichtigte „Genoveva“ Hebbels war eine mit ihrem Wohlwollen so alleinstehende, daß sie mir in spätern Jahren öffentlich und mündlich des Verfassers Dank eintrug[4]. Als dann Hebbel auf der Höhe seines wohlbegründeten Rufes in Wien stand, als er wohlgemut diese „Genoveva“ — horribile dictu! — in eine „Magellone“[5] umgedichtet hatte, etwa so, wie man einen verbotenen Operntext, die „Hugenotten“, in die „Gibellinen von Pisa“[6] umänderte, und dann noch die Magellonenfabel selbst dem Burgtheaterpublikum zuliebe mehrmals umwarf, sagte er mir beim Spazierenschlendern am Stephansplatz[7]: „Lieber Freund, ich bin von manchen Dingen zurückgekommen! Ich rede mit den Menschen menschlich und gestehe alles zu, was man nur will! Nur Geld! Geld! Alles übrige ist mir gleichgültig!“ Alles übrige war ihm natürlich nicht gleichgültig, und die Devise „Geld! Geld!“ galt ihm wie uns allen nur für gewisse Augenblicke, wo man keins hat. Aber die Wandlungsfähigkeit selbst des Titanen, die Akkommodation selbst des gebornen Michelangelo war doch konstatiert, und ich

[1] Shakespeare wurde 1564 in Stratford-on-Avon geboren. — [2] „Unverstandene Frau.“ — [3] „Telegraph für Deutschland“, Jahrg. 1840, Nr. 200. — [4] „Telegraph für Deutschland“, Jahrg. 1842, Nr. 203 und 204. — [5] Hebbel hat 1853 eine Theaterbearbeitung seiner „Genoveva“ unter dem Titel „Magellona“ angefertigt, die Anfang 1854 sechsmal im Burgtheater aufgeführt wurde. — [6] In Kassel wurden am 20. August 1839 „Die Hugenotten“ unter dem veränderten Titel „Die Ghibellinen in Pisa“ aufgeführt, desgleichen im Dezember in Brünn und im Mai 1840 in Prag. — [7] April 1850.

konnte darin eine Genugtuung für jenes verurteilende „Guten Abend!“ finden, das ich nicht etwa dem Mangel an Gemüt (Hebbel hätte Ursache haben können, mir damals mehr als höflich, sogar dankbar zu sein), nicht der eignen Überschätzung zuschreibe, sondern lediglich dem Verranntsein in jene Prinzipien, die auch Otto Ludwig ruiniert haben. (Siehe seinen Nachlaß und die achtmalige Veränderung seiner „Agnes Bernauer“!) Dem Messiaswahn, der leider im Publikum und unter den jungen Nachwuchsköpfen nicht aussterben will, werden immer wieder neue Opfer fallen. Die Pietätlosigkeit der Intendanten gegen ältere Dramatiker hat ihre Ursache in dem Wahn, der Theaterdiener könnte alle Augenblicke in einem Postpaket das Erstlingsdrama des „neuen Messias“ bringen.

Nathan klagt bei Lessing, daß doch der Mensch durch seinen eignen Mund so oft das Zeugnis seines wahren Wertes sich nicht zu geben wisse[1]! Möglich, daß dieser elegische Gedanke, von Hebbel, den ich im oben erzählten Fall dann dem Tempelherrn verglichen haben möchte, auch auf mich angewendet werden könnte. Also für heute — manum de tabula!

II.

Der Strom der Zeit geht nicht so schnell, wie sich aus Strudeln heraus, an Klippen vorüber die Eirnnerung, die Darstellung entwindet! Träge, träge schleicht die Stunde! Auch jene Stunde, von welcher Shakespeare seinen Macbeth so wahr, so erquickend sagen läßt, „sie rinne auch durch den rauhsten Tag[2]!“ Ja, die Stunde bringt Milde, Frieden, Balsam. Aber sie rinnt langsam und feierlich. Dem Unerwarteten, Plötzlichen geht jene lange unheimliche Stromfahrt voraus, die auf den amerikanischen Flüssen so ergreifend sein soll, wenn sich der Nachen des sich dem Tode weihenden Indianers auf glattem Spiegel dem Niagarafall nähert[3].

Im vorigen Abschnitt wurde die Zeit bis 1840 in gedräng-

---

[1] „Nathan“, 2. Akt, 5. Auftritt. — [2] „Macbeth“, 1. Akt, 3. Szene. — [3] Anspielung auf Lenaus Gedicht „Die drei Indianer“.

tem Überblick gegeben. Möge jetzt auf wiederholter Fahrt zu demselben Ziele hin hier und da am Ufer haltgemacht und manches für die Geschichte der Zeit nicht bedeutungslose Erinnerungszeichen aufgepflanzt werden.

Trübe Herbsttage waren im Jahre 1831 über Berlin gekommen. Totenstille herrschte in den Straßen. Der „asiatische Gast", die Cholera, hatte zum erstenmal Europa berührt. Nichts hatte die Annäherung zurückhalten können. Keine Absperrung gegen Rußland und Polen, kein „Cholerakordon" in der Provinz Posen, der, da er zugleich Kordon gegen die Pest der Revolution sein sollte, die soeben in Polen nach den mörderischen Schlachten von Ostrolenka[1] und Praga von Paskiewitsch[2] niedergeworfen war, dem dazu verwendeten Militär als Kriegsjahr angerechnet wurde; umsonst, die Geißel Gottes, wie sie auf den Kanzeln genannt wurde, war da und sogar in Berlin, in der Hauptstadt der Intelligenz, einer Stadt, wo Schinkel[3] und Rauch[4] und Humboldt lebten und das abstrakte Denken[5] die Materie vergessen lehrte! Schleiermacher fand diesen Gegensatz zwischen Geist und Materie so fürchterlich, daß er darüber krank wurde, und Hegel erlag ihm unmittelbar[6].

Trüber Gedanken voll stand ich in einer von den Straßen Berlins, wo es empfindliche Gehörnerven jetzt vor dem Geräusch der Wagen nicht aushalten können. Damals wuchs in der Kochstraße ländlich ungestörtes Gras. Berlin zählte wenig über 200000 Einwohner. Dennoch war die Zahl der täglichen Opfer, welche die Cholera fortraffte, schon auf 200 gestiegen. In jedem Viertel gab es Choleraspitäler. Diesen wurden die Kranken in langen, mit Wachstuch überzogenen Körben überantwortet. Die Begräbnisse fanden des Nachts statt. Man hatte sich auf eine Haltung eingerichtet, wie sie im Mittelalter stattgefunden haben

[1] Bei Ostrolenka besiegte der russische General Diebitsch am 26. Mai 1831 die aufständischen Polen. — [2] Praga, Vorstadt von Warschau, fiel am 8. September 1831 in die Hände des russischen Generals Paskiewitsch. — [3] Karl Friedrich Schinkel (1781—1841), Architekt und Maler, Begründer der neuklassischen Richtung in der Architektur. — [4] Christian Daniel Rauch (1777—1857), Bildhauer und Gründer der Berliner Bildhauerschule, Schöpfer des berühmten Grabdenkmals der Königin Luise sowie des Denkmals Friedrichs des Großen. — [5] Anspielung auf Hegel. — [6] Am 14. November 1831.

mochte, wenn die Pest hereinbrach. Alle Träger und sonstige Bedienstete beim Transportgeschäft trugen grüne wachstuchene Überkleider. Alles, was man berührte, roch nach Chlor.

Wer Berlin verlassen konnte, entfernte sich. Auch für mich galt es damals, an der totenstillen Friedrichs- und Kochstraßenecke Abschied zu nehmen. Dort wohnte der Gegenstand meiner Liebe, dort auch der Freund, der mir noch einige Schritte vom Hause Nr. 70 das Geleit gab[1]. Das Segel sollte gelichtet, die hohe See des Wagens und Erprobens der jugendlichen Kraft befahren werden. Die Blüte der Studentenzeit war schon lange verwelkt; jetzt vollends, wo alles „Mäßigkeit" predigte. Die Vorlesungen waren verödet, die Professoren einsilbig. Professor Hecker[2], der eine Geschichte der Medizin geschrieben, Monographien über den „Englischen Schweiß", über die Flagellantenwahnkrankheit, war in aller Munde. Was konnte nicht noch alles kommen an ähnlicher Ekstase! Schon hatte es Aufruhr um die Brunnen gegeben. Die Reichen vergifteten diese, hieß es, um die Armen zu vertilgen. Die Berufungen auf den Zorn des Himmels, die öffentlichen Voraussetzungen von der Kraft des Gebetes wurden unerträglich.

Bürger und ich, ein Kreis Kommilitonen, schon von der Schule her verbunden, hatten ein „burschenschaftliches Kränzchen" errichtet, das sich jeden Samstag an einem stillen, lauschigen Platze in der Splittgerbergasse, in der Nähe der Freimaurerloge „Zu den drei Weltkugeln"[3] versammelte. Ein versteckt liegender Garten, den ein Bretterzaun vom Kultus der eleusinischen Geheimnisse trennte, ein Wirtshaussaal hatten uns Gelegenheit geboten, Gebrauch zu machen von dem mehrerwähnten „Überschuß an Stimmung". Dieser Überschuß, der dem delphischen Orakelspruch (und hoffentlich auch der Freimaurerei) „Ne quid nimis[4]!" vollständig widerspricht, beherrschte die jugendliche Seele. Wo soll diese hin mit ihrem Feuer, ihrem Bedürfnis zu lieben,

[1] Rosalie Scheidemantel und Bürger. — [2] Justus Friedrich Karl Hecker (1795—1850), Professor für Medizin an der Berliner Universität. Er schrieb eine „Geschichte der Heilkunde" (Berlin 1822—29, 2 Bde.), die Abhandlung über den „Englischen Schweiß" (das. 1834), außerdem mehrere Schriften über die Volkskrankheiten des Mittelalters. — [3] Splittgerbergasse Nr. 3, 1740 gestiftet. — [4] „Nichts zu viel"; Worte aus der „Andria" des Terenz, 1. Akt, 1. Szene, V. 34.

zu bewundern, sogar zu trauern, sogar zu weinen? Im Alter ist es unbegreiflich, woher die hochgespannte Feierlichkeit genommen werden konnte, die den „Landesvater" (wir substituierten das „Vaterland"), den „Fürst von Thoren", die Rundgesänge „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust— ", „Bruder, deine Schöne heißt?" und ähnliches mit so urkräftiger Stimme sang. Woher der pedantische Ernst kam, der den ganzen Gang eines Kommerses durchführte? Die Art des Vor- und Nachtrinkens, dann einige Duelle, die zwar nicht aus unserm eigenen freundschaft- und liebeumschlungenen Kreise selbst hervorgingen, aber doch aus andern Sphären in die unsrigen hereinragten und diesen oder jenen als „Losgehenden" oder „Sekundanten" oder „Unparteiischen" betrafen, alles das waren hochwichtige Dinge, wie ein Vorspiel zu den Kongressen von Wien und Verona[1]. Einzelne Charaktere, ein liebenswürdiger gescheuter Nordalbingier, Meyer aus Ratzeburg (später Professor in Riga und Hamburg), gaben diesen Umständlichkeiten eine phantastische Weihe, die imstande war, sie mit Schelling, Hegel, Barbarossa, Max von Schenkendorf und dem Nibelungenhort in Verbindung zu bringen. Unser Liederbuch war das bekannte Serigsche von Leipzig[2]. Jener „Überschuß an Stimmung" — oder soll ich sagen die Selbstaufstachelung zur Rührung? — ging bei einzelnen Versen des Liedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" bis zu Tonschwingungen, wie sie etwa bei den amerikanischen Shakers[3] stattfinden mögen, wenn diese im Begriff stehen, den Himmel offen zu sehen. Ein Glück, daß der kräftige Boden der Gläser, wenn diese aufgestampft wurden, als Ableitung des Furore dienen konnte. Schon bei den Worten „Und drin auf Gott vertrauet trotz Regen Sturm und Graus" hob sich die Stimme zu einem anabaptistischen Tremolo[4]. Es galt das Los der Burschenschaft und ganz Deutschlands. „Die Form ist zerfallen, der Geist lebt in uns fort —" Alle Schleusen im Gemüt öffneten

[1] Vom Oktober bis Dezember 1822 fanden in Verona Konferenzen der Minister der der Heiligen Allianz angehörenden Mächte statt, in denen über die Unterdrückung der revolutionären Bewegungen in Europa beraten wurde. — [2] „Allgemeines Leipziger Liederbuch" (Leipzig 1822 bei Serig). — [3] Spiritualistische Gemeinde in Nordamerika. — [4] Das heißt, die Stimme zitterte vor solcher Inbrunst, wie es Gutzkow beim Kirchenliedersingen der Wiedertäufer (Anabaptisten) öfter gehört haben mag.

sich, die Jean Paulsche Idealwelt, die Fixsternanschauung seiner in Regenbogenfarben getauchten Helden schien über uns gekommen. Kein Blick wurde auf die Tür gerichtet, ob nicht etwa der Universitätspedell kam und uns sämtlich unsre „Erkennungskarten“ abforderte. Überhaupt, wenn der Deutsche Choral singen kann („Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein —“) und sich selbst in Rührung versetzt und dabei an seine Mutter denkt, ist er der größten Dinge fähig. In spätern Jahren[1] begegnete ich dem Verfasser des oben zitierten Liedes, August von Binzer[2], einem gebornen Holsteiner, in Augsburg. Der Kontrast meiner jugendlichen Überschußstimmung beim Singen seines Liedes mit dem Staunen über die veränderte Haltung des Dichters, vielleicht auch des Zeitgeistes, ließ sich ihm selbst nicht aussprechen. Die Sphäre, die den ehemaligen Kieler Demagogen umgab, fühlte sich als die maßgebendste nach jeder Richtung. Die Gemahlin desselben, eine geistvolle Dame, die anfangs unter dem Namen Beer, später als Ernst Ritter talentvoll geschriftstellert hat, war in Besitz der besondern Freundschaft des österreichischen Dichters Christian von Zedlitz[3] gekommen, und dieser, ein Vertrauter des Fürsten Metternich, hatte den Kreis der Familie, hatte alle Beziehungen des alten Burschenschafts- und Wartburgshelden — auf den Fuß österreichischer und die Wiener Adelssozietät über alles erhebender Voraussetzungen gestellt.

Der Abschied in der Kochstraße wurde nicht wegen der Cholera vollzogen. Er würde auch unter minder düstern Umständen stattgefunden haben. Der Drang der Opposition gegen den absoluten Beamtenstaat hatte mir jeden Eindruck, den mir noch Berlin gewährte, verleidet. Schon hatte der Schriftsteller das Ei durchbrochen und führte die Feder gegen Dinge, gegen welche sich damals, ein Jahr nach der Julirevolution, im Zeitalter der Einkerkerungen, Amtsentsetzungen, Verbannungen,

[1] August 1844. — [2] August Daniel Freiherr von Binzer (1793 bis 1868), Schriftsteller; als eines der hervorragendsten Mitglieder der Jenaer Burschenschaft dichtete er bei deren Auflösung 1819 das vielgesungene Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“. Seine Gattin Emilie, geborene von Gerschau, gab unter dem Pseudonym A. T. Beer „Erzählungen und Novellen“ heraus. — [3] Freiherr von Zedlitz (1790—1862), österreichischer Dichter, wurde 1837 als Publizist des Fürsten Metternich in das Ministerium des Auswärtigen berufen.

überhaupt schreiben ließ. Die strengsten Zensoren überwachten jeden gedruckten Buchstaben; jede Anzeige im „Intelligenzblatt“[1] wurde geprüft, ob nicht etwa eine versteckte politische Anspielung dahinter enthalten war. Unbegreiflich und nur zu erklären durch die mir zugewendete Gunst des so allgemein gefürchteten Ministers von Kamptz[2] (in meinen „Lebensbildern“, Band I, S. 58[3], wurde der Anlaß dieser Beziehung erzählt) gestattete man mir auf eine Eingabe, die ich ans Ministerium richtete, ein Journal herauszugeben („Forum der Journalliteratur“[4]), worin mir freigestellt wurde, sogar über Religion und Politik zu schreiben. Ein Kammergerichtsrat Bardua wurde dem Studenten als Zensor bestellt. Die Kosten dieses ersten Durchbrechens des Eis gingen aus meiner Tasche. Unter den Linden, im Hinterhofe des damaligen ersten Restaurants Berlins, des „Traiteur“ Jagor, betrat ich zum ersten Male eine Druckerei, die sich mit mir beschäftigte. Sonst war ich schon als Knabe in die schwarze Kunst eingeweiht. Ich hatte den eigentümlichen Duft einer Druckerei zuerst bei einem Verwandten kennen lernen, der sich sogar um die Herstellung einer neuerfundenen Walze zum Anschwärzen der Lettern Verdienste erworben hat. Hier bei Konrad Feister, so hieß mein eigner Drucker, sollten nun die Druckfehler mir selbst gelten! Und welch milde Zensur! Der Kammergerichtsrat strich nichts. Denn ich verschmähte die Freiheit, über die Kabinette von Petersburg und Wien zu schreiben. Mir schien denn doch, als würde die gewährte Freiheit Brombeeren gleichen, die von zu viel Brennesseln umgeben sind. Mit echtem Philologenstolz ließ ich das Blatt, um es den Engländern und Franzosen lesbarer zu machen, mit lateinischen Lettern drucken. Im wesentlichen war meine Aufgabe die, den Mann meines Herzens, Wolfgang Menzel, gegen die Angriffe seiner Gegner in Schutz zu nehmen. Es waren Ergüsse der reinsten Hingebung an eine Auffassung der Literatur, die mir zur Alleinherrschaft auf kritischem Gebiete berufen schien. Natürlich war ich nur

[1] Erschien als Beiblatt zum „Morgenblatt“ bei Cotta in Tübingen, dann in Stuttgart (1807—51). — [2] Karl Albert Christoph Heinrich von Kamptz (1769—1849), reaktionärer preußischer Staatsmann. — [3] Muß heißen: Band 2, S. 57 ff. (Stuttgart 1869). — [4] Vgl. S. 17 dieses Bandes, Anm. 1.

Romantiker. Die neuaufgekommenen diabolischen Schnörkel, die Heinrich Heine an das Ende seiner Gedichte setzte, konnte ich nicht leiden, noch weniger die Literatur der Wortwitze und der Saphiriaden. Eine Einmischung in die Berliner Tagesliteratur, in die Fehden Saphirs[1] mit seinen Gegnern, schien mir unter aller Würde eines Schriftstellers, der „mit der Milch des klassischen Altertums" gesäugt war — weshalb ich auch noch jetzt nicht begreife, wie sich die jungen Gelehrten Wilhelm Wackernagel[2] und Karl Simrock damals in leichten Kaffee- und Teeblättchen, „Estafette", „Courier", gegen das einreißende „Judentum in der Literatur" so erhitzen konnten. Freilich war mir der Name Literatur nicht die Pflege von Balladen und Romanzen, nicht die Pflege von Novellen und Theaterstücken. Der Geist, aus welchem mir alles neugeboren werden zu müssen schien, wollte mir überhaupt nicht mehr im raschelnden Herbstlaub unter den Linden Berlins begegnen. Das Journal erreichte die Höhe von 70 Abonnenten. Es schlief ein[3]. In Stuttgart wollte ich bei Wolfgang Menzel meine schriftstellerische Lehrzeit fortsetzen. Mein damaliger Stil jeanpaulisierte.

Die erste Reise im Leben, die Reise eines Zwanzigjährigen, eine Reise vor fast fünfzig Jahren! Diese war denn auch abenteuerlich genug. Wie fliegt man jetzt dahin! Wie wenig Zeit gewinnt man, nachzudenken, Vorstellungsreihen auszuspinnen, aus Land und Leuten sich neue Erfahrungen zu sammeln! Die nächtliche Begrüßung Wittenbergs, der schnelle Lauf zu Luthers Standbild, das in geisterhafter Stille betrachtet wurde, drüben an der Kirche — eine Stallaterne leuchtete — die Tür, wo die Thesen angeschlagen waren —! Dann Halle! Überall bot die einfache „Fahrpost" Gelegenheit zur Ansiedelung. Aber überall auch visierten die Gendarmen die Pässe. Denn die polnische Revolution war gebändigt, „Warschau ruhig"; wer zu den Ausnahmen der am 1. November gegebenen Amnestie gehörte, ergriff die Flucht. Die Insurgenten wurden von den preußischen

[1] Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), Journalist und Verfasser vieler humoristischer Schriften, gab 1826—29 die „Berliner Schnellpost für Literatur, Theater und Geselligkeit" („Estafette"), 1827—29 den „Berliner Courier" heraus. — [2] Wilhelm Wackernagel (1806—68), Germanist u. Dichter. — [3] Vgl. S. 17 dieses Bandes, Anm. 1.

Behörden nicht ausgeliefert, doch auf bestimmte Straßen verwiesen, wo sie ihr Ziel, die Schweiz oder Frankreich, erreichen konnten. Die Einsprache Frankreichs, die unbefangene Objektivität Englands hatten den preußischen Staatsmännern denn doch zu Gemüt geführt, daß die Polenfrage unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der europäischen Politik zu fassen war. Im Verlauf der Reise, auf weimarischem Gebiet, kamen über Sachsen her in Post und Beiwägen Scharen von Flüchtlingen. Eine Epoche, die alles entbehrte, was ein Volk über seine wahren Interessen aufklären konnte, hatte natürlich nur einen idealistischen Standpunkt für die Polen. Realpolitik trieb selbst Friedrich von Raumer nicht, der die Geschichte der Teilung Polens erzählte[1]. Ein gewesener Finanzminister, Biernacki[2], der sich in Naumburg mit uns verband, ließ sich mein leidliches Französisch zugute kommen, während einige thüringische Pastoren nur erfüllt waren von gleichzeitigen speziell deutschen Begebenheiten, Halleschen Angebereien[3], „Evangelischen Kirchenzeitungs"-verketzerungen, Röhrs[4], Bretschneiders[5] kräftigen Einsprachen. Erst die Nacht schnitt den Austausch der Meinungen ab. Weimar war erreicht. Es lag im tiefen Schlummer. Ein heiliges Grauen ergriff mich, als ich die Schieferdächer der stillen Stadt sah und unter einem derselben mir den damals noch lebenden greisen Goethe dachte. Erinnerungen an die klassische Zeit tauchten auf. Der Mantel wurde enger angezogen. Geisterhauch, Geniusnähe weckte Schauer. Wie haben sich nach dieser Richtung hin die Nerven abgestumpft! Kultus des Genius! Carlyle mit seinem Zeitalter der Heroenschaft[6]! Lächerlich! Jetzt, wo sich

---

[1] „Polens Untergang" (Leipzig 1832). — [2] Alois Prosper Biernacki (1778—1854), polnischer Landwirt und Staatsmann, übernahm nach Ausbruch des polnischen Aufstandes im Januar 1831 in der Nationalregierung auf kurze Zeit das Finanzministerium. — [3] Es handelt sich um die Angriffe, die Hengstenberg (vgl. S. 183 dieses Bandes, Anm. 4) in seiner orthodoxen „Evangelischen Kirchenzeitung" 1830 gegen die rationalistischen Theologieprofessoren Gesenius und Wegscheider in Halle richtete; er stützte sich dabei auch auf Kolleg-Nachschriften. — [4] Johann Friedrich Röhr (1777—1848), Generalsuperintendent in Weimar, entschiedener Vertreter des protestantischen Rationalismus. — [5] Karl Gottlieb Bretschneider (1776—1848), Generalsuperintendent in Gotha; er ist der bedeutendste Vertreter des sogenannten „rationalen Supranaturalismus", eines Ausgleichsystems zwischen Rationalismus und Supranaturalismus. — [6] Gemeint ist „Helden, Heldenverehrung und Heldentum in der Geschichte" (englisch 1846) von Thomas Carlyle (1795—1881).

jeder Bauernjunge photographieren läßt und im Budget der Familienväter die jährliche Wiederholung der Photographieen zur Familienphysiognomiebeliebäugelung einen ansehnlichen Posten bildet! Narzissus[1], das ist der Heilige des Tages! Alle Welt scheint in sich verliebt! Und noch enger wird die Gemeinde des Kultus für den Genius loci! Ein mitgenommenes Blatt vom Grabe eines großen Menschen, eine Rose, die in Capri gebrochen, eine Muschel vom Strande der See auf den Shetlandsinseln — immer weniger werden dieser geisterhaften, ahnungweckenden Akkorde der Windharfe im Gemüt, eines Instruments, das wohl auch unter den Bäumen eines Parkes niemand mehr aufhängen mag.

Kaum hatte ich mir endlich zu Eisenach die Nachtruhe im „Rautenkranz" gegönnt, hatte noch abends zuvor die Wartburg zu erlugen gesucht, hatte mir vorgenommen, die Stelle aufzusuchen, wo 1817 beim großen Wartburgfeste die Burschenschaften den „Kodex der Gendarmerie" meines wohlwollenden Gönners von Kamptz, die Schriften von Schmalz[2], das Lindnersche „Manuskript aus Süddeutschland"[3] und ähnliche Literatur verbrannten, als an meine Tür gepocht wurde und ein baumlanger weimarscher Husar eintrat, ganz so gekleidet, wie sich später die „Fliegenden Blätter" der weimarschen Husaren bemächtigt haben. „Sie müssen sofort das Großherzogtum verlassen!" hieß es. — „Warum? Hier ist mein Paß!" — „Sie kommen aus Berlin! Sie schleppen die Cholera ein!" — „Desinfizieren Sie mich! Betrachten Sie mein Gepäck! Riechen Sie nichts? Ich verbreite ja eine Atmosphäre von Chlor!" — „Hilft nichts! Sie müssen fort! Augenblicklich! Sie müssen zurück nach Gotha!" — „Was?" rief ich und sprang aus dem Bette. „Zurück? Nimmermehr!" — „Oder vorwärts! Wie Sie wollen! Nur aus unserm Lande hinaus!" Es blieb nichts anderes übrig, als einen Einspänner zu bestellen und mich so-

[1] Vgl. S. 26 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Theodor Anton Heinrich Schmalz (1760—1831), Jurist und Kameralist, griff in einer Schrift den „Tugendbund" an, dessen Mitglieder er zu verdächtigen suchte. — [3] Friedrich Ludwig Lindner (1772—1845) beteiligte sich lebhaft an der liberalen Opposition; sein „Manuskript aus Süddeutschland" erschien 1820, konnte also 1817 noch nicht verbrannt werden.

fort ins Kurhessische zu schlagen. Der Kurstaat, damals noch nicht unfreundlich gegen Berlin, hatte eine nur zehntägige Kontumaz[1] vorgeschrieben. Zwei Tage außerhalb Berlins hatte ich erst aufzuweisen. Die übrigen acht mußte ich nun sehen, wie und wo ich sie herausbrachte.

Herrliche Novembertage, bitterkalt zwar, aber erfrischend und kräftig belebend! Eine köstliche Fahrt, so allein mit einem schnellgedungenen Führer des Gefährts, der die Furcht Karl Augusts[2], Goethes und des Kanzlers Müller[3] (das war's doch wohl) vor dem Grauengespenst des Tages, einer noch rätselhaften Furie, nicht teilte, sondern mich wohlgemut mitten durch die roten Felsgesteine um Markfuhl, die Tannengründe, Erlenwälder, die malerisch gelegenen Dörfer, die Abdachungen des Thüringer Waldes nach Vacha und Hünefeld brachte! Wenig erinnerte ringsum an die schon vorgeschrittene Jahreszeit. Der Hemmschuh war in ständiger Bewegung. Denn zu unsern Füßen lagen Talsenkungen mit rauschenden Mühlwässern, noch üppig grünen Wiesen, einsam gelegenen Wirtschaftshöfen. Lange noch war die damals so prosaische Dachperspektive der Wartburg in Sicht. Ich sah die vermummten Reiter dahersprengen, die in diesen Bergen Luthern gefangen nahmen. Ich sah Bonifazius die Wodanseiche fällen. Einem Berliner Kinde, das bis dahin nur hinter Treptow oder am Spandauer Bock im Walde gelegen oder im damals noch verwilderten Tiergarten einsam auf giftiger Sumpfflora geträumt hatte, ging hier das Herz auf. All die Wunden, die ihm schon geschlagen, all der Druck einer schon seit sechs Jahren auf sich selbst gestellten Existenz, all die Leiden eines Geistes, dem nirgends wohltuende Anknüpfung geboten wurde, am wenigsten im Familienkreise, wo die Verblendung in Religions- und politischen Sachen täglich Szenen hervorgerufen hatte — alles war vergessen. An Busch und Baum, an Fels und Strom lehnte sich der jugendliche Mut mit seinem schon errungenen Besitz. Im Reiz des Neuen breitete

---

[1] Quarantäne. — [2] War schon am 14. Juni 1828 gestorben. — [3] Friedrich von Müller (1779—1849), weimarischer Kanzler, vielseitig gebildet, stand in nahen Beziehungen zu Goethe. Bei Napoleon setzte er 1806/07 die Erhaltung der Selbständigkeit Weimars sowie Milderung der Kriegslasten durch.

sich auch das Herz aus mit seinen schon schweren Lasten. Alles bekam gleichsam sein spezifisches Gewicht, den wahren Gehalt, abgewogen gegen eine Welt, die man noch bisher nicht kannte. Und auch diese Erfahrung aus dem Geheimnis des Ortes machte sich, daß so vieles, was mir früher schreckhaft, vielleicht auch ratsam erschien, in Luft und Nebel zerging. Oder wem wäre nicht schon ein Vorsatz, den er in seinen vier Pfählen gefaßt hatte, in Nichts vergangen, wenn er an einem inzwischen veränderten Orte des Aufenthaltes an dessen Ausführung gehen wollte! Die wahre Welt und ihre Größe erdrücken die Welt der vier Wände.

In unsern Tagen mag die korrektive Wirkung der Außenwelt auf etwa noch vorhandenen jugendlichen Idealismus noch stärker sein. Denn man fliegt von imposanter Realität zu Realität. Für mich gab es damals eine Kette kleiner Abenteuer. Die nächtliche Rast in einem Dorfe brachte im Wirtshause unter mir einen Tumult der zechenden Bauern und Knechte, der sich bis zum blutigen Kampfe steigerte. Ich eilte hinunter. Messer blinkten. Junge Dirnen, bildschön, schlankgewachsen, vom Tanz, vom Bescheidgeben beim Trinken erhitzt, warfen sich leidenschaftlich zwischen die athletischen Gestalten, rissen diese auseinander oder nahmen selbst Partei. Kaulbach und Piloty[1] hätten Studien machen können. Es war lange nach Mitternacht, als endlich der hinter Wolken hervortretende Mond mit seinem sanften Licht das Bild des Schreckens zerstreute und alles beruhigt zu haben schien. Am Morgen strömte leider ein unermeßlicher Regen. Aber wir brachen auf. Gegen Mittag wurde (in dem Orte Raßdorf) ein Bauernhaus mit Scheune erreicht, in welches die Kontumazverpflichteten gesperrt wurden. Tabaksrauch, Bier- und Punschgeruch wallte mir entgegen. Die Tenne sogleich beim Eintritt war mit Streu belegt für die Handwerksbursche, die Treiber „verdächtigen" Viehs, das in entlegnerer Absperrung stand. Ein Seitenbau war ein geräumiges Haus. Da zankten schon oben wieder unter sich die Polen; andere saßen in dem einzigen größern Raume des Hauses und spielten Karten.

[1] Karl von Piloty (1826—80), bedeutender Maler, seit 1856 Professor an der Münchener Kunstakademie.

Kosciuszko-Lieder[1] wurden gesungen, Skrynecki[2]-Märsche gepfiffen, „Noch ist Polen nicht verloren" — erscholl überall. Die Deutschen schwärmten mit den Kämpfern von Ostrolenka, und die gebräunten ausdrucksvollen Charakterköpfe fesselten in der Tat; teils durch die einschmeichelnde Weiche ihrer Rede im geradebrechten Deutsch, teils durch die Vorstellung von ihrem Mut, ihrer Entschlossenheit, die man beibehielt trotz eines fast weiblichen Niederschlags ihrer Augen. Zum Glück eroberte ich eine Kammer, die mir allein zu bleiben gestattete. Virtuose im Einsiedlerleben, ja Gourmand darin, fand ich in diesen acht Tagen eine wahre Wohltat. Die Worte einer sinnigen Dichterin, es sei ihr nur wohl,

„Wo mich niemand kennt,
Wo mich niemand nennt"

hab' ich ihr im Leben unzähligemal nachgesprochen.

Noch existierte damals nicht bei mir die Zigarre für einen sorgloseren Blick auf das Stundenglas Saturns. Die Lockung des nikotinischen Krauts war an den Primaner zu früh ergangen. Der Rest blieb damals — Schweigen. Vierzig Jahre konnten den Schauder der Nachwirkung nicht überwinden. Doch die Feder war zur Hand, und manches in rascher Auswahl aus meiner schon ansehnlichen Bibliothek mitgenommene Buch lag im Felleisen. Da gab es einige Teile Shakespeare, gab es Grabbes eben erschienenes Drama „Napoleon"[3] und Karl Rosenkranz' „Geschichte der deutschen Dichtung im Mittelalter"[4], Bücher, wie ich sie mir zu kaufen pflegte, weil sie die Neuheiten des Tages waren. Über das letztere Buch wurde eine Rezension geschrieben[5] und das schöne Werk, das einer unserer gelehrten Germanisten mit dem Stand der altdeutschen Philologie des Tages in Einklang bringen und neu herausgeben sollte, mit der Wärme des Danks für den Genuß, der mir zuteil geworden, empfohlen.

---

[1] Thaddeus Kosciuszko (1746—1817), der letzte Oberfeldherr der Republik Polen, fiel 1794 in die Hände der Russen und mußte sich verpflichten, nie wieder gegen Rußland zu kämpfen. — [2] Jan Boncza Skrzynecki (1786—1860), polnischer General im Aufstand von 1830/31. — [3] „Napoleon oder die Hundert Tage" (Frankfurt a. M. 1831). — [4] Halle 1830; Karl Rosenkranz (1805—79) war einer der vielseitigsten und literarisch tätigsten Schüler Hegels; er tat sich hervor als philosophischer, literarhistorischer und belletristischer Schriftsteller. — [5] Im „Literaturblatt" Nr. 71 zum „Morgenblatt", Jahrg. 1832.

Ein Hörer von der Hagens[1] und Karl Lachmanns[2], stand ich dem Gegenstand in erster Frische der Beschäftigung damit nahe. Der große Brite war mir wie Goethe und Jean Paul das, was vielen jungen Leuten jetzt nur Jokai[3] oder Hackländer[4] ist. Ich las ihn meistenteils laut zum Schrecken der Mutter, die in der stillen Kronenstraße[5] Berlins einen Auflauf befürchtete, mindestens den Schein, als fände in dem Zimmer eines grünen Hauses ein ständiger Wortwechsel, Zank, zuweilen Schlägerei statt. Selbst die heiligen Sonntagsvormittage, während mich in der nahen Dreifaltigkeitskirche die Vorträge Schleiermachers hätten anziehen sollen — ich hatte schon lange die Neigung dafür verloren —, waren den Kämpfen der roten und weißen Rose gewidmet. Ich war ein halber Schauspieler, obgleich ich selbst auf Schleiermachers Kanzel gestanden und im Talar einmal eine Predigt gehalten habe[6]. Die wilden Drohungen Shylocks, die Renommagen Percys, die Bravaden Faulconbridges[7] brachte ich in einer Weise zu Gehör, die mir in solchem Grade mustergültig erschien, daß ich zuweilen über die Möglichkeit angefangen hatte nachzudenken, ob ich nicht Schauspieler werden sollte. Nur die Aussicht auf die Demütigung, daß ich auch das würde spielen müssen, was unter meiner Würde und Bildung stand, und daß ich überhaupt, ich, ein Musensohn, Sklave der Menge werden sollte, das brachte mich von dem Gedanken ab, der meinen Freund Bürger überwunden und ihn zum Opernsänger gemacht hatte. Von Grabbe kaufte ich schon als Primaner jedes neuerschienene Werk, ohne davon die volle Befriedigung zu haben. Im „Napoleon" empörte mich der französische Standpunkt. Vergötterung diesem Tyrannen! Gleichstellung mit Männern wie Cromwell, Karl dem Großen, Hannibal! Monologe mit ständiger Armverschränkung wie Wallenstein! Eine Titanenmaske —!

[1] Friedrich von der Hagen (1780—1856), Germanist, war seit 1810 Professor an der neugegründeten Universität Berlin, wo er als erster das Altdeutsche in den Kreis akademischer Studien einführte. — [2] Vgl. S. 27 dieses Bandes, Anm. 4. — [3] Moritz Jokai (1825—1904), berühmter ungarischer Schriftsteller. — [4] Friedrich Wilhelm von Hackländer (1816—77), Romanschriftsteller und Lustspieldichter. — [5] Kronenstraße 65 war die Wohnung Gutzkows während seiner Berliner Universitätszeit 1830/31. — [6] Pfingstsonntag 1832. — [7] Shylock im „Kaufmann von Venedig", Percy in „König Richard II." und in „König Heinrich IV.", Philipp Faulconbridge in „König Johann".

Es war mir zuviel. Ich hielt Napoleon und halte ihn noch für das Produkt der Umstände. Diese tragische Glorie, die damals bei Heinrich Heine aufgekommen war, die dann von Franz von Gaudy[1], Zedlitz[2] u. a. erweitert wurde, ja, das förmliche Androhen eines Wiedererwachens der „alten Garde" — das, was daran erhaben sein sollte, erschütterte mich nicht. Mir war Napoleon nur der Korse, der Tyrann, der Deutschland mit Füßen getreten. Alle großen Phrasen, womit seine Gestalt, sein grüner Leibrock, seine weißen Lederhosen, sein Dreimaster, die hohen Stulpstiefel umgeben zu werden anfingen, trennten den, der dergleichen aussprach, von meiner Mitempfindung. Grabbe hatte sogar die Begeisterung der jungen Freiwilligen von 1813 mit Spott eingeführt! Er machte einen Berliner, der Mir und Mich verwechselt, zum Träger der deutschen Erhebung, während seine Franzosen immer les braves, die Löwen heißen, die alten Invaliden von Marengo und Wagram[3], beinahe höhere Wesen. Den übrigen Inhalt des auch ohne alle Wirkung vorübergegangenen Buches, das Renommistische darin, die Narrheit, in einem Drama eine Schlacht vorzuführen, wo General Lobau hier kommandiert: „Schießt!" und Blücher drüben antwortet: „Gleichfalls!"[4] — dergleichen bewundert noch der jugendliche Sinn und nimmt das Triviale für genial. Doch konnte mir auch schon damals der Mangel an einem wohltuenden Gesamteindruck des Stückes, das Ergebnis einer einfach nur in Dialog übersetzten Handlungs- und Begebenheiten-Anhäufung und eines völligen Mangels an individueller, aus dem Willen entwickelter Intrigenführung nicht entgehen.

„Bald wird die Freiheitsstunde schlagen!" sang ich mit dem damals noch nicht allgemein gestatteten Masaniello in der „Stummen von Portici"[5], der Oper, die dem Könige der Niederlande

[1] Franz von Gaudy (1800—40) verherrlichte in seinen „Kaiserliedern" (Leipzig 1835) Napoleon I. als den Heros gewaltiger Schlachten und Bewegungen gegenüber dem herrschenden Quietismus und der polizeilich überwachten Ruhe. — [2] Vgl. S. 50 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Niederlagen der Österreicher am 14. Juni 1800 und 5./6. Juli 1809. — [4] Vgl. „Napoleon oder die hundert Tage", 5. Akt, 6. Szene; doch gibt Bülow das Kommando, nicht Blücher. — [5] Oper von Auber (1782—1871); die erste Aufführung fand am 25. August 1830 in Brüssel statt; am folgenden Tage brach der Aufstand aus, durch den sich Belgien von Holland losriß.

Belgien gekostet hatte; denn mit ihrer Aufführung im Theater hatte ein Jahr zuvor der Aufstand in Brüssel begonnen. Endlich schlug sie auch für mich. Der Thurn-und-Taxis'sche Wagen führte mich in das damals in den Nachwirkungen der Julirevolution noch nicht beruhigte Kurhessen. Ich sah das alte kaiserliche Gelnhausen, das durch den neulateinischen Dichter Lotichius[1] mir bekannte Schlüchtern, Hanau, wo der regierende Kurfürst mit Gräfin Reichenbach hauste[2], schmollend mit Kassel, wo ihm die Stände seinen Sohn als Mitregenten abgerungen hatten; ich hoffte bald Frankfurt am Main zu berühren. Das Terrain ringsum war neuerdings revolutionsberühmt. Jeder Blick auf die Zeitungen brachte die Kunde von neuen Zusammenrottungen, Verhaftungen, bald auf Grund der mit auffallenden Demonstrationen eingeholten Polen, bald auf Anlaß der zerstörten neuen Zollstätten. Langsam hatte sich der preußische Zollverein auszudehnen begonnen[3]. Seine immer weitergreifenden Pulsationen schienen den Feindlichgesinnten ein wachsender Krebs im Organismus Deutschlands. Andere begrüßten ihn mit Jubel als Boten der deutschen Einigung auch in höheren Dingen. Die einzelnen Staaten wurden nur nach und nach gewonnen. Die Zollschranken, die neuen Steueransätze, die Verfolgungen des Schmuggels regten die Unbotmäßigkeit des niedern Volkes immer mehr auf. Dunkle Mächte, und nicht bloß demokratische, kirchliche und politische, schürten. Frankfurt, das von je durch Österreich beeinflußt wurde, entschloß sich erst da zu dem in Handel und Wandel einigen Deutschland hinzuzutreten[4], als man kaum von Dorf zu Dorf in seiner Umgebung ohne Untersuchung spazieren gehen konnte. Die Geschäfte zogen sich darüber in solchem Grade von Frankfurt nach dem nahegelegenen Offenbach, daß darüber ohne Zweifel jener gewiß in der Frankfurter

---

[1] Petrus Lotichius, geb. 1528 in Niederzell bei Schlüchtern, gest. 1560. Seine neulateinischen Gedichte (Amsterdam) sind die bedeutendsten seines Jahrhunderts. — [2] Wilhelm II., Kurfürst von Hessen (1777—1847), erhob 1821 seine Geliebte Emilie Ortlöpp zur Gräfin Reichenbach (später zur Gräfin Lessonitz). Als diese am 11. Januar 1831 nach Kassel kam, entstanden dort Unruhen, so daß die Gräfin wieder abreisen mußte. Der Kurfürst ging infolgedessen nach Hanau und übertrug am 30. September 1831 die Regentschaft dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm. — [3] Am 1. Januar 1834 trat der preußisch-deutsche Zollverein zunächst auf acht Jahre ins Leben. — [4] 1836.

Schnurgasse entstandene Zornesausruf: „Krieg' die Kränk, Offenbach!" zum geflügelten Worte wurde.

Im strömenden Regen, bei nächtlichem Dunkel angelangt vor einer dieser erst vor kurzem zerstörten Zollstätten an der Mainkur, einer Krümmung des Maines (cornu Moeni, „Mainhorn") schon dicht bei dem ersehnten Frankfurt, wurde der Wagenzug, Hauptpost und mehre Beichaisen, von Zollvisitatoren und Polizeimännern angehalten. Jeder mußte seinen Paß zeigen. „Sie können nicht nach Frankfurt!" rief man mich auch hier bei der Zurückstellung des meinigen an, während der Pinsel eines Honthorst[1] Stoff zu einem Nachtgemälde gehabt hätte. Rings nächtliches Dunkel, die Laternen, das Gewirr der Wagen, der Regen, die Polizeimänner, die Polen in ihren Pelzen und viereckigen Mützen, die zerstörten Zollstätten, alles das gab einen originellen Effekt. „Sie müssen zwanzig Täg' hawwe von Berlin. Sie hawwe nor erschtst zehn." — „Aber Darmstadt? Kann ich denn nicht über Offenbach?" — „Wie Sie wolle! Aber all eins! Die Darmstädter verlange aach zwanzig Täg'!" — Was war zu tun? Ich mußte aussteigen, mein Gepäck einfordern und fernere zehn Tage aus dem Buche meines Lebens streichen. Irgendwo waren sie herauszubringen, zu vergrübeln, zu verträumen. Sie zu verbillardspielen oder zu verrauchen gehörte nicht zu meinen Passionen.

Die sämtlichen Wagen mit ihren nicht aus Berlin, meistens von Leipzig kommenden Passagieren rollten davon. Ich blieb in dunkler Nacht allein. Von dem entzückenden Rundblick, den man gerade von diesem Punkte aus auf die Höhe des alten Ortes Bergen genießen kann, auf die Konturen des Taunus, auf den geheimnisvollen, sagenreichen Odenwald, auf das im Osten gelegene Freigericht, konnte mir keine Ahnung kommen. Ich sah nur strömenden Regen, mein Felleisen, meinen defekten Regenschirm, einige mitleidige Seelen, die mir Ratschläge erteilten, wie sich wohl Stuttgart erreichen ließe, wie Frankfurt, Hessen, Bayern umgangen werden könnten. Alle Staaten hatten sich gegen mich verschworen. Endlich folgte ich dem alten

[1] Gerard van Honthorst (1590—1650), holländischer Maler, der nächtliche Szenen bei Kerzen- oder Lampenbeleuchtung bevorzugte.

Spruche, daß sich der Weisre immer zurückzieht. Kehre in dein vorurteilsloses, damals ganz preußisch empfindendes Kurhessen zurück! Ich dankte dem Manne im grauen Zollwächtermantel, der mich auf die mit den Beichaisen zurückkehrenden Postillione verwies. Um Mitternacht trafen diese auch ein und führten mich in einer der durchnäßten, durch Lederklappen an den Seiten nur wenig geschützten Karreten nach Hanau.

Schon aus jener Zeit ist mir der Ort eine freundliche, werte Erinnerung geblieben. Das regnerische Wetter schlug in Frost um. Es wurde bitterkalt und sonnenhell. Da konnte sich die als Kolonie glaubensverwandter Holländer, Wallonen und Franzosen berühmte Stadt in der ihr eigentümlichen Sauberkeit zeigen, mit ihrer wunderlich geformten französischen Kirche, deren Dach höher ist als ihr Unterbau, mit ihrem imposanten Markte, dem stattlichen Rathause, dem so gefälligen Renaissancebau des Gymnasiums, schließlich mit ihren den Reichtum des Kurhauses verbürgenden Umgebungen an Schlössern, Parks und wohlgepflegten Gartenanlagen[1]. Damals stand wohl noch im nahen Philippsruhe die Allee von Orangenbäumen im schützenden Gewächshause, die später der Vater des letzten der altehrwürdigen Dynastie Philipps des Großmütigen an den Pächter der Spielbank zu Homburg entweder verkauft oder am grünen Tisch als Einsatz verspielt hat[2]. Sie schmücken jetzt die Anlagen am Kurhause von Homburg.

Die erste Wirtshausrechnung belehrte mich, daß meine Kasse eine achtmalige Wiederholung derselben nicht ertragen würde. Ich nahm daher eine Privatwohnung und fand diese unterm Dach bei einem Schuster, der zugleich Briefträger war. Auch hatte der vielseitige Mann eine Gemahlin, die ihn in der ersten seiner Funktionen unterstützte, sich dafür aber zum Lohn einem stillen Laster ergeben hatte und infolge der durch Alkohol gegesteigerten Ekstase auf Pietismus verfallen war durch natürliche

[1] Die Neustadt in Hanau wurde 1597 durch eingewanderte Wallonen und Niederländer angelegt. — [2] Nach Philipps des Großmütigen (1504—67) Tode entstanden die beiden hessischen Hauptlinien Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. Hanau gehörte zum Kurfürstentum Hessen-Kassel, das am 20. September 1866 mit Preußen vereinigt wurde. Die beiden letzten Kurfürsten waren Wilhelm II. (1821 bis 1847) und Friedrich Wilhelm I. (1847—66; gest. 1875).

Verwandtschaft. Denn ist einmal der Geist in gehobener Stimmung, wohin soll ihn anders, wenn ihm die Unterlagen fehlen, die Ekstase führen als in die Region der Kanzel! Kennt der Inspirierte doch nichts anderes als das Evangelium, über das sich mit angefeuerter Zunge reden läßt. In unsern Tagen haben die illustrierten Volksblätter und die Lehren der Sozialdemokraten schon ein erweitertes Terrain eröffnet, wo, „wenn der Mut in der Brust seine Spannkraft übt", dem Redebedürfnis das Material der Phrase reicher zu Gebote steht. Damals begannen zuerst die Rufe: „Nieder mit den Geldsäcken!" Die Gedanken der Volksmassen, die um Hanau und Frankfurt herum die Neigung zu Rottierungen (Krawallen) nur zu oft und bis auf den heutigen Tag verraten haben (die Ermordung Lichnowskis und Auerswalds[1] gab ein Beispiel, wieweit darin gegangen werden kann), gingen im wesentlichen auf Rothschilds Keller. Doch war dieser Trieb auf Teilung nur beim Proletariat vorhanden; allgemeiner noch lautete die Volksparole: „Fürsten zum Land hinaus!"

Einsprechend in dem Laden des freundlichen gefälligen Buchhändlers Friedrich König, eroberte ich die schon von der Polizei verfolgte Neuigkeit des Tages, „Börnes Briefe aus Paris". Zugleich erhielt ich von dem gesinnungsvollen, unerschrockenen Manne die Ermunterung, als junger Schriftsteller das Handwerk im Orte zu begrüßen, den Kammersekretär Heinrich König[2], den Gymnasiallehrer Zehner[3] und den in der Nähe hausenden ehemaligen Minister Grafen Bentzel-Sternau[4], alle drei, wie mir bekannt, Nachahmer Jean Pauls.

---

[1] Als sich Preußen 1848 durch England und Rußland zu dem Waffenstillstand von Malmö drängen ließ und die Frankfurter Nationalversammlung diesem zustimmte, kam es infolge der Erbitterung hierüber am 18. September 1848 in den Straßen Frankfurts zu einem Krawall, dem zwei Mitglieder der Versammlung, Felix Andreas Fürst Lichnowski (geb. 1814) und der preußische General Hans Adolf Erdmann von Auerswald (geb. 1792), zum Opfer fielen. — [2] Heinrich Joseph König (1790—1869), Schriftsteller, Finanzsekretär in Hanau und Fulda, geriet durch seine Schriften in Konflikte mit dem Klerus sowie in scharfe Opposition zum Ministerium Hassenpflug. — [3] Altphilologe, stammte aus Marjoß, Bezirk Kassel; vgl. S. 67 dieses Bandes, Z. 4ff. — [4] Christian Ernst Graf von Bentzel-Sternau (1767—1849), Staatsmann und Schriftsteller, als solcher ein origineller Kopf, voll Scharfsinn und Witz, klarer Beobachtung und feinem Humor.

Vorläufig fesselte mich das wilde Buch, das angeblich in Paris bei Brunet, in Wahrheit bei Julius Campe in Hamburg erschienen war[1]. Auch die Offizin, die es gedruckt hatte, die Altenburger Hofbuchdruckerei, war jedermann bekannt. Selten wohl hat ein Buch so viel Spektakel in Deutschland gemacht wie die ersten Bände von Börnes „Briefen aus Paris". Selbst die Freimütigsten stutzten. Sätze, wie: „Man kann einen Fürsten verjagen, wenn uns seine Nase stört", eine Polemik im Stile Rocheforts[2] von heute, waren nicht jedermanns Sache. Zahllose Schriftsteller, Raumer, Wilibald Alexis, Friedrich Förster[3], sämtliche Rezensenten der Brockhausschen Blätter[4] fielen über die Luftfeuerwerkerei des im Pariser Asyl geschützten, von den Rücksichten auf deutsche Zensur befreiten ehemaligen Frankfurter Polizeiaktuars[5] wie über greifbare, tatsächlich festzuhaltende Sätze her. Nur der einzige Wolfgang Menzel war noch unbefangen genug, das Buch als einen Stimmungsausdruck zu bezeichnen, den man subjektiv und in seinen Überschwenglichkeiten mit selbstverständlichem grano salis zu fassen hatte[6]. Was verfolgt ihr den Humor! Der Johanniswurm glüht in milden Nächten wie ein Brillant, solange er über den dunklen Büschen schwebt und im Fluge ist; hascht ihr ihn aber, habt ihn in der Hand und wollt den Brillanten definieren, so ist er ein graues, armes Insekt. Mir ging alles in dem Buche natürlich zu, Wahrheit und Übertreibung. Nur die Philisterei konnte den Sonnenstrahl zergliedern wollen, alles Gesagte exakt nehmen, mathematisch abgemessen, keinen Zoll zu viel, keinen zu wenig. Börnes Leben habe ich

---

[1] Teil 1 und 2 erschienen 1832 bei Hoffmann u. Campe in Hamburg als „Briefe aus Paris 1830—1831"; da die Zensur das Werk verbot, erschien die Fortsetzung unter dem Titel „Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde" angeblich in Offenbach bei L. Brunet 1833. Teil 5 und 6 erschienen wieder unter dem alten Titel „Briefe aus Paris" bei dem von Börne fingierten Verlag L. Brunet, Paris 1834. — [2] Viktor Henri, Graf von Rochefort (geb. 1830), französischer Journalist, erhielt wegen seiner scharfen, witzigen und oft die Grenzen des Anstands überschreitenden Artikel zahlreiche Geld- und Gefängnisstrafen. — [3] Friedrich Christoph Förster (1791—1868), Dichter und historischer Schriftsteller, redigierte nacheinander seit 1821 die „Neue Berliner Monatsschrift", die „Vossische Zeitung" und das „Berliner Konversationsblatt". — [4] „Blätter für literarische Unterhaltung", herausgegeben von Heinrich Brockhaus (Leipzig 1826—98). — [5] Ludwig Börne war 1811—13 Aktuar bei der Frankfurter Polizeidirektion. — [6] So äußerte sich Menzel im „Literaturblatt", Jahrg. 1831, Nr. 121 (28. November).

später selbst beschrieben[1]. Es war mir eigen mit ihm gegangen. Schon als Primaner abonnierte ich mich auf die erste, höchst elegant gedruckte Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“[2]. Ich schwelgte in seiner Denkrede auf Jean Paul, seinen witzigen kleinen Humoresken, „Der Narr im Weißen Schwan“, „Die Postschnecke“ und den übrigen Kabinettsstücken einer wohl in den Stoffen, nicht in der Form veralteten Satire. Da erfuhr ich, daß Börne ein Jude sei und eigentlich Baruch heiße. Man wagt heutigestages viel, wenn ich gestehe, daß ich über diese Entdeckung unglücklich war. Heute macht man leichter die Revolutionen der Bildung durch. Die Juden nahmen vor einem halben Jahrhundert nur noch vereinzelt am Kulturkampf der Deutschen teil. Erscheinungen wie des Theologen Neander, der Juristen Hitzig und Gans[3], des Musikers Mendelssohn standen so vereinzelt, daß sich jene Selbstverständlichkeit des Gleichmuts, ob jemand einer Frage der Zeit, der Aufklärung, des Staates, der Kirche gegenüber Christ oder Jude sei, erst durch die Unausweichlichkeit der vollendeten Tatsache gebildet hat. „Christlich-germanischen“ Judenhaß brachte schon die Burschenschaft mit sich. Auf der Schule hatte ich Juden als Verräter und Angeber kennen gelernt. Ein buckliges Ungetüm aus Polen, rachsüchtig wie Shylock, wurde von allen gefürchtet. Erst dem Studenten traten liebenswertere, gemütvolle Juden entgegen, der wunderlichste darunter ein Königsberger, durch und durch selbst christlich-germanisch, jener Joël Jacoby[4], der sich später katholisch taufen ließ, Maria Joseph Jacoby. Im Geist des Jarcke-Philippsschen „Politischen Wochenblatts“[5] schrieb er dies und das und wurde zuletzt von Manteuffels Preßmandarinen zum Kanzleirat und Zeitungslektor beim Berliner Polizeipräsidium ernannt. Immer mehr ergab ich mich dem Bedächtigerwerden

---

[1] „Börnes Leben“ (Hamburg 1840). — [2] Erschienen 1829 f. in 14 Teilen. — [3] Eduard Gans (1797—1839) war seit 1826 Professor der Rechte an der Universität Berlin. — [4] Joël Jacoby, geb. 1811, trat 1835 in Dresden zum katholischen Christentum über, verließ zugleich die Fahne der Fortschrittspartei und schrieb fortan für Grundsätze und Interessen, die seinen früheren gerade entgegengesetzt waren. — [5] Karl Ernst Jarcke (1801—52), Professor des Strafrechts und Publizist, gründete 1831 das „Politische Wochenblatt“ und gab zusammen mit Georg Philipps (1804—72; Germanist und Kanonist) und dem jungen Görres seit 1839 die „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland“ heraus.

im Kundgeben ungeprüfter Instinkte und Vorurteile. Die Dressur meiner christlich-germanischen Gefühle ging sogar bis zum aufrichtigen Mitempfinden des als literarische Mode zehn Jahre später aufgekommenen sogenannten „Judenschmerzes", der „Ahasverustrauer", wo ich für diese sentimental gewordene Humanitätsfrage redlich das Meinige getan und für die Sache der Emanzipation mit Wärme gestritten habe.

Heinrich König, der sich damals durch seinen Roman „Die hohe Braut" noch nicht die allgemeinere Beachtung gewonnen hatte[1], litt in jener Zeit, als ich ihn besuchte, unter den Folgen eines grauenhaften Mißverständnisses, das seine Person betraf. Seine Frau war ihm mit Tod abgegangen. Leichenbefund hatte auf Erwürgung im Schlaf gelautet! Die Ehe war in der Tat keine glückliche, und König hatte böse Feinde, namentlich in katholischen Kreisen. Waren auch die letzteren in Hanau selbst nicht mächtig, so stand doch Hanau in enger Verbindung mit Fulda, von wo aus König, ein Katholik, schon seit längerer Zeit im Stande der Exkommunikation lebte[2]. Natürlich löste sich die Anschuldigung in nichts auf. Die verdächtigen Suggillationen am Halse, die dem Arzte von einem Strick gekommen schienen, waren nach genauerer Untersuchung die Folge von Umschlägen, die mit einem ätzenden Wasser angefeuchtet gewesen. Die entsetzliche Anklage hatte auch wohl dem freisinnigen Deputierten gelten sollen. König hatte zwar nicht studiert, stand aber auf der Höhe der Tagesfragen und war überall heimisch, soviel auch nur der jugendlich Strebende, der ihn besuchte, bei einem gemütlichen Nachtmahl, wozu er mich einlud, aufs Tapet brachte. Ein „Rosenkranz für Katholiken", den er eben herausgegeben[3] und durch einen „Christbaum des Lebens" ergänzt hatte[4], trug den jeanpaulisierenden Charakter, ohne etwa, was die Titel glauben machen konnten, besondere Gefühlsweichheit zu signalisieren. Im Gegenteil, die starken hervorstehenden, trotzigen Backenknochen seines Antlitzes verrieten zähe Widerstandskraft. Der wackre Mann hat diese in seinen Kämpfen gegen die Anmutungen der

[1] Erschien 1833 in Leipzig; Gutzkow besprach ihn im „Literaturblatt" zum „Morgenblatt", Jahrg. 1834, Nr. 29, S. 114. — [2] Seit 1831. — [3] Schon 1829 bei Sauerländer in Frankfurt a. M. — [4] 1831 in Frankfurt a. M. bei Brönner.

katholischen Kirche gezeigt, ebenso wie in den kurhessischen Land- tags- und Verfassungswirren. Weicher und mehr den Blumen und Sternen zugewandt erschien der gleichfalls zum Mahle ent- botene Professor Zehner[1], der indessen bald darauf meiner in- spirierten Schusterin nachzuahmen anfing, darüber seine Stelle verlor und nach schönen Anfängen einer auf Kenntnis des Orients sich stützenden Muse als Redakteur eines Lokalblättchens in der Gegend um Würzburg her in trauriger Weise verkommen ist. Graf Bentzel-Sternau wohnte auf dem Lande.

Endlich brach der zwanzigste Tag und mit lachendem Son- nenschein an. Es war ein Sonntag. Ein leichter Frost hatte die Chausseegräben mit dünnen Eisdecken überzogen. Die Sträu- cher und Zweige zahlloser Obstbäume schimmerten in der Sonne vom Reif, der sie bezog. In Frankfurt merkte man kaum, daß der Winter schon erschienen war. Die Kirchen entleerten sich grade, während ich meiner Kasse zutraute, die für mich klassische Stätte des „Weißen Schwanen"[2] für einen Tag als Wohnung zu wählen. Mußte es doch am folgenden Tage weiter gehen, und wie lockten nicht die Namen: Die Bergstraße und Heidel- berg! Sauber gekehrt und sogar hier und dort mit Sand be- streut waren Frankfurts damals noch durch geschlossene Tore eingefriedigten Gassen. Die Kirchen hatten sich durch quer über die Nachbarstraßen gezogene Ketten Ruhe verschafft. An der ominösen Konstablerwache auf der Zeil gab es schon jene Fensterblenden von Gefängnissen, die zwei Jahre später erstürmt werden sollten. Die Volkshaufen, die jedoch in friedlicher Ab- sicht zugegen waren und vor dem ungeschickt gelegenen Gefäng- nis auf und nieder zogen, gehörten den umliegenden Dörfern an und waren Eingepfarrte der Stadt, die Sonntags zur Kirche kamen. Zum Besichtigen der Stadt, zum Aufsuchen etwa der Stelle, wo sich in Goethes „Märchen" die Stadtmauer zum Durchlaß des „Götterknaben" geöffnet hatte[3] — (solchen Bildern der Erinnerung jagte ich sofort nach) —, war meine Zeit zu ge- messen. Doch umschritt ich die Stadt, betrachtete mir das da-

[1] Vgl. S. 63 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Im „Weißen Schwanen" wurde 1871 der Friede abgeschlossen. — [3] Gemeint ist das „Knabenmärchen" „Der neue Paris" in „Dichtung und Wahrheit", 1. Teil, 2. Buch.

mals für Besuch verschlossene Goethehaus und erfreute mich den Abend am „Politischen Zinngießer“[1] im Theater. Im Rahmhof nahm die Thurn-und-Taxissche Post die Passagiere nach Stuttgart nummernweise auf. Mir fiel ein Coupéplatz zu. So konnte ich desto besser jene Bergstraße überblicken, von welcher Kaiser Joseph gesagt haben soll: „Hier bin ich ja in Italien!“ Heidelberg wurde in der Nacht begrüßt, noch ehe die Straßenlaternen und — die Lämpchen etwaiger wirklich Studierender über dem Strom erloschen waren. Noch sang sich mancher einsame Bruder Studio taumelnd nach Hause. Auch hier in diesem magischen Bilde war ich heimisch in meiner Art. Der Efeu, der die Trümmer des ehrwürdigen Schlosses umrankt, ein Wintergrün von staunenswertem Alter, konnte erst in spätern Jahren betrachtet werden[2]; aber der geistige Efeu, der sich für mich um diese Schattenbilder im nächtlichen Dunkel rankte, um die romantische Literaturzeit der Görres, Arnim, Clemens Brentano, die einst hier „Trösteinsamkeit“, die „Zeitschrift für Einsiedler“, „Des Knaben Wunderhorn“ und andere Erquickungen des deutschen Gemüts in trübster Zeit (1808) herausgegeben hatten, den sah ich schon aus dem Postwagen überall. Aus diesen verhallenden, sich allerdings schon etwas dem Brüllen nähernden Chören des „Faulen Pelz“, des „Prinz Max“ vernahm ich den Silberklang der deutschen Lyrik, die bestrickenden Rhythmen, wie „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Im Maien, im Maien ist's lieblich und schön“, Weisen, deren Naivetät dann Heinrich Heine, später Richard Wagner (beide zugleich mit dem Sagenschatz der Deutschen) zu ihren Gunsten auszubeuten verstanden haben. Am zweiundzwanzigsten Tage nach der Abreise von Berlin war ich endlich in Stuttgart angelangt.

Wieder schien golden, doch jetzt im Untergehen die Sonne. Sie beleuchtete die große Muschel, die Stuttgarts reizende Lage bildet. Die übliche Vergleichung mit einem „Kessel“ paßt für diese sanft aufsteigenden Höhen nicht. Es ziehen sich längliche Furchen, Taleinschnitte und Senkungen in die abschüssig gehenden Berggelände, in denen im November noch mancher Holz-

[1] Gemeint ist „Der politische Kannegießer“ von Holberg. — [2] Im Winter 1832/33.

pflock mit verbranntem Papier vom letzten Weinlesefeuerwerk von einem der Landessitten Kundigern hätte bemerkt werden können. Noch duftete die Stadt nach Wein- und Äpfelmost. Die Stiftskirche, das Schloß, die kleinen Häuser, manche von diesen noch mit Kolben türkischen Korns umzogen, es gab ein Bild provinzieller Abgeschlossenheit und Einfachheit, das aus dem sich jetzt so großstädtisch fühlenden Haltestationspunkte zwischen Wien und Paris kaum noch herauszufinden ist. Dazu allerwege klassische Erinnerung. Schiller ist uns hier gegenwärtiger als in Weimar. Lieben wir doch mehr den in tyrannos sich erhebenden jungen Adler, den Flüchtling nach Mannheim, als den spätern Hofrat. Das Cottasche Geschäft war wie ein Mausoleum des Dichters. Und Goethe, der ebenfalls Cotta gehörte, lebte ja noch. Kurz, ich betrat Stuttgart, wie man in eine Kirche tritt. Im „Waldhorn", nicht im „König von England" abzusteigen, entsprach schon der romantischen Stimmung meines Gemüts und meiner Kasse.

Wolfgang Menzel, ein geborner Schlesier, hieß den schon lange erwarteten blassen, magern, blonden Berliner Ankömmling willkommen. Ihn selbst hatte die Natur mit breiten Schultern, kräftiger Brust, dunklem Haar ausgestattet. Sein Kopf hätte einem katholischen Geistlichen gehören können. Um den Mund, dessen Zähne vernachlässigt waren, spielte ein satirisches Lächeln, das sich bei manchem seiner Einfälle ins Sardonische[1] verlieren konnte, während seine kurzsichtigen Augen, so oft die Brille, die solche regelmäßig bedeckte, abgenommen wurde, Trotz, strengen Ernst, ja zuweilen etwas Verklärtes oder Feierliches bekommen konnten. Sein Temperament schien das heftigste zu sein, der einmal ausgesprochene Wille unbeugsam. Selten mögen in einem Charakter so viel Widersprüche gepaart gewesen sein wie in diesem vielseitigen Schriftsteller, diesem damals den Ton angebenden Kritiker. Sogar bis zum Faunischen konnte sich der Ausdruck seiner Mienen steigern, wenn ihm die Erinnerung an Thümmels „Wilhelmine"[2] kam oder sonst eine

[1] Sardonisches Lachen: ein gezwungenes, höhnisches Lachen, verbunden mit krampfhaften, heftig wechselnden Gesichtsverzerrungen. — [2] „Wilhelmine oder der vermählte Pedant, ein prosaisch-komisches Gedicht" (Leipzig 1764) von Moritz August von Thümmel (1738—1817).

erotische Schrift des abgewichenen Jahrhunderts, über die er mit ebensoviel Interesse sprechen konnte wie dann wieder über Jakob Böhmes[1] oder Jung-Stillings[2] Schriften. Feierlichen Ernstes zog er historische Parallelen zwischen Charakteren der Geschichte oder Zuständen von sonst und jetzt. Der Mann, der so vieles tadelte, hatte ohne Zweifel an seinem Schädel den „Verehrungssinn". Ihm war das Gegenteil des nil admirari Bedürfnis. Düster blickte er in die Zukunft, gläubig starrte er vor dem Rätselhaften, Unentschleierten. Bald bemerkte ich neben stereotypen Stichblättern seiner Satire ebenso viele Namen und Verhältnisse, wo bei ihm die Kritik sich entwaffnet gab. Letzteres war leider vorläufig mir selbst gegenüber der Fall. Ich war ihm eine Anomalie seiner Berliner Erfahrungen und als solche bis auf weiteres in meiner Art auf dem vollkommen richtigen Wege.

Nützlicher als das unermüdete Abdrucken meiner Berichterstattungen über einen Ballen Biographien und einen andern, der aus theologischen Werken bestand, wäre mir mancher Tadel, wenigstens mancher Fingerzeig für die Schulung meiner Feder gewesen. Die Regeln, welche Menzel gab, waren nur allgemeine. „Ich schreibe, wie ich denke", sagte er. „Sehen Sie meine Manuskripte an! Nichts wird da ausgestrichen, nichts wird noch hinzugesetzt." Menzel hatte „Streckverse" herausgegeben[3], wie Jean Paul ungereimte Gedichte genannt hat. Jeder Gedanke darin ist von einem Bilde begleitet. Dennoch sagte er: „Bilder müssen mir zufällig unter die Feder kommen während des Schreibens. Die gesuchten, die erzwungenen erkennt der Leser auf den ersten Blick." Die Richtung, die einzuschlagen nicht grade empfohlen, aber gutgeheißen wurde, konnte hier nur — die der Satire sein. Mit allzu sichtlichem Wohlgefallen, mit unverkennbarer Befriedigung verweilte der nun fast täglich von mir Besuchte oder auf Spaziergängen Begleitete bei Voltaire, Diderot, dem Verfasser der „Memoiren des Freiherrn von S—a", Woltmann[4], bei Knigge,

[1] Jakob Böhme (1575—1624), Mystiker und Theosoph. — [2] Johann Heinrich Jung (-Stilling) (1740—1817), Schriftsteller, Mediziner und Lehrer der Staatswissenschaften, Jugendfreund Goethes. Besonders berühmt ist seine kindlich-fromm gehaltene Selbstbiographie (Berlin 1777 ff.). — [3] Heidelberg 1823. — [4] Karl Ludwig von Woltmann (1770—1817), Professor der Geschichte in Jena, später in Berlin.

vor allem bei einem schlesischen Landsmann Schummel[1], dessen „Spitzbart" ihm eine „köstliche Satire gegen den Philanthropinismus Basedows" erschien. Und das alles kam von einem Gegner des Rationalismus —! Ebenso hatten einst Tieck und die Romantiker die Tendenzen der Humanität, der Menschenveredlung, der religiösen Aufklärung verspottet —! Aus den vernunftgemäßen Entwicklungen der neuern Philosophie, Theologie, Pädagogik die allmähliche tiefere Begründung abzuwarten, diese jedenfalls als eine Zwischenstufe zu einem vorurteilsfreiern Erkennen zu betrachten, das dauerte dem eigentümlichen Geschmack des literarischen Amateurs zu lange. Frischweg setzte er sich sofort auf die beiden schroffsten Gegensätze, Ironie und Satire auf der einen, Mystik auf der andern Seite. Entweder entschied er sich für Voltaire oder für Görres. Auch Görres war in dieser Art einst Jakobiner und hatte sogar dem Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg 1811 ein Manuskript zum Druck übergeben: „Fall der Religion." Es enthielt Dinge, die den frommen Verleger bestimmten, es nicht erscheinen zu lassen.

Die Jugend hat in geistigen Dingen einen wahren Straußenmagen. Sie verdaut alles durcheinander. Noch stellte der Neuling keine Prüfung an über die Fülle von Eindrücken, die ihm zuteil wurden. Menzels Urteile über die Personen wurden hingenommen, als verstünden sie sich von selbst. Ließ sich aber auch etwas einwenden gegen die Schilderung des lyrischen Kreises, der sich um Uhland, unmittelbarer um Gustav Schwab, gebildet hatte und sich in eine wechselseitige Anpreisung verlor, die zuletzt vom deutschen Parnaß fast ausschließlich Besitz nehmen wollte und genommen hat? Der Schwerpunkt des „Morgenblattes" wurden Gedichte. Gustav Schwab redigierte diesen Teil des damals ersten deutschen belletristischen Blattes und verbesserte die Arbeiten der jungen Tübinger Studenten und Stiftler wie ein zweiter Berliner Ramler[2]. Gustav Schwab, der

[1] Johann Gottlieb Schummel (1748—1813); sein pädagogischer Roman „Spitzbart" erschien 1779. — [2] Karl Wilhelm Ramler (1725—98), Dichter, der so großes Ansehen in bezug auf poetisches Feingefühl genoß, daß ihm sogar Männer wie Lessing ihre Arbeiten zur stilistischen Verbesserung überantworteten, was freilich selten zum Nutzen des Werkes ausfiel.

Sänger des schönen Studentenliedes „Bemooster Bursche zieh' ich aus", Professor am Stuttgarter Gymnasium, war eine Erscheinung von ansehnlicher Leibesfülle, mit einem ständigen starken Blutandrang zum immer geröteten Kopf. Die Zuvorkommenheit seines Benehmens ging fast zu weit und mußte peinlich wirken. Wer hält nicht übergroße Höflichkeit für den Ausdruck eines nur geheuchelten Wohlwollens? Im vollen Gange war damals die eigentümliche Verbindung dieses Kreises mit Justinus Kerner in Weinsberg, mit dem „Riekele" (Kerners Frau) und den Gespenstern des Zwischenreichs. Als sich zu Nikolaus Lenau und Anastasius Grün gar noch ein Graf von Württemberg in den Kreis der Lyriker begeben hatte, da scheute man sich nicht, jeden Kaffeebesuch innerhalb dieser Sphäre zum Anlaß von Schilderungen zu machen, die für die Chronik der Literatur des deutschen Volkes maßgebend sein sollten.

Nikolaus Lenau, Freiherr von Niembsch-Strehlenau, eine kleine schmächtige, eindruckslose Gestalt, war von Wien nach Stuttgart gekommen, teils um überhaupt nach Amerika auszuwandern, teils um einen Band Gedichte beim „alten Cotta" (dem Schiller-Goethe-Cotta, der noch lebte) anzubringen. Mit jenem süddeutschen Respekt vor allem, was adlig ist, einer Deferenz, die Norddeutschland nicht kennt, wurde der Dichter nur als der „Herr Baron" oder auch als der Magyare gefeiert. Die Maßlosigkeit der Bewunderung der Muse des später so unglücklichen Dichters empfand niemand so mißmutig als Menzel. Die Gedichte, die später Lenaus Ruf begründeten, waren noch nicht erschienen, und bereits thronte er bei einem Hofrat Reinbeck[1], der einige unverheiratete Töchter hatte, dicht neben Schiller und Goethe. Der alte Cotta sagte anfangs: „Quod non!" und wollte die Sammlung nicht verlegen[2], doch erschien sie im nächsten Jahre und erwarb dem Sänger verdiente Anerkennung[3]. Sein persön-

---

[1] **Georg von Reinbeck** (1766—1849), Dichter und Ästhetiker. Er war mit der ältesten Tochter des Geheimrats August von Hartmann, Emilie, verheiratet, die mehrere unverheiratete Schwestern hatte. Reinbeck hatte keine Kinder. — [2] Davon ist nichts bekannt. Die Übernahme der Gedichte Lenaus in Cottas Verlag erfolgte rasch unter der Vermittelung Gustav Schwabs. — [3] 1831.

liches Auftreten war bescheiden, nicht diese Vergötterung voraussetzend. Später begegnete ich ihm oft; zuerst bei Menzel in Gegenwart einer unheimlichen Persönlichkeit, die den Atem beklomm, jenes Hofrat Lindner[1], der sich Kotzebues sogenannte russische „Spionen-Berichte" anzueignen verstanden und als „Manuskript aus Süddeutschland" herausgegeben hatte, eine Enthüllung, worüber bekanntlich Karl Ludwig Sand den Entschluß faßte, Kotzebue zu ermorden.

Die politische Gärung der damaligen Zeit wogte um den tätigen und einflußreichen Redakteur des „Literaturblattes" zum „Morgenblatt" noch schaumwerfender und erregter als die literarische. Württembergs konstitutionelles Leben sollte, wie die Patrioten hofften, hinter dem des benachbarten Baden nicht zurückstehen[2]. War doch König Wilhelm ehrgeizig genug, einen Mittelweg zwischen Absolutismus und Konstitutionalismus wandeln zu wollen, zumal wenn er damit das ihm schon damals verhaßte Preußen, welchem Paul Pfizer[3] die „Hegemonie" zuzuerkennen gewagt hatte, ärgern konnte. Noch immer wollte dieser jahrelang falsch beurteilte, niemals und in keiner Frage hochsinnig denkende Fürst, König Wilhelm, auf seine Weise regieren, nach außen hin sich den Nimbus erhalten, der einst die Burschenschaften bestimmt hatte, ihm für die deutsche Kaiserkrone Expektanz zu geben, nach innen absolutistisch, ganz nach den Launen der Kabinettspolitik. Der König führte eine Doppelregierung, eine ostensible, die sein Premier Mauclèr[4] vertrat, und eine private, die später in die Sphäre der Enthüllungen geriet, in den niedern Strich der Theateranekdoten. Auch Menzel behauptete, eines Abends zu dem hohen Herrn berufen worden zu sein und mit ihm über eine Stellung an der „Hofzeitung" unterhandelt zu haben, für welche er jedoch, nachdem sich zu schroffe Differenzen herausgestellt hatten, jenen Ernst Münch[5] emp-

[1] Vgl. S. 54 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Baden hatte schon 1818 eine Verfassung bekommen. — [3] Paul Pfizer (1801—67) in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" (Stuttgart 1831). — [4] Paul Friedrich Theodor Eugen, Freiherr von Mauclèr (1783—1859), württembergischer Minister, der sehr tätig war für das Zustandekommen der württembergischen Verfassung. — [5] Ernst Hermann Joseph Münch (1798—1841), Historiker und Publizist, schrieb viel für die „Allgemeine Zeitung". Anfangs liberal gesinnt, stellte er sich später ganz in den Dienst der Regierung.

fohlen haben wollte, den bekannten Schweizer, dessen spätre Haltung der Empfehlung seines ehemaligen Freundes wenig Ehre machte. Der Herausgeber der Werke Ulrichs von Hutten, der Biograph Franz Sickingens war bei meiner Ankunft soeben von Lüttich, wohin ihn seine Kenntnis des Flämischen empfohlen hatte, eingetroffen, sank aber bald mit seiner Feder zum Hetzhund herab, der in Mauclèrs Diensten die Männer anfiel, mit welchen er früher selbst gegangen war. Mit dem Zerfall des Gewissens kam die verlotterte oberflächliche Arbeit des Schriftstellers. Ernst Münch wurde immer mehr ein unzuverlässiger Kompilator auf dem gelehrten Gebiet und ist, zehn Jahre nach seiner Erhöhung zum Geheimen Hofrat unter Ordensverleihungen und bei alledem von seinen Gönnern aufgegeben, in einem Asyl auf der Schweizergrenze gestorben.

Schott[1], Tafel[2], Rödinger[3] waren die hervorragendsten Namen der württembergischen Opposition, die sich im „Hochwächter", dem spätern „Beobachter", ein eignes Organ gründete. Auch diesen Männern begegnete ich oft, obschon sich Menzel den Namen und den Richtungen derselben gegenüber nicht mit voller Bereitwilligkeit zum Anschluß verhielt. Nur der liebenswürdige Prokurator Schott schien ihm in wahrer Freundschaft verbunden. Gehörte doch diese ideale Natur, dieser jugendliche Schwärmer im Kreise schon erwachsener Kinder, die dem Pinsel Jean Pauls für einen seiner Romane hätten sitzen können, zu den Charakteren, die dem immer geharnischten und abwehrenden Cottaschen Kritiker eine unbedingte Entwaffnung abgewannen. Eine andere Persönlichkeit von gleicher Wirkung, doch von anderer Charaktermischung, war der Kunst- (nachherige Buch-) Händler S. G. Liesching[4]. Und wieder ein dritter mit unbedingter Bewunderung Hingenommener war Karl Seydelmann[5], der Schauspieler. Der letztere, Menzels schlesischer Landsmann, gewann ihm nach hervorragenden Rollen, die dieser gespielt hatte, sogar Verse ab.

[1] Christian Albert Schott (1782—1861), Herausgeber des radikalen „Hochwächter" und liberaler Abgeordneter. — [2] Johann Friedrich Immanuel Tafel (1796—1863) war Professor der Philosophie an der Tübinger Universität. — [3] Rödinger war 1849 Vizepräsident einer sehr radikal gesinnten württembergischen Kammer. — [4] Samuel Gottlieb Liesching, 1786—1864. — [5] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 7.

Vorzugsweise Seydelmann zuliebe wurde ein festes Abonnement am Theater aufrechterhalten, jedes neue Stück ohne vorgefaßte Abneigung, unbefangen im Geschmack und mit bester Laune genossen; ja, das Interesse des Schauspielers, das Darstellbare, szenisch Wirksame wurde von Menzel gegen allen Einspruch der Ästhetik frischweg entschuldigt. Meine Natur sträubte sich gegen das Übermaß der Lust an den „Schleichhändlern"[1], am „Fest der Handwerker"[2] und den Berliniaden. Daß schon damals Ferdinand Raimund überschätzt wurde, wollte mir unter seinen Geistern, rosenfarbenen Feen, alten Köhlerweibern und Gamsjägern wohl einleuchten.

Den später mit einer so auffallenden pietistischen Richtung hervorgetretenen Liesching sah ich fast täglich. Früher Kaufmann, hatte derselbe falliert und sich in die Schweiz geflüchtet. Als ihn der Zufall einen großen Treffer in der Lotterie gewinnen ließ, war er anständig genug, seine Kreditoren bis auf Heller und Pfennig zu bezahlen. Mit dem Rest begann er, von Basel zurückgekehrt, in Stuttgart einen Kunsthandel, wozu ihn eine seltene Bildung befähigte. Noch stehen mir die scharfen Züge des eigentümlichen Mannes, seine dunkeln Augenbrauen, sein kahler Schädel, die Runzeln, ja Säcke unter den Augen im Gedächtnis. Daß jedoch aus diesem ewig nur zum Sarkasmus verzogenen sokratischen oder, wenn man will, Silenkopfe ein nur dem Pietismus und der exklusivsten christlichen Andacht gewidmetes Buchverlagswirken hätte hervorgehen können, mußte wenigstens derjenige bezweifeln, der ebensogut von ihm als Buchhändler hätte prophezeien mögen, er würde das bekannte Geschäft von Scheible mit Kuriositäten allerlei Art haben begründen können. Denn Spott, Zynismus, Voltairianismus beherrschten durch und durch diesen täglichen Gast des Menzelschen Hauses. Fast möchte man glauben, daß ihm sein Bilderhandel den Beweis geliefert hatte, daß sich die nachhaltige Kauflust, auch von Büchern, nur im pietistisch angekränkelten Kreise, bei den Reichen und Hochgestellten findet.

An dem edlen Schott, dem werktätigen Schwärmer für die

[1] Lustspiel von Raupach. — [2] Liederspiel von Louis Angely

Erhebung Griechenlands, war das Bezwingende seine sittliche Hoheit, die unerschütterliche Überzeugungstreue und liebenswürdige Hausväterlichkeit im Kreise trefflicher und bildschöner Kinder. Der wackere Kämpe für die Neugriechen, der mutige Führer der Opposition in den ständischen Wirren, Mitkämpfer Uhlands, ein zugleich gesuchter Rechtsanwalt, „schwärmte" damals — für die Jacotot-Hamiltonsche[1] Spracherlernungsmethode. Seine Kinder, einige Freunde und Bekannte, zu denen sich auch der Erzähler gesellte, hatte er zu einem Kursus im Französischlernen vereinigt. Ihm, der einst hatte Diplomat werden sollen, war die Sprache (freilich mit süddeutschem Akzent) geläufig. Wir übersetzten die französische Vorlage „In der Anfang war die Wort und die Wort war bei Gott und Gott war die Wort" usw. mit allen gallischen Abweichungen vom Germanischen, allen scheinbaren deutschen Sprachfehlern, die auf das richtige Französisch führen sollten, kurz, nach einer Methode, durch welche sich die Kenntnis fremder Sprachen, so verhieß der geduldige Lehrer, eher einpräge und befestige als nach dem alten System. Ob die blondgelockten Damen, von denen eine in späteren Jahren einen meiner Berliner Freunde, Franz Kottenkamp[2], eine andere den spätern Märzminister Römer[3] heiratete, Französisch auf diese Art bis zur Konversation erlernt haben, mag dahingestellt bleiben. Auch Wilhelm Schulz[4], der ehemalige hessische Leutnant, und seine Frau, die ihn später aus Festungshaft befreien sollte, nahmen an dem Unterricht teil. Der „alte Cotta" hatte Schulz berufen, um den „Hesperus", dessen vorzugsweises Thema die Statistik war, vor drohendem Untergange zu retten. Die Nationalökonomie, freilich noch nach Mac Cülloch[5], Malthus[6], dem Franzosen Say[7], wurde schon damals

[1] Jean Jacotot (1770—1840), Begründer der nach ihm benannten Sprachmethode, die vor allem Übung durch Zergliedern auswendiggelernter Sätze ohne systematische Sprachlehre betont. Ähnliche Grundsätze stellte James Hamilton (1769—1831) auf, der den Lernenden ohne grammatische Vorkenntnis mittels wortgetreuer Linearübersetzung sofort in die fremde Sprache einführte. — [2] Vgl. S. 94, Z. 7 ff., S. 141, Z. 10, und S. 178, Z. 5 ff. dieses Bandes. — [3] Friedrich von Römer (1794—1864), württembergischer Staatsmann, wurde 1848 im Ministerium vom 9. Mai Justizminister. — [4] Vgl. S. 30 dieses Bandes, Anm. 1. — [5] Vgl. S. 38 dieses Bandes, Anm. 9. — [6] Thomas Robert Malthus (1766—1834), bekannter englischer Nationalökonom. — [7] Vgl. S. 38 dieses Bandes, Anm. 7.

die Wissenschaft des Tages. Sie hatte noch eine Nebenbestimmung. Sie sollte, wie später in Bayern unter dem Fürsten Wallerstein[1], die Neigung für Politik unterdrücken und diese ins Unschädliche ablenken.

Die mit äußerster Anstrengung in Italien, Österreich und Deutschland niedergehaltene weitre Ausbreitung der Ideen, welche durch die Julirevolution wieder einmal ihre Reise um die Welt antreten zu wollen schienen, drohten da und dort wie die Flammen aus dem verschütteten Tempel Jerusalems wieder hervorzubrechen. Verschwörungen wurden selbst im Militär entdeckt. „Landgraf, werde hart!" war die von Wien nach allen Seiten hin verteilte Parole. Mancher sah das, was erst siebzehn Jahre später kam, schon damals unmittelbar vor den Toren. Menzel war in diesem Sinne politischer Visionär. Zeichen und Gesichte, Traumgebilde naher und wohl gar nächster Zukunft schwebten ihm immer vor. Wie man dann von nichts träumt, wovon man nicht in seinem Innern unbewußte Einlagen hat, so sah auch unser geschichtskundiger Prophet nichts als Repristinationen[2]. Immer das schon Dagewesene sollte wiederkommen. Die drohende Haltung des Landvolks (Cholera und Zollverein griffen in die untersten Schichten) führte sich ihm sofort auf die Wiederholung des Bauernkrieges zurück. Und wenn er jeden Dreispitz, der zum Markte von der Tübinger Steig herunterkam, für eine Natur hielt, ganz gleichgeartet wie die, welche vor dreihundert Jahren den Bundschuh[3] aufgerichtet hatten, wer konnte ihm widersprechen wollen, wenn es auch die Erhebung der galizischen Bauern gegen den Adel, die Greueltaten Szelas[4], die Tage der Pariser Commüne noch nicht gab! Nur war es komisch, wenn zuweilen schon wirklich die Guillotine in Württemberg einrückte und ihm ein ehemaliger Hauptmann, Friedrich Seybold[5],

[1] Ludwig, Fürst von Öttingen-Wallerstein (1791—1870), liberal gesinnter bayrischer Staatsmann, bildete nach dem Sturze des Ministeriums Abel Ende November 1847 das „Lola-[Montez-]Ministerium", wurde aber schon am 12. März 1848 seiner Ämter enthoben. — [2] Wiederherstellung früher dagewesener Zustände. — [3] Name eines 1502 im Bistum Speyer begründeten geheimen Bauernbundes. — [4] Jakob Szela (gest. um 1860), vielverleumdeter Bauernführer gegen die polnischen Insurgenten 1846. — [5] Friedrich Seybold (1783—1842) wurde nach seinem Abschied oppositioneller Schriftsteller; 1820 begründete er die freisinnige „Neckarzeitung".

gradezu ein unbeugsamer Republikaner erschien, dem es nichts verschlagen würde, den Neckar mit Blut zu färben! Die Männer des „Hochwächters", Rudolf Lohbauer[1], einen Maler, der sein „Literaturblatt" mit sinnigen Vignetten geschmückt hatte, Rödinger, Walz[2], Tafel[3], alle sah Menzel als Wiederholungen gewisser Gestalten der französischen Revolution an; der eine war ihm Danton, der andere Robespierre. Diese waren Jakobiner, jene Girondisten. Alle diese halb spielenden, halb ernsten Gedanken gipfelten in dem Schlußbilde einer Schrift, mit welcher sein in diesen Dingen ihm gleichgestimmter Freund Liesching als Buchhändler debütierte: „Geist der Geschichte"[4]. Das Ende der Tage würde ein allgemeines Morden der Menschen untereinander sein. In diesem Kreise gab es in der Tat Swedenborgianer, Verwandte des Schottschen Hauses, Tafel und Hofacker[5] in Tübingen. Sie hatten zur Verbreitung der Swedenborgischen Schriften eine Druckerei „Zum Gutenberg" errichtet. Schon die Geisternähe Weinsbergs[6] verhinderte, über solche Unternehmungen zu lachen. Ganz aufgeklärte Männer waren hier in den apokalyptischen Bildern des alten schwäbischen Johann Albrecht Bengel[7] befangen.

Gesellige Anknüpfungen fanden sich nur vorübergehend. Seydelmanns Häuslichkeit war eine unglückliche. Nie konnte der zu früh Verheiratete gutsagen für die Stimmungen seiner Frau. Er hatte Ursache, die einst Schöngewesene, auch damals noch Stattliche, zu schonen, zu ehren, und sein Pflichtgefühl kam ihm aus dem Gemüt. Und doch blieb die Sehnsucht nach be-

---

[1] Rudolf Lohbauer (1802—73), Professor, lebte meist in der Schweiz. — [2] Ernst Christian Walz (1802—57) habilitierte sich 1830 an der Tübinger Universität. — [3] Tafel (vgl. S. 74 dieses Bandes, Anm. 2) hat die lateinischen Werke Swedenborgs und eine Übersetzung herausgegeben; außerdem veröffentlichte er mehrere Arbeiten über Swedenborg (1688—1772), der in seinen theosophischen Werken eine vollständig neue Religionslehre aufstellte und die Natur des Geisterreiches in ihrem Zusammenhang mit den Menschen in Visionen enthüllen wollte. — [4] Von Wolfgang Menzel, 1835. — [5] Wilhelm Hofacker (1805—48), Diakonus in Stuttgart, wirkte im Sinne einer ernst-pietistischen Gläubigkeit. — [6] Dort wohnte Justinus Kerner, der sich sehr für die geheimnisvollen Erscheinungen des Dämonismus interessierte. — [7] Johann Albrecht Bengel (1687—1752), protestantischer Theolog, wurde durch seine Schrift „Erklärte Offenbarung St. Johannis" (Stuttgart 1740) der Begründer des neueren Chiliasmus. Er berechnete die nahe Wiederkunft Christi und den Eintritt des Tausendjährigen Reiches.

glückender jugendlicher Frauenliebe, nach Hingebung und nach andern weiblichen Lauten, als die Ehe zumeist zu Gehör bringt. In Seydelmanns Ehe gab es ein ewiges krankhaftes Klagen der Frau über die Sorgen der Gegenwart und der Zukunft. Da sah man denn Seydelmann trübe und seufzend und sich nur in seinem Rollenstudium erkräftigend. Letzteres ging schon auf seinen Mephisto im „Faust". Kapellmeister Lindpaintner[1] arbeitete an den musikalischen Beigaben des ersten Versuchs einer Darstellung des großen Gedichts auf der Bühne. Sonst beherrschte Raupach allein das Stuttgarter Theater. Ein Graf Leutrum, der eben damals Intendant geworden war, hatte bei einer Rundreise durch Deutschland den Geniestreich gemacht, sich mit Raupach in Berlin dahin zu vereinigen, daß Stuttgart alle Stücke, die Raupach schreiben würde, annehmen und geben würde. So kamen sämtliche „Hohenstaufen"[2] wieder nach Schwaben. Die Stuttgarter Hofbühne war vollständig berlinisiert. Was Raupach nicht brachte, kam von Blum[3] oder Angely[4]. Man gab „Die Schleichhändler", „Kritik und Antikritik", „Laßt die Toten ruhen" usw., „Isidor und Olga", „Rafaele", „König Enzio" usw.[5] Seydelmanns Talent litt unter dieser Monotonie. Er lernte des *Wortes* zu sehr bedürfen, um wirken zu können. Auch die Wirren damals hinter der Szene trugen zu Seydelmanns Verstimmung bei. Er glaubte sich eben eine Stütze aus Prag geholt zu haben in dem jungen Bonvivant Heinrich Moritz[6], einem gebornen Leipziger, hatte aber einen Meister in der Kunst der Intrige gefunden, der ihn in einer Sphäre, wo die Protektionen walten, bald aus dem Sattel hob.

Arglos blickte ich in diese ganze Welt hinein. Die unheimlichen Strudel derselben sollte ich erst später kennen lernen. Nur eins sah ich dem klugen Seydelmann ab, ein Talent, das mir zum erstenmal im Leben vorgekommen. Wie verbirgt ein gescheuter Kopf die Lücken seiner Bildung? Nie, ich beachtete es

[1] *Peter Joseph von Lindpaintner* (1791—1856), sehr fruchtbarer Komponist, seit 1819 Direktor der Stuttgarter Hofkapelle. — [2] Von Raupach; vgl. S. 33 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Vgl. S. 44 dieses Bandes, Anm. 4. — [4] *Louis Angely* (1787—1835), Schauspieler und Lustspieldichter. — [5] Dramen von Raupach. — [6] *Heinrich Moritz* (eigentlich *Mürrenberg*; 1800—67) war seit 1833 am Hoftheater in Stuttgart.

bald, erschien Seydelmann seinem Landsmann Menzel, der ihn bewunderte, im Gespräch unebenbürtig. Das war einem solchen Polyhistor gegenüber nicht wenig! Seine Rollen hatte Seydelmann gründlich studiert, die klassischen waren ihm nach allen damaligen Vorarbeiten Böttigers[1], Schincks und andrer geläufig; darüber zu sprechen, konnte ihn nie gering erscheinen lassen. Wo aber Seydelmanns Wissen aufhörte, da gestand er diese Grenzen nicht etwa ein, sondern hatte ein eigentümliches bedeutsames Schweigen, ein feines Lächeln umspielte seinen Mund. Man durfte bei ihm ein vollkommnes Einverständnis mit der Meinung des eben über die Doppelsterne oder über die Keilschriften sich Ergehenden voraussetzen. Oft standen bedeutende Kapazitäten im hitzigen Gefecht. Seydelmann hörte ruhig zu. Er schwieg. Doch so, als hätte er den Ausschlag geben können.

Im März 1832 kam die Kunde: Goethe ist tot. Die Aufregung darüber war groß und in Stuttgart, in der Nähe des Cottaschen Hauses, um so größer, als es hieß, nun würde vom „Faust" der zweite Teil erscheinen. Immermann veranstaltete für die Düsseldorfer Bühne eine Erinnerungsfeier, die auf mancher andern Bühne wiederholt wurde. Jede gab einen Tribut der Huldigung. Dem bekannten Gegner Goethes war ein Anlaß zur Aufregung geboten. Alles blickte auf ihn, und so erfuhr ich denn auch gelegentlich den Ursprung seines Hasses auf Goethe. Ich erzählte denselben vor einiger Zeit in einer Plauderei, die das Thema behandelte, warum ich nicht ebenfalls unter die Lyriker gegangen sei. Ich wiederhole sie hier*.

„Als Zwanzigjähriger, schwärmend für Tieck und Novalis, wobei ein lebhafter kritischer Zerstörungssinn nicht ausgeschlossen war, kam ich zu Wolfgang Menzel und sollte ihn im Bücherrezensieren unterstützen, da sich der Patriot in die württembergische Kammer wählen lassen wollte. Frisch von der Universität kommend, brachte ich leidliche Kenntnisse und ein Chaos unklarer

* „Deutsche Dichterhalle"[2].

[1] Karl August Böttiger (1760—1835), Archäolog, 1791—1804 Gymnasialdirektor in Weimar, war seit 1814 mit der Oberinspektion der königlichen Museen der Antiken in Dresden betraut. — [2] Vgl. die „Deutsche Dichterhalle", herausgegeben von Oskar Blumenthal, Bd. 2, Nr. 13, S. 151 ff. (o. J. [1873]).

Stimmungen mit. Und eben aus diesen letztern heraus wollte sich zuweilen Lyrisches entwickeln, und um so mehr, als damals die Literatur durchweg auf Lyrik stand. Im Schwabenlande lyrisierte alles. Nicht bloß die Gymnasiasten und Tübinger Stiftler, selbst Oberamtmänner und Obersteuerrevisionsräte wanderten durch die Wiesen und sammelten Blumen und wanden diese zu poetischen Sträußlein[1]. Goethe starb. Da suchte jeder, der nur ein wenig Zeit hatte, ihn möglichst zu ersetzen. Dann mußte damals so viel geheuchelt und gelogen werden der mangelnden politischen Freiheit wegen, daß die meisten der Gebildeten, sogar die Hofräte und Polizeidirektoren, zwei Welten hatten, in denen sie lebten, eine ostensible und offizielle bürgerliche, und drehte man diese um, so hatte man zu seinem hellen Erstaunen einen heimlichen Dichter, einen ‚sinnigen Lyriker'. Die Konversation in Stuttgart bestand 1831 nur aus Liedervorlesungen beim Tee, wenn Damen zugegen waren — beim Wein und vielleicht sogar unter freiem Himmel, wenn die Männer allein waren. Die ästhetischen Honneurs in Stuttgart machten zwei Familien, die Hofrat Reinbecksche (eine aus Norddeutschland eingewanderte, welche berlinische Teegesellschaften alten Stils gab) und die Gustav Schwabsche, eine urschwäbische. Damals ging Lenau, ‚der Herr Baron aus Ungarn'[2], aus einer dieser Gesellschaften in die andere. Jede wetteiferte, wer ihn mit größerem Lob, mit exaltierterer Bewunderung überhäufen konnte. Erst galt der Enthusiasmus, wie sich gebührte, seinem Talent, dann seiner poetischen Heimat, zuletzt (last not least) dem ‚Baron'. Man wollte einen andern ‚Herrn Baron', den Baron von Cotta, veranlassen, die gesammelten Gedichte des ungarischen ‚Herrn Barons' zu drucken. Ein alter, feiner Herr, dieser erste klassische Cotta! Später, als ich Metternich kennen gelernt, fand ich Ähnlichkeit zwischen beiden. Sie waren auch intime Freunde und sagten sich das täglich und leider allzulange in der ‚Allgemeinen Zeitung'. Dieser alte Herr, auch Begründer der Dampfschiff-

[1] Gutzkow denkt wohl vornehmlich an den lyrischen Dichter Karl Mayer (1786—1870), der 1824 Oberamtsrichter in Waiblingen, 1843 Oberjustizrat in Tübingen wurde. Seine Dichtungsart ist das kleine, stimmungsvolle landschaftliche Naturbild. — [2] Lenau (Nikolaus Niembsch von Strehlenau) war nicht Baron, ließ sich jedoch in Stuttgart so nennen.

fahrt auf dem Bodensee, betrieb den Buchhandel sozusagen staatsmännisch. Vollkommen wissend, daß die von ihm gedruckten Dichter à peu près zu deutschen Klassikern gestempelt waren, verhielt er sich vorsichtig in der Annahme von Gedichtsammlungen und benahm sich auch infolgedessen spröde gegen den Reinbeck-Schwabschen Enthusiasmus, der wieder einen Neuling traf, wo ihm schon Karl Grüneisen[1], ja Gustav Schwab selbst nicht recht ‚eingeschlagen' waren; er schlug die Lenausche Sammlung fürs erste ab. Das alles beobachtete Wolfgang Menzels scharfe Satire, seine aufhorchende Spürkraft, seine immer zu den ergötzlichsten Glossen bereitwillige Ironie. Das Treiben dieser schwäbisch-lyrischen Uhland-Epigonen war ihm zuwider. Fand doch sein polemischer Eifer fast überall in Schwaben Cliquenwesen, Gevatter- und Muhmen- und Verwandtschaftskuppelei. Bei alledem kam auch mir der Trieb, den ich schon lange hegte, dem Wort zuweilen die schöne Fessel des Reims anzulegen. Aber die Umstände waren zu ungünstig! Einmal war Gustav Schwab die unumgängliche Instanz für jedes zu veröffentlichende Gedicht. Fast für die gesamte Lyrik der Zeit, falls diese durch die drei Kanäle, ‚Morgenblatt', Cottas Verlag oder den Weidmannschen Musenalmanach, an die Öffentlichkeit treten wollte, überall war Gustav Schwab die entscheidende Instanz. Er hatte die Weise des alten Ramler[2], der die ihm eingesandten Gedichte feilte und umarbeitete. Gewiß ist diese Leidenschaft den Gedichten Lenaus aus dessen erster Periode zugute gekommen. Dem Schwabschen Kreise mich nun besonders zu nähern, verbot mir eben die Rücksicht auf Menzel.

„Dann aber hatte ich doch eines Tages den Mut, Menzeln ein Heft ‚Gedichte' zu überreichen mit der Frage, ob ich sie wohl bei Schwab unters Joch der Prüfung schicken könnte, um sie ins ‚Morgenblatt' zu bringen. Sehr spät gab er sie mir wie etwas bei einem Besuch Vergessenes zurück mit den hingemurmelten Worten: ‚Gott, das bringt ja nichts ein!' Und dieser Ausspruch hatte viel, wenn nicht alles für sich. Denn mein Chefredakteur zahlte mir monatlich 30 Gulden Gehalt und —

[1] Karl Grüneisen (1802—78), Theolog, Dichter und Kunstschriftsteller. — [2] Vgl. S. 71 dieses Bandes, Anm. 2.

hört! hört! — ich lebte von diesen 30 Gulden — jede Mittagsmahlzeit kostete 24 Kreuzer. Durch ‚Gedichte‘ konnten Supplemente zu den Fl. 30 nicht errungen werden. Sich ganz auf die Literatur stellen wollen, alle Beziehungen zur Möglichkeit einer künftigen Anstellung abbrechen und sich dann an Gustav Schwab anschließen, um ab und zu eine Tasse Tee und ein Gedicht ins ‚Morgenblatt‘, alle Jahre zwei in den Musenalmanach zu bringen, das ließ sich nicht vereinigen. Und so resignierte ich mich damals auf Lyrik als Spezialität, obschon es mir in dem an Menzel übergebenen Hefte um ein Gedicht leid tat. Ich hatte — mein Vorbild war natürlich Walther von der Vogelweide — als ‚Wanderer‘ im Minneliederton an eine schöne Winzerin die naive Frage gerichtet: ‚Holde Maid, entschuldige, daß ich dich in deiner Arbeit unterbreche; kannst du mir nicht den Weg sagen, den richtigen, der zu deinem purpurroten Munde führt?‘ Die Winzerin stand etwas höher postiert als der Wanderer unten im Chausseegraben. Je trotziger, desto schöner erwiderte die Maid: ‚Das will ich dir wohl sagen, du Narr! Da mußt du rechts den Weg nehmen, erst den Berg ersteigen, an der Kapelle drüben vorübergehn und bis an den dunkeln Wald, wo du vielleicht den Kuckuck um den weitern Weg befragen kannst.‘ Hierauf zweites Ritornell. Erwiderung des Wanderers, enthaltend die Bitte um den richtigen Wegweiser zu ihren Purpurlippen. Wiederum erfolgt die Antwort, aber diesmal schon mit beschränkterem Rayon in der malerischen Umgegend. Der Frager brauchte nicht mehr den Berg zu besteigen, auch nicht den Kuckuck im Walde zu befragen; er wurde schon auf die Antwort der Distel, die tief unten im Tale blühte, unterhalb der Kapelle verwiesen. Das neckische Spiel ging dann eine Zeitlang so fort, bis die Wege immer näher und näher lagen und der wegunkundige Wanderer zuletzt das reizende Mädchen mit den Purpurlippen in seinen Armen hielt. Mit diesem — nicht wahr, wunderschönen — Liede bin ich mit meiner Laufbahn als ‚Lyriker von Profession‘ stecken geblieben.

„Übrigens bin ich weit entfernt, etwa bei dieser Gelegenheit Wolfgang Menzel beschuldigen zu wollen, als hätte er den Erwerb zur Richtschnur für die Wahl der poetischen Beschäftigung empfohlen. Im Gegenteil, einst fand ich ihn schmerzlich-

bewegt durch den Besuch seiner Mutter, die aus Schlesien gekommen war, um ihren damals vielbesprochenen Sohn, der vor längern Jahren aus deutschen Landen der Burschenschaft wegen entflohen war, wiederzusehen. Die einfache Frau kam mit einem inzwischen erheirateten zweiten Manne, einem Landwirt, der einen schwunghaften Viehhandel betrieb, nach Stuttgart. ‚Wieviel hat dir dein Buch „Die deutsche Literatur“ eingetragen?‘ fragte mich mein Stiefvater, erzählte Menzel. ‚Hundert Karolins!‘ sagte ich. — ‚Wieviel ist das?‘ — ‚Sechshundert Taler!‘ — ‚Hahaha!‘ lachte der Schlesier. ‚Das ist was Rechtes! Da verdiene ich an jedem Viehmarkt, wo ich kaufe und verkaufe, an 100 Ochsen mehr!‘“

Den Ursprung seiner bekannten Opposition gegen Goethe erzählte Menzel folgendermaßen: „Ich studierte in Jena. Wir Studenten hatten die Gewohnheit, öfters in größerer Zahl nach Weimar zu fahren und einer Theatervorstellung beizuwohnen. Bei den ‚Räubern‘ hatten wir sogar das Privileg, im Chor vom Parterre aus mitzusingen. Nie hatte ich bei dieser Gelegenheit der alten Exzellenz Goethe ansichtig werden können. Da trifft es sich eines Abends, als wir wieder nach Weimar gekommen waren, daß wir im Theater Streit bekamen. Während die Worte noch hin und her flogen und das Publikum parteilos zuhörte, streckte sich eine hagere, lange Gestalt aus einer untern Proszeniumsloge, im schwarzen Frack mit Ordensstern, weißem, scharfmarkiertem Kopf, und rief mit einer widerwärtig-häßlich schnarrenden Stimme: ‚Ruhe!‘ Das war Goethe, Goethe in Person, Goethe als Staatsminister. Er machte im Theater den Polizeimeister, und das in einer so verächtlichtuenden, so von oben herabsehenden, impertinenten Art gegen uns, daß ich von Stund' an den Mann hassen mußte und an seinen Schriften kein Gefallen mehr hatte.“ Als Ergänzung dieser Erzählung mag die Erinnerung dienen an eine bekannte Stelle in Novalis' „Fragmenten“[1], die gegen Goethes „Wilhelm Meister“ gerichtet ist. Diese hat wohl des weitern auf den leidenschaftlichen Romantiker für seine Polemik eingewirkt.

[1] Goethes Roman wird dort „gewissermaßen durchaus prosaisch“ genannt; das Romantische, das Wunderbare gehe darin zugrunde.

Es gibt im Menschen eine doppelte Entwickelung, eine nach der Seite des Berufes hin, die andre nach seiner Welt- und Lebensauffassung überhaupt. Dies Nebeneinander wird uns aber nicht bewußt, wenigstens nicht in der Jugend. Was da nun einem Künstler, einem Dichter gewonnen wird, einem Kritiker, das ist zugleich dem Menschen, dem Charakter gewonnen. Oft währt es lange, lange, bis man sich als Charakter aus den Interessen seines Berufes herausfindet. „Literaten" hat man in verächtlicher Weise diese Individualitäten genannt, an denen sich eben nichts als die Schreibfeder verkörpert zu haben scheint[1]. Ein solches Verkommen im Handwerk war dem Erzähler fremd. War ihm auch die Produktion nun schon Existenzfrage geworden, so ergriff sie doch innerlich seinen ganzen Menschen. Sie war wie die Anwendung angeborner Organe. Diese Organe waren kämpfende, angreifende, abwehrende. Immer galt es die Sache. Sinnen dagegen über die Form, ein Bild, ein Gleichnis, wie die Lyriker pflegten, sich immer nur ein Segment von jenem Globus abschneiden, den Titanenkräfte zu wälzen glaubten, und diesen nur ausputzen zum Reiz der Formenschöne, das wurde nicht genährt durch die Richtung, in welche ich geraten war. An mir selbst fühlte ich den Prozeß einer werdenden neuen Literatur sich vollziehen. Den Trieb dieser Uhland-Schwabschen Sänger, Balladenstoffe aufzustöbern oder sich interessant genug vorzukommen, jede sich abgelauschte Stimmung in Reime zu bringen, dem Feilen der Worte nachzuhängen, der Wahl, ob hier Gold- oder Silberglanz besser am Orte wäre und dabei nebenbei und ganz praktisch Obersteuerprokurator oder Professor oder Konsistorialrat zu bleiben — diesen glücklichen Ego- und Dualismus wagte ich mir nicht zu gönnen. Ich gönnte ihn mir nicht dem Rauschen der Zeit gegenüber, den von überallher vernommenen Mahnungen an den, der die Feder führte, daß er das Notwendige sagen sollte, daß er die Aufgaben, die mir an die Sterne geschrieben schienen (nicht an die Flügeldecken der Mücken und Käfer des Justinus Kernerschen Kreises), rasch aussprechen und zu lösen helfen suche. Im

[1] Emil Kuh sprach, allerdings zwei Jahre später, in seiner „Biographie Friedrich Hebbels" (Wien 1877) von den „Literaten des Jungen Deutschland".

Kreise dieser schwäbischen Dichter herrschte in erster Reihe das Wort, das Bild, das Adjektiv. Ich sah ein einzelnes im Schriftwesen einer Nation über die Gebühr hervortreten. Die gesamte Literatur sollte auf den Vers gestellt werden und wurde es später in der Tat. Denn entfessele nur einer den Dilettantismus, und dieser macht sich bald seine Altäre und Tempel! Alle, die dasselbe treiben, was der Dilettant treibt, sind seine Ausschließlichen, seine Klassiker. Der Dilettant kann zeigen, daß er schwäbeln und schwäbisch lesen, schwäbisch vorlesen kann — es lebe die Dorfgeschichte vom Schwarzwald[1]! Der Dilettant kann zeigen, daß er plattdeutsch reden und mit plattdeutschem Vorlesen seine Eitelkeit befriedigen kann — es lebe alles, was plattdeutsch[2]! Überall, wo man über den Schweif des Pferdes mitaufhocken kann, geht die Mode vorwärts im Galopp.

Was mich von schöngeistiger Literatur in Stuttgart umgab, gebärdete sich anspruchsvoll und kam erst zur Besinnung durch die Eckermannschen „Gespräche mit Goethe"[3]. Da hatte der Alte sogar auf Uhlands Sagen- und Balladenpoesie, wenn nicht sogar auf Uhlands Naturstimmungsgedichte, diese „Welt im ewigen Sonntagsstaate", wie ich sie gelegentlich genannt hatte, als die „geflickten Lappen eines Bettlermantels"[4] angespielt und damit das Entlehnen unwahrer Stimmungen von alten Klöstern, Burgen, Hirten, die es nie gegeben hat, Schäferinnen, die schon zu Geßners[5] Zeit antiquiert waren, Priestern, die man jetzt in ganz andrer, fast sulphurischer Beleuchtung sieht, und ähnliche Widersprüche angedeutet. Außerhalb des Menzelschen Kreises wurzellos geblieben, gedachte ich in die Heimat zurückzukehren und dort, wenn auch unter mir verhaßten Verhältnissen, doch die Laufbahn als Gymnasiallehrer anzutreten.

„Der alte Cotta" hatte mir allerdings in zutraulichster Weise die Aufforderung zur Teilnahme an seinen Blättern ausge-

---

[1] Anspielung auf **Berthold Auerbach** (1812—82). Dieser erwarb seine europäische Berühmtheit durch glückliche Schilderung des Milieus des heimatlichen Schwarzwalddorfes in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843—53, 4 Bde.). — [2] Anspielung auf Fritz Reuter. — [3] Erschienen erst 1836. — [4] Vgl. „Goethes Briefwechsel mit Zelter", Bd. 6, S. 306 (Berlin 1834): Brief vom 4. Oktober 1831. — [5] **Salomon Geßner** (1730—88), schweizerischer Idyllendichter, auch Maler und Radierer.

sprochen. Hermann Hauff[1] leitete statt seines kurz zuvor verstorbenen Bruders Wilhelm[2] das „Morgenblatt". Der wohlwollende Mann nahm, was ich ihm anbot, Skizzen aus dem bürgerlichen Kleinleben Berlins, novellistische Versuche. Eine jeanpaulisierende Arbeit, „Briefe eines Narren an eine Närrin", zeigte ich Menzel. Ich wollte durch diesen Briefwechsel eine Art Novelle hindurchschimmern lassen, die Aufklärung, worüber beide Teile ins Irrenhaus gerieten. Menzel sagte mir, die wenigen Blätter in der Hand wiegend: „Beinahe geht es mir hier wie mit Wilhelm Hauff, um den die Schwaben jetzt so viel Trauerns anstellen, während die Herren Lyriker bei seinen Lebzeiten von dem frischen Burschen nichts wissen wollten! An den Wilhelm Waiblinger[3] — da haben sie alles gewandt, Empfehlungen, Stipendien, Reisevorschüsse! Da sollte durchaus ein Goethe herauskommen, zum mindesten zum zweitenmal Platen! Warum? Weil er Elegieen aus Sorrent, Episteln aus Capri ins ‚Morgenblatt' schickte, Sachen, die sich in ihrer Weise schulmäßig anließen! Wilhelm Hauff brachte mir eines Tages seinen ‚Mann im Monde'. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren[4], und zwar im vollen Ernste so gemeint. ‚Schämen Sie sich denn nicht?' sagte ich ihm. ‚Wollen Sie denn auch dem Berliner Postrat nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen?' Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: ‚Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Claurensche Kolorit noch viel stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen, und jeder wird sagen: Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben.' Richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete seinen Ruf mit dem ‚Mann im Monde'.

[1] Hermann Hauff (1800—65) war der Nachfolger seines Bruders in der Redaktion des Cottaschen „Morgenblattes" in den Jahren 1827—65. Er schrieb „Skizzen aus dem Leben der Natur" (Stuttgart 1840, 2 Bde.) und übersetzte Alexander von Humboldts „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, fait en 1799—1804" ins Deutsche („Reisen in die Äquinoktialgegenden"; Stuttgart 1859—60, 4 Bde.). — [2] Starb am 18. November 1827. — [3] Wilhelm Friedrich Waiblinger (1804—30). Seiner starken dichterischen Begabung blieben Läuterung und höchste Entwickelung versagt. Seit 1826 lebte er in Italien. Seine „Gedichte" gab Mörike (Hamburg 1844) heraus. — [4] Karl Gottlob Samuel Heun (1771 bis 1854) schrieb unter dem Namen H. Clauren vielgelesene realistische Romane, deren Plattheit er durch falsche Sentimentalität und Lüsternheit pikanter und anziehender zu machen suchte.

Machen Sie es ähnlich! Der kleine Aufsatz gibt ein Buch, wenn Sie alles mit hereinziehen, was in diesem Augenblick die Menschen beschäftigt, Politik, Literatur, Kunst — ich will nicht sagen, daß es eine Satire auf Jean Paul werden soll, bewahre; aber besser verwerten können Sie den guten Titel als durch ein paar Nummern im ‚Morgenblatt'." Zur Satire auf Jean Paul, den Liebling meines Herzens, den Weisen, den Propheten, war in mir nichts gerüstet. Aber „Briefe" waren damals Mode geworden. „Briefe eines Verstorbenen"[1] — „Briefe eines Lebenden" (von Friedrich Förster[2]) — da konnten wohl auch „Narrenbriefe"[3] willkommen sein. Ich ging auf den Vorschlag ein. Das Ganze wurde durch Ergänzungen zu einem größern Umfange gebracht und verdankte der Empfehlung Menzels einen Verleger, Hoffmann und Campe in Hamburg, leider in einem Augenblick, wo der Börneschen Briefe wegen in Preußen dieser Hamburger Verlag verboten wurde, der jetzige und der künftige. Die Axt war damit an die Wurzel meiner ersten schriftstellerischen Entwicklung gelegt. Denn wie die Zustände waren, in Österreich nahm man solche Verbote leicht und wußte sie zu umgehen, in Preußen aber herrschte die strengste Aufsicht, und die Loyalität kam den Machtsprüchen der Polizei auf halbem Wege entgegen.

Nach einer Reise über Nürnberg und Leipzig, die wiederum im „Morgenblatt" beschrieben wurde[4], kehrte ich auf den sich gleichgebliebenen monotonen Schauplatz des „patriarchalischen Despotismus", Berlin, zurück. Die einzige Frage, die grade das große Publikum auf geistigem Gebiete dort beschäftigte, war die, ob Hegels Nachfolger, Professor Gabler[5], seiner Berufung gewachsen sein würde. Hegel hatte diesen empfohlen und ganz im Stil seiner Kategorieen. Das Sein war schon wieder in demselben Augenblick das Nichtsein. „Er hat mich am besten ver-

---

[1] Von Fürst von Pückler-Muskau (Stuttgart 1830 f., 4 Bde.). — [2] „Briefe eines Lebendigen, herausgegeben von F. F." [Friedrich Förster] (Berlin 1831). — [3] „Briefe eines Narren an eine Närrin" (Hamburg 1832). — [4] Vgl. „Morgenblatt", Jahrg. 1832, Nr. 104—114, 117/118, 120 und 123: „Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis. Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart." — [5] Georg Andreas Gabler (1786—1853), einer der treuesten Jünger Hegels, wurde 1835 als dessen Nachfolger an die Universität Berlin berufen.

standen und doch wieder mißverstanden —!" Also hatte der Spruch des verstorbenen Begriffs-Bosko gelautet. Gabler war ein ehemaliger Schulamtskollege aus seiner Bayreuth-Nürnberger Zeit[1]. Auch Schleiermacher zu ersetzen war eine schwierige Aufgabe, die das damalige Berlin mehr beschäftigte, als wenn es sich heute oder morgen um einen Ersatz für Bismarck handelte. Noch immer reizten die „Briefe eines Verstorbenen" die Neugier des Publikums, ohne diese zu befriedigen. Denn man hatte geglaubt, vom Fürsten Pückler, dem Verfasser, Pikanteres erwarten zu dürfen als Schilderungen des englischen Volkslebens. Diese Briefe wurden gelesen, um zwischen den Zeilen etwas zu suchen, Anspielungen, Indiskretionen. Immer mehr wurde die Neugier und die Skandalsucht das einzige Reizmittel zum Lesen. Selbst die Briefe aus der klassischen Zeit wirkten vorzugsweise nach dieser Richtung hin. Varnhagen begann den Reigen mit seinen Enthüllungen[2]. Seltsam war auch der Effekt, den jedes Hereinragen einer Fürstlichkeit in die Sphäre der Kunst oder Literatur machte. Daß Fürst Radziwill[3] komponierte, daß Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz[4] Komödie spielte oder wohl gar, wie man glaubte, unter dem Namen Karl Weishaupt Lustspiele schrieb, wurde mit einem Behagen empfunden und herumgetragen, als ob man damit etwas ganz Besonderes wüßte und beinahe selbst zum Kreise der Exklusiven gehörte.

Meine Verbindung mit Menzel, einem Manne, der alle Welt durch seine Kritiken verletzt hatte, meine politisch und religiös freisinnige Stimmung hielt mich ab, in die Kreise einzutreten, durch welche man damals allein in Berlin in literarischen Dingen zur Förderung gelangen konnte. Soll ich die Sphäre, auf welche es hiebei vorzugsweise angekommen wäre, näher bezeichnen, so müßte ich eine neuere Phase der — jüdischen Kulturentwicklung schildern, die überhaupt noch ihres

---

[1] Hegel ging nach der Schlacht von Jena nach Bamberg und wurde im Herbst 1808 zum Rektor des Gymnasiums in Nürnberg ernannt, wo er bis Herbst 1816 verblieb. — [2] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 4. — [3] Anton Heinrich Radziwill, Fürst von Nieswiesz und Olyka (1775—1833), komponierte unter anderem eine Musik zu Goethes „Faust". — [4] Karl Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz (1785—1837), Stiefbruder der Königin Luise, schriftstellerte unter den Namen J. E. Mand und Weishaupt.

vorurteilsfreien Historikers entbehrt. Das Berliner Judentum, in seiner hohen Bedeutung für deutsche Bildung überhaupt und im besondern für Kunst und Literatur, beruht auf den Anfängen, welche Moses Mendelssohn[1] und dessen Kreis, Bendavid[2], Markus Herz[3] u. a. gelegt haben, im wesentlichen also auf einer hoher Ehren würdigen, die Signatur unsrer besten geistigen Epoche tragenden Richtung. Auch die Nachkommen, die neuern Anschichtungen an diesen alten Nathan-Kern, die Einwanderungen besonders von Königsberg her, traten zum Leben der Zeit in eine engere Beziehung; die einen, indem sie dabei ihren Zusammenhang mit der Synagoge nicht unterbrachen, die andern, die, wenn sie konvertierten, doch dem Judentum immer noch nahe genug blieben. Der romantische Exzeß der Tochter des ehrwürdigen Mendelssohn, der Frau Veit[4], ihre Flucht nach Paris mit Friedrich Schlegel, ihr späterer Übertritt zum Katholizismus, dergleichen stand in dieser Sphäre bald nicht mehr vereinzelt da. Die starkgeistige Richtung der Rahel Levin[5], einer Henriette Herz[6] wurde tonangebend, solange das achtzehnte Jahrhundert in seinen leichten Auffassungen der Moral im Verenden lag. Erst durch die Schlacht von Jena waren endlich Voltaire, Lessing, selbst Goethe überwunden. Nun kam die Zeit der Einkehr, Umkehr, Reue, Buße. Auch bei den Berliner Juden überwog konservative Richtung. Die im kolossalen Anwuchs begriffenen Geldmittel der Bankiers schufen einen tonangebenden, sich immer mehr vervornehmenden eleganten Getto. Der ungebildetere Teil, dem der Titel „Kommerzienrat" ein „Ziel aufs innigste zu wünschen"[7] wurde, war hyperloyal; der

[1] Moses Mendelssohn (1729—86), der bekannte Popularphilosoph und Freund Lessings. — [2] Lazarus Bendavid (1762—1832), Philosoph und Mathematiker. — [3] Markus Herz (1747—1803), angesehener Arzt und Philosoph. — [4] Dorothee, geborene Mendelssohn (1763—1839), eine geistreiche, doch exzentrische Frau; 1798 ließ sie sich von ihrem ersten Manne, dem Bankier Simon Veit, trennen und lebte von da an in enger Gemeinschaft mit Friedrich Schlegel, der sich 1804 in Paris mit ihr vermählte, nachdem sie sich vorher hatte taufen lassen. 1808 traten beide zum Katholizismus über. — [5] Rahel, geborene Levin (1771—1833), sammelte einen Kreis von Gelehrten und Künstlern um sich; 1814 vermählte sie sich mit Varnhagen von Ense. — [6] Henriette Herz (1764 bis 1847), eine wegen ihrer Schönheit und geistigen Bedeutsamkeit von den namhaftesten Männern der Zeit verehrte Frau; 1817 ließ sie sich taufen. — [7] „Hamlet", 3. Akt, 1. Szene.

gebildetere, der meistens konvertierte, blieb oder wurde in seinem Fühlen und Denken nazarenisch. Die Getauften gingen in die Beamtenkarriere über, oder Christen, die schon höhere Ämter bekleideten, heirateten Jüdinnen, die sich dann taufen ließen. Da wurde denn überall stark „gechristelt". Vor allem wurde die Kunst ein Gebiet, wo die Engherzigkeit des Staats, der noch die Anstellung von Juden ablehnte, der Bewährung der Talente nicht entgegentreten konnte. Die Namen der Beer (Meyerbeer[1], Michael Beer[2]), Mendelssohn, Bendemann[3] traten mit großen Erfolgen in den Vordergrund, während die Angehörigen derselben, Brüder, Schwäger, Verwandte aller Art, die Wirkungen des Reichtums verbreiteten, Titel und Orden gewannen. Das literarisch-jüdische Berlin, das gegenwärtig, im Ablauf unsres Jahrhunderts, durch den Massenzustrom ungebildeter Elemente aus den verwahrlosesten Provinzen, z. B. Posen, in den Geschmacksanforderungen der Hauptstadt so gesunken ist, war ehemals die exklusivste Gesellschaft, sowohl die klassischen Erinnerungen wie die ständig fortarbeitende Gärung der Zeit hütend und bewahrend. Eine Reihe von Namen ließe sich nennen, die aus dieser Gesellschaft hervorgegangen. Und nicht für alle würde das besondere Kennzeichen passen, das wir auf geistigen Hochmut und vornehmtuende Absonderung würden anzugeben haben. Den Juden ist Verehrung angeboren. Setzen sie diesen nicht für andre, den Kultus des Genius, in Tätigkeit, so verwenden sie ihn für ihre eigne Person. Aber die Frivolität war in diesem Kreise nur Importartikel. Saphir[4] durfte nicht genannt werden, kaum Heine. Ganz ebenso gestimmte Kreise fanden sich auch in Hamburg.

Hitzig[5], Moritz Veit[6], Eduard Gans[7], Varnhagen von Ense[8] (Jude durch seine Frau), Luise Hensel[9] — in die Kreise, die diese

---

[1] Giacomo Meyerbeer (1791—1864), eigentlich Jakob Meyer Beer, wurde 1842 als Nachfolger Spontinis zum Generalmusikdirektor in Berlin ernannt. — [2] Michael Beer (1800—33), dramatischer Dichter. — [3] Eduard Bendemann (1811—89), bedeutender Maler, war der Sohn eines jüdischen Bankiers. — [4] Vgl. S. 52 dieses Bandes, Anm. 1. — [5] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 5. — [6] Moritz Veit (1808—64), Buchhändler. — [7] Vgl. S. 65 dieses Bandes, Anm. 3. — [8] Vgl. S. 21 dieses Bandes, Anm. 3. — [9] Luise Hensel (1798—1876), religiöse Dichterin, mit Klemens Brentano eng befreundet.

Namen bildeten, Eingang zu finden, wäre ein leichtes gewesen. Ich hätte nur nötig gehabt, mich einem oder dem andern bewundernd anzuschließen. Eine Anerkennung der Gedichte von Heinrich Stieglitz[1] (Jude) oder einer Posse von Ludwig Robert[2] (Jude) hätte mir Stellung verschafft. Einmal klopfte ich an die Tür des Kriminaldirektors Hitzig, bei dem sich alles, was Schöngeist hieß, versammelte, und in dessen Stammbaum sich auch zuletzt die Namen Franz Kugler[3] und Paul Heyse[4] verzweigt haben, ohne ihn jedoch daheim zu finden. In heißer Sommerzeit mochte ich die weite Strecke bis fast zum Hallischen Tore nicht zum zweitenmal machen. Nur eine Visitenkarte, die zu meiner Überraschung Karl von Holtei bei mir abgegeben hatte (die gleiche schlesische Landsmannschaft mit Wolfgang Menzel hatte ihn wohl zu einem aufmerksamen Leser des Stuttgarter „Literaturblattes" gemacht), bestimmte mich, den Dichter der gefeierten „Leonore", des „Alten Feldherrn" aufzusuchen und mir den Eindruck zu geben, der mir für den bunten, vom Dichter bald darauf entrollten Lebenslauf desselben in seinen „Vierzig Jahren" zur Vergleichung lehrreich wurde. Holtei war damals schlank und jugendlich. Als Vorleser im „Englischen Hause" erlebte er in seiner Kunst der Reproduktion Triumphe. Ich lernte „Hamlet" in seiner äußern Wirkung früher durch ihn als durch die Bühne kennen[5].

Die Welt außerhalb Preußens war nicht so still wie der Berliner „Lustgarten" mit seinen Pappeln und dem „Alten Dessauer". In Frankreich versuchte die Herzogin von Berry[6] einen Aufstand in der Vendée. Sie verlor darüber die Freiheit;

---

[1] Heinrich Stieglitz (1801—49), Dichter und Schriftsteller; vgl. auch S. 29 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Ludwig Robert (1778—1832), Dichter. — [3] Franz Kugler (1808—58), Kunsthistoriker, Geschichtschreiber und Dichter, verheiratete sich 1833 mit Klara Hitzig, der jüngeren Tochter von Julius Eduard Hitzig. — [4] Paul Heyse heiratete 1854 Margarete Kugler, die Tochter des vorigen. — [5] Karl von Holtei (1798—1880) war 1819—21 Schauspieler, lieferte dann für die Berliner Königstädtische Bühne eine große Anzahl von Stücken, darunter die allbekannten „Der alte Feldherr" und „Leonore". Gleichzeitig trat er als Vorleser klassischer Dramen, besonders Shakespeares, auf. Nach einem weiteren Wanderleben schrieb er in Breslau sein autobiographisches Werk „Vierzig Jahre" (Berlin 1843—50, 8 Bde.). — [6] Karoline Ferdinande Luise, Herzogin von Berry (1798 bis 1870), wollte nach dem Sturze Karls X. ihren Sohn zum König von Frankreich erheben; ihre Aufstandsversuche (1832 in der Vendée) scheiterten jedoch.

man schloß sie im Schloß zu Blaye ein. Die Republikaner suchten durch den Juniaufstand in Paris die Julirevolution, wie sie nach ihrer Meinung hätte ausfallen sollen, zu berichtigen. Das gab blutige Szenen und Strafgerichte. In England donnerte O'Connel[1] für die Rechte Irlands, die damals noch keinen Verdacht erweckten, als würden sie nur begehrt zugunsten der katholischen Kirche. In Italien wagten die Carbonari[2] das Abenteuerlichste an Insurrektionen. In Portugal[3] drohte vollständiger Bürgerkrieg. Und darin lag das Traurige: alle Niederlagen des revolutionären Geistes dienten für Deutschland nur dazu, die Einhelligkeit am Bundestage zur Unterdrückung der erhofften Preßfreiheit und der Erweiterung ständischer Befugnisse zu befördern. Metternich hielt über jeden der kleinen Staaten, selbst über Preußen, die eiserne Hand. Überall fehlte die Neigung, etwas anderes zu wollen als Österreich. Aber auch überall ein förmliches „ruere in servitium"[4]! Jede Begegnung mit einem Offizier, mit einem Beamten, ja mit einem alten Schul- und Universitätsfreunde hinterließ schmerzliche Stimmungen. Die Welt, in der ich die Eltern und die endlich sich zum Jawort überwindende Geliebte wiederfand, alles gehörte dem banalen System an, das mich überall verfolgte und nur ab und zu einmal von einem Besucher des Stehelyschen Kaffeehauses[5] geheimnisvoll abgelehnt und belächelt wurde. Dabei saß die Polizei, das wußte man ja, gemütlich wie andre ihre „Baisers" verzehrend, ihren Curaçao schlürfend, dicht neben den Besuchern Stehelys, und die Spionage, auch die freiwillige, tauschte Konversation mit uns aus. Meine Bewunderung erregten einige französische Sprachmeister, die vom Signor Stoppani, dem Geschäftsführer bei Stehely, laut den neuesten „Temps"

---

[1] Daniel O'Connel (1775—1847), berühmter irischer Agitator, machte im Sommer 1830 den Widerruf der Union zwischen England und Irland zur Losung. Sein Einfluß im englischen Unterhause stieg seitdem mehr und mehr. — [2] Name einer sehr verbreiteten und einflußreichen geheimen politischen Gesellschaft in Italien. — [3] Als Ferdinand VII. von Spanien (1784—1833) zugunsten seiner beiden Töchter aus vierter Ehe 1830 das weibliche Thronfolgerecht in Kraft zu setzen suchte, empörte sich die altspanisch-kirchliche Partei unter Don Carlos, der auf die Erbfolge gehofft hatte. Bei Ferdinands Tode 1833 artete der Gegensatz in offenen Kampf aus. — [4] „Sich in die Knechtschaft stürzen"; Tacitus, „Annalen", 1. Buch, Kap. 7. — [5] Berühmte Berliner Konditorei an der Ecke des Gendarmenmarktes und der Jägerstraße.

begehrten und sich unbekümmert in medias res ihrer heimischen Interessen warfen. Einige Gäste griffen manchmal die lauten Äußerungen des Anteils derselben auf. Auf die Länge schienen mir im Sommer 1832 bei Stehely zwei Namen unverfänglich zu sein, zum engern Anschluß geeignete Nicht-Verräter und Nicht-Spione. Der eine war Doktor Sobernheim, der andre ein Doktor Kottenkamp[1], jener ein Mediziner, dieser Philologe. Beide saßen täglich um dieselbe Zeit an derselben Stelle des benannten Kaffeehauses und schlürften ihren Mokka, damals ohne Zigarre. Jener las den „Temps" oder das „Journal des débats"[2] (der „National"[3] war verboten), dieser die „Times". Beide betrieben, ohne sich zu kennen, dieselbe Spezialität. Sie waren Konkurrenten, ohne es zu wissen! Sie verfaßten Dissertationen für medizinische Doktoranden. Sobernheim war ein Enthusiast für den berühmten Peter Frank[4], dessen Werke er herausgegeben hat. Mit Gewandtheit schrieb er Latein, handhabte auch mit Geschick den gradus ad Parnassum. Dieser, ein geborner Friese, Landsmann seines Lehrers, des Historikers Schlosser[5] in Heidelberg, hatte seltne Kenntnisse in der Geschichte und sprach ein vortreffliches Englisch, das er sich in England selbst angeeignet hatte. Mit diesen beiden eigentümlichen Menschen, von denen Sobernheim ab und zu auch den Schöngeist machte, war ein Austausch von Ansichten in jenem Geiste Süddeutschlands möglich, dem entrückt zu sein ich nach allen Richtungen hin peinlich zu fühlen begann. Was Berlin an literarischer Chronik in seinem „Gesellschafter", im „Freimütigen", im „Konversationsblatt" bot, was Leipzig an jedem Samstag

[1] Vgl. S. 76 dieses Bandes, Z. 20f. — [2] Das „Journal des débats" wußte sich unter dem Chefredakteur Bertin dem Julikönigtum gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. — [3] Der „National" (Paris) vertrat während der französischen Aprilunruhen 1834 die Meinung, daß der Sieg der republikanischen Ideen ohne Kampf und Verschwörung von der friedlichen Entwickelung der Zukunft zu erwarten sei. Er griff die Regierung täglich mit der rücksichtslosesten Kühnheit an, wies jedoch jeden Versuch bewaffneter Auflehnung ab. — [4] Peter Frank (1745 bis 1821), bedeutender Arzt, gilt als der Begründer der öffentlichen Gesundheitspflege. — [5] Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), bedeutender Historiker, seit 1819 Professor der Geschichte in Heidelberg, wo er eine im Sinne des Liberalismus äußerst wirkungsvolle Lehrtätigkeit entwickelte. Weite Verbreitung fanden die „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (Heidelberg 1823, 2 Bde.) und die „Weltgeschichte für das deutsche Volk" (Frankfurt 1844—56, 18 Bde.).

herüberschickte in seinem „Kometen“, „Planeten“, der „Zeitung für die elegante Welt“, Altenburg in seinem „Eremiten“, Dresden in seiner „Abendzeitung“, das lag zwar offen und frei auf, brachte aber nur Zensurgemäßes, überwiegend Berichte über die Theater, denen mich zuzuwenden mir jede Neigung fehlte[1]. Mein Sinnen galt nur dem Kampf für die Ideen der Zeit, und diesem lebte in Berlin noch so gut wie niemand.

In den Berliner Blättern, in denen zumeist Goethe-Vergötterung getrieben wurde, literarische Gesellschaften die Produkte ihrer gemeinschaftlichen Abendessen, Dilettantenware, ablagerten, die Bilder der Kunstausstellungen langatmig besprochen wurden, Reisebriefe, nicht endende Novellen von Wilibald Alexis, Daniel Leßmann[2] von Nummer zu Nummer sich hinschlichen, fielen mir zuweilen Artikel auf, die mit Theodor Mundt[3] unterzeichnet waren. Die Überschriften berührten in der Regel Themata, die sich den modernen Gedankengängen näherten. Sie vermieden den Charakter der landläufigen Belletristik. Ich besuchte diesen jungen Autor, von dem ich wußte, daß er ein Jahr früher als ich vom Joachimsthalschen Gymnasium abgegangen war. Er wohnte in der Münzstraße, dem jetzigen

[1] „Der Gesellschafter“, herausgegeben von F. W. Gubitz (Berlin 1817 bis 1847). — „Der Freimütige“, herausgegeben von A. v. Kotzebue und A. Kuhn (Berlin 1808—29). — „Berliner Konversationsblatt für Poesie, Literatur und Kritik“, redigiert von Fr. Förster und W. Häring [W. Alexis] (Berlin 1827—29). Vom 1. Januar 1830 ab wurde das Blatt mit dem „Freimütigen“ verschmolzen und erschien fortan unter dem Titel: „Der Freimütige oder Berliner Konversationsblatt“, redigiert von W. Häring [W. Alexis] (Berlin 1830—35), später als „Der Freimütige. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete Leser“, redigiert von A. G. Gentzel (Berlin 1836—40). — „Der Komet. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt“, herausgegeben von K. Herloßsohn (Altenburg 1830—48). — „Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater“, herausgegeben von L. Storch (Leipzig 1830—38). — „Zeitung für die elegante Welt“ (Leipzig 1801—52). — Eine Zeitschrift „Der Eremit in Berlin. Ein Unterhaltungsblatt für Gebildete“, redigiert von C. Ed. v. d. Oelsnitz, erschien nur Berlin 1827 und 1828. Vom 2. Jahrgang kamen nur elf Nummern heraus. — „Abendzeitung“, herausgegeben von Th. Hell [und Friedr. Kind] (Dresden 1817—43). — [2] Daniel Leßmann (1794—1831), Historiker und Dichter. — [3] Theodor Mundt (1808—61), Schriftsteller der jungdeutschen Schule und Literarhistoriker, begann seine Laufbahn mit Kritiken und Novellen. Er habilitierte sich 1842 in Berlin, wurde 1848 Professor der allgemeinen Literaturgeschichte in Breslau, 1850 Professor und Universitätsbibliothekar in Berlin. Aus seinen engen Beziehungen zu Charlotte von Stieglitz entstand sein Buch „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen“ (Leipzig 1835).

Viktoriatheater gegenüber, einer damals grabesstillen, jetzt zum Wohnen vor Lärm unerträglichen Gegend. Ich fand eine angenehme Persönlichkeit, frisches Kolorit der Wangen, langes dunkles Haar, braune Augen voll Ruhe, während im Ton der Rede und im Benehmen eine Befangenheit lag, die fast auf eine kühle Art zu empfinden hinauskam. Ein eigentümlich meckerndes Lachen, das jeden seiner ausgesprochenen Sätze begleitete, störte mich. Der Gegenstände des gemeinschaftlichen Gedankenaustausches gab es genug, Politik ausgenommen, worin der junge, sich zum Privatdozenten vorbereitende Mann ganz dem „innern Gendarmen" folgte, mit welchem nach einem witzigen Ausspruche Glaßbrenners[1] jeder damalige Preuße zur Welt gekommen sein sollte. Ein engerer Bund war mit dem jungen Doktrinär nicht zu schließen. Die ihm eröffnete Aussicht einer Anlehnung an Varnhagen von Ense erschien ihm wie der Eintritt in die Vorhallen des Elysiums.

König Wilhelm von Württemberg hatte bis aufs äußerste gezögert, die Stände seines Königreichs zu berufen[2]. Jahre hindurch hatte er laviert, um den Augenblick hinauszuschieben, wo auch in Stuttgart, wie schon in Karlsruhe, die Stimmungen der Zeit zu einem nicht mehr zu hindernden gesetzlichen Ausdruck gelangen konnten. Sein Ernst Münch[3] arbeitete in der „Hofzeitung" mit dem ihm eignen Zynismus gegen die Richtungen und Gedanken der Zeit. Es half jedoch nichts; endlich im Winter 1833 mußte sich der König entschließen, die Stände um sich zu versammeln.

Auch Wolfgang Menzel wurde für einen der Männer gehalten, auf welche die Opposition rechnen zu können glaubte. Hausbesitz hatte ihn für Schwaben nationalisiert. Er wünschte die Aufgabe der Redaktion des „Literaturblattes" teilweise

---

[1] Adolf Glaßbrenner (1810—76), humoristischer und satirischer Schriftsteller, Mitschüler Gutzkows. — [2] Wilhelm I. (1781—1864), seit 1816 König von Württemberg, gab seinem Lande 1819 eine konstitutionelle Verfassung. Indessen sank die Volksvertretung mit der Zeit zu der Stellung einer untergeordneten Staatsbehörde herab. Erst als die Julirevolution neues Leben brachte und man die Notwendigkeit besonnener Reformen einsah, wurde zu deren Durchführung eine neue Ständeversammlung berufen und am 15. Januar 1833 eröffnet. — [3] Vgl. S. 73 dieses Bandes, Anm. 5.

auf meine Schultern zu legen, und ich verließ Berlin gerne, so sehr mich die endlich erfolgte Erklärung[1] in dem früher geschilderten Verhältnisse hätte zum Bleiben überreden sollen. Um jedoch von dieser längern Entfernung mehr Gewinn zu ziehen, als mir Stuttgart gewährt haben würde, faßte ich das schöne Heidelberg ins Auge und ließ mich, obschon auf Grund meiner Preisschrift in Jena bereits Doktor geworden[2], doch noch einmal als Quasi-Student einer Universität einschreiben. Ich wählte die juristische Fakultät und hörte auch bei Zachariä[3], Roßhirt[4], Morstadt[5]. Letzterer, ein Bruder der berühmten Schauspielerin Haizinger[6], war eines der Originale der Heidelberger Universität, wie denn auch damals die Universitäten mehr eigentümlich hervortretende Persönlichkeiten aufwiesen als jetzt. Die Zeit war noch nicht angebrochen, wo das ewige Hin- und Herversetzen der Professoren, das Berufen und Berufenwerden fast an die Sphäre der Schauspieler erinnert. Es muß wohl am Übergang so vieler Professoren in Zivilämter, an andre gutdotierte Unterrichtsanstalten, Real- und polytechnische Schulen, an Österreichs gesteigerter Beziehung zum Gesamtleben der deutschen Wissenschaft liegen, daß die Nachfrage auf dem akademischen Markte mit dem Angebot in keinem Verhältnis steht. Die damaligen Zierden der Carolo-Rupertina[7] waren auf ihren Lehrstühlen alt und grau geworden und fast alle mit Haus und Hof im Orte eingebürgert.

Morstadt war ein komisches Original. Man sagte von ihm, er liebte das Glas. Sein Vortrag über Völkerrecht (nach Klüber[8]) bot ihm unablässig Gelegenheit, den Bann des Servilis-

---

[1] Die Verlobung mit Rosalie Scheibemantel. — [2] Im Sommer 1832; 1830 hatte er mit seiner Abhandlung „De diis fatalibus" beim Preisausschreiben der Berliner Universität über fünf Bewerber den Sieg davongetragen. — [3] Karl Salomo Zachariä von Lingenthal (1769—1843) war seit 1807 Professor der Rechte in Heidelberg. — [4] Johann Konrad Roßhirt (1793—1873) wurde 1819 als Professor der Rechte an die Universität Heidelberg berufen. — [5] Karl Eduard Morstadt (1792—1850) las seit 1819 an der Heidelberger Universität über Nationalökonomie. — [6] Amalie Haizinger geb. Morstadt (1800—84) gastierte an allen bedeutenden Bühnen des Kontinents. Von 1845 bis zu ihrem Tode war sie Mitglied des Hofburgtheaters in Wien. — [7] Muß heißen: „Ruperto-Carola". Die Universität Heidelberg wurde 1386 von Ruprecht I. gegründet und erhielt 1803 vom Großherzog Karl Friedrich ihre heutige Einrichtung und den obigen Namen. — [8] Vgl. S. 38 dieses Bandes, Anm. 10.

mus zu durchbrechen, der bei den Professoren für ihre Vorträge vorausgesetzt wurde. Denn Denunzianten gab es ja genug und unter den Kollegen selbst. Mit markigen Zügen wußte Morstadt bei alledem die Nichtswürdigkeiten im Gebaren der Kabinette, die Umtriebe der Diplomatie, den wahren Ursprung so vieler folgenreich gewesenen großen Staatsaktionen, auch zugleich manche der erlaubten Schlauheiten im Verkehr der gegeneinander arbeitenden Potenzen darzustellen. Eine gewöhnliche Steigerung seines Vortrags (manchmal stieg dieser bis zu vereinzelt herausgeschleuderten Empfindungs- und Urteilsinterjektionen) war die: „Das, meine Herren, diese Eigenheit mancher Kabinette, ist nun geradezu wieder haar" — sträubend ließ er weg — „nieder" — trächtig ließ er weg, „spitz" — bubenhaft ließ er weg und endete dann ganz gemütlich mit: „interessant". Die Worte der Kennzeichnung wurden immer nur angedeutet, leise gemurmelt oder hinter den Zähnen behalten. Von den Jesuiten konnte er sich etwa so ausdrücken: „Aber die Gesellschaft Jesu, diese" — jetzt folgte eine Pause, ein grimmiges Mienenspiel, ein Ausdruck förmlicher Wut, auch wohl ein leises „canailleuse" — oder „gottverfluchte" oder sonst eine Vorbereitung auf die allerschärfste Charakterzeichnung und endlich ganz harmlos: — „einflußreiche religiöse Genossenschaft". Zuweilen platzte das zurückbehaltene Wort auch heraus wie in dem oftérzählten: „Diese ‚ohnsinnige' (Morstadt schwäbelte wie seine berühmte Schwester), ‚grondverkehrte', ‚domme, wollt' ich sagen nicht zu beweisende Ansicht' wird von dem Verfasser — vertreten, ich will ihn nur mit seinem Anfangsbuchstaben nennen: Mittermaier." Als ich sein Kolleg belegte, hielt mir Morstadt sofort, als ich eben auf sein Herein! in sein Zimmer getreten war, einen Folianten entgegen und zeigte auf ein Titelkupfer. „Das ist er!" sagte er, als sollte ich wissen, womit er sich eben beschäftigt hatte. Es bedurfte einiger Zeit, bis ich mich orientierte. Bald sah ich, daß es sich um das Konzil von Trient handelte und das Bild den Verfasser der Geschichte desselben, Paul Sarpi[1], vorstellte. Sein Lachen und sein Reden-

[1] Paolo Sarpi (1552–1623), berühmter italienischer Geschichtschreiber. Sein Hauptwerk ist die im Sinne der katholischen Opposition seiner Zeit, die sich

wollen schien anzudeuten, als wollte er sagen: Das ist das berühmte Buch und dessen Verfasser, den bekanntlich der Haß der römischen Inquisition zweimal hat umbringen lassen wollen! Er sagte das nicht, sondern schrieb mir nur die Nummer zum Auditorium auf und sprach dabei langsam in Intervallen: „Cognosco — stylum — (Sie haben Nr. 4) — curiae Romanae[1]! Am achtundzwanzigsten fange ich an.“ Glücklicherweise war ich geschichtsbeschlagen genug, um zu wissen, daß er jenen lateinischen Wortwitz (Stylus, Dolch oder Schreibweise) des freimütigen Gegners der päpstlichen Anmaßungen meinte, als dieser unter den Dolchstichen der gedungenen Mörder, glücklicherweise nicht zum Tod getroffen, zusammenbrach.

Roßhirt las Institutionen und hatte eine elegante, weltmännische Manier, die für junge Juristen aus Norddeutschland sympathisch sein mußte. Die märkischen Junker konnten auf keinen geeigneteren Kriminalrechtslehrer stoßen. Roßhirt, in seinen letzten Lebensjahren ultramontan, sagte den Juristen schon durch seine äußere Erscheinung: Seid liebenswürdig, zeigt Turnüre, elegante Formen, denkt immer daran, wenn ihr einmal heiratet, daß eure Frau in die Lage kommen kann, die Honneurs einer Ministerin zu machen! Ich fand den Mann, der außer den Honores des Justinian auch die Opes des Galen[2] zu lieben und zu besitzen schien, besonders zuvorkommend gegen mich und hörte auch seinem Vortrage mit reichlichem Gewinne zu.

Zachariä, der „berühmte“ Verfasser der „Vierzig Bücher vom Staat“[3], war das absolute Gegenteil des weltmännischen Roßhirt, ein Zyniker und berüchtigt seines Geizes wegen. Seinem Vortrag über „Naturrecht“ konnte ich nicht mit besonderer Anregung folgen. Ein geborner Sachse, früher zur Universität Wittenberg gehörig, knüpfte er an gewisse Stellen seiner Erläuterung der „Vierzig Bücher vom Staat“ elegische Reminiszenzen an die schönen Ufer der Elbe an. Gewiß hätte er auch

gegen die vom Jesuitismus eingegebenen Ansprüche des Papsttums richtete, pseudonym verfaßte „Istoria del concilio Tridentino“ (London 1619; Florenz 1858). — [1] „Ich kenne die Handschrift der Römischen Kurie.“ — [2] Bezieht sich auf das alte Sprichwort: „Dat Galenus opes, dat Justinianus honores“ („Galenus gewährt Reichtümer, Justinianus Ehren“); Galenus gilt als Vertreter der Medizin und Justinian als der der Rechtswissenschaft. — [3] Stuttgart, dann Heidelberg 1820—32, 5 Bde

besser in die Leipziger Welt der Krug[1] und Pölitz[2] gepaßt. Große und freimütige Ideen konnten nicht von einem Manne kommen, der mit den Bauern um den Zins seiner Äcker stritt und seine Reisen nach Mannheim nur mit einem Geldsack zur Seite zu machen pflegte, der für seinen Bankier bestimmt war. Es kam vor, daß der lange, dürre Mann zum Jubel der Studenten von seinem Sohne erzählte, „der ihm ein Heidengeld kostete".

Ein Empfehlungsbrief Menzels an Friedrich Creuzer[3], den „berühmten Symboliker", zeigte mir in seiner gänzlichen Erfolglosigkeit die vertrocknete Natur einer Geheimen Hofratsseele von damals. Menzel hatte doch bei Creuzers Streit mit J. H. Voß für die Symbolik Partei genommen, hatte eine besondere Broschüre: „Voß und Creuzer"[4], erscheinen lassen; und was geschah? Mit der Miene völliger Stupidität guckte der mit einer großen roten aufgetürmten Perücke ausgestattete Professor den Neuling an und wußte ihn weder jetzt noch später unterzubringen. Als bald darauf „Bettinas Briefwechsel mit einem Kinde" die Geschichte der Stiftsdame von Günderode[5] erzählte, die sich aus Verzweiflung, von diesem Manne da im Schlafrock und der roten Perücke verlassen zu sein, in den Rhein stürzte und den Tod gab, habe ich den Zauber nicht begreifen können, den ein solcher Adept der romantischen Schule einst auf ein weibliches Wesen hatte hervorbringen können. Man klärte mich über den kühlen Empfang in dem alten Eckhause, dem Geologen von Leonhard[6] und der Peterskirche gegenüber, auf. Ich hatte nicht wissen können, daß ich in

[1] Wilhelm Traugott Krug (1770 1842) wurde 1809 Professor der Philosophie in Leipzig. Seit 1834 trat er als Publizist und philosophischer sowie rationalistisch-theologischer Schriftsteller hervor. — [2] Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1772—1838) war seit 1815 Professor der Geschichte in Leipzig. Außer kirchlich-moralischen Schriften verfaßte er Werke über deutsche Literatur und Sprache, Staatswissenschaft, Kultur- und Weltgeschichte. Er war äußerst fruchtbar, jedoch ohne neue und tiefe Gedanken. — [3] Friedrich Creuzer (1771—1858), Altertumsforscher, seit 1805 Professor in Heidelberg. Seinem Hauptwerke „Symbolik und Mythologie der alten Völker" (Leipzig und Darmstadt 1810—12, 4 Bde.) wurde vielfach widersprochen, besonders von Joh. Heinr. Voß. — [4] Gemeint ist „Voß und die Symbolik. Eine Betrachtung" (Stuttgart 1825). — [5] Karoline von Günderode (1780—1806), Dichterin; als Creuzer die mit ihr angeknüpften Beziehungen rücksichtslos abbrach, wurde sie schwermütig und ertränkte sich im Rhein. — [6] Karl Cäsar von Leonhard (1779 bis 1862), Mineralog und Geolog, wurde 1818 Professor an der Universität Heidelberg.

einem französischen Lustspiel beschäftigt war. Dieser alte Herr mit seinem roten Titus war immer noch so romantischer Komplexion, daß er sich eben mit einem bildschönen Mädchen vom Lande, das seine Enkelin hätte sein können, verheiratet hatte. Da war sein Haus für junge Männer vorläufig nicht geöffnet.

Reichlichen Ersatz für die Professorenwelt, in welcher der Bewohner eines Zimmers in der Mittelbadgasse zu 7 Gulden monatlich keinen Eindruck hatte hervorbringen können, bot die herrliche Umgebung der Musenstadt, die in den Herbsttagen von 1832 und im Frühjahr des folgenden Jahres, ja selbst bei Wintersturm, Frost und Schneewehen, im Wanderschritt reichlich genossen wurde. Fast täglich wurde zeitweise der Wolfsbrunnen besucht, bald der obere, bald der untere Weg zum Hin oder Zurück gewählt; in anderer Periode kam der Philosophenweg an die Reihe, und wenn ihm recht die Arbeiten im stillen Stübchen gedeihen sollten, so lockte den Einsiedler die beruhigendere Ebene auf die Wege nach Wieblingen oder Schwetzingen. Studentenverkehr zu suchen, konnte mir nicht mehr beikommen. Norddeutsche Korpsbursche, Adlige mit rüden Manieren, Gestalten, frech, wie man sie jetzt nicht mehr kennt, überwogen. Auch mußte ich mich damals in den einsamen Spaziergängen, auf moosbewachsenen Steinen, unter herbstlichgelben, ihr Laub festhaltenden Zwergeichen ausruhen, um dem Schmerz Linderung zu geben über die von Berlin ausbleibenden Briefe. Es war die Veranstaltung jener Mutter, die ihr Kind nie einem Manne zu geben geschworen hatte, der nicht seinen Wohnsitz in Berlin aufschlug. Und meine Oberlehrerträume hatte ich doch aufgegeben — — —

„Denken Sie sich die Schwierigkeit meiner Stellung“, sagte mir eines Abends Menzel, als ich zu seinem Weihnachtsbaum 1832 von Heidelberg nach Stuttgart gekommen war und seine Kinder, von den Weihnachtsfreuden übermannt, zur Ruhe gegangen waren und seine für einen Holbein zum Modell passende kernfrische Gattin den Abendtisch ordnen ließ, „ich trete unter fatalen Umständen jetzt in die Kammer. Sie wissen, wie wenig Sympathie die Schwaben überhaupt für Fremde haben! Auch ist mein Verhältnis zur Opposition, zum Kreise

des ‚Hochwächters‘[1], nur ein loses! Tafel[2], der in England die Parlamentsreden studierte, wie sie im schwäbischen Dialekt nachzuahmen, ist mir lächerlich. Aber ich muß doch mit ihnen allen, mit Pfizer[3], Schott[4] und den andern gehen. Da ist eine kleine Schrift erschienen: ‚Divination auf den württembergischen Landtag‘[5], worin auf meinen Eintritt in die Kammer ein solcher Wert gelegt wird, als wenn ich wunder welche großen Dinge leisten würde. Man rät hin und her auf den Verfasser. Jetzt sagen alle, es müßte wohl Wangenheim[6] sein, der das Ding geschrieben hat. Allerdings stehe ich mit Wangenheim auf gutem Fuß."

Der ehemalige Minister von Wangenheim hatte als späterer Bundestagsgesandter seinen Abschied genommen. Der freisinnige Staatsmann hatte die von ihm in Frankfurt gegebenen Vota nicht mehr mit den Anschauungen Preußens und Österreichs in Übereinstimmung bringen können. Seitdem außerhalb Württembergs lebend, nahm er doch den regsten Anteil an dem politischen Leben seiner Heimat, ja, er war sogar, obschon bei Hofe mißliebig, in die bevorstehende Kammer gewählt worden. In jener „Divination" sah man den Versuch des neuen Abgeordneten, sich eine eigne Partei zu bilden.

Nach längerm Schweigen und Anhören von einzelnen Stellen jener Broschüre sagte ich mit Ruhe: „Wie schade, daß das Ding nicht von einem Bedeutendern kommt! Der Verfasser dieser ‚Divination‘ bin ich." Ich erzählte dem Erstaunten, daß mir in einer Heidelberger Abendstunde der Gedanke gekommen, auf die neue, für Deutschlands Hoffnungen so bedeutungsvolle Kammerperiode hinzuweisen und ihm bei dieser Gelegenheit ein politisches Piedestal zu geben. Buchhändler König in Hanau hätte die wenigen Bogen bereitwillig gedruckt und sogar mit 33 Gulden honoriert. Hoffentlich, schloß ich,

---

[1] Vgl. S. 74 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 74 dieses Bandes, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 73 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Vgl. S. 74 dieses Bandes, Anm. 1. — [5] „Divination auf den nächsten württembergischen Landtag", anonym [Karl Gutzkow] (Hanau 1832). — [6] Karl August Freiherr von Wangenheim (1773—1850), württembergischer Staatsmann; er vertrat beim Bundestag die liberalen konstitutionellen Prinzipien der süddeutschen Regierungen und zog sich dadurch das Mißfallen Metternichs zu, der 1823 seine Abberufung veranlaßte.

würde mein Lob dem Gepriesenen, der sich erstaunt vom Stuhle erhoben hatte, nicht schaden. „Ja, nun erst recht!“ mußte freilich die Antwort lauten. „Nun wird man vollends glauben, ich hätte mir die Empfehlung bei Ihnen bestellt.“ Ich gelobte zu schweigen, er selbst schwieg, und die Sache geriet in Vergessenheit.

Die Bücher, die ich, nach Heidelberg wieder zurückgekehrt, erledigte, wurden nicht etwa nur durchblättert, sondern wirklich gelesen. Denn sie dienten mir zu eigner Förderung, da sie größtenteils dem wissenschaftlichen Gebiet angehörten. Zur Erholung diente ab und zu eine Gedichtsammlung oder ein Roman, H. Königs „Hohe Braut“[1] oder „Scipio Cicala“ von einem damals ungenannten Verfasser[2], dessen sich erst später enthüllende einflußreiche Stellung mich also nicht hatte bestimmen können, das auf so gründlichen italienischen Studien und einer so warmen idealen Lebensauffassung beruhende Werk zu loben. Inzwischen steigerte sich die Erhitzung der Gemüter in den politischen Bestrebungen. Die württembergische Kammer leistete, was die Patrioten von ihr erwartet hatten. Sie wurde dafür aufgelöst. Kurz nach Ablauf des Winters brach in Frankfurt (in den ersten Apriltagen 1833) ein förmlicher Aufstandsversuch von Studenten und Landbewohnern aus. Die Zornschalen des Bundestags, die „Protokolle“, ergossen sich über die Nation mit Repressivmaßregeln aller Art. Österreich errichtete in Mainz ein eignes Bureau zur Überwachung des Geistes der Rhein- und Maingegenden[3]. Als ich mich zur Fortsetzung meiner juristischen Studien und zum Mitgenuß der von König Ludwig I. entfalteten Kunstherrlichkeit nach München begab, mußte ich dort erst den Beweis führen, daß ich am Tage des Frankfurter Attentats irgendwo anders gewesen sei als in Frankfurt[4]. Es dauerte lange, bis die Immatrikulation erfolgte. Auf den deutschen Thronen gab es keinen eifrigeren Verfolger der neuen Freiheits- und Einheitsbestrebungen als denselben Fürsten, der seine Residenz, die reizende Stadt an der Isar, so

---

[1] Vgl. S. 63 dieses Bandes, Anm. 2, und S. 66, Anm. 1. — [2] Rehfues; vgl. S. 32 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Die Mainzer Zentral-Untersuchungskommission. — [4] In Heidelberg, das er am 4. April verließ. Das Frankfurter Attentat hatte am 3. April stattgefunden.

künstlerisch auszuschmücken begonnen hatte. „Abbitte vor dem Bilde des Königs —!“ Man fühlte sich wie in die Zeiten jener Kaiseranbetung zurückversetzt bei den ersten Christenverfolgungen. Soviel Fürstendünkel, soviel förmlich persönlicher Haß des Souveräns gegen die Vertreter der neuzeitlichen Forderungen, und doch ermöglichte dieser Monarch die beglückende Wanderung durch die damals noch nicht so wie jetzt verblichenen Fresken der Arkaden, in die Bonifaziuskapelle, in die Glypto-, die Pinakothek! Mich ergriff Trauer, wie sich soviel hochherziger Mediceersinn mit einer so leidenschaftlichen Verblendung über die ersten Aufgaben des Staates verbinden konnte. Denn König Ludwig faßte die Erlebnisse des Hambacher Festes[1], die geringen Vergehen des Bürgermeisters Behr[2], des Doktor Eisenmann[3] wie etwas ihm zum persönlichen Tort Gewagtes und Geplantes auf. „Ist das so ein Säbel, wie ihr Frankfurter dem Doktor Wirth[4] einen für Hambach geschenkt habt[5]?“ fragte er auf der Frankfurter Messe einen Spielwarenhändler vor dessen Bude. Vollends machten die Gedichte des Königs das Urteil stutzig. Waren diese auch barock in der Form, so war doch ihr Inhalt meist hochgemut und immer dem Schönen und der Kunst schwärmerisch zugewandt. Das psychologische Problem blieb ungelöst. Daß die Musik nicht veredle, stand mir schon lange fest. Die Ausübung derselben, wenn diese gelingen soll, erfordert Anstrengungen, die eine Menge anderer geistiger und selbst der

---

[1] Am 27. Mai 1832. — [2] Wilhelm Johann Behr (1775—1851), Professor des Staatsrechts und Publizist, wurde Erster Bürgermeister in Würzburg, nachdem ihm dort die Fortsetzung seiner Vorlesungen verboten worden war. Wegen demagogischer Umtriebe wurde er jedoch entlassen und 1836 zu zwölf Jahren Festung verurteilt. Durch die Amnestie von 1848 erhielt der Greis seine Freiheit wieder, und die Kammern bewilligten ihm eine Entschädigungssumme von 10000 Gulden. — [3] Gottfried Eisenmann (1795—1867), Arzt und Politiker, mußte vor dem Bilde Ludwigs I. Abbitte leisten und wurde zu fünfzehn Jahren Festung verurteilt; als gebrochener Mann wurde er 1847 entlassen. — [4] Johann Georg August Wirth (1798—1848), politischer Schriftsteller. Nachdem die von ihm gegründete „Deutsche Tribüne“ 1832 vom Bundestag verboten war, wurde Wirth selbst wegen einer beim Hambacher Fest am 27. Mai 1832 gehaltenen Rede, in der er Volkssouveränität, Republikanisierung und Einigung Deutschlands sowie Konföderation seiner Freistaaten proklamiert hatte, verhaftet und nach Zweibrücken abgeführt. Im Juni 1833 freigesprochen, wurde er gleichwohl vom Zuchtpolizeigericht wegen Beleidigung in- und ausländischer Behörden zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. — [5] Vgl. S. 203 dieses Bandes, Anm. 1.

einfachsten Seelentätigkeiten vollständig in Ruhestand versetzen. Werden dann jene Anstrengungen gar belohnt, so steht der Virtuose, der Künstler, der theoretische Tonverständige gleichsam als ein geschlossener, fertiger Mensch da, und selten, daß man noch erfreut wird durch die Entdeckung, dies Automat habe auch Leben, Bildung, Empfindung, Herzensgüte. In der Regel hat man nur Anmaßung und Gemütsleere. Spontinis[1] Herrschsucht in Berlin, die Unmöglichkeit, die dieser das Gastrecht mißbrauchende Maestro für sein Ohr in Anspruch nahm, sich an Klänge, die nicht von ihm gekommen, zu gewöhnen, war allbekannt. Spätere Beispiele der Inkongruenz zwischen dem musikalischen Wissen oder Können und den Gesetzen der Selbstbeschränkung hat die Epoche der Zukunftsmusik in Fülle gebracht. Aus alledem ergab sich mir, daß Nero, der Kitharöde, der Schauspieler und Sänger zugleich, ein schlagendes Beispiel für die ungleiche Verteilung der Gaben des Genius in demselben Menschen war. Auch bei Nero traf in grauenhafter Weise das Wort des Ovidius nicht zu: „Emollit mores didicisse fideliter artes[2]."

„Ironien des Satan" nannte ich schon lange Gegensätze dieser Art und hatte bereits in Stuttgart den Plan, unter gleichem Titel ein Buch zu schreiben. Nur Hauffs „Memoiren des Satan", die viel Glück gemacht hatten, verhinderten mich an der Ausführung. Ich wollte den (damals auch sonst stark abgenutzten) Teufel darstellen in Konsequenzen seines Wirkens, die in die Welt der guten Geister hineinragen, und ebenso die Engel in solchen Handlungen, die nur dem Teufel zugute kommen konnten. Der Dämon der Erde sollte entweder lachend zusehen, wie die Menschheit da anbetet, wo doch nur die Teufelskralle im Spiele war, oder ihn sollte es selbst überraschen, daß die Kugel, der er den Stoß gegeben, auf ein Feld rollte, wo seine Macht aufhörte. Eine satanische Ironie erschien mir z. B.

---

[1] Gasparo Spontini (1774—1851) wurde 1820 als Generalmusikdirektor nach Berlin berufen, wo er zwanzig Jahre lang eine unbeschränkte Herrschaft über die Opernbühne ausübte und sich durch maßlosen Eigendünkel unbeliebt machte. — [2] Ungenaues Zitat aus Ovid, „Ex Ponto", 2. Buch, Nr. 9, Z. 48: „Es veredelt die Sitten, wenn man sich eifrig den schönen Künsten gewidmet hat."

jener Billaud-Varenne[1], jener Gottesleugner der französischen Schreckenszeit, der dem Beil der Guillotine entrann, glücklich nach Amerika entkam, dort unter die Wilden geriet und von diesen, er, der Atheist, — als Gott verehrt wurde! Durch die Kunst, Vögel auszustopfen, war er ihnen als zweiter Schöpfer erschienen. Eine Ironie des Teufels wurde mir auch die Pflege der Kunst ohne charakterveredelnde Weihe, der Übergang des frommen Sinnes in die Gewalt herrschsüchtiger Heuchelei. Die mildeste Form, wie sich Nero erklären ließ, war die, daß sein Handeln, sein Brennen und Morden für Eruptionen eines bewußtlosen Traumwandelns genommen wird, während sein Geist nur wach war, wenn er dichtete, sang oder die Andromeda (doch wohl sprechend?) spielte. Konnte er sich bei seinem öffentlichen Auftreten in Rom, bei seinen Gastspielreisen nach Griechenland als Künstler selbst genügen (und seine letzten Worte waren: „Welch ein Künstler geht mit mir zugrunde!"), so hatte er in jedem Augenblick der Kunstweihe doch die Aufforderung, dem Edelsten nachzuleben, nachzufühlen, dem ahnungsvollen Klange der Töne, dem Schmerzensschrei der betrogenen Liebe, die Aufforderung, dem Edelmut der Heroen und Götter seinen ganzen Menschen zu weihen —! Und doch trat er die Menschheit, nachdem diese applaudiert hatte, mit Füßen! Das ist der Virtuose! Das ist das schaudervolle Zerrbild des Künstlers — die Ironie des Satan! Auch der Dichter, der ein Trauerspiel schreibt und dabei selbst keine Träne vergießt, erschien mir eine Ironie Satans. Unwahrheit im Können und Fühlen beschäftigte mich sogar in Traumgestalten.

Wenn ich von einer Szene, wo ein sich schon entwickelnder „Nero" von lyrischen Gedichten eine Vorlesung hält, von Blumen und Nachtigallen schwärmt, und der im Purpur auf dem Katheder stehende Herrscher gleichzeitig wie mit theaterüblichem à part Todesurteile gegen die Mitglieder der pisonischen Verschwörung[2] ausspricht, das kritische Urteil einer

[1] Jean Nicolas Billaud-Varenne (1756—1819), französischer Revolutionsmann, veranlaßte mit Danton 1792 die Septembermorde; 1795 wurde er zur Deportation nach Cayenne verurteilt, von wo er 1811 zu den Negern auf San Domingo floh. — [2] Gaius Calpurnius Piso wurde als allgemein beliebt und

Zuhörerin meines ihr auseinandergesetzten Planes anführe, so geschieht es nicht, um meinen „Ironien des Satan" oder meinem „Nero" eine Empfehlung zuzuwenden, sondern um der Person willen, die mich mit ihrem „Herrlich! Einzig!" usw. zur Ausführung des Planes ermunterte. Es war dies keine Geringere als Frau Charlotte Birch-Pfeiffer[1]. Wieder eine „Ironie des Satan"! Denn Sophie Schröder[2] hätte dem Lobe meines Vortrages gewiß größere Weihe gegeben. Das Lob der Verfasserin von „Hinko der Freiknecht"[3] erschreckte mich mehr, als es mich wundernahm. Indessen gehört die genannte Frau, die sich erst später in ihrem vollen Talente entwickelte, zu den wohltuendsten Erinnerungen meines Münchener Jugendlebens. Während eines vollen schönen Frühlings und noch einen Teil des Sommers hindurch, vom April bis zum August, bildete sich teils durch zufällige Umstände, teils durch eigne Neigung und Wahl ein Kreis ästhetischer Zusammengehörigkeiten, zu denen auch sie gehörte. Maler, Schriftsteller, Schauspieler, jeder in seiner Weise, trugen aktiv oder passiv zur Belebung dieses Kreises und zur Förderung meiner innerhalb desselben gewonnenen Weltkenntnis bei. Die Pandekten, die bei Professor Puchta[4] gehört werden sollten, verleideten sich mir immer mehr. Teils war die Lokalität, das alte Jesuitengebäude, eine höchst unfreundliche und die dortige Begegnung mit den vielen Langröcken peinlich; teils drückte die Hitze des Sommers; aber zumeist schreckte die Langweiligkeit im Vortrag des berühmten Juristen vom Besuch seiner Vorträge ab. Ich habe nie begreifen können, weshalb auf die Erwerbung dieses Mannes für einen Lehrstuhl in Berlin später soviel Gewicht gelegt wurde. Ein Pandektenlehrer, der sich nicht durch die so ausnehmend anziehende Begründung des römischen Rechts auf Vorkommnisse des täglichen Lebens angeregt fühlt, seinen Vortrag mit einer Art ad oculos-Demonstration der

---

vielversprechend 65 n. Chr. an die Spitze einer Verschwörung gegen Nero gestellt; als der Anschlag entdeckt war, wurde Piso gezwungen, sich selbst zu töten. — [1] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Sophie Schröder (1781—1868), berühmte Schauspielerin, wirkte 1801—13 in Hamburg; in der Folge wechselten ihre Engagements zwischen München und dem Hofburgtheater in Wien. — [3] Vgl. S. 113 dieses Bandes, Anm. 5. — [4] Georg Friedrich Puchta (1798—1846), ausgezeichneter Jurist, lehrte 1828—35 an der Universität München als Systematiker der historischen Rechtsschule.

Rechtssätze zu halten, ihren logischen Grundbegriffen sozusagen plastisches Relief zu geben, kann unmöglich fesseln. Um von Langröcken zu reden — ich besuchte auch einen Vortrag von Joseph Görres. Ich wollte den „Alten vom Berge" (dem Berge der Jakobiner) doch auch einmal gesehen haben. Als Student hatte ich für ihn geschwärmt. Aber schon war der ehemalige Herold des „Rheinischen Merkur"[1] in die Kutte einer Clique gekrochen, die sich im nahen Neuberghausen zu versammeln pflegte und dort die spätere Abelsche[2] Epoche der bayrischen Regierung anbahnte. Das rote Haar des langen, hageren Mannes rief mir seinen früheren Studiengenossen Creuzer zurück. Mein Gefühl für Görres war schon damals, als wenn mir einer gesagt hätte: „Da steht der Kölner Dom; du darfst ihn mit Interesse durchwandeln; aber was darin vorgeht, betrifft dich nicht, und noch weniger billigst du, daß man dem Ganzen einen Ausbau gibt!"

Die Konversation Münchens bewegte sich nicht bloß im gastfreien Hause der jungen Frau Birch-Pfeiffer, sondern überall um die Vorkommnisse des Theaters. Damals war demselben gerade in Karl Theodor von Küstner ein neuer Intendant „gewonnen"[3]. Um die Bühne, um die Münchener Schönheiten, die König Ludwig malen ließ, um andere weibliche Existenzen, die mit den Prinzen zusammen genannt wurden, gab es eine fortlaufende Chronik, wie sie München noch jetzt zu lieben scheint. Da war ein Streit zwischen den Kulissen vorgekommen, ein bekannter reicher Hagestolz hatte sich mit einem blutjungen Bürgermädchen (in der Riegelhaube) verlobt, eine baronisierte Schauspielerin war für ihr drittes Kind mit einem Landgut beschenkt worden — kurz, München hatte vollauf seine Chronik und brauchte die der ganzen Welt nicht. Den Rest der Teilnahme

[1] Görres gab den „Rheinischen Merkur" seit Februar 1814 heraus. Er bekämpfte darin lebhaft das Franzosentum, pries deutsche Sprache und Sitte und forderte Erneuerung des Kaisertums, ständische Verfassungen und Preßfreiheit. Wegen seiner Angriffe auf die preußische Regierung wurde das Blatt im Februar 1816 verboten. — [2] Karl von Abel (1788—1859), 1834 bayrischer Minister des Innern und 1840 auch Finanzminister, schloß sich eng an die Ultramontanen und Absolutisten an und rief durch eine Reihe von Maßnahmen, die die protestantische Kirche verletzten, in der Kammer und im Reichsrate lebhafte Opposition hervor. — [3] 1833; vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 2.

absorbierte damals allerlei Spuk, den der aus Berlin an die Isar übergesiedelte M. G. Saphir anstellte[1]. Eine Zeitlang war sogar König Ludwig mit dem unberechenbaren Kritiker, der heute lobte, was er morgen tadelte, Arm in Arm gegangen. Ja, der hohe Gönner hatte ihn mit dem Titel eines Intendanzrates überrascht, ohne jedoch, wie die Weise des sparsamen und vielleicht geizigen Monarchen war, das Mindeste von Zusicherung einer Pension, geschweige eines Wirkungskreises seinem Geschenk beizufügen. Darüber wurde der Friede zwischen beiden gestört, und der im stillen geführte Streit artete wahrscheinlich in solchem Grade aus, daß dem zuletzt überschuldeten „Humoristen" nichts übrigblieb, als München zu verlassen[2]. Saphirs stündliche Begleiter waren Leopold Feldmann[3], ein junger Kaufmann, der in Griechenland gewesen und artige kleine Lustspiele zu schreiben anfing, und Eduard Jerrmann[4], jener norddeutsche Sonderling, der sich in den Kopf gesetzt hatte, französischer Schauspieler und gradezu ein Ersatz für Talma[5] zu werden. Wenn man die Empfindlichkeit kennt, welche die Franzosen nicht nur für ihre Aussprache, sondern in noch höherem Grade für die klassische Stätte ihres Repertoires, ihr Théâtre français und das im „Erbe Molières" gesprochene Französisch haben, so mußte man mit Staunen einen Mann betrachten, der wirklich zwölfmal hinter derselben Lampenrampe gestanden hatte, die durch Talma geweiht war. Der Gewinn, der ihm von diesem Wagnis, von dieser Anstrengung, die z. B. zur korrekten Hervorbringung des Buchstabens R den Tag über Kalbsknöchel im Munde trug (ein Mittel, das ihm empfohlen worden war), zuteil wurde, war — gleich Null. Zwölf müh-

[1] Vgl. S. 52 dieses Bandes, Anm. 1. 1832 wurde Saphir von Ludwig I. zum Hoftheater-Intendanturrat ernannt. — [2] 1834. — [3] Leopold Feldmann (1802 bis 1882), Lustspieldichter, war seit 1835 in Griechenland und widmete sich von 1850 an in Wien journalistischen und dramaturgischen Arbeiten. — [4] Eduard Jerrmann (1798—1859), Schauspieler, studierte, nachdem er sich schon in Deutschland einen recht guten Namen erworben hatte, zwei Jahre lang bei Talma und unternahm dann das unerhörte Wagnis, als Ausländer auf dem französischen Nationaltheater zu gastieren. Durch Begabung, Fleiß, Ausdauer und seinen gewaltigen Willen brachte er es bei zwölfmaligem Auftreten in Paris zu einem ungeheuern Erfolg. — [5] François Joseph Talma (1763—1826), einer der berühmtesten französischen Schauspieler; Napoleon I. zog ihn oft in seine Umgebung

selig einstudierte Rollen waren abgeschnurrt wie die Walzen eines Leierkastens; der Rest war — ein deutscher Schauspieler, der nirgends Engagement finden konnte, nirgends ins Ensemble paßte und erst durch die gewaltige Leistung seines in Paris geschulten Brustkastens, Franz und Karl Moor an einem Abend zugleich zu spielen, sich erfolgreich Gastspiele erwarb. Von diesen Effekthaschereien abgesehen, war Jerrmann ein Kopf voll schlagenden jüdischen Witzes, praktischer Kenntnis vieler in der Welt und im Menschenleben geltenden Regeln und Verhältnisse, zuweilen die Mäßigung und Klugheit selbst, dann freilich wieder aufbrausend und unumgänglich bis zum Exzeß. Nicht ganz die Schule des Mißgeschicks ist es gewesen, die ihn später zu einem tüchtigen Regisseur in Mannheim und einem verwendbaren, immer zuverlässigen Mitgliede des Burg- und Berliner Hoftheaters machte. Der Friede, der allmählich über ihn kam, kam aus ihm selbst. Etwas vom Geiste Nathans, den er spielte, bezwang ihn. Ich habe selten eine solche Umwandlung gesehen, damals der nächtliche Spieler und Bankhalter von München, und der spätere ruhig ergebene Familienvater in der Oranienstraße zu Berlin.

Eine Jerrmann geistesverwandte Natur war sein Landsmann und Standesgenosse August Lewald[1]. Ebenfalls Schauspieler, ebenfalls Regisseur, ebenfalls aus Paris gekommen, ganz erfüllt vom dortigen Theater- und Literaturwesen, bildete der weltgewandte Mann, dessen Umgangsformen gefälliger waren als die Jerrmannschen, einen Mittelpunkt für einige Studenten, Musiker, Schauspieler, Maler, unter welche auch ich eintrat, und nicht zu meinem Nachteil. Fanny Lewalds[2] Oheim kannte Menschen und Dinge. Nach Paris war er 1815 als Dolmetscher der russischen Truppen, die durch seine Vaterstadt Königsberg zogen, mitgegangen. Zum Handel zurück-

[1] August Lewald (1792—1871), Schriftsteller. Gegen seinen Willen für den Handelsstand bestimmt, machte er als Sekretär im russischen Hauptquartier den Befreiungskrieg mit; nach der Rückkehr widmete er sich dem Theater, gründete 1834 in Stuttgart die Zeitschrift „Europa", die in Literatur und Kunst lange Zeit den Ton angab, und war 1849—62 Regisseur am Stuttgarter Hoftheater. — [2] Fanny Lewald (1811—89), Schriftstellerin, ließ sich in ihrem 17. Jahre taufen. Ihre Romane zeichnen sich durch scharfe Beobachtung aus.

zukehren, behagte ihm nicht nach dem Pariser Leben. Er wurde Schauspieler, und da ihm Talent fehlte, um Erfolge zu erringen, machte er sich bei verschiedenen Theatern eine Stellung als Sekretär. Als solcher hatte er Erfahrungen gesammelt, die er als Schriftsteller benutzte. Sein Wanderleben hatte ihn nach Hamburg geführt, wo ihm die Verbindung mit Julius Campes Verlagsbuchhandlung und sein Enthusiasmus für Heinrich Heine, der damals noch in Hamburg lebte, einträglicher wurde als seine Tätigkeit am Stadttheater. Er folgte Heine nach Paris. Sein Naturell mußte ihn zu diesem, nicht zu Börne ziehen. Goethe hatte solche Naturen wie Lewald in dem Figurenreichtum seines „Wilhelm Meister" angedeutet. Es ist die Vielgeschäftigkeit des einen, die Geheimnissucht des andern. Schon regten sich in München, genährt durch Lewalds katholische Gattin, Sympathien für Weihrauch und Meßgewänder. „Eine Klosterzelle" — so hieß die Erzählung, die gerade unter seiner Feder war, als ich eines Mittags bei ihm eintrat und mir von seiner Seite eine dauernde Anhänglichkeit bis zum Jahre 1848 gewann, wo sein Katholisch- und Ultramontanwerden Lockerung herbeiführte[1]. Im wesentlichen spekulierte er nur. Was ihn heute in Enthusiasmus versetzte, war morgen „Schund". Nur eines blieb sich immer gleich, die wühlende Frage der Selbsterhaltung. Konnte jemand zu diesem Betriebe mitverbraucht werden, so war Lewalds Beziehung zu ihm magnetisch, warm, überzeugt. Scheiterte aber der angelegte Plan, so brachte seine ständige Devise: „Alles ist eitel!" Ernüchterungen hervor, wo die anfängliche Bewunderung und Freundschaft bald in die Brüche gerieten. Diese Eigentümlichkeit wurde indes von jedermann bald erkannt, und es erzürnte ihn auch nicht, wenn man ihn deshalb aufzog, was in unserem Kreise oft genug geschah. Vorzugsweise gehörten außer mir zu Lewalds ständiger Staffage zwei junge Studenten der Rechte, Karl Löning[2] von Mannheim und von Kardorff aus Mecklenburg, der zu früh verstorbene Violinvirtuose Riefstahl[3] aus Stralsund und ein origi-

[1] Lewald trat 1851 zum Katholizismus über. — [2] Der spätere Verleger von Gutzkows „Wally". Er war damals noch nicht getauft und hieß Löwenthal. — [3] Karl Riefstahl (1808—45) trat 1833 in München als Violinvirtuose auf und

neller Kurhesse, der viele Jahre in Italien und dort im Hause eines Napoleoniden Erzieher gewesen, Lottich; er nannte sich auch nach seinen humanistischen Urgroßvater Lotichius[1]. Im Englischen Garten oder am Ufer der „renken"reichen[2] Seen des Hochgebirges oder auf den schmalen Wegen durch die Wiesenblumen und eingezäunten Rinderherden der Jachenau[3], die wir durchwanderten, wurde gescherzt und gelacht, gehänselt und die Schönheit des Lebens genossen.

Charlotte Birch-Pfeiffer hatte mehr vom Münchnerischen Wesen als vom schwäbischen, obschon sie in Stuttgart geboren war. Auf Schönheit konnte sie zu keiner Zeit Ansprüche gemacht haben. Doch imponierte ihre majestätische Figur. Immerhin konnte sie sich aufgefordert fühlen, sich frühe an heroische Rollen in Stücken zu wagen, die jetzt vergessen sind. Das edlere Repertoire, eine Iphigenie, eine Medea, bezwang sie nicht. Singende süddeutsche Sprechweise, das Verschleifen der End- und Anfangsvokale der Worte vertrugen sich nicht mit Schiller und Goethe. Dennoch stand sie viele Jahre neben Eßlair[4] und Vespermann[5] als beliebtes Mitglied auf der Münchner Bühne und genoß, da sie mit sechszehn Jahren angefangen hatte, bereits eine Pension. Ihr Gatte, Dr. Birch, war ein Däne. Er wollte irgendwo bei einer dänischen Gesandtschaft attachiert gewesen sein. Seine Frau behauptete, er hätte um ihretwillen seine Karriere als Diplomat verscherzt, und hielt sich infolgedessen für verpflichtet, die Sorge um ihren Hausstand allein zu tragen. Ihre Existenz war auf einen behaglichen Fuß eingerichtet. Nicht nur, daß sie Kinder hatte, die ihr leider fast alle starben, auch eine Schwester war im Hause, eine treue Seele, die am Vormittage für den immer reichen Tisch zu sorgen hatte, am Nachmittage jahrein, jahraus für die Schwester Romane las. Dieser teilte sie die Stoffe mit, die ihr spannend und dramatisch vorkamen. Inzwischen las ihr Gatte die Memoiren von Richelieu,

---

wurde später Konzertmeister in Frankfurt a. M. — [1] Vgl. S. 60 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Renken heißen die „Blaufelchen" oder „Weißfelchen" (Fische im vierten Jahre). — [3] Gebirgstal zwischen Walchensee und Tölz. — [4] Ferdinand Johann Baptist Eßlair (1772—1840), Schauspieler, wurde 1820 ans Hoftheater in München berufen. — [5] Wilhelm Vespermann (1784—1837), Schauspieler, war seit 1817 am Hoftheater in München.

Sully[1], Kardinal Retz[2] usw., wodurch für die somit um Stoff niemals Verlegene Stücke von historischer Grundlage möglich wurden. Diese Materialien selbst zu sammeln, selbst erst zehn Romane zu lesen, bis einer davon brauchbar erschien, dazu war die unruhige, aufgeregte, immer in einer Art des Hegelschen Außer-sich-Seins lebende Frau, die zugleich der Gesellschaft, ab und zu auch noch der praktischen Bühne angehörte, nicht fähig. Ich habe viel berühmte Schriftstellerinnen, besonders in ihren Anfängen, kennen gelernt, trocken und phantasielos moralisierende, naive und poetische, aber Luise Mühlbach[3] und Charlotte Birch-Pfeiffer übertrafen alle an Kombination und schneller Gestaltung. Nur daß jene, ehe sie an die Historie und Biographie gekommen war, zu sehr auf Unmöglichkeiten, die ins Häßliche ausarteten, ihre Erfindungen baute, diese dagegen sogleich mit gesunder Logik und natürlicher Empfindung auf Situationen zusteuerte, von denen sie aus ihrer Theatererfahrung wußte, daß sie damit das Herz des Publikums, den Applaus und Hervorruf der Schauspieler, für sich haben würde.

Als ich die merkwürdige Frau kennen lernte, war grade ihr großer Erfolg „Pfefferrösel", das sie einem Georg Döringschen Roman nachgebildet hatte[4]. Für die Bühnenwelt ist das spätere „Lorle" das alte „Pfefferrösel", nur in den schwäbelnden Modeton übersetzt. „Hinko" nach Storchs „Freiknecht"[5] sollte folgen. In acht Nächten (denn nur in diesen behauptete sie die nötige Ruhe und Sammlung zu finden) hatte sie grade „Hinko" zustande gebracht, als mich ihr Gatte zu ihr führte. Sie erklärte, Höheres anzustreben. Ein einzelner Akt aus einem Stoff, der Karl den Großen betraf, erschien ihrem Gatten würdig, sich Tasso an-

---

[1] Maximilian, Herzog von Sully (1560—1641), französischer Staatsmann. Wichtig für die Geschichte seiner Zeit, obwohl durch lächerliche Prahlerei und zahlreiche, beabsichtigte Fälschungen entstellt, sind seine „Économies royales" (Amsterdam, Schloß Sully, 1638, 2 Bde.). — [2] Jean François Paul de Gondi, Kardinal von Retz (1614—79); seine „Mémoires" erschienen 1717. Aus ihnen hat Schiller den Stoff zu seinem „Don Carlos" entnommen. — [3] Vgl. S. 35 dieses Bandes, Anm. 5. — [4] Das „Pfefferrösel" wurde zum erstenmal 1828 aufgeführt; die Grundlage des Stückes ist die Novelle „Sonnenberg" (Frankfurt a. M. 1828, 3 Tle.) von Wilhelm Asmus Döring (1789—1833). — [5] Ludwig Storch (1803—81), Dichter und Romanschriftsteller; sein am meisten gelesener historischer Roman „Der Freiknecht" (Leipzig 1830 ff., 3 Bde.) bot Charlotte Birch-Pfeiffer den Stoff zu ihrem „Hinko".

zureihen. Ich lächelte dem, muß aber doch leidlich liebenswert geblieben sein; denn die Frau schüttete mir ihr Herz aus. Von ihren Klagen erwähne ich nur, daß der Ehrgeiz der damals Drei- unddreißigjährigen unsäglich unter den fortwährenden Angriffen Saphirs litt. Dieser tadelte sie ebensosehr als Darstellerin wie als Schriftstellerin und machte sich zum Überfluß auch noch den Spaß, den Dr. Birch – oder wie er den vortrefflichen, nur etwas langweiligen Mann nannte, den „Dr. Harmlos" – in das Gehege seiner oft zynischen Witze zu ziehen. Alles in allem fand ich in meiner neuen Freundin eine „Unglückliche", die sich nicht an ihrem Platze zu befinden behauptete. Sie würde weder als darstellender und schreibender Genius nach Gebühr geschätzt, noch befände sie sich überhaupt in der Lage, die Fülle von Lebens- und Schaffenskraft, von Liebe und Freundschaft, die in ihr lebten, auszuströmen. Wie jedoch maßlose Naturen dieser Art zu sein pflegen, der kleinste Erfolg, irgendeine glückliche Bekanntschaft mit dem höheren Adel, einem Taufkirchen, einem Arco, irgendeine Begegnung und Plauderei mit König Ludwig selbst machten alles wieder gut.

Inzwischen war „Nero" von Lewald als vollständig bühnen- unmöglich verurteilt und in den Hintergrund getreten. Aber Billaud Varenne, der sich den Indianern[1] zum Gott gemacht hatte durch seine Kunst, Vögel zu fangen, abzurichten und zuletzt auszustopfen, verwandelte sich mir in den Dalai Lama von Tibet, dessen Würde als Gott mich zu dem Roman: „Maha Guru, Geschichte eines Gottes"[2], veranlaßte. Damals gab es chinesische und arabische Romane genug, die aus dem Englischen übersetzt wurden. Karl Spindler[3] hatte noch nicht das Lesebedürfnis allein in Beschlag genommen. Noch gab es eine gebildete Gemeinde, die das Neueste von Tieck und Steffens[4] gelesen zu haben für unumgänglich hielt. Noch zwinkerte der Berliner vornehme Judenkreis verächtlich mit den Augen, wenn

[1] Vgl. S. 106 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Stuttgart und Tübingen 1833, bei Cotta. — [3] Karl Spindler (1796–1855), vielgelesener Romanschriftsteller. Seine bedeutendsten Romane sind „Der Jude" (1827, Sittenschilderung aus dem 15. Jahrhundert), „Der Bastard" (1826, aus der Zeit Kaiser Rudolfs II.), „Der Jesuit" (1829), „Der Invalide" (1831). — [4] Vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 2.

von einer Literatur die Rede war, die nur auf Leihbibliotheken berechnet schien. Den Mut, eine Arbeit dieser Art, die den Unterhaltungszweck ganz ausschloß, zu beginnen, und den andern vom jungen Georg von Cotta gezeigten Mut, einen solchen Roman zu verlegen, würde man in Autoren- und Verlegerkreisen jetzt nicht mehr häufig antreffen.

Die Lust am Theater hätte Eßlairs Heldengestalt, Vespermanns feine Charakteristik nähren sollen. Doch schien mir der Nimbus dieser Sphäre in München noch trüber als in Stuttgart. Wer in unserem Kreise etwas vom Theater wußte (und im Birchschen Hause war die Chronik desselben die Tagesordnung), hatte nur Intrigen, Schwindel, Hintertreppen- und Schürzenwirtschaft zu erzählen. Bald hatte sich ein Darsteller eine Rolle erschlichen, die ihm nicht gebührte; bald wurde wieder ein anderer wegen Schulden verhaftet. Die Schauspielerinnen und Sängerinnen nannte man selten ohne ihre Protektoren. Die Namen der Prinzen, des Königs liefen mit den Boudoirgeheimnissen der Theaterschönen parallel. Der Säbel des Militärs war in die Strickknäuel verwickelt, und von Ehemännern, denen Überraschungen bereitet wurden, lief eine lustige Anekdote nach der andern um. Es war hergebracht, daß jeder, der dem Intendanten von Poißl[1] gegenüber etwas hatte durchsetzen wollen, sich nur zu einem Repräsentanten des hohen Adels zu begeben brauchte, um Fürsprache zu gewinnen. Der König besuchte diese und jene neue Erscheinung der Bühne, während er seines schweren Gehörs wegen an den Vorstellungen selbst kein Interesse nahm. Nirgends existiert wohl ein Hof, den die Gemütlichkeit des Publikums so herabzuziehen versteht und so in Anspruch zu nehmen wagt für seine eigenen Lebensbedürfnisse, wie der Münchener. Andererseits aber auch hat kein Hof soviel Neigung, sich seiner exklusiven Stellung zu begeben. Eine Schauspielerin, die durch die fast täglichen Besuche des Königs in den Ruf gekommen war, als müßte sie Schätze gesammelt haben, versicherte mich: „Ich schwöre Ihnen, nichts habe ich von ihm als einmal einen alten Auerhahn aus dem Wildbretamt und ein andermal

[1] Johann Nepomuk von Poißl (1783—1853) war 1824–33 Hoftheaterintendant in München.

eine große Rolle Papier. Ich hielt diese für die Verschreibung eines Landguts. Was war es? Sein lithographiertes Porträt!" Vollends abschreckend war die endliche Ankunft des neuberufenen, durch einen Orden geadelten Küstner[1]. Der Musendienst hat seltsame Priester. Wie sich dieser ehemalige sächsische Advokat, der ein Deutsch wie ein Chaisenträger Dresdens sprach, so lange Jahre in den Hallen Thaliens und Melpomenes, sogar wie ein Mann der Weisheit, hat umtreiben können, ist unbegreiflich. Oder man müßte etwa sagen: es wurde möglich, weil die Intelligenz und die persönliche Würde der damals üblichen Hoftheaterintendanten noch tiefer stand.

Eine aus Prag eingewanderte burleske Persönlichkeit, der Professor Julius Max Schottky[2], wurde der unfreiwillige Lustigmacher unseres Kreises, der sich jeden Nachmittag im „Café Tambosi" zu versammeln und in der Regel ein Vorhaben zu planen pflegte, einen Ausflug über Land, den Besuch eines Künstlerateliers, einen Gang durch die Galerien, die Besichtigung einer der vielen vom König unternommenen Neubauten, ein Zusammentreffen im Theater oder nach dem Theater an irgendeinem gemütlichen Orte. Martials „latitare in tabernis[3]" fand in Münchens damals urwüchsigen, nur von spärlichen Öllampen erleuchteten Lokalen behagliche Anwendung. Noch waren da die berühmtesten Künstler und Gelehrte glücklich daran, daß die heutige Selbstemanzipation des vierten Standes nicht mit ausgebreiteten Ellenbogen die Tische für sich allein behauptete. Schottkys unfreiwillige Komik begleitete uns unter anderem bei einem ereignisreichen Ausfluge ins Gebirge.

Wir hatten mehrere Wildparks, die München umgeben, und gegen Mittag den weiten Spiegel des Starnberger Sees hinter uns. Nur eine Dame war unsre Begleiterin, Frau Lewald, aber sie genügte, den ewig verliebten Schottky zu elektrisieren. Schottky war unerschöpflich in Anekdoten, die sich Lewald dann zu weiterer Ausarbeitung erbat. Anteil am Honorar wurde gewährt. Immerfort war Schottkys Schreibtafel in Bewegung, um jedes nur einigermaßen leserlich gesetzte

[1] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Julius Max Schottky (1794 bis 1849), österreichischer Schriftsteller. — [3] „In Wirtshäusern sich verborgen halten."

Wort, das einem von uns entfallen war, aufzuzeichnen. Er versicherte uns, sich die Kosten dieser Vergnügungsreise an unseren Einfällen bezahlt machen zu wollen; eine öffentliche Darstellung derselben läge in seinen ernstesten Vorsätzen. Allerdings korrespondierte er für einige Blätter in Städten, die nahe am Fuße der Karpathen lagen. Hinter Starnberg nahm jedoch des komischen Mannes Befinden eine üble Wendung. Er hatte so viel durcheinandergeredet, daß wir seinetwegen in einem Dorfe halten mußten. Er erholte sich allmählich von einer halben Ohnmacht, und wir wagten die Fahrt fortzusetzen. In der Nacht kamen wir im Bade Sulz am Peißenberge an, und ehe wir uns dessen versahen, war unser Professor verschwunden. Der Kellner brachte uns eine gute Nacht von ihm und meldete, er hätte sich schon ins Bett gelegt. Der nächste Morgen zog einen feuchten Regenflor über die Gegend, die Ebene und das Gebirge waren eingehüllt in undurchsichtige Schleier, und nur einige Blicke blieben frei in die romantisch-wilde Hinterwand des Herrenhauses. Das war ein unwillkommenes Hindernis unserer Reise. Allein selbst wenn die Sonne gelacht haben würde, hätten wir doch bleiben müssen; denn unser guter Julius Max hatte sich von seiner Kolik, oder was es war, noch nicht erholt. Wir klopften an seine Tür: er gab keine Antwort. Wir riefen: Alles blieb still. Eine Magd eilte herbei und bedeutete uns, der Herr drinnen sei vor neun Uhr nicht zu sprechen. Also hatte er dem weiblichen Geschlecht doch schon Audienz gegeben. Wir harrten bis neun. Da stürmten wir rücksichtslos sein Zimmer. O wehe! Schottky lag wirklich noch im Bett! Aber er lag schon gestiefelt und gespornt, in seinem grünen Oberrock, mit dessen langem Kragen, den er à l'anglaise bis ans Ohr aufzukrempen liebte, die frischesten hochgesteiften Vatermörder zierten seine blassen Wangen. Er war auf Damenvisite eingerichtet, spähte aber dabei, als Frau Lewald von Kamillentee sprach, ängstlich, ob wir uns nicht im Zimmer teils dem Orte näherten, wo noch die Hülfsmittel seiner Toilette lagen, teils den Papierschnitzeln ringsum, die einen hohen Wert für ihn hatten. Seine grellen Augen verfolgten jede unserer Bewegungen. Sie zuckten förmlich, wenn wir etwas anfaßten, zumal einen mächtigen Bogen voll kleiner Papiere,

der auf einem Stuhle vor ihm lag. Das waren die Bausteine seiner künftigen Werke. Alles, was er bei seinen Wanderungen durch das Gebirge aufgelesen hatte, war hier mit flüchtigen Buchstaben verzeichnet: Volkslieder, Lokalsagen, naive Antworten idyllischer Milchmädchen, Erinnerungen aus den Sennerhütten, Inschriften über Kapellen und Wohnhäusern. Ich verwickelte mich mit ihm in ein Gespräch über seine Studien und bin gewiß, zu seiner Genesung beigetragen zu haben, da ich ihn auf das böhmische Mittelalter und die Königinhofer Handschrift[1] brachte, über welche beide er geschrieben und letztre anerkannt hatte.

Gegen Mittag teilten sich die Nebel, der Himmel blaute da und dort, man sah nur noch in der Ferne die Gebirge förmlich rauchen. Die Sonne teilte das üppige Grün um uns her in helle und dunkle Partieen. Schottky trat plötzlich lachend unter uns. Er hatte sich erholt und forderte uns sogar auf, mit ihm den Peißenberg zu besteigen, an dessen Fuße das Bad lag, dessen Logierhaus uns beherbergte. Freund Riefstahl[2], der ausgezeichnete Geiger und Freund Robert Schumanns, nahm mit mir die Aufforderung an, und unser rüstiger Fußtritt einigte sich bald mit den Sonnenstrahlen, um das feuchte Gras des Berges zu trocknen. Schottky ergriff einen jungen Eichstamm und ging mit munterster Laune voran. Wer hätte glauben sollen, daß er noch vor einer Stunde der Hülfe des Arztes zu benötigen schien! Der Peißenberg, der Rigi des bayrischen Hochgebirges, streckt sich in einer beträchtlichen Höhe; wir bedurften Schottkys munterer Unterhaltung, um das Steigen nicht beschwerlich zu finden. Endlich hatten wir den Gipfel erreicht, die einsame Kirche, das Schul- und Pfarrhaus. Wir kehrten beim Pfarrer, Schottkys „altem Freunde", ein. Unser Professor war in seinem Element. Fünf Frauen, die des auf Zölibat angewiesenen Geistlichen Küche bedienten, lachten durcheinander, und der Schulmeister war entzückt, als Schottky, der alte Kunde, sich wieder sehen ließ und natürlich zuerst den Pfarrer fragte: „Was machen

[1] Eine gefälschte Handschrift, die 1817 von Hanka im Gewölbe des Kirchturms zu Königinhof aufgefunden wurde und vierzehn Gedichte und Gedichtfragmente epischer und lyrischer Form enthält, angeblich aus dem 13. Jahrhundert. — [2] Vgl. S. 111 dieses Bandes, Anm. 3.

Ihre Bücher?" den Schulmeister: „Was macht Ihr in Freisingen[1] studierender Sohn?" Er kannte jedes[2] Steckenpferd. Schottky wurde übermütig. Der obere Gipfel des Berges wird von einem Steinwall eingerandet, der vor dem jähen Absturz des Berges Schutz gewährt. Eine steile, grüne Ebene legt sich dicht an unter dem Steinwall und langt mehrere hundert Fuß in die Tiefe. Jetzt rief der Freund des Sagenkreises Siegfrieds und des Przemislav[3] einen Buben in der Nähe an, ob er für sechs Kreuzer den Weg in die Tiefe wagen und vom Holunder drüben einen Zweig heraufbringen wolle. Er war ganz der König des Peißenberges und der Junge ein Ritter oder Knappe. Für sechs Kreuzer hatte er die Romantik wohlfeil. Der Junge brachte den Zweig. Der König steckte ihn auf seinen Hut und schwur, ihn Madame Lewald zu weihen. Nachdem wir den Berg hinuntergestiegen, war Schottky den Abend über Brillantfeuer. Nur eine seiner charakteristischen Torheiten vermochte er nicht zu lassen. Sowie wir das Badehaus erreicht hatten, schlich er erst auf sein Zimmer, riegelte wie immer zu, zog die Fenstervorhänge zusammen, so daß auch keine Spalte übrigblieb, seine Geheimnisse belauschen zu können. Was tat er? Darüber ist während seines Lebens Dunkel geblieben. Wieviel Reisen er gemeinschaftlich mit andern gemacht hat, alle seine Begleiter wissen, er ließ sich überall auf seine Person ein Zimmer geben, entfernte sich zuweilen plötzlich aus der Gesellschaft und riegelte sich ein, um etwas zu tun, was nie entdeckt worden ist. Wahrscheinlich ordnete er seine Perücke.

Es war ein duftiger, sonniger Frühmorgen, als wir Sulz verließen und der Richtung des Gebirges zufuhren. Die weißen Schneehäupter reckten sich kühn in die blaue Gebirgsluft. Lange Schwärme von Männern, Weibern, Kindern zogen murmelnd, den Priester mit der Fahne an der Spitze, über die Feldwege dahin. Es war der Vorabend zur Himmelfahrt, die Gemeinden wallfahrteten nach heiligen Orten, viele nach Ammergau, der berühmten Heiligenfabrik. Schottky war reich an Anekdoten

[1] Freising. — [2] Wesfall (eines jeden). — [3] Premysl, angeblich der Ahnherr der böhmischen Königsdynastie der Premysliden, der Sage nach Gatte und Mitregent der Königin Libussa (um 700).

und so aufgeheitert, daß es in Murnau um so auffallender erschien, ihn plötzlich wieder verstimmt zu sehen. In der Herberge, wo wir abstiegen und vom Fuhrwerk Abschied nehmen mußten — es galt jetzt zu Fuß zu wandern —, hatte sich eine Frau angeboten, uns unsere Bärte zu rasieren. Schottky fühlte das Bedürfnis eines glatten Kinns, und der weibliche Figaro fing an, ihn einzuseifen. Wir fanden diese Frau zu drollig, um nicht über das Bild: Schottky unter den Händen einer Barbière! unsre Glossen zu machen. Schottky verbat sich unsere Anwesenheit. Er wollte das Komische der Situation nicht urgiert, nicht vergegenständlicht sehen. Unsere Bemerkungen zwangen ihn zum Lachen, und er scheute das scharfe Messer. Nichtsdestoweniger geriet die Barbière in Verwirrung, übersah einen kleinen Hügel auf Schottkys Oberlippe, ein unvorsichtiger Schnitt, und das Unglück war geschehen. „Schwamm herbei! Schottky verblutet sich!" riefen wir. In der Tat stürzte er leichenblaß auf das Stück Spiegel, das ohne Rahmen am Fenster hing. Das Blut war bald gestillt, nicht so schnell sein Zorn. „Es ist abscheulich, mir so mitzuspielen —!" Auf seine Wut nicht eingehend, fragte ich ihn, ob Murnau nicht berühmt sei durch einen Kaiser, der hier gewohnt habe? — „Allerdings", schrie er, „das Haus drüben, das Sie sehen, hat Ludwig der Bayer bewohnt! Aber wie das blutet! Es ist empörend!" Erst da beruhigte er sich, als wir den schneeigen, von der Sonne beleuchteten Eingang des Gebirges nach Partenkirchen, einen bezaubernden Anblick, vor uns hatten und wir ihn mit unverstellter Teilnahme nach einigen Sagen aus der Geschichte von Partenkirchen fragten und dann Nixen und weiße Frauen und verzauberte Prinzessinnen das ihrige taten, Friede in sein Gemüt zu gießen. Als wir ihn fragten, ob sich wohl auch die berühmten Mägde der Wlasta[1] geschnürt haben mochten, fing er an, behaglich zu meckern, und alles war gut.

Die Gebirgswonne übermannte uns alle. Für Julius Max kam noch die überraschende Begegnung mit einem königlichen Gestüt hinzu. Welche Gelegenheit zu einem Artikel in einem

[1] Sagenhafte Freundin der Königin Libussa, versuchte nach deren Tod vergeblich, das weibliche Geschlecht in Böhmen zur Herrschaft zu bringen

bayrischen Provinzblatt: Das königliche Gestüt bei Murnau! Er ließ sich Milch geben. Wir versicherten ihn, er hätte Stutenmilch getrunken, und so gut war er aufgelegt, uns diesen Scherz nicht übelzunehmen, ja, uns zu versichern, ein Kalmück würde ihn um sein Labsal beneidet haben. „Wieviel Pferde stehen hier, mein Freund?" fragte er einen Bereiter. Der Mann nannte einige hundert. Schottky rasch mit der Schreibtafel heraus. „Wieviel Stuten darunter?" fuhr er fort. „Sind Sie verheiratet?" ließ er einfallen. „Die Stuten?" lachte der Bereiter. „Nein, nein, mein wohlgeborner Freund, das ist drollig; ich meine Sie, Sie, wie heißen Sie doch?" — „Kaspar Müchler." — „Der Tausend? Doch nicht verwandt mit dem Kriegsrat Müchler in Berlin? Aber Sie haben Kinder, guter Freund?" — „Drei, einen Buben und zwei Mädchen." — „Zwei Mädchen; das ist allerliebst, ja, grüßen Sie doch die kleinen Damen von mir. Ich bin der Professor Schottky aus München. Doch nun noch eins. Wieviel Bereiter sind hier? Wieviel Beschäler? Wie groß ist der Konsum an Stroh? An Heu? Aha! Die Wiesen ringsum —!". . . Die letzten Fragen folgten nach längeren Pausen. Wir hatten schon einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen, als Schottky noch immer mit dem Stallknecht sprach, der ohne Zweifel darauf rechnete, dieser vornehme Mann würde ihm in München Fürsprache leisten für eine Aufbesserung seines Gehalts. In dieser Art verbreitete Schottky auf seinen Wanderungen Himmel voll Glück, die ihm nichts kosteten. Am Kochelsee würde doch kein Kind gewesen sein, dem er nicht, kam es uns grade in den Weg, eine herrliche Weihnacht, keine Dirne, der er nicht für die Erntezeit die schmucksten Tänzer versprochen hätte. Alle seine Gaben streute er in reichem Maße aus; es waren nur Worte, die er gab, aber die bezauberndsten. Beim Besteigen des Kochelberges fand sich für Schottky eine lange Inschrift am Wege, die ihn so beschäftigte, wie nur Lepsius[1] von einer Inschrift an den Pyramiden gefesselt sein konnte. Bis auf den Gipfel des Berges schrieb er die Inschrift ins reine, die sich auf die Wegbesserung bezog. Er ruhte oben aus, aber

[1] Karl Richard Lepsius (1810—84), berühmter Ägyptolog.

die Bank, auf die er sich setzte, brach unter den Hoffnungen, die er darauf für seine Zukunft zu entwickeln begann, zusammen. Noch soeben zitierte er ein Buch über die Inschriften des deutschen Mittelalters, das er noch nicht geschrieben hatte, und konnte auf ein Haar jählings in die Tiefe gestürzt sein. Entsetzt raffte er sich auf; vollends lag der düstere, melancholische Wallersee[1] vor uns. Auch dieser bildete eine Partie seiner Kollektaneen unter der Rubrik „Unglücksfälle“. Wir wurden ernster gestimmt. Schottky erzählte uns, wieviel Münchner Maler schon in jenen dunkeln Wellen ihr Grab gefunden hätten. Einer dieser Unglücklichen hatte noch im jüngsten Winter seinen Vorlesungen über Benutzung altdeutscher Dichtung für die Kunstwelt auf der Kaufinger Straße in München beigewohnt und war ihm das Honorar schuldig geblieben. So schlug der Ernst wieder ins Komische zurück. Schottky trällerte, als wir dann über den See selbst fuhren, er wollte den finstern Mächten trotzen, aber plötzlich fuhr er zornig auf. Er hatte, als wir den Kahn verließen, einen jungen Bauer, der mit zwei Kindern vor seiner Hoftür stand, angerufen: „Eure Kinder das? Hübsche Kinder! Wie alt? Wie lange verheiratet? Was macht Eure Frau? Kommt die Großmutter noch zuweilen herauf? Grüßt sie doch, alle, Eure Frau, Eure Schwägerin, Eure Großmutter! Mein Freund, mein würdigster Freund — !“ — immer dieselbe Apostrophe, so daß von unserer Seite die Parodie nicht ausbleiben konnte. Nun aber brach das Gewitter los. „Diese Gebirgsmenschen kenne ich!“ rief er wutschäumend. „Ich weiß, wie man diese einfachen Leute behandeln muß; es ist nicht zum ersten Male, daß ich ins Gebirge komme! Ich studiere die Sitten dieser Leute, ich sammle Volkslieder und charakteristische Züge! Da muß man sich auf die Stufe dieser Menschen stellen und von ihren Angelegenheiten sprechen wie von den unsrigen!“ — „Würden Sie denn da nicht besser tun“ — fragte einer von uns — „wenn Sie sich in jedem Bauernhause für einen verschollenen Vetter aus Amerika ausgäben?“ — „O, Sie sind auch einer“ — trumpfte er dann mich ab, weil ich lachte — „ich weiß es, daß Sie alle

[1] Walchensee.

hinter meinem Rücken Kabalen schmieden. Zum Teufel mit Euern leichtfertigen Schnurren!" Mit diesen Worten schoß der Erzürnte wie eine Rakete voraus. Erst an dem Hause, wo wir ein Nachtlager nehmen wollten, holten wir ihn wieder ein. Doch war für heute kein Auskommen mehr mit ihm. Wenn er auf eine Weile beruhigt schien und sich in die freundlichen Bewillkommnungen mischte, die wir im Hause des reichen Bauern gaben und empfingen, so trat sogleich wieder ein neues Mißverständnis ein. Schottky trennte sich nicht von seiner Schreibtafel. Er notierte den Namen des Bauern und die Namen aller seiner Kinder. Auch am folgenden Morgen ließ er sich in seinen Forschungen nicht stören. Es war Himmelfahrtstag. Der Himmel kleidete sich in das schönste Festblau. Über die Berge hinweg entschwanden die letzten Nachzügler der nächtlichen Gewitterschauer. Die Natur atmete in duftiger Erquickung. Die Bewohner des langen Tals mußten von einem Gehöft zum andern wandern, ehe sie die Kirche und das daranstoßende Haus des Herrn Walter Werner erreichten. Die Glocken hatten erst einmal gerufen, und die zuströmende Menge versammelte sich einstweilen in der Wohnung ihres Oberältesten, in dessen Betten wir geschlafen hatten. Dies Ansammeln war eine Erscheinung, die Schottky elektrisierte. Er spitzte den Bleistift und fragte, wie alt Kathis ältester Bruder sei? Wieviel Kühe Heidegger auf der Alm habe? Wer nun wohl der Reichste in der Jachenau sei? Ob sie Vertrauen zu ihrem Könige hätten? Ob sie gerne Soldat würden? Wer von ihnen schon die meisten Auerhähne geschossen hätte? Kurz, alle diese Dinge schrieb er sich genau auf. Man wird sie in des Verstorbenen Nachlaß gefunden haben; denn es war seine Absicht, dem deutschen Volke mit diesen Mitteilungen aufzuwarten. Doch täuschte sich Schottky, und die werden es bezeugen, die später Dorfgeschichtliches erforscht haben: diese Menschen ließen sich ungern ausfragen. Sie sahen sich einander mit großen Augen, verdächtigen Mienen an, sonderbare Handbewegungen nach der Seite hin, wo sie ihre Messer tragen, folgten. Einige flüsterten sich zu, das müsse wohl ein Spion aus München sein, der sie für ihre versteckten kleinen Jagdfrevel belangen, oder ein österreichischer Werber, der sie

gegen ihren König einnehmen wollte. Die jüngern Leute standen auf und traten dem erschrockenen Professor näher, die ältern unterließen, seine Fragen zu beantworten, wir mußten schleunigst unter die Aufgeregten treten. Aber sie wollten sich nicht zufriedengeben und verlangten das Papier zurück, das Schottky beschrieben hatte. Da hatte der Küster den glücklichen Einfall, zum drittenmal zu läuten, die Gedanken bekamen eine andere Richtung, Schottky fand Gelegenheit, sich zurückzuziehen, und die von drübenher brausenden Orgeltöne milderten den Tumult, der mit einer gefährlichen Attacke auf Schottkys Wohlbefinden hätte endigen können.

Als sich dies Gewitter und unser Beileid über den Mann, der mit dem Volke umzugehen wisse, verzogen hatte, übergab sich der gerettete Schottky der muntersten Ausgelassenheit. Er klatschte in die Hände, hüpfte, sang, erbot sich, einen Teil unseres Gepäcks zu tragen, und war so liebenswürdig wie immer, wenn er bei guter Laune war. Als wir unsern Weg fortsetzten, machte er ihn vor Beweglichkeit zweimal; in jedes Haus rief er den Frauen Grüße von ihren Männern zu, von ihren Männern, die ihn vor einer halben Stunde hatten durchprügeln wollen. Es war ihm genug, wenn ihm die Frauen dafür ein Glas Milch gaben und ihm sagten, in welchem Jahre das von ihnen bewohnte Haus gebaut war; er hätte den Zweck seiner Reise zu verfehlen geglaubt, würde er auch nur eine gewöhnliche Notiz unbenutzt am Wege haben liegen lassen. Alle fünfhundert Schritte lag an dem anmutigen Wiesenpfade eine Kapelle mit einigen vom Tüncher herrührenden Bildern, die aber Schottky, ein „Kenner der Malerei", nicht unberücksichtigt lassen konnte. „Ich sammle", sagte er, „Materialien zu einem Werke: ‚Über die Kirchenmalerei der Gebirge'." Keine Inschrift an einem Giebeldache blieb unaufgenommen, keinen Reim traf er an, dem er nicht eine poetische Seite abgewonnen hätte. Was sich durch eine Bleifeder wiedergeben ließ, mußte in sein Portefeuille.

Ein wundervoller Tag! Um die Eiszacken der Benediktenwand[1], um die Firnen der Tiroler Alpen, die den Horizont wie

[1] Berg (1802 m) südlich von Benediktbeuren.

mit einer Schneetonsur umrandeten, glühte der Mittagsstrahl der Sonne. Rings zahllose Blumenfelder von Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen. Die Rinderherden in behaglicher Ruhe, gehütet von einem sorgfältig zu vermeidenden Stier, der bei jedem Öffnen eines Tors der Abpferchungen die Ankömmlinge unwirsch begrüßte. Wir lenkten in das Stromgebiet der grünen Isar ein, eine Gegend allerdings der Verwüstung. Zahllose Steinhaufen, von stürzenden Stromwellen weißgewaschen und des nächsten Frühjahrs harrend, wo die Gebirgshöhen aufs neue schmelzende Schneeströme in die Tiefe senden, bezeichnen das Bett des Stromes, der München zueilt. Aber die pittoreske Umgebung blieb. Doch plötzlich stellte sich ein kalter Zugwind ein. Wie durch Zauber verschwand hinter drohenden Regenwolken die Sonne. Die Landbewohner mit ihren langschößigen, zeisiggrünen Oberröcken eilten uns aus den Kirchen entgegen. Die Schenke, in die wir uns flüchteten, füllte sich mit jungen athletischen Gebirgssöhnen. Sie hätten wohl gewünscht, der Papst hätte ihnen für die heutige Himmelfahrt Tanzindulgenz verliehen. Jetzt — nach einem himmlischen Morgen — strömte der Regen, Blitze zuckten, der Donner rollte, furchtbar hallte sein Echo in den Bergen wieder. „Schottky! Schottky!" — riefen wir. Umsonst, nur Blitz und Donner antworteten. Wo ist Schottky geblieben? Wie strömt der Regen! Die Isar wird austreten! Schottky kann in die Strömung geraten und nach München gelangen, er weiß nicht wie! Da fällt etwas von der Brücke! Schottky! Ach nein, es ist ein Stück vom heiligen Nepomuk, der die Brücke schützen soll und bei solchem Unwetter sich selbst nicht behaupten kann! Der Wirt bringt uns das bestellte Lammsviertel. Verzweiflungsvoll setzen wir uns an den Tisch; wir liebten Schottky, waren aber hungrig. Es stand fest, er hatte sich bei seinem Notizenaufnehmen verspätet und hockte irgendwo, der Ärmste, vielleicht unter einem Felsen!

Will man uns der Felonie beschuldigen, so versichere ich hoch und teuer, daß wir mehr als vier Stunden auf den Nachzügler gewartet haben. Es dunkelte, die Gebirgsstadt Tölz mußte das abendliche Ziel unserer Reise werden. Nichts blieb übrig, als eine Personalbeschreibung des Vermißten zurückzulassen und den

Wirt aufzufordern, ihn, sobald er ankäme, aufzupacken und in den „Goldenen Adler“ zu Tölz abzuliefern. Diese hochgelegene Gebirgsstadt war erreicht, das Theater, das die Freuden des Festtages durch Aufführung der „Stummen vom Berge Porticia, Text von Castelli, Musik von Ritter Seyfried“, verherrlichte, wurde von uns, zu vielem Gaudium, besucht, aber Schottky erschien nicht. Der Morgen brach an, die einzige Speditionsverbindung des Gebirges mit der Ebene, der „Tölzer Bott“[1], fuhr entweder jetzt oder erst in drei Tagen; wer konnte den letzten Fall abwarten? Wir saßen im Wagen, Schottky fehlte. In München verstrich eine lange Zeit, ehe von unserem Verluste etwas sichtbar wurde. Dreimal wurde beim Hofrat Thiersch[2] ohne Schottky getanzt; der Setzer des „Deutschen Horizonts“ wartete verzweifelnd auf die Fortsetzung von „Manfreds Reisebriefen“, einem von Schottky angefangenen Artikel, in welchem alle Personen seiner Bekanntschaft aufgeführt waren; fünfzig griechische Soldaten waren wieder frisch angeworben; Advokaten hatten wieder vor dem Bilde des Königs Abbitte tun müssen; König Ludwig sah ich an einem schönen Tage, im grünen Frack mit schwarzem Sammetkragen, in grauen Beinkleidern, wie die Majestät im „Englischen Garten“ sich die Kompositionen einiger ihrer Lieder vorsingen ließ und den Münchener Bürgertöchtern Artigkeiten über ihre Riegelhäubchen sagte — keine Beruhigung kam über Schottky. Erst nach vierzehn Tagen brachten die Erkundschaftungen heraus: Er hatte sich bei dem Gewitter zu einem Pfarrer geflüchtet, der ihn festgehalten und in dem Entschlusse bestärkt hatte, einen Blick „ins Tirol“ zu werfen. Dorthin verreiste er, und plötzlich sollte er — gestorben sein. Die Nachricht ging durch alle Blätter[3]. Doch bestätigte sie sich nicht. Noch öfter wurde der unheimliche Mann vom südlichen Frankreich und vom Genfer See aus genannt. Leider — als ein gefürchteter Berauber der Bibliotheken und Kupferstichsammlungen! Man warnte vor ihm, und es ist nicht unmöglich, daß er im Gefängnis gestorben ist.

---

[1] Botenfuhrmann. — [2] Friedrich Thiersch (1784–1860), Philolog, war seit 1816 Professor an der Universität München. — [3] Gutzkow veröffentlichte in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Jahrg. 1834, Nr. 27–38) einen langen Nekrolog, dem die obige Schilderung zum Teil entnommen ist.

Meine Arbeit über jenen Erdgebornen, der sich Gott schelten zu dürfen gelehrt wurde, war beendigt[1]. Cotta, ein Jahr zuvor gestorben, hatte sein berühmtes Verlagsgeschäft seinem Sohne Georg und dessen Schwager von Reischach, einem württembergischen Offizier, hinterlassen. Beide traten ihre Tätigkeit mit Eifer, ja mit einer Hingebung an jede nur irgend berechtigte Voraussetzung ihrer Hülfe an, die musterhaft zu nennen war. Sie übernahmen sofort den Verlag. Ich konnte einem wohlhabenden Leipziger Freunde[2] Heinrich Laubes, welcher letztere mich zu einer Schnellreise durch Salzburg, Tirol, Oberitalien, Österreich abholen wollte, mit Ruhe sagen: „Ich will der Dritte in Ihrem Bunde sein! Aber ich habe kein Geld! Wollen Sie mir's leihen, so gebe ich es Ihnen in zwei bis drei Monaten wieder!" Die blanken Dukaten, die sofort auf den Tisch gezählt wurden, stammten von der Leipziger Messe. Der vortreffliche Hebräer hatte sie von jenen walachisch-moldauisch-polnischen Juden verdient, die zu jeder Ostermesse die Brühl[3] in Leipzig beleben, und denen er als privilegierter Agent und Dolmetscher seit Jahren diente. Wir hatten den Lepidus[4] unseres Triumvirats, einen komischen Kauz, den wir den Starosten[5] nannten, eine gute, praktische, im Notfall auch courageuse Seele, die sich nebenbei auch unsern Übermut gefallen ließ. Beide brachten überdies von Leipzig jene rosenfarbene Stimmung mit, ein eignes Fluidum ständiger Angeregtheit, durch und durch optimistisch, immer in Ekstase, ob durch die letzte Gastrolle einer Schröder-Devrient[6] oder ein Konzert von Klara Wieck[7] im letzten Gewandhauskonzert oder das neuentstandene kolossale Geschäft des „Pfennigmagazins"[8]. Ich nenne nur die damaligen Unterlagen dieser ständigen

---

[1] „Maha Guru." — [2] Arenfeld. — [3] Große Geschäftsstraße in Leipzig. [4] Marcus Ämilius Lepidus, gest. 13 v. Chr., bildete nach Cäsars Ermordung (44 v. Chr.) mit Antonius und Oktavian das zweite Triumvirat, in dem er jedoch nur eine geringe Rolle spielte. — [5] Slawisches Wort, bedeutet eigentlich den „Ältesten". Früher bezeichnete man damit polnische Edelleute, die ein Lehen vom König hatten. — [6] Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—60), berühmte Schauspielerin und Opernsängerin, war 1823—47 Mitglied der Dresdener Hofbühne. — [7] Klara Josephine Wieck (1819—96), eine der berühmtesten Klavierspielerinnen ihrer Zeit, vermählte sich 1840 mit Robert Schumann. — [8] Die „Pfennigmagazine" entstanden 1832 zuerst in England; sie sind die Vorläufer unserer heutigen illustrierten Zeitungen.

Leipziger Exaltation, deren treibende Wärme durch zehn Jahre einen einfachen Theaterkassierer, Robert Blum[1], zum gefeiertsten Volksmann Deutschlands gemacht hat und zwanzig Jahre später Richard Wagner auf den Schild auch Saxonias gehoben haben würde, wenn diesem nicht leider eine andere Leipziger Strömung dieses Enthusiasmus, die Wagner das „Judentum in der Musik"[2] genannt hat, die Mendelssohn-Schwärmerei, zuvorgekommen wäre.

Die Abschiede wurden auf baldiges Wiederbegegnen genommen. Der schwerste von Frau Charlotte. Doch auch diese stellte ein nahes Wiedersehen in Leipzig und Berlin in Aussicht. Die jungen Freunde gaben das Geleit bis zum Posthof. Beglückende Eilwagenfahrt! Zur Rechten die bayrischen Hochalpen, von denen wir uns nur entfernten, um desto größere Natureindrücke zu gewinnen. Der finstere, geheimnisvolle Untersberg[3] schnitt sich aus einem blauen Teile des ungleich kolorierten Horizontes majestätisch heraus. Weiterhin lagerten Regenwolken auf den Berchtesgadener Felsenhäuptern. Nur des Watzmanns riesiges Doppelhaupt enthüllte sich aus den sonnenhellen Nebelschleiern. Von Salzburg aus wurde Mark Sittichs Vexiergarten von Hellbrunn[4] besucht, wo der Starost nicht wenig unter den Wasserstrahlen des humoristischen Fürstbischofs zu leiden hatte und unabläſſig, bedenklich für seinen Beruf auf der Leipziger Messe, getauft wurde. Selbst als er sich niedersetzte, schossen, durch den Druck des Vexiersessels, die Zumutungen, wider Willen ein kaltes Bad zu nehmen, von allen Seiten hervor. Uns zu Gefallen hatte das letzte Regenwetter sogar im Park eine besondere Merkwürdigkeit, einen „Bergsturz", improvisiert.

Dann ging es auf Innsbruck zu. Riesenhafte Felsen türmten sich aufeinander, und doch waren diese bewohnt, und in Hütten nicht nur, sondern in Dörfern, Schlössern, Klöstern. Wo nur

[1] Robert Blum (1807–48), sächsischer Demokrat, seit 1830 Theatersekretär in Leipzig, Vertreter Leipzigs im Frankfurter Parlament. Wegen Teilnahme am Barrikadenkampf in Wien wurde er 1848 daselbst standrechtlich erschossen. — [2] Wagner verfaßte eine Schrift unter diesem Titel (1852). — [3] Bei Salzburg. — [4] Das kaiserliche Lustschloß Hellbrunn bei Salzburg, 1613 vom Erzbischof Markus Sittich im Renaissancestil erbaut, ist mit schönem Park, Gartenanlagen, Wasserkünsten sowie mit einem in den Felsen gehauenen Theater ausgestattet.

durch eine Spalte hindurch der Blick der Sonne am längsten verweilte, da hatte sich der Mensch ein Obdach erwählt, ob auch schwindelnd hoch und kaum zugänglich. Die Bergwässer rauschten, Kaskaden fielen wie Schleier von den Wänden, abendlich dampften die Wiesen von Nebeln und in den Tälern lagen endlose Linnenstreifen zur Bleiche aus, die im aufgehenden Mondenglanz das Auge beirrten, als sei schon der Inn erreicht. Dieser kam denn auch nach der Nachtfahrt, die in einem ländlichen Wirtshause zum ersten Male die Bekanntschaft mit Gemsbraten verschafft hatte, und brachte ein Tal voll Fruchtbarkeit und, wo man nur hinblickte, pittoreskem Reiz. Die gemalten oder gemeißelten Madonnen an den Häusern waren von Reblaub bedeckt, die reifen Trauben winkten verlockend. Glückliches, schönes Land, warum hast du deine Männer so in die Zucht der Weiber und Pfaffen gegeben — —! Doch zensurgeknechtete Schriftsteller, wie wir waren, warfen wir mit politischen Beobachtungen und historischen Erinnerungen grade nicht zu viel um uns. Nur auf Salzburgs Feste, wo ein Regiment Polen stand, konnte Laube seinen Lieblingshelden Kosciuszko[1] nicht verleugnen. Er hatte ihm sein erstes dramatisches Debüt widmen wollen. Ob er wohl sein Stück als Hofburgtheaterdirektor angenommen hätte? Jetzt in Tirol war Andreas Hofer die Losung, obschon auch dieser Name, so loyal der Sandwirt gehandelt hatte, in jenen Metternichstagen als ein Heros der Selbsthülfe des Volkes jeden, der ihn zu oft im Munde führte, verdächtig machte.

Der Brenner wurde zurückgelegt, die wilde Eisack tobte zur Seite. Endlich atmeten wir südliche Luft! Brixen, Bozen —! „Kennst du das Land —?" Der Starost war für diese Seelenschwingungen durchaus nicht unempfindlich. Wenn er sein richtiges Schlafquantum im Wagen, ob auch mit Intervallen, herausgebracht hatte, war er Schwärmer und zu allem fähig; an so mancher buchhändlerischen Entreprise Leipzigs soll er — Tausende verloren haben. Aktionär des „Pfennigmagazins", sah er alles als Illustration für eine der nächsten Nummern jenes Blattes an oder als Staffage für eine Oper, die in Italien spielt.

[1] Vgl. S. 57 dieses Bandes, Anm. 1.

„Von Romeos Rächerhänden —", eine Erinnerung an die Schröder-Devrient, und die Fühlung war bei ihm gegeben für alles Große und Erhabene. Natürlich begleitete uns immerfort der seit einem Jahre erst seliggewordene Goethe. Wir folgten seinem Beispiel und schwenkten von Rovereto an den Gardasee, wo wir nach einer Fahrt im eignen Nachen sogar die Lokalität jenes Abenteuers aufsuchten, das uns Goethe von seiner Reise erzählt, seine Arretierung[1]. Mit den Bleidächern von Venedig (sonst gehörte der Gardasee der alten San Marco-Republik) war allerdings nicht zu spaßen. Der Anblick des noch in nächtlichem Dunkel ruhenden Sees vom Balkon des Albergo war schon in Riva bezaubernd. „Die linde, stille Nacht", schrieb ich damals[2], „lockte auf den Balkon! Welche erhabene Schönheit! Der Spiegel des Sees, magisch nur erleuchtet vom Flimmern der dichtgesäeten Sterne, das durch das leichte, auf ihnen lagernde Nebelgekräusel hindurchbrach! Da und dort einige Umrisse in der Ferne, die Spitzen des jenseitigen Ufers, dessen Wasserfälle wir besuchten; unter uns das gleichförmige Rauschen der an den Hafen anschlagenden Flut; die Stille des kleinen Ortes, alles dringt mächtig auf die Seele, so daß der Leipziger Autor ausrufen mußte: ‚Ist es denn möglich, daß Professor Wachsmuth[3] der Zensor meines Blattes ist[4]!' — Ach! fiel ich ein, auch die Schulden, die ich habe, sind mir jetzt vollständig Mythe!" Der Starost hörte nichts. Er schlief. Wir waren in der Stimmung, an allem zu zweifeln. „Wir zweifelten am Fürstentum Liechtenstein, wir zweifelten an den Bärenmützen der sächsischen Garde, wir zweifelten an den Dresdener Portechaisen, am Ruhm des Professors Gubitz[5], am dritten August sogar, obschon heute schon der zwölfte war, und noch an vielen anderen größeren Dingen, deren Dasein nur zu erwiesen ist*."

Die Fahrt auf dem alten Benacus[6] im gemieteten Nachen

* Der 3. August Geburtstag Friedrich Wilhelms III.

[1] Vgl. Goethes „Italienische Reise", Eintragung vom 14. September 1786. — [2] In den „Soireen", 1. Teil, „Sommerreise durch Österreich", S. 100 ff. (Frankfurt a. M. 1835). — [3] Wilhelm Wachsmuth (1784—1866) war seit 1825 Professor der Geschichte in Leipzig. — [4] Laube redigierte vom Januar 1833 bis Mai 1834 die „Zeitung für die elegante Welt". — [5] Vgl. S. 27 dieses Bandes, Anm. 1. — [6] Benacus lacus, der Gardasee.

mit vier Ruderern brachte die Eindrücke langsamer, aber nachhaltiger als die jetzige Dampferfahrt. Schon um zwei Uhr in der Nacht brachen wir auf am zweiten Tage, während noch auf dem Monte Calvo[1] das Mondlicht den Schnee beleuchtete. Allmählich erst traten die Zypressen, Ölbäume, die Limonengärten (unter Glashäusern), die Weinberge hervor, aus denen heraus alte Türme ragen, Erinnerungen an wildere Zeiten als die unsrigen. In Malcesine stiegen wir aus und rasselten staubbedeckt mit einem Vetturin[2] nach Verona. Vicenza, Padua wurden besucht. Überall hatten wir Österreich um uns, das ungarische, slawische, weniger das deutsche Österreich. Die Belebung der Lombardei war damals größer als gegenwärtig, wo endlich Italien seinen Willen erreicht hat und von den gewaltigen Grenadiergestalten in grauen Mänteln, die am Eingang in die Arena Veronas oder auf dem Markusplatz Wache hielten, befreit ist. Am schwarzen Brett der Universität von Padua lasen wir die Namen von 300 Studenten, die wegen politischer Umtriebe relegiert waren. „Wo ist der Löwe des San Marco?" schrieb ich damals über die Ankunft in Venedig[3]. „Wo sind die offenen Rachen, in welche hinein- man die Bürger und aus der Stadt hinausverleumden konnte? Wo sind die drei Säulen, die das Andenken alter herrlicher Siege über die Ungläubigen feiern?" Alles das stand nun vor unsern Augen, und eine so gründliche Durchforschung der alten Meerbeherrscherin folgte, daß ich mir die spätere Trägheit erklären kann, die mich, so oft ich Venedig wiedersah, nichts anderes mehr in dieser so heruntergekommenen Stadt anzusehen drängte als die neuesten Zeitungen in den Cafés am St. Marco. Der unter dem Damoklesschwert der Wachsmuthschen Zensur seufzende Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" wurde plötzlich unpäßlich und hütete unser dunkles Zimmer im „Albergo Europa". In Triest trennten wir uns ganz, um uns erst in Wien wiederzufinden. Unsere Stimmung gegeneinander blieb ungestört. Jeder hatte für seine Eigenheit einen Ableiter auf den Starosten. Der Redakteur der

[1] Wahrscheinlich meint Gutzkow den Monte Baldo, eine Berggruppe zwischen dem Gardasee und dem Etschtal. — [2] Lohnkutscher. — [3] In der „Sommerreise", S. 160 (vgl. S. 130 dieses Bandes, Anm. 2).

„Zeitung für die elegante Welt" bekam plötzlich Eile. Sein Stellvertreter, Gustav Schlesier[1], hatte Anwandlungen, schon früher den Friedrich Gentz[2] herauszukehren, ehe ihn Varnhagen weckte und vielleicht Metternich anstellte. Publizistische Regungen konnten ein Blatt belletristischer Tendenz wie eine Seifenblase ums Leben bringen. Es waren Berichte aus Böhmen aufgenommen worden, die nach Laubes Meinung unsere Reiseroute hemmen konnten. In jener Zeit war alles möglich, ein politischer Prozeß, wenn ein Naturforscher auf den Flügeln eines Schmetterlings Farben gefunden hatte, die zu den verbotenen gehörten.

Die Überfahrt nach Triest erfolgte zu Schiff und währte eine volle Nacht. Das Meer war träumerisch ruhig. Die Wellen umspielten den Dampfer, als wüßten sie nur von Friede und Liebe zu erzählen. Man konnte auf dem Verdeck sich strecken und den Schlaf abwarten. Nur dem Starosten wollte die Fahrt nicht bekommen; ein leichter Zephir hatte ihm die Mütze genommen. Jetzt konnte er einen Ankömmling von Konstantinopel vorstellen; denn ein Gewinde von langen Tüchern gleich einem Turban mußte den Raub ersetzen. Von Triest sollte es meinerseits nur nach Graz gehen. Mein Herz schlug der Freude entgegen, Emil Bürger, den Sänger gewordenen alten Kommilitonen, der dort an ein ansehnliches Theater gekommen war, wiederzusehen. Sein Bariton mußte demnach an Kraft gewonnen haben. Im Theoretischen suchte er gleich anfangs unter den gewöhnlichen Anfängern seinen Meister.

Das malerische Graz war nach mancherlei Wirtshausabenteuern, in Laibach nach einem Zusammentreffen mit Seiltänzern, Kunstreitern, italienischen Sängerinnen, endlich erreicht. Eine italienische Sängerin und ihre Mutter hatten meine bons offices angenommen, ihnen eine passende Unterkunft, ob im „Ochsen" oder der „Gans" oder dem „Roß" von Graz, zu verschaffen. Es war Abend geworden und die höchste Zeit, meinen Freund im Theater aufzusuchen, noch ehe der Vorhang aufgezogen war. Man gab aber schon „Johann von Paris", dem eine Leopoldstädtiade folgen sollte, was ich ohne Anschlagzettel

---

[1] Vgl. S. 21 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 21 dieses Bandes, Anm. 4.

erkannt haben würde; denn unmöglich konnten zum Hofe von Navarra die alten Hexen, Zigeuner, Kinder, Bürger in langschößigen Fracks gehören, die hinter den Kulissen um die Lampen herumlungerten und vor Ungeduld zu vergehen schienen, bis die Oper Boieldieus zu Ende war[1]. Soviel ersah ich schon hinter der Szene, auf welche ich mich ohne viel Anmeldens gewagt hatte, daß der Seneschall mein Bürger nicht war. Zum ersten Male im Leben sah ich ein solches Treiben hinter den Kulissen und muß gestehen, es mißfiel mir in hohem Grade. Johann von Paris war der berühmte Wild[2]. Alles drängte sich, den Sänger, der nur klein, aber breitschultrig von Gestalt war, zu hören. Für seine Stimmlage, die weit eher dem Bariton nahekam als dem hohen A des Tenors, paßte Johann von Paris nicht besonders. Der Direktor, mit einem Stock bewaffnet, schaffte Ruhe und sorgte für ein Spalier, um die schwitzenden Sänger bei ihren Abgängen durchzulassen. In solchen nassen Trikots pflegt man in der Schwimmschule aus dem Wasser zu kommen, dachte ich bei mir, und auch ebenso sich zu sammeln nach einem Salto mortale vom Sprungbrett! Jeder Abtretende ließ gleichsam seinen Geist noch einige Sekunden auf der Szene hinter sich zurück und trat völlig bewußtlos in die Kulissen. Es währte einen längeren Moment, bis der Sänger, der entweder applaudiert wurde oder nicht oder nicht genug, sich sammelte und die Menschen erkannte, die ihn anredeten. Daraus, daß es auch lange dauerte, bis meine Erkundigung verstanden wurde, erkannte ich schon, daß meines Bürgers Stellung im Repertoire keine hervorragende war. Zuletzt ergab es sich: der Ärmste lag krank im Lazarett.

Als ich am folgenden Morgen meinen Weg nach dem Krankenhause richtete, das ich endlich in einer stillen, noch mit Gärten untermischten Gegend fand, hatte ich eben geklingelt und erwartete die Öffnung der Tür. Da wurde diese von selbst geöffnet, und es tritt mir eine bleiche Gestalt mit einem Bündel unterm Arm entgegen und betrachtet mich groß mit hohlen, tief-

[1] Boieldieus „Johann von Paris" wurde 1812 mit großem Erfolg zum erstenmal in Paris aufgeführt — [2] Franz Wild (1792—1860), Sänger, gehörte 1830 bis 1855 zum Hofoperntheater in Wien.

liegenden Augen. „Bürger!“ rief ich der traurigen Gestalt entgegen. Dieser war es, eben als geheilt entlassen. Ich fand den lieben Freund im vollständigen Bruch mit seinem neugewählten Beruf. Die Bühne hatte für ihn den Reiz verloren. Seine Stimme konnte ihm keine größern Erfolge bringen. Sie war zu schwach. So sah er nur die Möglichkeit, sich durch untergeordnete Rollen zu behaupten, worunter sein Ehrgeiz litt. Nachdem ich den noch Schwankenden und Taumelnden in seine Wohnung geleitet hatte, feierten wir glückliche Stunden. Burgunder ist die Erquickung aller Genesenden. Die Rebe der Côte d'Or läßt neues Blut durch die Adern rollen. Sie war aufzutreiben in dem schönen Graz, und so lösten sich die Zungen. Abenteuerlich war die Welt, die sich schon in so kurzer Zeit dem Flüchtling der gelehrten Musen von Dresden aus, wo ihn die sächsischen Seelenfänger zuerst in „reisende Gesellschaften“ aufnahmen, geöffnet hatte. Die bedeutendste seiner Rollen war jener gleißnerische Daniel Capuzzi in der Lieblingsoper des Tages, „Zampa“[1], gewesen. Ich hatte diesen Tartüffe der Abruzzen meisterhaft darstellen sehen von einem Schauspieler und Sänger List in Stuttgart. Mehrere Tage gingen hin im Austausch alles seither Erlebten und künftig Bezweckten. Der Freund war entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren, wieder die Universität Halle zu besuchen und noch einmal die Rechte zu studieren. Er hat es redlich ausgeführt und ist als Richter und eifriger Musikbeförderer engeren Kreises in einer Stadt am westlichen Fuße des Harzes gestorben.

In Wien fand ich die schon vorausgeeilten Gefährten im vollen Strudel des phäakischen Lebens. Der Starost philosophierte nur noch über Backhähnel, der literarische Kollege schwelgte in den Walzern des älteren Strauß, den er, ein Wort Napoleons über den „Rheinischen Merkur“ wiederholend[2], den „vierten Alliierten“ der heiligen Allianz genannt hatte. Rußland, Österreich, Preußen standen freilich nicht mehr auf dem naiven Stand-

[1] „Zampa oder die Marmorbraut“, komische Oper in drei Aufzügen von Louis Joseph Ferdinand Hérold (1791—1833), wurde 1831 zum erstenmal aufgeführt. — [2] Napoleon hatte den „Rheinischen Merkur“ als „die fünfte Großmacht“ bezeichnet. Vgl. S. 108 dieses Bandes, Anm. 1.

punkte Wiens, das damals über Backhähneln und Straußschen Walzern die Weltgeschichte vergessen zu haben schien. Doch gab es mürrische Kopfhänger, die sich freisinnig äußerten, auch hier, und genug fanden wir deren im „Stern", einem Wirtshause, wo sich die Literatenschaft Wiens versammelte. Aber man konnte nicht immer unterscheiden, was persönliche Verstimmung war, ob Gefühl der Zurücksetzung, der Nichtanerkennung, oder ob die Überzeugung aus dem Herzen kam. Einen durchaus malcontenten Eindruck machte Grillparzer. Mit jenem mißmutigen Lächeln, das sich unter Metternichs Herrschaft über die Mienen aller denkenden Österreicher lagerte, gab sich der leider auch in seinen Schöpfungen allzusehr vom Grübelsinn beherrschte Dichter den jungen Ankömmlingen als ein angeschmiedeter Prometheus zu erkennen. Grillparzer war soeben Archivdirektor geworden und schon als solcher nicht ohne „ämtliche" Reizungen seines a priori gern schwarzsehenden Gemüts. Die Leitung des Burgtheaters lag in den Händen eines Selbstproduzierenden, des Verfassers von „Hans Sachs" und „Garrick in Bristol", Deinhardstein[1]. Das heitere Element mußte in seinem System liegen. Denn unter dem Namen eines Doktor Römer befleißigte er sich auch, Übersetzungen aus dem Französischen zu liefern, worin ihm einen, wie es schien, förmlich privilegierten Beistand leisteten Kurländer[2] und später Koch[3]. „Garrick in Bristol" bot dem berühmten Ludwig Löwe[4] Gelegenheit, eine wirksame Verkleidungsrolle durchzuführen. Es mag wenigen bekannt sein, daß sich dies vergessene „Originallustspiel" auf Motive stützt, denen man in den drastischen Lustspielszenen des Engländers Foote[5] begegnet.

---

[1] Johann Ludwig Deinhardstein (1794—1859), dramatischer Dichter, war 1832—41 Vizedirektor des Hofburgtheaters und besorgte die Zensur der eingereichten Stücke. Er ist Verfasser zahlreicher Stücke, die von Bühnenkenntnis zeugen, aber ohne höhere künstlerische Bedeutung sind. Sein „Hans Sachs" wurde 1827, sein „Garrick in Bristol" 1832 zum erstenmal aufgeführt. — [2] Franz August von Kurländer (1777—1836), dramatischer Dichter. — [3] Karl Wilhelm Koch (1785—1860), Schriftsteller; nach dem Tode Kurländers setzte er 1838—41 dessen „Dramatischen Almanach" fort. — [4] Ludwig Löwe (1795—1871), das berühmteste Mitglied der weitverzweigten Schauspielerfamilie Löwe, gehörte seit 1826 zum Verband des Hofburgtheaters, an dem er 1838 Regisseur, später Ehrenmitglied wurde. — [5] Samuel Foote (1720—77), englischer Schauspieler und Lustspieldichter.

Stolz und sicher trugen wir unsere Häupter und achteten der „Spitzeln“ nicht, vor denen man uns als in jedem Kreise, selbst unter den Mitgliedern des „Sterns“ befindlich, gewarnt hatte. Wir wußten es schon, je zuvorkommender, zutunlicher eine in Österreich gemachte Bekanntschaft war, desto mehr hatte man Ursache, auf der Hut zu sein. In Prag galt es die Vorsicht noch zu verdoppeln. Woraus sich allein erklären läßt, daß über den Zensursklaven Wachsmuths plötzlich bleiche Furcht und Entsetzen kam. Eben noch hatte derselbe an der Table d'hôte, wieder im „Stern“, zu den Töchtern des reichen Buchhändlers Vieweg in Braunschweig, von denen die eine verbindlichst gesagt: „Ach ja, Sie arbeiten ja für Papa!“ mit stolzer Ablehnung geantwortet: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, arbeiten? Wir arbeiten für niemand —!“ da überfiel ihn plötzlich Panik. Die Vorüberreise am Spielberg bei Brünn, die Wiener Plaudereien über Munkacs[1], die Erinnerung an unsere Besichtigung der Bleidächer von Venedig trat vor seine ahnungsvolle Seele in solchem Grade mächtig, daß er plötzlich andere Luft zu atmen begehrte als österreichische und nur immer rief: „Fort! fort! Hinaus aus dem Land! Es wird mir zu schwül! Ich ahne, ich ahne etwas!“ Unsere Konversation war freilich seit Wochen eine einzige Zensurwidrigkeit. Der Starost war ein personifiziertes „Noch ist Polen nicht verloren“. Nun mußte auch noch Schlesier „Berichte aus böhmischen Bädern“ aufgenommen und Professor Wachsmuth, in die fünf Bände seiner „Europäischen Sittengeschichte“[2] vertieft, einige pikante Stellen darin übersehen haben, genug, wir bestiegen, immer aber unter humoristischen Eindrücken, den ersten besten „Zeiselwagen“, der uns keineswegs kuriermäßig nach Teplitz beförderte. Dort aber nahmen wir Extrapost und jagten bei Nacht und Nebel über die Nollendorfer Höhe, im Sturmwinde der hier vollzogenen Gefangennahme des Generals Vandamme[3] gedenkend, zu welcher denn glücklicherweise — wir waren auf der Grenze — mit uns kein Seitenstück gegeben wurde. Es war in der Tat eine andere Welt, als wir

[1] Stadt im ungarischen Komitat Bereg, mit einem Bergschloß, das bis 1897 als Staatsgefängnis diente. — [2] Leipzig 1831—39, 5 Bde. — [3] Vandamme wurde am 30. August 1813 von Preußen, Russen und Österreichern bei Kulm zur Übergabe gezwungen.

früh morgens bei den Chaisenträgern Dresdens in der Nähe der Brühlschen Terrasse, der Madonna del Sisto[1], der langen roten Grenadiere mit den Bärenmützen vor dem Schlosse und der Tieckschen Vorlesungen[2] angekommen waren.

Die so malerisch gelegene, damals ebenso in geistiger wie in jeder andern Hinsicht in sich abgeschlossene Stadt, noch nicht erweitert, noch nicht durch Bebauung der nächsten Gärten und Felder ihres eigentümlich konzentrierten Charakters entkleidet, auch noch standhafter im Behaupten ihres spezifisch sächsischen Charakters, fesselte nach allen Richtungen hin. Der Starost sah schon auf der Terrasse einen oder den anderen seiner Kunden aus Odessa und Brody[3], die ihm die bewußten Dukaten eintrugen — die Michaelismesse war im Anzuge. Der Theateranschlagzettel brachte den Zaubernamen jener Zeit — Schröder-Devrient. Die Sixtinische Madonna und so manches andere berühmte Bild im alten Hof-Stallgebäude sah uns zu seinen Füßen voll Andacht und diesmal ohne alle „schlechten Witze". Der Verfasser des „Jungen Europa" (dessen Lektüre ich endlich beendigt hatte, ohne begriffen zu haben, was das Ganze hatte sagen sollen) klopfte vielleicht, ich weiß es nicht mehr, bei Hofrat Tieck an und wurde zu einer Vorlesung zugelassen, die ihm Beruf zum späteren Burgtheaterdirektor gab[4]. Mir widerstanden die Komplimente, die ich hätte machen müssen. Auch führte ich keinen Frack bei mir. Eine andere Persönlichkeit genossen wir gemeinschaftlich, jenen Eduard Vehse[5], der sich später als Geschichtsschreiber der großen und kleinen Hofskandale so viele Verbote und — neue Auflagen seiner Bücher erworben hat. Damals hatte der eigentümliche Mann von einer selten vorkommenden sanguinisch-melancholischen Komplexion die Stellung eines königlichen Archivars. Er arbeitete gründlichst an einem Atlas synchronistischer Tafeln, dessen Druckherstellung sein Vermögen

[1] Die Sixtinische Madonna, die Raffael ursprünglich für die Benediktinermönche von San Sisto in Piacenza gemalt hatte. — [2] Tieck hielt seit 1819 fast allabendlich in Dresden dramatische Vorlesungen, in denen er sich als Meister der Vortragskunst bewährte. — [3] Stadt in Österreichisch-Polen, nahe an der russischen Grenze. — [4] Laube wurde am 27. Juli 1851 endgültig zum Direktor des Burgtheaters ernannt. — [5] Karl Eduard Vehse (1802—70), Geschichtschreiber. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation" (Hamburg 1851—58, 48 Bde.).

absorbierte. Merkwürdig, er besaß eine ständige Exaltation und darauf folgend wieder eine Abspannung, wie mir diese nur auf sächsischem Gebiet oder bei Opiumessern vorgekommen. Rührigkeit, Beweglichkeit, praktischer Mut, Phantasterei zuvor und plötzliche Blasiertheit und Ernüchterung. Die synchronistischen Tafeln waren nach Vehse die ausschließliche Forderung der Zeit. Sie waren das, was für Richard Wagner später die Kunstwerke der Zukunft waren, dem Grafen Beust[1] die Dreikönigsverfassung, dem trefflichen Professor Reclam[2] die Leichenverbrennung. Alle drei stehen sie unter dem Einfluß sächsischer Kulturbedingungen.

Vehse war eine schmächtige Gestalt, sein Kopf von schwarzem Haar bedeckt, sein Auge hatte etwas irrend Unbestimmtes, das seine spätern gewaltigen Wandlungen erklärbar macht. Mit Feuer und Begeisterung dem Geschichtsleben hingegeben, freisinnig, hielt er damals Rulhière[3] (Geschichte Polens und der Thronbesteigung Katharinas II.) für den größten Historiker, der je gelebt. Ein Zitat, eine Vergleichung aus Rulhière hatte er zu jeder Zeit bei der Hand, wie aus dem Tacitus. Außerdem beschäftigte ihn sein Geschichtsatlas. Diesem zuliebe begründete er mit seinem Schwager eine eigene Buchhandlung. Als letztre schlechte Geschäfte machte, geriet der Freisinnige, der Republikaner — in die pietistische Sektiererei des Pastors Stephan[4]! Die Anstellung am Archiv wurde aufgegeben. Er wanderte mit den verblendeten Anhängern des geistlichen Groß-Kophta nach Amerika aus. Als an Ort und Stelle der Heiligenschein des Verführers schmolz, kehrten die Betrogenen zurück, Vehse mit einer Beschämung, die den späteren Umgang mit ihm peinlich machte.

---

[1] Friedrich Ferdinand Graf von Beust (1809—66), sächsischer und dann österreichischer Staatsmann; er war ein Gegner der Reichsverfassung und schloß 1849 als sächsischer Minister das sogenannte Dreikönigsbündnis zwischen Sachsen, Preußen und Hannover. — [2] Karl Reclam (1821—87), seit 1860 Professor der Medizin in Leipzig. — [3] Claude Carloman de Rulhière (1734—91), französischer Geschichtschreiber. Der Titel des von Gutzkow zitierten Werkes ist wohl eine Verwechselung mit der „Histoire de l'anarchie de Pologne et du demembrement de cette république". — [4] Martin Stephan (1777—1846), lutherischer Geistlicher, machte 1810 im Muldental und im Altenburgischen Propaganda für ein starkgläubiges Luthertum. Er flüchtete nach Amerika, als wegen seiner nächtlichen Erbauungsstunden eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde.

Selten ist mir der Gegensatz einer frischen lebensmutigen Jugend mit einem grämlichen Alter so auffallend gewesen, wie in den verschiedenen Stadien, wo ich diesem mit Wissensstoff überladenen Manne begegnete. Schon früh war er Witwer geworden. Infolgedessen brachte er auch noch aus Amerika eine komische Neigung mit, die Chance verwerten zu wollen, wenn eine Frau seine zweite Gemahlin würde.

Berlin wurde meinerseits durch einen Umweg durch die Lausitz, durch das Sandmeer des Spreewaldes, über Frankfurt an der Oder erreicht. Wie man sich in den Prärieen unter den hohen Grashalmen, in der Wüste unter den Sandwellen verirren kann, so kann man das, glaub' ich, im märkisch-lausitzer Spreewald unter den Tannen. Daß sich der Postwagen in den Wegen, die nur als Wagenspuren im Sande erschienen, zurechtfand, nahm mich wunder. In einem Städtchen, das endlich in freundlicherer Gegend, ja schon den Grüneberger Weingeländen nahe auftauchte, Forste[1], wohnte mir ein Bruder. Auf dem Schützenhause, hinter dem gerippten Glase mit Dünnbier, auf der Kegelbahn konnte man glauben, hier noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts zu stehen, in jener Zeit, wo ein Kronprinz von Preußen nicht länger in der Mark Brandenburg aushalten zu können erklärte und durchgehen wollte. Jetzt mag sich dies kleine Tuchmacherstädtchen, wie überall die Provinz, weit bewußter und mit der Zeit zusammenhängender fühlen gelernt haben.

Ich war denn wieder im „Bann von Mekkas Toren"! Die lange Frankfurter Lindenallee, das „Schlößchen", die „Neue Welt", die vom Postwagen aus zuerst begrüßt wurden, gaben mir den Vorschmack der Erinnerungen voll Schmerz und Herbigkeit, an die ich wieder anzuknüpfen hatte. An jedes Haus knüpfte sich mir ein Gedanke der Erinnerung meist trüber Art. Wie die Dinge lagen und die Personen unverändert standen, war an eine Erhebung aus dem aschgrauen Einerlei in Berlin nicht zu denken. Berlin gehörte dem Militär, den Beamten, den Geistlichen. Es ist kaum zu begreifen, wie aus diesem steifen, zugeknöpften, monotonen, ganz den Sonntagspredigten der Geistlichen hingegebenen

[1] Forst in der Lausitz (Kreis Sorau).

damaligen Berlin das jetzige anarchische, wilde, zuchtlose, das mit 25 Theatern gesegnete Berlin hat entstehen können. Die Frage kann den Kulturhistoriker beschäftigen. Doch müßte seine Arbeit, wenn sie richtig ausfallen soll, auf die Entdeckung zurückkommen, daß jenes pedantische, engherzige, penible, philisterhafte Berlin von damals nicht nur mitten in seiner jetzigen Frivolität und demokratischen Wildheit annoch lebt, sondern daß es sogar, nur in anderer Form und unter anderer Maske, den Ton angibt.

Der Entschluß, mich ganz auf meine Feder zu stellen, war nach dieser Reise gefaßt. Mein Schreiben war an sich nur Tatendrang, nur verhaltene Rede zum Volk. Ganz Europa war in Bewegung, nur Deutschland schnarchte. Da die Glocke des Aufruhrs, der Sturm die Schläfer nicht wecken konnte, was blieb übrig, als die Sprache der Literatur zu wählen? Den Formen, die dem Leben gegeben werden sollten, mußte der bildende Geist vorangehen. Wo lagen die Ringe in den Felsen eingemauert, die unsere Ketten festhielten? Die Schule, die Universität, die Kirche hießen diese starren Felsen — selbst Wissenschaft und Kunst hatten sich aufgetürmt, um den freien Geist an seiner Bewegung zu hindern. Zertrümmern läßt sich nichts, was wie von Granit geworden, zerstampfen mit Simsonsstärke kein Damm, kein Wall — was war der unglückliche Versuch jener Handvoll Menschen, der in Frankfurt einige Tote, Verwundete und zwanzig-, ja dreißigjährige Gefangenschaften in Mainz eingebracht hatte? Was hatte er genutzt? Die Lehre Mazzinis[1]: Kleine Emeuten, auch wenn sie unterliegen, beweisen den Mut, der immer noch vorhanden sei, für eine Sache der Überzeugung einzustehen! wurzelt nicht im deutschen Gemüt. Da mußte sich die Einsicht sagen: Es ist das All, der Äther, die uns umgebende Luft, die dem aufgehenden Saatkorn mit milder Anfächelung die Kraft geben muß, daß es sich hält, streckt, wächst; dieser Sphäre allein mußt du deine Kraft widmen! Es geschah dies nicht auf dem belletristischen Gebiet allein, auch auf dem politischen. Regelmäßig schrieb ich Berichte an die neuentstandene „Stuttgarter

[1] Giuseppe Mazzini (1805—72), italienischer Agitator, gründete zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft den politischen Bund „La giovine Italia".

Allgemeine Zeitung"[1], an den badischen „Freisinnigen", der in Freiburg erschien, an die Augsburger „Allgemeine Zeitung"[2]. Doch was war aus Berlin zu melden? Der Monarch behandelte den Staat wie eine Ausstellung, wo man überall die Warnungstafel liest: Nichts anfassen! Reformen — ein schreckenerregendes Wort für einen Charakter, dem die Gewohnheit so lieb geworden war, daß er sich selbst von Hardenberg nicht trennen konnte, trotzdem daß die Schwächen dieses Ministers nicht bloß in seinem Privatcharakter lagen. Außer meinen alten Begegnungen Sobernheim[3] und Kottenkamp[4] fand ich niemand, dem die Zeitbewegung ähnliche Impulse gab wie mir. Selbst ein so harmloses, dem Scharadenscherz und der Theaterchronik gewidmetes Blatt wie der „Don Quixote" meines Schulfreundes Glaßbrenner[5] wurde verboten. Joel Jacoby[6] war noch nicht römisch-katholisch getauft. Man konnte ihn bei Stehely nicht vermeiden. Noch war die alttestamentarische Stimmung in ihm vorwaltend. Er schrieb im Stil Lamennais'[7] „Klagen eines Juden, Blätter für die höchsten Interessen"[8]. Glaßbrenner sagte witzig: „Die Juden verstehen sich auf die höchsten Interessen[9]."

Die Neujahrs- und Karnevalszeit 1834 brachte ich in Leipzig zu. Nicht auf den Maskenbällen des „Hôtel de Pologne", sondern in einem warmen Stübchen am Markt bei knirschendem Frost in den Straßen. Im Theater hätten die paar Leute, die es besuchten, zusammenrücken mögen, um sich einander zu erwärmen. Niemand hätte ahnen können, daß sich das seit 1811 beste Weinjahr so rauh, so, wie Shakespeare sagt, mit den „vollen Pausbacken des Boreas"[10] ankündigen würde. Ein idealischer Liebhaberspieler mit langem, schwarzem Haar war damals Ludwig Dessoir[11].

---

[1] Vielleicht die „Stuttgarter Allgemeine Zeitung, ein politisches Tageblatt", redigiert von H. Elsner (Stuttgart 1841; nur ein Jahrgang). — [2] Die „Allgemeine Zeitung" wurde 1798 von J. F. Cotta in Tübingen gegründet und erschien seit 1810 in demselben Verlage in Augsburg. — [3] Vgl. S. 94 dieses Bandes, Z. 6 ff. — [4] Vgl. S. 94 dieses Bandes, Z. 7 ff. — [5] Vgl. S. 96 dieses Bandes, Anm. 1. Der „Don Quixote" erschien 1833 in Berlin. — [6] Vgl. S. 65 dieses Bandes, Anm. 4. — [7] Félicité Robert de Lamennais (1782—1854), französischer Theolog und Schriftsteller, dessen bekannte „Paroles d'un croyant" in wenigen Jahren über 100 Auflagen erlebten und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. — [8] Gemeint sind „Religiöse Rhapsodien. Blätter für die höchsten Interessen" (Berlin 1837). — [9] Zinsen. — [10] „Troilus und Cressida", 4. Akt, 5. Auftritt. — [11] Ludwig Dessoir (1810—74), Schauspieler, war 1834—36 in Leipzig.

Seine Gattin, die sich von ihm trennte, Therese[1], besaß lange Jahre hindurch das Herz der Leipziger und wetteiferte in Popularität mit Fräulein Günther[2], späterer Günther-Bachmann. Lebhafte, anregende Charaktere gab es täglich an der Gasttafel des „Bayrischen Hofes", Advokaten, Gutsbesitzer, Beamte. Natürlich trug alles das spezifisch sächsische Gepräge bis zu den Stimmungen der Revanche gegen den großen Nachbarstaat, der zwar unmittelbar nahe lag, aber mit einer Hauptstadt, die für nichts in Deutschland maßgebend war. Seit Schleiermacher und Hegel gestorben, ging das Interesse für Theologie auf Halle, für Philosophie auf München, Tübingen, Heidelberg über. Die Leipziger Theaterereignisse erhitzten oft die Köpfe der Streitenden, und Heinrich Laube erteilte seine Sprüche unbedingter Unfehlbarkeit. Ich freute mich über jeden Studierten oder Fachgenossen, der es wagte, dem ewig Maßgeblichen ein „Wie so?" oder „Das seh' ich gar nicht ein!" zu erwidern. Einem jungen Autor gedeiht es nicht, sogleich beim Beginn seiner Entwicklung sein eigenes Journal zu haben. Seine Feder muß sich auf fremdem Terrain schulen. Ein Redakteur gereifterer Einsicht muß ihm zuweilen sagen können: „Das ist geschmacklos, das ist vollständig unklar, das ist unmotiviert!"

Glücklich zu preisen ist dann freilich derjenige Sohn der dichtenden Muse, der mit den ersten Kundgebungen seiner Feder hauszuhalten versteht. Und noch glücklicher der, der sofort in eine Bahn gerät, die jede Unreife der Erfahrung, jede Jugendlichkeit des Geschmacks und des Urteils so lange verbirgt, bis die Jahre dem Geiste die größere Reife gegeben haben. Die Novelle, der Roman, die Beschreibung und vollends die Erörterung, das politische Räsonnement, alles das, was ein damals plötzlich hereinbrechender Kultus der Prosa (im Gegensatz gegen die schwäbische Schule und förmlich von Theodor Mundt als Evangelium der

[1] Therese Dessoir (1810–66), Schauspielerin, war 1832–34 in Leipzig, heiratete dann Ludwig Dessoir, ging nach Breslau, ließ sich scheiden und kehrte 1837 nach Leipzig zurück. — [2] Karoline Günther-Bachmann (1816–74), Schauspielerin und Sängerin, wirkte seit 1834 in Leipzig.

neuen Literatur angekündigt[1]) in seinen Kreis zu ziehen anfing, es konnte nur unvollkommen ausfallen. Wenn sich ein junger Privatdozent in einer Monographie seines Fachs bewährt, wird er sich in einem umfassenden Lehrbuch nur Blößen geben. Wer lebensklug ist, lernt beizeiten die Kunst, seine Unwissenheit, seine Unreife zu verbergen, wie ich schon bei meiner Begegnung mit Seydelmann schilderte[2]. Der lyrische Dichter ist dem Publikum tabula rasa. Ein lyrisches Gedicht kann nur das sein wollen, was es ist. Bringt es den Eindruck des Mondscheins, wie sich dieser auf einem stillen Wasser spiegelt, so wird davon niemand, weder Müller oder Schulze noch Alexander von Humboldt oder Schelling, eine andere Anschauung haben als diese allen gemeinsame Feierstunde der Natur. Jahrelang kann ein lyrischer Dichter so im Inkognito seiner sonstigen vielleicht schwachen und zu einem befriedigenden Buche in Prosa nicht im mindesten ausreichenden Geistesgaben hinleben. Seine Unreife ist vielleicht sogar noch das Reizende, das an ihm gefällt. Ihm reiht sich der Dramatiker an. Auch dieser wählt einen Stoff, der sich selbst in Exposition setzt. Der Stoff bringt seine natürlichen fünf Akte mit sich, die Situationen müssen die gewählten sein, wenig andere. Geschickt, geistreich, genial mag die Gliederung des Stoffes noch lange nicht genannt werden können; aber die Übertreibungen unreifer Anschauung, selbst offenbare Puerilitäten, die noch mit unterlaufen, fallen dem Autor nicht so zur Last wie beim frühen Gebrauch der erörternden Prosa. Auch Shakespeare hat Plattitüden! Wie lange die Dramatiker von etwas Schwung den Glauben an ihren Genius aufrechterhalten können, der doch kaum mehr in sich hatte als den gerade gewählten Stoff, zeigte sogar Hebbel, als dieser einmal eine Novelle schrieb, „Meister Schnock"[3], schauerlichen Andenkens.

Eine Anerkennung für meinen „Maha Guru", der für jeden langweilig sein mußte, dem nicht sein Bildungsstandpunkt das aufgewendete Material von Interesse machte, hatte ich nicht gesucht. Als Wolfgang Menzel das Buch besprach, wählte er unter den Vignetten, die auf den einzelnen Nummern seines Blattes

[1] Gemeint ist Mundts „Kunst der deutschen Prosa" (Berlin 1837). — [2] Vgl. S. 79 dieses Bandes, Z. 29 ff. — [3] „Schnock. Ein niederländisches Gemälde" (Leipzig 1850).

abzuwechseln pflegten, einen Lorbeerkranz und ließ zweimal meinen Namen hineinsetzen[1]. Das konnte mir bei dem Ansehen des „Morgenblattes" genügen. Ich blätterte täglich in den Journalen, die auf einem Tisch in der Grimma'schen Gasse lagen. Die Reclamsche Buchhandlung hielt dort ein Leseinstitut[2]. Um drei Uhr nachmittags saßen nicht mehr als drei Personen beisammen, meine Wenigkeit, der berühmte Professor Krug[3] und ein Prinz von Holstein-Augustenburg, der sich wegen einer Mesalliance vom Hofleben zurückgezogen hatte. Ich blieb beim Lesen stumm; Professor Krug, der in seinem Äußeren Zachariä[4] ähnelte, glossierte jede auffallende Zeitungsnotiz mit Bemerkungen, die ihm von Seiner Durchlaucht bewundernde Zustimmung eintrugen. Aber der wohlwollende, korpulente, fast rothaarig-blonde Prinz drückte mit unabläßigem Mienenspiel aus, daß er über die Anwesenheit eines ihm nicht bekannten, ihm nicht vorgestellten Dritten nicht hinauskommen konnte. Das Ensemble, das wir drei einsamen Museumsleser abgaben, wurde durch die Neugier des Prinzen wahrhaft komisch.

Nach Berlin gegen Ostern zurückgekehrt, ersah ich trotz der beiden Lorbeerkränze, daß ich in meinem „Maha Guru" die Töne nicht gepfiffen hatte, wonach die Welt zu tanzen liebt. Clauren[5], Spindler[6], van der Velde[7] waren bei der Masse, Tieck, Bulwer bei den Anspruchsvolleren zu tief eingedrungen. Die wärmste Empfänglichkeit kam mir von den Mitgliedern des alten Münchener Kreises. Ja, einer darunter, jener Student der Rechte, Löning, eine ideale Natur, mochte, obschon durch umfassende Bildung ausgezeichnet, seine Studien nicht fortsetzen und verfolgte den Plan, Buchhändler zu werden, zu welchem Behufe ihm der Anschluß an den Erzähler so zum Bedürfnis wurde, daß er um meinetwillen nach Berlin kam und mich überredete, mit ihm für die Sommerzeit nach dem erfrischenden, wasserreichen, nicht mit dem Sand und Staube kämpfenden Hamburg zu gehen[8].

[1] Vgl. „Literaturblatt" zum „Morgenblatt", Jahrg. 1834, Nr. 20f. (24. und 26. Februar). — [2] Das „Literarische Museum". — [3] Vgl. S. 100 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 97 dieses Bandes, Anm. 3. — [5] Vgl. S. 87 dieses Bandes, Anm. 4. — [6] Vgl. S. 114 dieses Bandes, Anm. 3. — [7] Franz Karl van der Velde (1779—1824), ein zu seiner Zeit sehr beliebter Romanschriftsteller. — [8] Mai 1834.

Schöne Sommermonate in einem Häuschen an der Alster, das später der Brand verzehrte, wurden dort mit gemeinschaftlichem Zusammenwohnen, Studien, Arbeiten, Träumereien, Genuß der Natur und des Lebens zugebracht. Selbst die Beziehungen zu dem nur von Heine und Börne erfüllten Buchhändler Julius Campe traten zurück gegen den Reiz, den die glückliche Lage der Stadt, die malerischen Ufer der Elbe, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Fülle und Üppigkeit des materiellen Lebens gewährten. Neue Charaktere, wenn auch wenige von der Bedeutung eines Gabriel Rießer[1], traten uns da und dort entgegen. Der berühmte Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden hatte das Haar eines Negers. Zwar blond, aber so kurz gelockt, daß man es für Wolle hätte halten können. Rießers Art, sich zu geben, war die spezifisch hamburgische. Alles kam naiv, kindlich, fast schämig heraus, und doch konnte er plötzlich Schneide zeigen. Ist diese Hamburger Art eine Folge des gleichsam erst aus dem Plattdeutschen übersetzten Hochdeutsch? Auch das Plattdeutschsprechen läßt so sonderbar niedlich erscheinen und in der Tat nicht männlich.

Ein Empfehlungsbrief führte mich in das Haus des alten Salomon Heine[2], der mich zu einem sonntäglichen Familiendiner einlud. Da hatte ich denn die ganze Verwandtschaft Heinrich Heines beisammen. Die Begegnung war nur flüchtig; nur seine Schwester, eine verheiratete Frau Embden, wurde und blieb mir noch in späteren Jahren gewogen. Die Versammlung fand in jenem kleinen, aber innerlich komfortabel eingerichteten Hause am Jungfernstiege statt, das nicht mehr existiert. Schon brannten die Lampen; in Hamburg bleibt man nach dem Fünf-Uhr-Diner beisammen bis zur Teestunde. Der alte lebhafte Herr, der das Theater mit Leidenschaft, das schöne Geschlecht ebenso, doch mit Maß liebte, gönnte mir den Ehrenplatz an seiner Seite und trug mir, wahrscheinlich zum Leidwesen der nächsten

[1] Gabriel Rießer (1806—63) gründete 1832 die Zeitschrift „Der Jude, periodische Blätter für Religions- und Gewissensfreiheit" und verfaßte für den badischen Landtag 1833 eine Denkschrift im Interesse der Judenemanzipation. — [2] Salomon Heine (1767—1844), Bankier, verdienter Bürger Hamburgs, von großer Wohltätigkeit. Das jüdische Krankenhaus, die jüdische Vorschußanstalt sowie andere milde Stiftungen verdanken ihm ihre Entstehung.

Hörer, seine von diesen wohl schon unzähligemal gehörte Selbstbiographie vor. Der reiche Mann war aus Pyrmont gebürtig, war mit einigen Schillingen in der Tasche in Hamburg eingewandert und konnte nur mit den gewöhnlichen Geschäften angefangen haben, die man noch jetzt die Hamburger Juden auf dem Neuen Steinweg betreiben sieht. Bald aber hatte die Kontinentalsperre seine Erfindungsgabe angespornt, jene Zeit, wo Napoleon die Engländer durch den Einfuhrtarif des Kontinents schlagen wollte und die Insel Helgoland der Stützpunkt des Schmuggels wurde, den seine eigenen Beamten leiteten. Der Schmuggel machte in dem großen Netz, das der Tyrann über den Kontinent gespannt sehen wollte, so viel Löcher, daß Handel und Wandel blühten und sich die vielen, später in die Höhe gekommenen Kommerzienräte die erste Grundlage ihrer Millionärschaft zurechtlegten. Die Kriegslieferungen taten dann das übrige. Bei Salomon Heine waren noch die russischen, dänischen, schwedischen Anleihen der Restaurationszeit hinzugekommen. „Über Literatur kann ich nicht sprechen", pflegte er zu sagen, „ich kenne keine anderen Aufsätze als die, welche vom Konditor kommen." Über den Neffen in Paris, dessen noch lebende und in Hamburg wohnende Mutter, die nicht anwesend war, wich der Chef der Familie einer Erklärung aus. Was er über den Dichter sprach, hielt sich im Ton des bekannten Diktums aus seinem Munde: „Hätte mein Neffe etwas gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher." Das sprechendste Beispiel für die Richtigkeit dieser Äußerung war in der Person des Doktors Juris und späteren Handelsgerichtspräsidenten Halle zugegen, der Stolz der Familie, der Schwiegersohn des Wirtes, ein schöner, stattlicher Mann mit funkelnden Augen, krausem, dunkelm Haar, kräftigem Backenbart. Sein Gespräch offenbarte Geist und eine weit über sein Fach hinausgehende Belesenheit. Keine der Fragen, die in den dreißiger Jahren die Welt bewegten, keine der engern, die nur die Literatur berührten, war ihm fremd. Seine Rede war wohllautend und trug jenes schöne Gepräge, wo sich Wohlwollen mit vornehmer Haltung verbindet. Das triumphierende Gefühl sämtlicher Tischgenossen über den Besitz eines so ausgezeichneten Mannes verriet sich nicht in

seiner eigenen Haltung, die nur würdig und maßvoll, nicht eitel war. Und wer hätte da die tragische Veränderung ahnen sollen, die mit diesem Manne vorging! Als ich zwanzig Jahre später in den Laubgängen der sogenannten „Bürgerwiese“ zu Dresden, über die mich mein täglicher Ausgang führte, täglich einem langsam schleichenden, asthmatisch aufgetriebenen, korpulenten Herrn mit grauem Haar und Bart begegnete und zuletzt in Gesellschaften die Bekanntschaft des inzwischen so auffallend Verwandelten erneuerte, erfuhr ich: der ehemalige „Präses Halle“ von Hamburg hatte in Dresden eine prachtvolle Wohnung bezogen, gab Gesellschaften von einem Glanz, wie man dergleichen von einem inzwischen durch den Tod seines Schwiegervaters zum Millionär Gewordenen erwarten konnte, galt aber als ein vom Schlage getroffener, zu schonender und nicht nach den üblichen Lebensbedingungen zu beurteilender Mann. Immer noch erlaubte ihm sein umflorter Geist manche Äußerung, die in treffender Weise Vergangenheit oder Gegenwart berührte. Nur fiel mir, ehe ich ganz seinen Zustand kannte, die übermäßige Gereiztheit auf, als ich den reichen Mann um ein Geschenk für die neubegründete Schillerstiftung[1] bat. Ich hatte dabei auf seinen eigenen Verwandten Heinrich Heine hingewiesen, der ja auch in seiner „Matratzengruft“ — ich fügte ausdrücklich hinzu: ohne den Beistand seiner reichen Verwandten — schwerlich vom Ertrage seiner Schriften würde haben leben können. Noch ehe ich diesen Satz vollendet hatte, unterbrach mich der Kranke ohne jede Veranlassung mit den Zeichen des äußersten Unwillens. Als wenn eine Anklage bestünde des Inhalts, daß die reichen Verwandten nichts für Heinrich Heine getan, ihn dauernd so gering geschätzt hätten, wie dies in den Zeiten der Konfiskation seiner Bücher allerdings geschehen war, redete er sich teils in eine exzessive Bewunderung seines Verwandten hinein, die ihm wenigstens vor Jahren vollständig fremd gewesen, teils in die durch den Reichtum und die Liebe seiner Verwandten verbürgte unbedingte Widerlegung einer Möglichkeit, die ich ihm doch nur beispielsweise ausgesprochen hatte. Kurz, dies maßlose, fast über-

[1] Die Schillerstiftung wurde am 10. November 1859 in Dresden begründet.

mütige Selbstgefühl des Mannes hinderte nicht, daß derselbe gleichzeitig in die trübe Vorstellung versunken war, mit seinem Reichtum könnte es zu Ende gehen, ja, er sei schon nahe daran, nichts mehr zu haben. In der Tat traf man ihn in denselben Anlagen um Dresden zuweilen im Begriff, Vorübergehende, einem Bettler gleich, um einige Schillinge anzusprechen.

Im Hochsommer verließ ich mit dem Freunde Hamburg, um Wolfgang Menzel, der aufs neue in die Kammer gewählt war, die wiederum von ihm gewünschte Hülfe zu leisten. Auf der dem Rheine zu gerichteten Reise konnte endlich die seit lange verschobene Wiederbegegnung mit Frau Charlotte Birch stattfinden. Nachdem die Freundin den Winter und das Frühjahr über da und dort gastiert hatte, ruhte sie in den Taunusbädern aus. Vor den Verführungen des grünen Tisches war die leidenschaftliche Frau nicht sicher. Selbst in Schwalbach, wo sie die Stahlquelle trank, in dem Bade der bleichsüchtigen jungen Damen, war das schnurrende Rad im Gange, und manche Einnahme, die ihr von Ungarn oder Böhmen her zukam, manche goldene Honorarsendung wurde von ihr dem Dämon des Spiels geopfert. „Nahen Sie sich mir nicht!" rief sie mir in ihrer schon im gewöhnlichen Leben immer stark auftragenden und süddeutschen Dialektweise entgegen. „Um Gottes willen nicht! Ich schwimme ja in Blut!" Bald erfuhr ich, der ich erstaunt zurückfuhr, daß sie unpäßlich war und in diesem Augenblick von einem Gürtel — von Blutegeln umgeben, die sich ohne Zweifel an ihrem üppigen Leibe wohl sein ließen. Ich wartete ihre Genesung ab. Diese stellte sich bald ein. Wir verbrachten manche Stunde in jener Stimmung, wo uns ein starker Wille gewonnen zu haben glaubt, wir auch aus Gründen des Gemüts durchaus keinen Einspruch tun, und doch sind wir meilenweit voneinander geschieden. Wenigstens mein Urteil über ihr Schaffen war ein durchaus geteiltes. Daß ich die Reserve einer Ästhetik der höchsten Anforderungen nicht aufgab, ließ ich mit einer mir entweder angeborenen Milde oder aus Schwäche für die Freundin nicht ahnen. Lebte sie doch auch zu sehr in der vollsten Vergegenwärtigung der Bühne, wie sie ist. Diese kam ihr als Siegerin entgegen. Den Anforderungen, welche die gang und gäbe Dar-

stellungskunst macht, glaubte sie als Dichterin vollauf zu genügen. Die laufende Chronik der Bühnen tat alles, sie in diesem Glauben zu bestärken. In stiller Abendstunde bis gegen Mitternacht las sie mir ihren hier in Schwalbach entstandenen „Johannes Gutenberg" vor. Das vierhundertjährige Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst stand bevor, die Enthüllung der Thorwaldsenschen Statue in Mainz; da lieferte sie den Bühnen ein Festspiel, das sich lange Jahre erhalten hat und wohl noch auf den kleineren Bühnen bisweilen auftaucht. Daß ich nicht zu allem schwieg, was sie mir aus einem Manuskript in Folio vorlas, ließ sich erwarten. Guten Rat zu prüfen und anzunehmen war sie unter Umständen schon in München bereit. Die Schwalbacher Gegenleistung, das Versprechen der bons offices für den gordischen romantischen Knoten in Berlin, wurde von mir bereits erwähnt. „Johannes Gutenberg" sollte vom Königsstädter Theater aus seine Rundreise durch die deutschen Gauen antreten.

Herrlich war der Sommer und der Herbst, bezaubernd der Genuß des zum ersten Male gesehenen Rheins, des Rheintals von Mainz bis Bingen, der goldnen Moguntia selbst, dieser traulichen Winkelstadt, die sich mit ihren alten Domherrenhöfen und ihren mitten in der Stadt versteckten Adelssitzen nur mit dem ebenso erinnerungsreichen, winkligen Würzburg vergleichen läßt. Nach einigem Verweilen in Mannheim bei den Angehörigen des hier wohnenden Freundes Löning, dem Wiedersehen Heidelbergs, erfolgte in Stuttgart die schon erzählte Trennung von Menzel. Dem Leidwesen, das mich denn doch darüber befiel, gab die eigene Erkrankung Mehrung. Bald nach einem Weinlesetag voll Jubel und Lärm, zugebracht mit meinen einfachen Wirtsleuten, hütete ich das Zimmer. Doch gab es von außen Anregung und Unterhaltung. August Lewald war von München nach Stuttgart übersiedelt, der neugewonnene Liebhaber am Hoftheater, Heinrich Moritz[1], verriet seltene Bildung, ungewöhnlich viel Belesenheit und den Ehrgeiz, sich in diesem seinem volleren Werte auch denen zu zeigen, die ihn zu würdigen vermochten. Der dritte war wieder Seydelmann, damals noch

[1] Vgl. S. 79 dieses Bandes, Anm. 6.

seinem Klienten, dem jüngeren Moritz, vertrauensvoll verbunden. Moritz versuchte, was Seydelmann nicht gelang, eine Häuslichkeit zu eröffnen; er führte damals ein Experiment durch, das, wie jedermann voraussah, scheitern mußte. Eine schon ältere adlige Dame aus Böhmen, unschön, seltsam eckig und abspringend in ihrem Wesen, aber von dem gutmütigsten Charakter, wie es schien, hatte sich mit dem anziehenden jungen Schauspieler verbunden. Dieser Eheversuch gab der Welt nicht wenig Unterhaltungsstoff. Es hatte etwas Rührendes, die hochgeborene Frau mit dem besten Willen in der Küche und mit dem Bestreben, alles wohltuend und beglückend zu treffen, sich abmühen zu sehen. Und der Gatte wieder seufzte: „Ja, wenn man es nur nicht sähe! Wenn sie's nur in der Stille tun oder ganz unterlassen wollte!" Ein Mittagsmahl, zu welchem sie eingeladen hatten, wo die Hausherrin in ängstlichster Sorge, der Hausherr mit schärfster Kritik auf jede Schüssel sah, war so peinlich, daß selbst Lewalds und Seydelmanns Humor die Stimmung nicht in Fluß bringen konnte. Ein Kompott aus getrockneten Datteln, das die Gräfin selbst zubereitet hatte, und worauf sie sich nicht wenig zugute getan, schlug zuletzt dem Faß der Zurückhaltung beim Manne den Boden aus. Alle seine Erfahrungen in Leipzig, Dresden, Berlin hatten ihn noch auf kein Kompott von Datteln geführt, dem man seiner Übersüßigkeit wegen in der Tat nicht mit besondrem Appetit zusprechen konnte.

Trauliche Abendstunden gab es, wenn diese drei damals freundschaftlich Verbundenen den Kranken besuchten, nicht nur die Karten mitbrachten, sondern auch die Bestandteile eines Abendimbisses. Es war Winter geworden. Die Lampe brannte, draußen tobte der Sturm. Da stiegen drei Männer in meine behaglich erwärmte Klause und entledigten sich ihrer unter den damals noch üblichen faltenreichen Mänteln verborgenen Furage. Seydelmann brachte Wein, Moritz irgend etwas, das auf eine Rarität, einen Kapaun, einen Fasan hinauskam, Lewald warf eine resolute Wurst auf den Tisch. Brot, Tischtuch und Messer fanden sich beim Wirt. Geraucht wurde nur versuchsweise von Moritz. Die Zigarre und der Ehrgeiz gingen noch nicht bequem nebeneinander wie jetzt. Die mit Ruhe gerauchte

Zigarre bei strebenden, reizbaren Naturen ist erst eine Errungenschaft unserer Tage.

Die Verbindung mit Leipzig wurde von mir noch immer unterhalten. Wie ein junger Name, der, zwar halb und halb nur träumerisch, aber doch auf der Unterlage seiner Studien, seines gewissenhaften Postenstehens im geistigen Feldzuge der Zeit seinen Weg in der Literatur verfolgt, schon frühe eine Stellung gewinnen kann, zeigte sich bei einem Besuche, den mir eben jener Liesching[1] machte, der sich jetzt plötzlich in schon vorgerückten Jahren als Verlagsbuchhändler bewähren wollte. In runder Summe bot er mir 100 Carolins[2] für ein Gemälde unserer Zeit, etwa Bilder des Jahrhunderts, wie ich diese Idee drei Jahre später als „Säkularbilder"[3] ausgeführt habe. Doch mußte ich jetzt nur an den Freund in Mannheim[4] denken, der bei seiner Hoffnung, eine Buchhandlung zu eröffnen, auf die Erfüllung der bibliopolischen Pläne rechnete, die wir unter den alten Eichen von Harvestehude am Strande der blauen Alster geträumt hatten.

Wieder war ich an meinen „Nero" gegangen, hatte auch einzelne Szenen desselben im „Morgenblatt" erscheinen lassen[5], als mir der Antrag wurde, eine „Frühlingszeitung", „Phönix" genannt, die in Frankfurt am Main erscheinen sollte, durch meine Mitarbeit zu unterstützen. Ich schlug die Form dafür vor, daß man mir wöchentlich eine Nummer für mich allein einräumte, die ich als „Literaturblatt" zur Berichterstattung über die literarischen neuen Erscheinungen wählen würde. Der Vorschlag wurde angenommen[6]. Nach den Weihnachtstagen, die im Seydelmannschen Kreise gefeiert wurden, ging ich nach Frankfurt am Main. Der „Frühling", den jene Zeitung hatte verkündigen wollen, ging auf die Zeit, die Literatur, war aber ein viel zu emphatischer Ausdruck im Munde eines Mannes, der in sonderbarster Weise zwar beständig Licht und Aufklärung im Munde führte, Eduard Dullers[7], selbst aber in seinen Hervorbrin-

[1] Vgl. S. 78 dieses Bandes, Z. 11. — [2] Gleich 600 Taler. — [3] Vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 3. „Die Zeitgenossen" erhielten 1845 in zweiter Auflage den Titel „Säkularbilder". — [4] Löwenthal. — [5] Vgl. Stuttgarter „Morgenblatt", Jahrg. 1835, Nr. 20—24 und Nr. 81. — [6] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 7. — [7] Eduard Duller (1809—53), Dichter und Geschichtschreiber, mußte 1830 wegen seiner freien Gesinnung aus Österreich weichen, siedelte sich in Frankfurt a. M. an und begründete

gungen, Romanen und Dramen, sich nur in der Sphäre seines Freundes Moritz von Schwind (sie waren beide Wiener) bewegte, im Mittelalter, im Dämmerlicht der alten Sage, unter den Trümmern alter Abteien und Klöster. Nach dem „Frühling" sehnte sich jedoch alle Welt. Das verflossene Jahr hatte wieder die blutigen Aufstände von Lyon und Paris gebracht[1]. In Deutschland dauerten die Untersuchungen und Einkerkerungen fort. Die gedrückten Stimmungen waren irgendeinem neuen, einem unbekannten Gotte zugewandt. Einer der Hoffmann und Campeschen Verlagsartikel hatte geradezu einen „Völkerfrühling"[2] sozusagen in den Sprachgebrauch gebracht. Der belletristische Teil des „Phönix", der zwar mit dem „Armen Konrad", einer Erzählung aus dem Bauernkriege[3], begann, sich jedoch überwiegend nur bei Nixen, Meerweibern und Klausnern aufhielt, konnte ruhig sein vor den immer mehr zur Strenge aufgeforderten Zensoren und dem Bundestag. Drohender wurde der Blaustift für mein samstagliches „Literaturblatt" gespitzt.

Seit vierzig Jahren haben sich infolge der Eisenbahnen und unserer Einheitsbestrebungen die Eigenarten der Städte verwischt. Wie sind sie sich alle so ähnlich und gleich geworden! Dies Frankfurt am Main, das jedem, der sich etwa einmal zu sagen erlaubte: „Wer wird wohl einmal diesen Bissen verschlucken, Österreich oder Preußen?" entrüstet antwortete: „Der Bissen wird euch im Halse stecken bleiben! Frankfurt verschlucken wollen, heißt einen europäischen Krieg veranlassen —!" wie verriet es Selbstgefühl im Guten und im Schlimmen, in Vorzügen und in verrotteten alten Fehlern! Damals hatte die altberühmte Stadt noch Wallgräben und Türme, Toresschluß und die strengste Kontrolle über jeden Fremdling. Wer sich nach acht Tagen nicht empfahl, war dem „Rat" unbequem, verdächtig. Willfährigkeit, jemand die Ansiedlung zu erleichtern oder wohl gar einen Gewerbsbetrieb zu errichten, scheiterte an zahlreichen gesetzlichen

---

dort 1834 den „Phönix". Später widmete er sich der deutsch-katholischen Bewegung. — [1] Im April 1834 brach in Lyon ein Volksaufstand von politischem Charakter aus, der erst nach fünftägigem Straßenkampf unterdrückt wurde. — [2] Gemeint ist „Der Völkerfrühling und seine Verkünder", den August Gathy 1831 unter dem Pseudonym Jord. Brunow bei Hoffmann u. Campe in Hamburg erscheinen ließ. — [3] Von Gustav von Heeringen.

Bestimmungen. Dreierlei Herren regierten die Stadt, Schöffen, eine Art Pairs, Senatoren, die studiert haben mußten, und Männer „des Rats", die aus dem Bürgerstande gewählt wurden. Zwei Bürgermeister herrschten, und nur auf ein Jahr, wie im alten Rom. Sie herrschten mit allem Glanz. Beim Antritt ihres Regiments durften Freudenschüsse erschallen, und alle Welt bewunderte die Kutsche, in welcher sie ihre erste „Römer"fahrt machten. Einer der Schöffen hatte zuweilen eine Kurialstimme am Bundestage, und der Emsigsten einer war dann, wenn wieder die Ehre auf Frankfurt fiel, der sogenannte Bibel-Meyer[1] — er hatte die Bibel übersetzt, ein geistvoller, aber schroffer Parteimann. Galt es auf der Eschenheimer Gasse[2] eine neue Maßregel nach den Auffassungen Österreichs durchzusetzen, so war die Frankfurter Stimme sofort gewonnen. „Österreich für immer!" war Frankfurts Devise, schon seiner damaligen 9000 Katholiken und der Metalliques[3] wegen. Wer über die Zukunft seines Sohnes in Verlegenheit war, brachte ihn im österreichischen Militär unter. Bei alledem empfand man das Verlegen österreichischer Truppen in die teuere Vaterstadt als ein schweres, nicht genug zu beklagendes Unglück. Mit dem April-Attentat von 1833 waren Bedrohungen der Gefängnisse verbunden gewesen; die von der Stadt selbst mit schweren Kosten gestellte Militärmacht hatte Metternich für keine hinreichende Bürgschaft für die Ruhe Frankfurts, dieser für Süddeutschland so maßgebenden Stadt, erklärt. So war denn nicht zu helfen; das Schmerzlichste geschah trotz der österreichischen Sympathien. „Ei, ei, wo kommst du denn her?" rief ich eines Tages einem Vetter von mir entgegen, einem ehrsamen Buchdruckergehülfen, den in Frankfurt wiederzufinden gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft mich überraschen mußte. „Recte aus dem Loch!" antwortete er. „Habe drei Tage sitzen müssen!" — „Nicht übel! Und warum?" — Der kecke Berliner Bursche hatte im Abenddunkel, als eine österreichische Runde vorüberschritt (die Soldaten trugen ihren Proviantsack über der Armatur), zu seinem Nachbar ge-

---

[1] Vgl. S. 30 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Der Bundestag hielt von 1816 bis 1866 seine Sitzungen im Thurn- und Taxisschen Palais in der Eschenheimer Gasse ab. — [3] In Silber zahlbare Staatsobligationen Österreichs zur Zeit der Notenwirtschaft.

sagt: „Da kommen die österreichischen Kostbeutel!“ Die Enge der sogenannten Schnurgasse, die Schallweite Frankfurter und Berliner Straßen hatte er nicht bedacht. Er wurde mit ein paar Handgriffen in die Mitte des Piketts geschleudert.

Nichts Behaglicheres von einem städtischen Leben kann man sich denken, als das Ensemble eines damals in Frankfurt alles, was zu des Lebens Anmut, Bequemlichkeit und höherer Würde gehörte, in nächster Nähe beisammen hatte[1]. Da lag das Theater mit mehr als mittelmäßigen, zuweilen trefflichen Leistungen. Unmittelbar daneben die Post, ringsum lagen Gasthöfe, die für die Kunst der Hotelhaltung als Akademie galten; Kaffeehäuser, gemütlich eingerichtet, noch nicht durch die Fremden aus den nahegelegenen Bädern verfranzösiert. Ein Lesezimmer ersten Ranges lag auf dem Roßmarkt. Eine Gasse voll Buchhandlungen, die Buchgasse, war im Nu zu erreichen (sie legte den Grund zu Deutschlands Einheit, denn hier begann, was sich später in Leipzig für die Kommunikationswege des geistigen Verkehrs fortsetzte); dazu die Senckenbergsche Stiftung[2], eine Art Akademie für die Naturwissenschaften, sogar mit einer Sternwarte und Anatomie. Nicht zu vergessen das Städelsche Museum[3], eine lehrreiche Gemäldegalerie mit vielem Schönen und Wertvollen älterer und neuerer Kunst. Und unmittelbar nahe sorgsam gepflegte Promenaden, die sich um die Stadt zogen und sich immer mehr vervollkommneten, mit der Zeit Staffagen immer zahlreicherer Neubauten. An Konzerten, geistigen Genüssen dabei kein Mangel. Was nur an berühmten Namen auftauchte, holte sich — wenigstens hielten die Frankfurter auf diesen Glauben — das Diplom seines ob wirklichen oder nur gemachten Wertes erst von einer Frankfurter Beweisführung für sein Talent. Der „Cäcilienverein“, der „Liederkranz“, beide waren von

[1] In dieser Fassung ist der Satz unverständlich. Wahrscheinlich liegt ein Druckversehen vor. Sinngemäß wäre etwa in Zeile 6 zu lesen: „als das Ensemble eines Verkehrs, der damals in Frankfurt alles ...“ — [2] Das Senckenbergsche Stift wurde 1763 von dem Arzt Christian Senckenberg (1707—72) gegründet und später mit der 1817 gegründeten Senckenbergschen Naturforschenden Gesellschaft vereinigt. Das Stift besteht aus dem Bürgerhospital, dem medizinischen, dem pathologischen Institut im Anatomiegebäude und großer Bibliothek. — [3] Die bedeutendste Kunstsammlung Frankfurts, 1816 aus der Schenkung des Bankiers Joh. Fr. Städel begründet.

Dirigenten ersten Ranges geleitet. Ein geschlossener Verein, die „Museumsgesellschaft“[1], bot einen Mittelpunkt für geistige Geselligkeit. Nur die einzige Stadtbibliothek[2] lag außerhalb dieses schönen, eng zusammengedrängten, behaglichen Ensembles. Diese ans äußerste Ende der Stadt zu verpflanzen, war ein unglücklicher Gedanke. Sie hätte in dem Rundkreise um den Roßplatz gerade in der Mitte liegen sollen.

Christ und Jude waren damals gesellschaftlich noch mannigfach getrennt. Zu jener eben gerühmten Lesegesellschaft wurde kein Jude zugelassen. Man hatte die Ansicht: Wo erst einer dieses Stammes Platz gegriffen, da folgen bald die andern, und zuletzt sind wir es, die gehen müssen! Doch gab es Gelegenheiten genug, wo ein jeder soviel galt, als sein Name, seine Bildung, sein Geist vertreten konnte. Immer mehr an Macht gewann die Börse. Börsenspiel wurde eine Kunst, die sich auf Erkenntnis der politischen Zustände gründete, eine Erkenntnis, die nicht überall anzutreffen war. Der Bundestag mochte diese vielen herumwandelnden verkörperten Barometer kaum wünschen, tat sich aber gütlich an den Folgen des immer mehr steigenden Wohlstandes, an den Gastereien, die unter den großen Häusern einen förmlichen Wettstreit erzeugten. Auch eine aristokratische Gesellschaft gab es, obschon dieser die eigentlich fesselnden Bindeglieder, geistreiche und schöne Frauen, fehlten. Nur von einigen Gefallsüchtigen wußte die Chronik grade dieser Sphäre zu erzählen. Ab und zu fuhren die umwohnenden Souveräne die stattliche „Zeil“ herauf. Denn bei Rothschild gab es immer zu handeln und zu markten. Stammgast in Frankfurt war der Herzog von Nassau, der sich im Gasthof zum „Römischen Kaiser“ sogar mehr als erster Weinhändler Deutschlands denn als Fürst zu fühlen schien.

Ein so kleines und doch bedeutsames Terrain erschien wie ein Glashaus, wo das von oben hereinfallende Licht jeder Physiognomie eine schärfere Zeichnung gibt. Immer streiften hier Menschen aus den verschiedensten Gegenden oder Tätigkeits-

---

[1] Der Cäcilienverein, vor allem aber die Museumsgesellschaft sind noch heute bedeutende Pflegstätten der Musik. — [2] Am rechten Mainufer, unmittelbar der Obermainbrücke gegenüber, wurde 1820—25 erbaut.

gebieten dicht aneinander. Der Beobachter konnte in diesem Verkehr nur lernen. Das Entgegenkommen, das ich fand, war von allen Seiten das wohlwollendste. Hatte ich doch die Gunst der Stadt rasch gewonnen durch einen Vortrag in der erwähnten Museumsgesellschaft. Weit entfernt zu glauben, daß hier eine ernste Abhandlung am Platze gewesen wäre, hatte ich dem Publikum der „Museumsabende“, welchem Musik über alles zu gehen und hinter dieser jeder Vortrag über Goethe oder Schiller, über Posa oder Hamlet langweilig vorzukommen schien, eine „Naturgeschichte der deutschen Kamele“[1] vorgelesen. War es die Rückkehr des Doktor Rüppell[2] aus Abyssinien oder worin sonst die Anregung gelegen hatte, meine Schilderung des deutschen Philisters, des „Kamels“, fand eine solche Zustimmung bei Männern sowohl wie Frauen und erregte ein solches Ausschütten der Lachlust, einen solchen Sturm von Beifall, daß ich meine Stellung in Frankfurt, den Bundestag und die mit diesem kokettierende Sphäre des Adels und der großen Bankiers ausgenommen, für mehr als leidlich begründet halten konnte.

Wer kennt nicht, und wer hat sie nicht selbst gesungen, die erhebende Melodie des Liedes: „Mein Herz ist am Rheine?“ Wer hörte nicht tief ergriffen und durchschauert Uhlands Lied von den drei Gesellen und ihren Liebchen? Der Meister dieser Lieder und so manches anderen, Wilhelm Speyer[3], widmete mir eine Teilnahme, die für mich, ich darf es gestehen, eine erziehende wurde. Denn der Mann kannte das Leben, kannte hoch und niedrig, verband mit seinem künstlerischen Wollen und Vollbringen die regelmäßige Tätigkeit eines mit aller Welt verkehrenden Geschäftslebens, das eines beeidigten Börsenmaklers. Das ihm besonders geschenkte Vertrauen des Rothschildschen Hauses erleichterte ihm die schwierige Verbindung zweier Richtungen, zweier Seelen gleichsam, die infolge eines Bankerotts seiner Eltern in ihm leben mußten. Zum Genuß des Lebens erzogen, glücklicherweise zum edleren Genusse desselben,

---

[1] Abgedruckt in den „Soireen, Zweiter Teil“, S. 175 ff. (Frankfurt a. M. 1835); der Vortrag fand am 13. Februar 1835 statt. — [2] Eduard Rüppell (1794—1884), Reisender und Naturforscher, war 1830—34 in Abessinien. — [3] Wilhelm Speyer (1790—1878), wenig bekannter Komponist, lebte als Kaufmann in Offenbach.

aufgewachsen in jenem seinen Eltern gehörenden Offenbacher Andréeschen Hause, wo einst „Lilli" ihre „Menagerie" aufgeschlagen und Goethen darunter als Gezähmtesten am Gängelbande geführt hatte, früh verheiratet mit einer Adligen, stand er durch den großen Finanzsturm von 1825, der über die Welt fuhr, plötzlich mittellos und erhob sich zuerst allmählich und mit Anstrengung zu einer Stellung, die ihn erhielt. Seine Beziehungen zu Abt Vogler[1] in Darmstadt, Spohr[2], Meyerbeer, Seydelmann[3], welchem letzteren Speyer ein fleißiger Korrespondent war, noch ehe der immer mehr aufsehenerregende Schauspieler im Frühjahr 1834[4] ein in der damaligen Theaterwelt epochemachendes Gastspiel, erst in Frankfurt, dann in Berlin, eröffnete, versetzte ihn in ständige Verbindung mit dem Meisten, was auf musikalischem oder theatralischem Gebiete den Ton angab. Ein Schatz von Lebenseindrücken wurde mir in traulichen Stunden eröffnet. Gern teilte ich den einzigen Genuß, den sich der rastlos tätige Mann gewährte, ihn, wenn die Jahreszeit milder geworden, an die Stätte seiner Geburt zu begleiten. Nur ein Blick auf die Platanenallee in jenem Offenbacher Garten, unter welcher sich einst der Knabe im Spiel getummelt hatte, ein Blick auf die hohen Ulmen, welche die Wiesen des Parks überwölbten, genügte, ihm für Wochen wieder die Beschwerden der damals im Freien abgehaltenen und aller Ungunst des Wetters ausgesetzten Börse ertragen zu helfen.

Eigentümlich anregend war auch der Umgang mit dem als Ultramontaner gestorbenen Arzt August Clemens. Zwar gehörte derselbe nicht zu den Autoritäten Frankfurts, wie in seinem Fache, dem musikalischen, Wilhelm Speyer. Aber den Spott, den man zuweilen auf den Theaterarzt Clemens, der sich nicht wenig darauf zugute tat, die Geheimnisse der Theaterdamen zu wissen, ja die Geringschätzung, die man auf seine Kenntnisse als Arzt überhaupt fallen ließ, hatte der bewegliche, rührige, wohlwollende Mann im Grunde nicht verdient. Mir

[1] Georg Joseph Vogler (1749—1814), Komponist und berühmter Theoretiker, gewöhnlich Abt Vogler genannt, war seit 1807 Kapellmeister in Darmstadt. — [2] Ludwig Spohr (1784—1859), Violinspieler und Komponist, war seit 1822 Hofkapellmeister in Kassel. — [3] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 7. — [4] Muß 1835 heißen.

wenigstens wurde der Umgang auch mit ihm zur Anregung. Noch hatte sich in jener Zeit keine ausgesprochene römisch-katholische Richtung des jüdischen Konvertiten bemächtigt. Nur ein Vorplänkeln war es, daß er allerdings mit Vorliebe von Pfeilschifter[1] sprach, dem bekannten von Metternich besoldeten Publizisten, der längere Zeit von Frankfurt, später von Aschaffenburg aus für die praktische Anwendung der Hallerschen[2] Staatstheorie wirkte. Oft wollte Clemens, der bei Pfeilschifter Arzt gewesen, voraus wissen, was in jenen Würzburg-Aschaffenburger Kreisen geplant wurde. Doch schien sein eignes Glaubensbekenntnis damals nur auf Voltaire und Lamettrie[3] begründet. Die Moral des Epikur ging ihm über alles. Nächstdem Goethe, dem er einen bis ins Komische ausartenden Kultus widmete.

Ein andrer Charakter, den ich meinem alten Oberpräsidenten von Harder in den „Rittern vom Geist" zum Grunde gelegt habe, war der Direktor des Senckenbergschen Stifts, Dr. Cretzschmar. Leider ist es dem misanthropischen Hasse des Dr. Rüppell, als dieser aus Abyssinien zurückkehrte und nicht jeder von seinem Stuhl aufstand, um ihm Platz zu machen, gelungen, an Cretzschmar, der sein Gegner wurde, Fehler aufzufinden, die, wie bei Baco von Verulam, das Andenken des sonst so merkwürdigen Mannes verdunkeln. In den Zeiten, wo sich der geniale Mann, den ich nicht vollständig zu beurteilen vermag, weil mir die Kenntnis seiner Beziehung zum Freimaurerwesen fehlt, frei und bestbeleumundet bewegte, konnte man an ihm ein Verbundensein alles Tiefen im Menschenleben mit Freimut in politischen und religiösen Dingen wahrnehmen. Es ist kaum zu fassen, was alles in diese auch äußerlich imposante, behäbig korpulente Gestalt hinein- oder aus ihr herausging: die Verwaltung des Senckenbergschen Stiftes, die ärztliche Praxis, die vielgesuchte Geburtshülfe, leidenschaftliche Tierliebhaberei und Vogeldressur, Gourmandise, die bei keiner Einladung zum Diner absagen mochte, Stuhlmeistertum in der Loge, Studien

[1] Johann Baptist von Pfeilschifter, 1793–1874. — [2] Karl Ludwig von Haller (1768–1854), Professor der Geschichte und Staatswissenschaften, äußerst reaktionär gesinnt. — [3] Julien Offray de Lamettrie (1709–51), französischer Philosoph, der lange Zeit als frivoler Stimmführer des französischen Materialismus übel berufen war.

nach dieser Richtung hin, Studien auch naturwissenschaftlichen Inhalts, wo sich dann der Rationalismus mit einer Art Mystik, einer Neigung für die Nachtseiten der Natur verband. Man wurde teilweise bei diesem liebenswürdigen Manne an Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts, teilweise auch an die Welt erinnert, in welcher sich später der Buddhist Arthur Schopenhauer bewegte, der ja ebenfalls die Tischfreuden liebte, wenn auch mit größerm Schmerz über unser Dasein.

Ich sah Schopenhauer täglich, nur daß kein persönlicher Umgang, wie bei den Vorgenannten, zur Bildung meines Urteils, zur Schulung meiner Menschenkenntnis beitrug. Ich faßte Schopenhauer nach dem Eindruck, den mir als Studenten sein Name auf dem Verzeichnis der Berliner Vorlesungen gemacht hatte. Da war er ein ständig genannter Privatdozent, der nicht las. Wir glaubten, er hätte keine Zuhörer. Folglich war er uns unbedeutend. Privatdozent bleiben, wie der unglückliche Benecke[1] in Berlin jahrelang geblieben, tut dem Studenten an sich nichts, wenn derselbe nur Zuhörer hat — ich hörte Benecke selbst mit großem Gewinn. Daß Schopenhauer Fahnenflüchtling war, ganz in Frankfurt am Main lebte und eigentlich in Berlin für verschollen hätte gelten müssen, das erfuhr ich erst, als ich den Mann mit dem Stierkopf und seinem großen, weißen Pudel um die Tore Frankfurts rennen und seine Mittagsmahlzeiten auslaufen sah. Er besuchte dasselbe Lesezimmer wie ich, stocherte sich da die Zähne, führte mit seinem draußen auf dem Roßplatz zurückgebliebenen Pudel mimoplastische Unterhaltungen durchs geschlossene Fenster, blätterte ein wenig in den „Times", holte sich dann eine Prise vom Sekretär, kurz, mir erschien das alles wie die Weise eines Ausgedienten. Im Sommer trug sich der „Schote", wie man ihn nannte*, nach dem damaligen Geschmack alter Engländer. Diese Vorliebe für die britische Nation hatte er in Göttingen angenommen. Von ihrer Literatur erstreckte sie sich auch auf die Tracht. Die Beinkleider waren

* Volksausdruck für das Gegenteil von gescheut.

[1] Friedrich Eduard Benecke, Philosoph, geb. 1798, wurde seit 1854 vermißt und 1856 als Leiche im Schiffskanal in Charlottenburg aufgefunden. Er war 1820—24 und 1827—32 Privatdozent in Berlin, dazwischen in Göttingen.

im Sommer von gelbem Nanking, das Oberkleid ein schwarzer Frack, eine hochgehende, an der obern Öffnung gezackte Weste, weiße Halsbinde und ein Quäkerhut — den Abschluß gab der oben geschilderte Kopf auf breitem Nacken. Ein Backenbart war anfangs grau, allmählich weiß. Der Mann schien mir auch da noch der Vergangenheit anzugehören, wenn ich ihn die Stiegen meines Wohnhauses heraufstürmen, zanken, lärmen hörte mit meinem spätern Schwiegervater[1], der die Krone Schweden-Norwegen als Generalkonsul vertrat. Konkurrenzarbeiten hatte Schopenhauer geliefert für Preise, die der hohe Norden, Christiania, für philosophische Fragen ausgesetzt hatte. Der Glückliche hatte einen dieser Preise einmal ganz, ein andermal im Akzessit[2] gewonnen. Da galt es nun, die Langsamkeit des Eintreffens der Medaillen zu rügen, und ähnliche immer leidenschaftlich und nicht im mindesten mit buddhaistischem Quietismus vorgetragene Beschwerden. So gegenwärtig mir der Einfluß war, den eine Preisaufgabe auf Rousseau ausgeübt hatte[3], so konnte mir es doch als keine besonders spontane Entwicklung eines Denkers erscheinen, daß man sich zur Beantwortung von zufällig aufgestellten Fragen einer entlegenen Akademie entschloß. Außerdem wurde die allerdings imponierende Selbstgenüge des Mannes fast erdrückt durch die Fülle von Anekdoten, die über seine Wunderlichkeit, ja über die Herzlosigkeit, daß er mit seiner eigenen Mutter im Prozesse lebte, umliefen. Bei alledem glaube ich mir das Zeugnis geben zu dürfen, daß ich der erste gewesen bin, der nach dem Erscheinen seiner überraschenden „Parerga und Paralipomena“[4] das größere Publikum auf ihn aufmerksam machte. Es geschah in einem Artikel in meinen weitverbreiteten „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, Jahrgang 1852[5]. Für mein Teil selbst überrascht von dem, was mir da gleichsam unter der Erde verborgen gelegen hatte, nannte ich ihn einen „Selbstdenker“ und wies auf sein Buch als auf eine Fundgrube anregender Gedanken hin.

---

[1] Freinsheim, der Stiefvater Amaliens, der ersten Gattin Gutzkows. — [2] Im Nebenpreis; als zweiter. — [3] Rousseaus „Discours sur les sciences et les arts“ wurde 1750 von der Akademie in Dijon preisgekrönt. — [4] Erschienen in Berlin 1851. — [5] Vgl. „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, Jahrg. 1853 (sie begannen erst 1853), Nr. 5.

Im Gebiet der eigenen literarischen Tätigkeit suchte ich in meinem „Literaturblatt“[1] ästhetische alte und neue Gesichtspunkte festzuhalten. Bei Menzel war ich nur an Bücher gebunden gewesen, deren Wert im allgemeinen zu taxieren war. Jetzt war Raum gegeben zu Prinzipienfragen, wo denn die Ausdrücke: „neue Zeit“, „junge Literatur“ oft genug wiederkehrten. Die damals erschienenen Gespräche Goethes mit Eckermann[2] gaben Anlaß, schon eine Trennung von den Lyrikern, diesen mattherzigen Fortsetzern alter Töne, ja sogar auf Kosten Uhlands, auszusprechen. Letzterer hatte eben ein Gedicht veröffentlicht, in welchem ihn seine Verehrung vor Goethe so weit fortriß, daß er sagte: „Als ich auf der Plattform des Straßburger Münsters den Namen Goethe eingeschrieben fand, schien mir der majestätische Bau in seinen Grundfesten zu zittern[3]!“ Dieser etwas übertriebene Ausdruck einer Freude, die der Dichter von sich selbst auf den toten Stein übertragen wissen wollte, stand in traurigem Gegensatz zu dem Ton der Geringschätzung, in welchem sich Goethe über Uhland und, wie es schien, die schwäbischen Sänger überhaupt aussprach. Goethe anerkannte die Balladen, Früchte der Uhlandschen mittelalterlichen Studien, erklärte aber den übrigen Inhalt der Uhlandschen Poesie für in solchem Grade dürftig, daß er sie bald aus der Hand gelegt hätte[4]. Schlimmeres noch brachte bald darauf der Zeltersche Briefwechsel[5]. „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zu: Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir dieser Tage zugeschickt, ich las hier und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zumut, und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimierenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dediziert, und aus der Region, worin dieser waltet, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingen-

[1] Vgl. S. 151 dieses Bandes, Z. 18ff. — [2] Erschienen erst Leipzig 1836, als das „Literaturblatt“ bereits eingegangen war. — [3] Gemeint ist wohl das Uhlandsche Gedicht „Münstersage“. — [4] Vgl. Eckermann, „Gespräche mit Goethe“ unterm 21. Oktober 1823. — [5] Der Zeltersche Briefwechsel erschien 1833f., also vor Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ (1836).

des hervorgehen. So will ich auch diese Produktion nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es, wie sich diese Herrlein einen gewissen sittig-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellenbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß. Ich leg' es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe[1]." Prüft man diese Äußerung, die zunächst die Auslassung des grämlichen Alters gewesen zu sein scheint, genauer, vergleicht man mit ihr die Richtung, welche die deutsche Literatur und der Geschmack seitdem überhaupt genommen haben, so ergreift uns Staunen über die Schärfe des Blicks und eine wahre Freude über die Standhaftigkeit, mit welcher der greise Dichter die Freiheit der individuellen Entwicklung, diesen hohen Reiz der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, festgehalten hat und das Traditionelle, das geschäftige Handhaben von Sittlichkeit, Religion, absolutem Poetischseinwollen für etwas ihm Odiöses und zum Übelwerden Reizendes bezeichnet. Hätte der große Dichter die Zeit bis in unsere Tage erlebt! Wie würde er urteilen, wenn er den Dunstkreis hätte übersehen müssen, der gegenwärtig unseren Parnaß umgibt, den Nebelring von koketter Phraseologie, von Verlogenheit im Aufputzen von Zuständen, die so nicht sind, so nicht sein können, wie sie mit Zuversicht geschildert werden, von ewiger Anbuhlerei der holden Frauen, Beschmeichelung derselben mit Eigenschaften, die unter Tausenden einmal eine besitzt! Dieser Dunstkreis beherrscht die Schule, die Lehrbücher, die Kritik, die gesamte Lesewelt. Nur der „sittig-religiös-poetische Bettlermantel" trägt den Preis davon.

Damals, wo noch zuweilen die humoristische Laune eines Tieck waltete, konnte keine Ahnung davon sein, daß sich teils aus der schwäbischen Lyrik, teils aus der Nachahmung Heinrich Heines eine Welt- und Lebensanschauungsweise entwickeln würde, die uns, in Verbindung mit den Liederkomponisten Mendelssohn und Schumann, geradezu alles Leben auf dem Parnaß in ein Maskenfest mit falschen bunten Kleidern verwandeln

[1] Vgl. den „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter", herausgegeben von Riemer, Bd. 4, S. 305 f. (Berlin 1833—34, 6 Bde.).

sollte. Die Mädchen wurden von da ab Blumen, die Gefühle Lerchentriller. Die Verhimmelung, der Sonntagsstaat, der allein angezogene, es war eine Richtung, gegen die ich mich in einem Aufsatz „Goethe, Uhland und Prometheus“ aussprach[1]. Zwar nahm ich den gefeierten Sänger gegen Goethe in Schutz, suchte sowohl die zarten Blätter und Staubfäden seiner lyrischen Gedichte zu analysieren, als ich auch dem Sänger unserer patriotischen Stimmungen die Huldigung widmen zu müssen glaubte: von diesen sagte ich, daß sie Goethe nicht zu fassen vermochte; aber dem Anhang der immer mehr sich vergrößernden Schar, die von Gustav Schwab auf den Parnaß geführt wurde, rief ich zu: „Wo ist bei euch Prometheus? Wo ist der Gott, der euch zu Boden wirft, daß ihr Tränen der Verzweiflung weint? Goethe hatte, wie Äschylus sagt, Menschengeschick bezwungen. Aber ihr? Dem Bettler habt ihr seine Lumpen gestohlen, eueren Glauben dem Taufschein, euere Sitten der Gewöhnung, euere Grundsätze dem Herkommen, euere eigene Poesie der Poesie der andern. Was habt ihr? Abendsonnenspaziergänge, Stimmungen, Sommerfäden! Wo ist euer Ringen zum Neuen?“

Ein lyrischer Dilettantismus ohnegleichen brach an. Ich nannte eine ganze Schar, die sich um E. Ferrand[2] in Berlin gruppierte, „die pommersche Dichterschule“. Schlesien, Sachsen, Thüringen, der Rhein und vor allen Schwaben lieferten ihre Kontingente. Die Salonmusik hatte vollauf zu tun, all diese Tränen, diese Gelbveiglein, diese Nachtigallen und Rosen zur Unterlage männlicher und weiblicher Eitelkeit, die sich beim Singen entfaltete, zu erheben. Noch jetzt regiert ja die Naivität, die sich im Salon an den Flügel setzen und den Hörern zum hundertsten Male: „Du meine Seele, du mein Herz“ zumuten kann —! Nur nach Süßlichem, Gemachtem lechzt alles. Die weibliche Aristokratie in erster Reihe, sie, die allem Gedankenmäßigen, Modernen, Freisinnigen aus dem Wege geht.

---

[1] Vgl. das „Literaturblatt“ zum „Phönix“, Jahrg. 1835, Nr. 5. — [2] Eduard Ferrand, eigentlich Eduard Schulz (1813—42), Schriftsteller, war einer der Mitgründer des „Vereins jüngerer Berliner Dichter“. Vgl. das „Literaturblatt“ zum „Phönix“, Jahrg. 1835, Nr. 13 und 30.

Ich schrieb im „Literaturblatt“ über die Freiheitsregungen. Diese gingen mir nicht hoch genug. In Berlin waren sie mit Elementen verbunden (Hegels Geist lebte noch), die gefährlich werden konnten. In „Eduard Gans und die Doktrinäre“ ließ ich dem liebenswürdigen Professor der Rechte bei Gelegenheit eines von ihm herausgegebenen Buches alle Anerkennung widerfahren, schilderte aber die Doktrin im Verhältnis zu einer gesunden, natürlichen Freiheitsliebe: „Da ist der Doktrinär! Ein respektabler Mann, der sich vornimmt, sich im ersten Jahre seiner ausreichenden Einnahmen jedenfalls ein Pferd zu kaufen, im zweiten ein Haus, im dritten zu heiraten. Er hat schon vor mehren Türen angeklopft, Palasttüren, Kirchtüren, und wurde abgewiesen, weil er allerdings einige Eigenschaften besitzt, die ihn beim Despotismus und der Orthodoxie nicht empfehlen können. Die Doktrin ist stolz; es ist ihr weder um den Thron noch den Altar noch um die Freiheit zu tun. Aber die Freiheit soll um dessentwillen, der um sie minnt, da sein. Doch dieser Liebhaber beginnt von seinem jüngsten Kompendium, zitiert den siebenten Paragraphen im achten Kapitel seines ersten Hauptstücks über die kryptogamischen Pflanzen und gesteht ein, daß man diesen Paragraphen ohne — Konzessionen an die Freiheit nicht beweisen könne. Die Freiheit ist dem Doktrinär etwas Gelegentliches, ein Heischesatz[1]!“ Diese vornehmtuende Richtung, über Politik zu sprechen, ging vornehmlich von Dahlmann[2] aus, wurde kurz vor und nach dem Jahre 1848 von Gervinus und dem Anhange der „Deutschen Zeitung“[3] weiter gepflegt und dann als Gothaismus[4] in Szene gesetzt. Sie bildet leider noch jetzt den — *engeren* Ausschuß des Nationalliberalismus.

---

[1] Vgl. das „Literaturblatt“ zum „Phönix“, Jahrg. 1835, Nr. 6. — [2] *Friedrich Christoph Dahlmann* (1785–1860), Geschichtschreiber und Staatsmann, der als Universitätslehrer in Kiel, Göttingen und besonders in Bonn nachhaltigen Einfluß auf die politische Erziehung der Gebildeten übte. Seine Reden wie seine Artikel vor 1848 erregten durch ihren rücksichtslosen Freimut oft Anstoß. — [3] Die „Deutsche Zeitung“ wurde 1847 von Gervinus in Verbindung mit dem Historiker Ludwig Häusser und dem badischen Staatsmann Karl Mathy begründet und gewann großes Ansehen. — [4] *Gothaer* hießen die Abgeordneten der erbkaiserlichen Partei der Nationalversammlung, die nach dem Scheitern der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung 26.—28. Juni 1849 in Gotha zusammenkamen, um das preußische Unionsprojekt vom Mai 1849 zu unterstützen. J. Grimm, Dahlmann, Gervinus und andere waren die hervorragendsten Vertreter dieser durch geistige Bedeutung ihrer Mitglieder ausgezeichneten Partei.

Der Lieschingsche Verlag in Stuttgart hatte sich eröffnet. Die erste Gabe, die geboten wurde, war eine Schrift von Wolfgang Menzel: „Geist der Geschichte“[1]. Sie wurde von mir ohne Gehässigkeit, aber mit Protest gegen einen allgemeinen Weltbrand und eine gegenseitige Menschenmordung, womit die Geschichte nach Menzels Anschauung endigen sollte, angezeigt[2]. Noch blieb die mir für diesen Tadel in Aussicht gestellte Strafe zurück. In sorgloser Freude am Arbeiten vollendete ich „Nero“, begann auch „Seraphine“[3], und schrieb für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ eine Reihe von Charakterbildern: „Öffentliche Charaktere“[4], deren Erfolg (denn diesen hatten sie, wie ich durch die Redaktion erfuhr, selbst bei Metternich) durch meine Vorrede zu Schleiermachers Briefen über Friedrich Schlegels „Lucinde“ wieder verdorben wurde[5]. Die für die Literargeschichte so wichtige Periode im Leben Schleiermachers, wo der Freund der Henriette Herz[6] jene Briefe schrieb, wurde von den meistenteils nur theologisch gehaltenen Nekrologen übergangen. Da ließ ich jene Briefe in Hamburg drucken und versah sie mit einer Vorrede, die ein Verbot der kleinen Schrift zur Folge hatte. Man schrieb mir aus Berlin, nun sei ich ja Atheist geworden. Charlotte Birch, die noch immer in Norddeutschland verweilte und wieder in Berlin gastierte, machte mir, ohne jene Briefe gelesen zu haben, so heftige Vorwürfe, daß mich der Ton derselben verdroß und meinerseits eine Replik veranlaßte, die eine längere Unterbrechung unserer Freundschaft zur Folge hatte.

Ehe die schlimmen Tage des Jahres 1835 hereinbrachen, die mir von mancher Seite vorausgesagt wurden, hatte ich einen Frühling und Sommer voll Genuß und Anregung. Hingerissen von einem Naturleben, das der Sohn der staubigen Spreestadt in seiner Jugend hatte entbehren müssen, wohnte ich fast zu gleicher Zeit in Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden; wenigstens dehnte ich die Ausflüge an den Rhein, den

---

[1] Stuttgart 1835. — [2] Vgl. das „Literaturblatt“ zum „Phönix“ vom 11. und 18. März 1835. — [3] Erschien erst 1837. — [4] Eine Auswahl daraus vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 91 ff. — [5] Erschien Anfang 1835 in Hamburg bei Hoffmann und Campe; vgl. auch S. 175 dieses Bandes, Anm. 3. — [6] Vgl. S. 90 dieses Bandes, Anm. 6.

Neckar, die bescheidene kleine „Oos" immer zu Aufenthalten von Wochen aus. In Baden-Baden traf ich Stuttgarter Bekannte, auch Lewald[1] wieder, diesen immer nur erfüllt von literarischen Projekten. Über die württembergische Hauptstadt war ein buchhändlerisches Spekulationsfieber gekommen. Ein Gürtlermeister Schweizerbart[2] wurde Verleger; Karl Hallberger[3] gehörte ebenfalls einem Industriezweige an, als er Fürst Pückler und Spindler zu verlegen anfing; ein Hauptmann Schraißhuon[4] sollte in den nächsten Jahren mit Lewald die „Europa" begründen[5]. Das Menschengewühl in Baden-Baden kam noch nicht dem jetzigen gleich; aber Anregungen zur Beobachtung gab es ringsum. „Das da ist der Mörder Kaspar Hausers[6]!" sagte mir Lewald und zeigte auf einen älteren, mageren (nicht etwa herkulischen, wie neulich eine Berliner Zeitung schilderte), zugeknöpften Herrn, der in der Tat mit dem Eindruck, als wüßte er, daß ihm die Isolierung zieme und daß alle Welt mit Fingern auf ihn wiese, an einem der Tische vor dem Kurhause allein saß, der badische pensionierte Major Hennenhofer[6]. Eine auffallende Erscheinung war die Gattin Karl Spindlers. Die kleine, dicke, rotwangige Frau lebte von ihrem Manne getrennt und verfolgte die Bahn der Emanzipation, ohne daß man hätte sagen können, das Rauchen von Zigarren, das sie am Kurhause offen zur Schau trug, hätte ihr besonders anziehend gestanden. Eine andere Emanzipierte jener Tage, die „Dichterin" Helmina von Chézy[7], eine Enkelin der

[1] Vgl. S. 110 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Die Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart wurde 1826 gegründet. — [3] Karl Hallberger (1824 bis 1890) war seit 1855 Teilhaber an der Verlagsfirma seines älteren Bruders Eduard. Karl Spindler starb jedoch 1855; seine Werke erschienen im Verlage des alten Hallberger, Louis Friedrich Wilhelm Hallberger (1796—1879), der die Firma gegründet hat. — [4] Karl Schraißhuon, geb. 1805, war württembergischer Offizier. — [5] 1834. — [6] Kaspar Hauser (1812—33), ein vielgenannter Findling mit geheimnisvoller, auch heute noch unaufgeklärter Lebensgeschichte, starb 1833 an einer Wunde, die er sich wahrscheinlich selbst beigebracht hatte, um das erkaltete Interesse an seiner Person wieder aufzufrischen. Seine Ermordung durch einen Unbekannten ist ebenso unhaltbar wie die Legende, daß Hauser eigentlich der badische Thronfolger gewesen sei. Sebastian Keiler („Kaspar Hauser, der Thronerbe Badens", Paris 1840) verbreitete diese Kombination und zieh den badischen Major Hennenhofer (1793—1850) der Mitschuld, die durch seine (gefälschten!) Briefe und Memoiren bewiesen werde. — [7] Helmina von Chézy (1783—1856), geborene von Klencke, deutsche Dichterin, widmete sich 1810, nach zwei unglücklich verlaufenen Ehen, literarischen Arbeiten. Sie verfaßte unter anderm den verworrenen,

talentbegabteren Karschin[1], Witwe eines französischen Gelehrten, hatte in Baden einen Sohn aufhältlich, mit dem sie ebenso in Hader lebte wie Schopenhauer mit seiner Mutter. Wilhelm von Chézy[2] war der dritte in dem Bunde Duller und Schwind. Alle drei waren engbefreundet. Sie hatten sich in jene Romantik vertieft, die etwa die Welt des alten Dürerschen Holzschnitts oder der Totentänze bezeichnet. In Düsseldorf und München hatten die Maler diese Sphäre bereits erweitert bis zur Auffassung jedes Lebensverhältnisses unter den Bedingungen des Mittelalters. Chézy besaß zu wenig Talent, um dem Griffel seines Freundes Schwind folgen zu können. Wie dann beide ganz der ultrakonservativen Partei angehörten, so hat auch Wilhelm von Chézy sein Ende im Redaktionsbureau eines Wiener ultramontanen Blattes gefunden[3]. Baron von Niembsch (Nikolaus Lenau) war aus der neuen Welt zurückgekehrt[4] und von Stuttgart aus zuweilen Gast in Baden-Baden. Meist verhielt er sich in jener zerstreuten Passivität, die allen grübelnden Lyrikern eigen zu sein scheint. Seine Schweigsamkeit war mit einem sich immer gleichbleibenden Blick des Wohlwollens verbunden.

Eine sprudelnde Redelust offenbarte dagegen eine andere neue Bekanntschaft, ein Rabbinatskandidat, dem ich am rauschenden Neckar, unter dem alten Efeu der Schloßruinen Heidelbergs, zum ersten Male begegnete[5], ein kleiner, untersetzter, breitschultriger Mann mit funkelnden Augen und dunkelbraunem, lockigen, fast die Schulter überwallenden Haar, Berthold Auerbach[6]. Schon damals trug er eine kleine literarische Gloriole, wenn auch nur von mattem Glanz; die ebenerwähnte Stuttgarter Industrie hatte ihn zu einem Biographen und Epitomator

---

schwächlich romantischen Text zu Webers „Euryanthe“ (Wien 1824). Äußerlich schloß sie sich der romantischen Schule an. — [1] Anna Luise Karsch, genannt „Die Karschin“ (1722—91), Dichterin, diente in ihrer Jugend als Hirtin. Nach zwei unglücklichen Ehen mit einem Tuchweber Hirsekorn und einem Schneider Karsch brachte sie Baron von Kattowitz 1861 nach Berlin, wo sie auf Empfehlung von Sulzer und Rammler bei Hof eingeführt und vom König unterstützt wurde. — [2] Wilhelm von Chézy (1806—65), Sohn der Helmina von Chézy, machte sich als Schriftsteller mehrfach bekannt. — [3] „Katholische Literaturzeitung.“ — [4] Im Juni 1833. Vgl. S. 81 dieses Bandes, Anm. 2. — [5] Wahrscheinlich im Frühjahr 1835. — [6] Vgl. S. 86 dieses Bandes, Anm. 1.

der Werke Friedrichs des Großen gemacht[1]. Eine unschöne Anagraphierung seines Namens als Verfasser der in Heften erscheinenden Kompilation hatte ihn „Chauber" genannt. In jedem Worte, das der damals schon dreiundzwanzigjährige Heidelberger Student in dem mir fast wie heimatlich gewordenen schwäbischen Dialekt sprach, lag jene „Werdelust", die bei den jungen Köpfen zur Signatur der Zeit gehörte. Daß die Weise Spinozas, dessen Studium den von einem Amt in der Synagoge damals wohl schon Abgekommenen fesselte, jene Weise, Stimmungen und Gefühle auf Selbsttäuschungen zurückzuführen, diese mathematisch zu zergliedern und, nach Goethes Wort, unsere Freuden bald grau, bald grün erscheinen zu lassen[2], auch seinen Schüler schon zum Skeptiker gemacht hätte, dem war vorgebeugt durch die Frische des Naturells und die in ihm gärende Fülle von Jean-Paulismus und burschenschaftlicher Idealität. Der engere Anschluß erschwerte sich. Weniger durch Verschiedenheit der Prinzipien als durch übergroße Spontaneität der neuen Bekanntschaft. Diese konnte sogar den Trieb nicht unterdrücken, dasjenige, was jedermann wußte oder jemand eben erst gesagt hatte, immer noch einmal zu sagen, nur „in seiner Weise". Ich erzählte Anekdoten; die Ungeduld konnte nicht die Zeit erwarten, Parallelen daraufzusetzen. Wohltuend war die Ruhe, Tiefe und Gediegenheit, die ich bei einem jungen Heidelberger Dozenten der Philosophie, Karl Fortlage[3], antraf. Der auch als Stilist ausgezeichnete junge Gelehrte lebte einer wunderlichen Heidelberger Professorfamilie Hanno vorzugsweise nahe und freundschaftlich verbunden.

Die langsame Art, wie man sich damals von Ort zu Ort bewegte, erleichterte die innere Einkehr, den Überblick alles Wollens und Wirkens. Unter den Blütenbäumen der Bergstraße, an der kühlen Schlucht des Wolfsbrunnens träumte ich oft der Ausdehnung eines Begriffes nach, den Heinrich Heine

[1] **Berthold Auerbach** gab unter dem Pseudonym Theodor Chauber eine Auswahl aus den Werken Friedrichs des Großen heraus: „Friedrich der Große, König von Preußen. Seine sämtlichen Werke in einer Auswahl des Geistvollsten für Leser aller Stände bearbeitet von Chauber" (Stuttgart 1835 f.). — [2] „Faust." Erster Teil, Studierzimmer, V. 2038 u. 2039. — [3] **Karl Fortlage** (1806—81), Philosoph, habilitierte sich 1829 in Heidelberg.

von Frankreich herüber in die Literatur der Deutschen geschleudert hatte, dem Wort von der „Emanzipation des Fleisches". Woher hatte man die Berechtigung genommen, sich unter diesem Begriff nur die Entfesselung der Leidenschaften, die Zerstörung der Sitte vorzustellen? Auf dem theologischen Gebiete ist das „Fleisch" ein gangbarer Begriff; die katholische Welt hört ihn alle Tage, wenn sie die Messe besucht. „Aus dem Fleische geboren!" „Das Wort ward Fleisch!" Das Fleisch ist der Naturmensch, der durch Christus noch nicht Wiedergekaufte. Vom Streit zwischen Fleisch und Geist sprachen die Apostel; sie verstehen unter dem letztern den Stand der Gnade. Was konnte da die „Emanzipation des Fleisches", von welcher in der unsinnigsten Weise von damaligen Anklägern und noch immer in den Lehrbüchern der Literaturgeschichte, wie diese nach Vorschrift der preußischen Schulregulative geschrieben werden müssen, gefabelt wird, anders verstanden sein als die Wiedereinsetzung des **Natürlichen**! Aber die Gesetze der Natur zum Maßstab unserer Lebensverhältnisse zu machen, war und ist ja die Losung der Zeit. Mir erstreckte sich jener Ausdruck auf alle Gebiete. Auch auf das des Staates, wo eben das Natürliche die Anmaßung der Tradition bekämpft. Lehrte die Rückkehr zur Natur nicht in der Philosophie schon im vorigen Jahrhundert die Wiederanknüpfung der Begriffe an die Erkenntnisfähigkeit des Menschen? Hatte sie nicht in der Kunst ein größeres Wohlgefallen am Reiz der menschlichen Erscheinung und in Düsseldorf sogar solche Maler zu Anhängern der Emanzipation des Fleisches gemacht, die sich bei vorkommender Gelegenheit zu den korrektesten Christen zählten? So konnte auch in der Literatur die Emanzipation des Fleisches nur die Erlösung des Natürlichen von Bann und Interdikt heißen. War von diesem Gesichtspunkte aus nicht selbst noch an unseren Klassikern vieles zu verteidigen und gegen eingerissene Verketzerung zu schützen? Mir wenigstens spann sich die Gedankenreihe, welche durch jenen Begriff angeregt wurde, in Gebiete eines dunkeln Tastens und in Gegenden hinein, wo uns Irrlichter täuschen konnten lediglich nur durch einen Hinblick auf die Gesetzgebungen etwa über uneheliche Geburt, Gebiete, die in neuester Zeit Schopenhauer und E. v. Hart-

mann harmlos betreten haben. Man verschrie mich als „Gegner der Ehe", während mein Vorsatz reifte, die Fäden, die mich bisher an Berlin gefesselt hielten, endlich zu durchschneiden und meine Sehnsucht nach Haus und Herd und dem Gefolge der Tugenden, die unter dem Dach des Hauses wohnen sollen, durch eine Verbindung mit einem sittigen Mädchen zu befriedigen[1].

Die regelmäßigen Angriffe auf alles, was von mir ausging, kamen teils von einem elenden Subjekte in Frankfurt am Main, namens Schuster, der einer der ersten jener Pest von Autoren gewesen ist, die in den größern Städten Deutschlands allmählich die „Revolver-Presse" (La bourse ou la vie!) geschaffen haben, teils von einem dilettierenden, erst in seinem Alter verständiger gewordenen Darmstädter Advokaten Justizrat Buchner[2], dem sich ein vielschreibender J. W. Carové[3] anschloß. Letzterer schrieb für die Aufklärung und gegen die katholische Kirche, von welcher er sich losgesagt hatte; doch trieb er Mystik und Magnetismus und ergoß zugleich über alles, was ihm unter die Hand geriet, ein Räsonnement voll Langerweile. Der Romanschriftsteller Georg Döring[4] hatte eine Frau, die ohne die magnetisierende Handauflegung dieses Carové nicht existieren zu können behauptete. Der Rückschlag meiner geringen Teilnahme für die Werke Georg Dörings machte sich durch den elektrischen Strom in Form von giftigen Korrespondenzen gegen und von Notizen über mich da und dort erkennbar. Noch verdrießlicher für mich sah es in Berlin und Leipzig aus. Den rührigen Laube hatte die Politik jener Tage nachträglich für seine erst jetzt konstatierte Teilnahme am Burschenschaftswesen gefänglich eingezogen[5]. Wohl mehr seine eigne Persönlichkeit als die Verwendung seiner Protektoren Varnhagen und des Fürsten Pückler hatte es durchgesetzt, daß ihm eine Internierung in dem lausitzischen Städtchen Muskau als Haft angerechnet wurde. Seine „Zeitung für die elegante Welt" war in die Hände des Dr. Kühne geraten[6],

[1] Amalie Klönne, seine erste Frau, mit der er sich am 18. Juli 1836 vermählte. — [2] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 11. — [3] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 10. — [4] Vgl. S. 113 dieses Bandes, Anm. 4. — [5] Am 26. Juli 1834. Die Internierung in Muskau dauerte von Juli 1837 bis Anfang 1839. — [6] Kühne redigierte die „Zeitung für die elegante Welt" 1835—42.

der ein wüstes Buch: „Die Quarantäne im Irrenhause"[1] hatte drucken lassen. Dieser, mit Theodor Mundt befreundet, der jetzt plötzlich vor und nach dem Tode der Charlotte Stieglitz in „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen" wie nach einer unterirdisch aufgespielten Blocksbergmusik den modernen Ideen-Cancan mitzutanzen begann, ließ sich nicht einmal durch die Freundlichkeit, wie ich selbst in meinem „Literaturblatt" jene beiden Bücher beurteilt hatte[2], bestimmen, die den deutschen Schriftstellern allgemein fehlende Solidarität, das Gefühl des Vereintwirkens, walten zu lassen, sondern verurteilte meinen „Nero" als „Nero der Kettenhund"[3]. Wo in diesem Witz das tertium comparationis zwischen meiner Dichtung und der Arie Ännchens im „Freischütz" liegen sollte[4], war jedem vernünftigen Leser unerfindlich. Theodor Mundt und Kühne glaubten sich an den unruhigen Wühler Varnhagen von Ense und das Weimarsche Literatur-Erinnerungswesen zu sicher gelehnt, um der Schonung jedes andern Bandes überhoben zu sein. Varnhagens stündliches Hoffen, man würde ihn wieder in Aktivität setzen, d. h. irgendwo nach Metternichs Diktaten damalige preußische Politik vertreten lassen, gab ihm noch immer den Nimbus eines mächtigen Protektors. Bei jedem Ausgang unterstützte er diesen durch das Umbinden eines seiner Orden.

Noch war ein freundlicher Moment des Jahres, ehe dasselbe mit unglücklichen Katastrophen endigte, das Gastspiel Karl Seydelmanns in Frankfurt am Main. Man hat von einer „Epoche des Virtuosentums" in neuern Darstellungen der Geschichte der Schauspielkunst gesprochen[5]. Die Erscheinung, daß sich die Gastspiele einzelner Schauspieler mehrten, hing mit der Mehrung unserer Theater, mit der Erleichterung des Reisens zusammen. Zu allen Zeiten haben sich einzelne Mitglieder der deutschen Bühne auf längere oder kürzere Zeit von ihrem gewohnten Verbande getrennt und ihre besten Rollen auch anderswo als in ihrem gewohnten Wirkungskreise zur Geltung zu bringen gesucht. Daß darüber in neuerer Zeit die Schau-

---

[1] Leipzig 1835. — [2] Vgl. das „Literaturblatt" zum „Phönix" (Jahrg. 1835, Nr. 18) und den „Phönix" selbst, Nr. 192. — [3] Vgl. die „Zeitung für die elegante Welt", Jahrg. 1835, Nr. 195, S. 783. — [4] 3. Aufzug, 6. Auftritt. — [5] Vgl. S. 363 dieses Bandes, Anm. 2.

spielkunst selbst sich geändert haben soll, wird von Eduard Devrient[1] behauptet; indessen meine ich, daß sich in dieser Veränderung mehr Gewinn als Verlust ergeben hat. Seydelmann sagte mir schon in Stuttgart mit allerdings bedenklichem Ausdruck: „Spielen im Engagement ist die oft schläfrige Liebe im Ehebett; spielen in der Fremde ist eine Leidenschaft, die uns außerhalb desselben ergreifen kann.“ Übertrieben ist es, wenn man sagen wollte, dies Bastardtum der dramatischen Kunst hätte den regelmäßigen Gang derselben unterbrochen. Im Gegenteil, der Spruch Edmunds bei Shakespeare[2] paßt auch hier vollkommen. Nach bedeutenden Gastspielen konnte man immer die Spuren des hinterlassenen Eindrucks an den Leistungen der Truppe, die mitgewirkt hatte, beobachten. Ja auch an den Bühnen selbst, wo später Seydelmann[3], Emil Devrient[4], Dawison[5] gastierten, gab es Darsteller, denen nicht einfiel, sich darum, daß einer an einem solchen Abend Matador war, selbst in den Schatten gestellt zu finden, sondern die vielmehr die Gelegenheit wahrnahmen, mit desto angestrengterem Eifer einzustehen auch für den von ihnen gespielten Part. Dem alten Theater kam ja seine, wenn sie stattfand, größere Frische auch nur daher, daß es ein wanderndes war. Das Theater in Frankfurt am Main wurde damals im Auftrag eines Aktionärverbandes von einem angesehenen Kaufmann verwaltet. Der Mann gehörte jener Familie an, der zuliebe Goethe den Knappen seines Götz Leerse genannt hatte[6]. Erst später traten Unternehmer ein. Beide Verwaltungen kamen dem Bedürfnis des Publikums, ab und zu Neues zu sehen, und nicht immer dieselben Schauspieler, nicht immer dieselben Sänger zu hören, entgegen. Es ist töricht, zu glauben, daß der feste, nie durch Gäste gestörte Verband auf eine Reihe von Jahren zu den Bürgschaften vollkommner Lei-

[1] Eduard Devrient (1801—77), anfangs Sänger, dann Schauspieler, Regisseur und Direktor; von seinen schriftstellerischen Arbeiten nimmt die „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ (Leipzig 1848ff., 5 Bde.) den ersten Platz ein. — [2] Gedacht ist an „König Lear“, 1. Akt, 2. Szene. — [3] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 7. — [4] Emil Devrient (1805—72), berühmtestes Mitglied der weitverzweigten Schauspielerfamilie Devrient, war mit Gutzkow lange eng befreundet. — [5] Bogumil Dawison (1818—72), obgleich von Geburt Pole, gewann als deutscher Schauspieler 1847 in Hamburg und 1849 am Wiener Burgtheater große Anerkennung. — [6] Der damalige Direktor des Frankfurter Theaters hieß Leerse.

stungen gehört. Die Frankfurter Bühne behielt jahrelang einen Stamm tüchtiger Kräfte, die grade bei einem Gastspiele in die günstigste Stellung traten. Da fand jeder Gelegenheit, auch einmal ein volles, gespanntes, von den vielen nicht blasierten Theatergängern besuchtes Haus für sich einzunehmen. Ein „Clavigo", eine „Emilia Galotti" kamen durch die einheimischen Darsteller völlig anders heraus, wenn ein fremder Carlos oder Marinelli mitwirkte, als wenn die Vorstellung vor halb leeren Bänken im üblichen Abonnementstrott stattfand.

Seydelmann wollte von Frankfurt nach Berlin, wo sein Gastspiel auf den Gewinn eines Ersatzes für Ludwig Devrient[1] berechnet war. Den schweren Stand der Probe, die unter solchen Umständen vor den strengsten Maßstäben zu bestehen war, erkannte man schon aus seiner Reizbarkeit. „In seinem ganzen Wesen", schrieb ich früher in „Erinnerungen an Seydelmann"[2], „drückte sich die Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Besorgnis aus. Ging er doch einer Prüfung entgegen, die zu seinem Nachteil ausfallen konnte. Zwischendurch erhob ihn dann wieder sein Selbstbewußtsein zu einem fast zu gewagten Vertrauen, so daß man kaum wußte, sollte man ihm die Dinge, die seiner in Berlin harrten, als schwer oder leicht darstellen. Bald sah er mit nachdenklichem Ernst in die bunten Bläschen einer Tasse Schokolade bei einem Italiener am Liebfrauenberg und hörte aufmerksam auf alles, was ich ihm als in Berlin beachtenswert schilderte, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel des Signor Giorgi und war seines Sieges gewiß." Ich erschwerte ihm leider den letzten durch einen Toast, der sich bei einem ihm zu Ehren gegebenen Festmahl der ungeschickten Wendung bedient hatte: „Und so möge denn unser Gast, in der Neunzahl heiligen Namen, hingehen und sich die Kränze von den Gräbern Flecks[3], Ifflands und Devrients auf sein Haupt setzen!" Diese Wendung, die gleichsam die Ruhe der Berliner Kirchhöfe

[1] Ludwig Devrient, geb. 1784, der genialste der deutschen Schauspielerfamilie Devrient, wurde 1815 durch Ifflands Vermittelung nach Berlin gerufen und wirkte dort bis zu seinem Tode im Jahre 1832. — [2] Zuerst im „Telegraphen für Deutschland", Jahrg. 1843, Nr. 65 ff.; später wurde der Aufsatz in die „Öffentlichen Charaktere" aufgenommen. — [3] Johann Friedrich Fleck (1757—1801), Schauspieler und seit 1790 Regisseur am Nationaltheater in Berlin.

störte, wurde von niemand mehr, wie man zu sagen pflegt, aufgemutzt als vom Professor Gubitz[1], dem ständigen Referenten der „Vossischen Zeitung", der mir überhaupt zeitlebens für alles, was nur meinen Namen trug, ein höchst unfreundlicher, ja böser Beurteiler geblieben ist. Er war der Schwiegersohn des großen Schauspielers Fleck und ein intimer Freund Raupachs und später der Birch-Pfeiffer.

„Das Leben Jesu" von Strauß war erschienen[2]. Es erregte einen Sturm — der Entrüstung nicht nur in der theologischen, sondern in der ganzen gebildeten Welt. Und auch außerhalb Deutschlands. Die Stimmen, die für den jungen Tübinger Repetenten auftraten, waren zu zählen. Daß damals Strauß noch ein ausgesprochener Hegelianer war, schadete ihm. Aber das Buch wurde darum verschlungen und zum Sauerteig für Deutschlands geistige Gärungen. Der Mythus Christi, dargestellt aus orientalischen Parallelen und den messianischen Weissagungen der Juden überhaupt, machte eine Menge anderer Dinge in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Leben zu Mythen. Bei alledem war selbst der Vernunftglaube in betreff der Person Christi nicht gewonnen. Der Mythen-Christus verging in Nichts, in Nebel; es hätten nur einige Stellen bei Tacitus und Josephus zu fehlen brauchen, und selbst die Kreuzigung Christi würde nach dem damaligen Strauß ein mythisches Gebilde aus orientalischen Parallelen (etwa zum Tod des Prometheus, zum Opfer Abrahams) geworden sein. Das befriedigte nicht. Man hatte selbst in den aufgeklärtesten Kreisen das Bedürfnis eines historischen Christus, eines edlen, sittenreinen, begeisterten Menschen, eines Märtyrers, der auch dem Neologen interessant und ehrwürdig blieb. Diese Stimmung ließ mich auf die „Wolfenbüttler Fragmente"[3] zurückkommen.

Der Ursprung dieses von Lessing herausgegebenen Werks hat die Literarhistoriker vielfach beschäftigt. Ja, ich erinnere mich, daß sogar einer der Kontroversisten einen großen Aufbau von

[1] Vgl. S. 27 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Tübingen 1835. — [3] Gemeint ist das von Lessing aus den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek in Wolfenbüttel 1774 herausgegebene berühmte Bruchstück: „Von Duldung der Deisten, Fragment eines Ungenannten"; 1777 und 1778 folgten weitere Fragmente.

Wahrscheinlichkeiten herausgegeben hat, um zu beweisen, daß der bekannte Reformator der Ackerbaumethoden, Albert Thaer[1], der eigentliche Verfasser gewesen sei. Es steht fest, Reimarus, der Hamburger berühmte Arzt, war der Autor[2]. Das weitläufige, etwas schwerfällig geschriebene Buch entzieht sich dem größern Publikum. Diesem es zugänglicher zu machen, seine Quintessenz zu geben, war die Absicht einiger Bogen, die ich ebenso herauszugeben gedachte, wie ich Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde" gleichsam gerettet hatte. Denn die Sammler seiner Werke hatten diese ausgeschlossen[3]. Der sonst so mutige Verleger[4] hatte aber diesmal Furcht, und zwar — vor den Hamburger Pastoren. Metternich, Kaiser Nikolaus, nichts war imstande, ihm Vorsicht anzuraten; Börne und Heine mochten bringen, was sie wollten, aber die Nachfolger Johann Melchior Goezes zu reizen, wagte er nicht. Als Besitzer eines ansehnlichen Buchgeschäftes wollte er im eignen Weichbild Ruhe haben. So erhielt ich diesen Auszug aus den „Wolfenbüttler Fragmenten" von ihm zurück. Es war in einem Augenblick, wo ich einem Vorfall träumerisch nachhing, der mir in einer Gesellschaft bei dem obengenannten Arzte Clemens begegnet war. Ein junges Mädchen, dessen heitre Laune, blühende Wangenfarbe mich schon öfters angezogen hatte, kam bei zufälliger Berührung der theologischen Streitigkeiten des Tages und der Christusfrage in eine Aufregung, die mich erschreckte. Mit beiden Händen abwehrend, die Augen weit aufgerissen, rief sie mir entgegen: „Davon reden Sie nicht! An all das nur zu denken, macht wahnsinnig!" Mich hatten diese Worte um so mehr erschüttert, als ich eine Neigung in mir fühlte, mich der jungen Dame zu nähern.

Dieser letztere Schritt wurde später auch getan und wieder

[1] Albrecht Daniel Thaer (1752—1828), seit 1810 Professor der Landwirtschaft an der Universität Berlin, galt eine Zeitlang als Verfasser von Lessings Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts" (Berlin 1780). — [2] Nicht der Arzt Reimarus, sondern sein Vater, der Popularphilosoph und Schulmann Hermann Samuel Reimarus (1694—1768), ist der Verfasser der „Fragmente". — [3] Schleiermachers „Sämtliche Werke" erschienen in drei Abteilungen von 1835—65. In der ersten Abteilung „Zur Theologie" war für die „Vertrauten Briefe" kein Platz, ebensowenig in der zweiten Abteilung „Predigten"; in der dritten Abteilung „Zur Philosophie", Bd. 1, S. 421 ff. (Berlin 1846), wurden die „Vertrauten Briefe über Schlegels ‚Lucinde'" abgedruckt. Was Gutzkow hier vorbringt, ist somit hinfällig. — [4] Campe.

zurückgetan. Nur jenes Wort verhallte nicht und gestaltete sich zu einer verhängnisvollen Einheit mit Campes Mutlosigkeit. Die Probe auf Zustände, in welche die Menschheit fallen würde, auch wenn sie aufhörte zu glauben, was im Katechismus steht, wurde mein ständiges Grübeln. In unsern Tagen ist dieser Gedanke den Autoren geläufig, und niemand nimmt an einer Diskussion über die Frage: „Brauchen wir überhaupt noch Religion?" besondern Anstoß. Damals war ich, der ich auch noch jetzt diese Frage eine mutwillige nenne, der Steinigung nahe.

Mein Mannheimer Freund, der junge neue Verleger[1], drängte um ein Buch, womit er debütieren konnte. In frühen sommerlichen Morgenstunden schrieb ich ihm eines. Um den Kern jenes Auszugs aus den „Wolfenbüttler Fragmenten" entstand „Wally, die Zweiflerin". Lebensfroh, poetisch gestimmt, wie wir beide waren, hatte ich auf seinen Wunsch sogar einen weiblichen Charakter hereingezogen, der vollständig, die Dame verherrlichend, nach dem Leben gezeichnet war[2].

Bis ein Buch gedruckt ist, versandt, angezeigt wird und die Spuren kommen, daß es gelesen wird, vergeht eine geraume Zeit. Sorglos wurde eine Fahrt mit dem Verleger in einen der Taleinschnitte des Odenwaldes gemacht, wo — erst das Papier zu dem verhängnisvollen Debüt bestellt werden mußte. Inzwischen wurde ein Bekehrungsversuch zu andern Lebensanschauungen, als die ich fortgesetzt, zugleich in meinem „Literaturblatt", vertrat, mit mir angeknüpft. Dieser sollte von dem Verfasser einer Korrespondenz in der „Allgemeinen Zeitung", die damals Aufsehen erregte, kommen. Das Zeichen „Halle", womit die Briefe versehen waren, ließ lange auf Heinrich Leo[3] schließen; denn dessen Hallersche Staatstheorie[4], die bei dem Geschichtsschreiber des jüdischen Staates nach einem freisinnigen Anfang immer mehr hervorgetreten war, wurde in diesen Berichten als Maßstab auf die schwebenden Tagesfragen angewendet und zuweilen mit Tatsachen vermischt, die nur aus einer offiziellen Quelle geflossen sein konnten. Es begannen in jenem Jahre

[1] Löwenthal. — [2] Delphine Ladenburg; vgl. auch Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 188, Z. 32 f., und die Anmerkung am Schlusse desselben Bandes. — [3] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 6. — [4] Vgl. S. 158 dieses Bandes, Anm. 2.

die nachträglichen Burschenschaftsabstrafungen. Das „Hotel Dambach", wie die Berliner Hausvogtei nach dem Untersuchungsrichter genannt wurde, wurde nicht leer. Auch hierauf fehlte es nicht an Anspielungen in den Briefen des Hallensers. Nur eine gewisse modern-belletristische Färbung im Stil lenkte von der Vermutung, Leo sei der Urheber, wieder ab. So war ich denn erstaunt, als sich eines Tages Joel Jacoby[1], mein alter mir von Berlin her befreundeter Königsberger, der immer noch nicht getauft war, als Verfasser enthüllte, mir eine Umkehr meiner Richtung aufs dringendste anriet, hohe Gönnerschaften in Aussicht stellte, die hinter seinem Rücken stünden. Alles das in eigner Person; denn er machte mir in Frankfurt seinen Besuch. Ich erstaunte über seine elegante Erscheinung. In seinem frühern Anzuge, als wir zusammen Hegels Enzyklopädie studierten, hatte er dem Diogenes in der Tonne geglichen. Eine abstruse, menschenscheue Art hatte er immer. Es wurde mir schwer, ihn mit einem Kreise von Gästen, die ich ihm zu Ehren einlud, wohltuend zu vermitteln. Wie ich gesinnt war und es bleiben wollte, zeigte eine Vorlesung, die ich den Gästen anzuhören zumutete. Am selben Tage hatte mir ein Flüchtling, ein Gießener Student, Georg Büchner, aus Straßburg ein Manuskript geschickt[2]. Es war jenes an witzigen Einfällen und charakteristisch wiedergegebenen Momenten der französischen Revolution beachtenswerte Drama: „Dantons Tod". Der gleichfalls anwesende Buchhändler J. D. Sauerländer erbot sich sofort, es zu verlegen, und schickte dem von allen Mitteln entblößten, von seinem Vater zur Strafe für seine politische Gesinnung sich selbst überlassenen jungen Mann, der später in Zürich ein vielversprechender Physiolog wurde und allzufrühe starb, hundert Gulden als Honorar. Jacoby reiste unverrichteter Sache nach der Schweiz. Er mußte ein Abgesandter des Kabinetts Rochow[3] gewesen sein. Denn als man kurz darauf den Studenten Lessing[4], einen Preußen, in einem Gehölz bei Zürich ermordet fand und

[1] Vgl. S. 65 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Vgl. S. 33 dieses Bandes, Anm. 8. — [3] Gustav Adolf Rochus von Rochow (1792—1847) wurde 1834 preußischer Minister des Innern, 1842 Mitglied des Staatsministeriums und des Staatsrates, 1843 dessen zweiter Präsident. — [4] Am 3. November 1835.

es allgemein hieß, es sei an ihm die Strafe des Verräters und Denunzianten vollzogen worden, brach Jacoby seine Reisepläne ab, verließ die Schweiz und hielt sich mehre Jahre lang vor der Öffentlichkeit ganz verborgen.

Meinen Freund Kottenkamp[1] zog ich auf seinen Wunsch von Stehely und den für andre geschriebenen Doktor-Dissertationen Berlins nach Frankfurt. Buchhändlerische Aufträge, die ich ihm verschaffte, fristeten seine Existenz, bis ihn in spätern Jahren die „Allgemeine Zeitung" in ihre Redaktion aufnahm. Ludolf Wienbarg kam von Bonn. Der Versuch einer Habilitation war ihm dort mißlungen. Unser Kreis vergrößerte sich. Ein Bremer Advokat, Eduard Beurmann[2], der eine Schauspielerin geheiratet hatte und dem Impulse ihres Künstlerdranges, der Bühne treu zu bleiben, nachgegeben, begründete sich in Frankfurt, wo ihn verwandtschaftliche Bande fesselten, eine literarische Existenz. Mit lebhafter Beteiligung schloß er sich dem „Phönix" und andern Zeitungen Frankfurts an. Wienbarg, von welchem der Ausdruck „das junge Deutschland" herrührte[3], suchte ein Assoziationswirken zu befördern. Der „Phönix" bot nicht Raum genug für so viel Federn. So wurde denn eine Wochenschrift geplant, die der Mannheimer Freund verlegen sollte, „Deutsche Revue". Wöchentlich drei Bogen in Großoktav, fast ganz nach dem Muster der „Revue des Deux Mondes". Mitarbeiter wurden unter den ersten Namen Deutschlands gesucht und gefunden. Fast alle sagten zu. Es war, als hätte ein solcher Vereinigungspunkt auch für die gelehrte Welt gefehlt. Die Wissenschaft fühlte den Trieb, auch einmal zu einem größern Publikum — jetzt sagt man: zum Volke — zu sprechen. Die Last der Organisation, das Entwerfen des Prospektus, die Beziehungen mit dem Verleger, alles das entfiel auf mich. War doch der Mitredakteur Wienbarg einer von den Geistern, die nach Steffens' Definition, dem Volk sei seine Arbeit Genuß und

[1] Vgl. S. 94 dieses Bandes, Z. 7ff. — [2] Eduard Beurmann (1804—83), erst Advokat, dann Schriftsteller, lebte in Kassel, Frankfurt und Berlin, war mit Börne, über den er eine Schrift (1837) veröffentlichte, und mit Gutzkow befreundet; jahrelang war er ein bezahlter Spion Metternichs. — [3] Gemeint sind Wienbargs „Ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet" (Hamburg 1834).

dem Adel sein Genuß Arbeit, zur höchsten Aristokratie gehörten. Es gefiel ihm baß in den Gemütlichkeitshallen Frankfurts, wo am Schoppentisch manche Freundschaft mit verwandten Seelen, z. B. dem Schauspieler Julius Weidner[1], geschlossen wurde. Sein Unvermögen, die Feder zum schnellen Ansatz zu bringen, ersah ich aus einem Blick in seine Papiere, die mir durchzusehen sein später hinterlassener Koffer zur Pflicht machte, als er sich ohne Abschied von Frankfurt empfohlen hatte. Ich fand dreißig saubre Briefbogen. Auf jedem derselben waren drei bis vier Zeilen des Anfangs einer Erklärung über die Bestrebungen der neuern Literatur versuchsweise niedergeschrieben. Immer wieder war die Wendung, die er suchte, nicht getroffen. Immer sollte ein neuer Briefbogen den Schwung bringen, der sich denn auch endlich auf dem 31sten Bogen eingefunden haben mußte; denn nach langem Drängen um diese Erklärung von meiner Seite kam sie endlich zustande. Eingeräumt muß werden, daß der „nordische Recke“ im Fluß des Redestroms, im Rhythmus des Stils, in der Beherrschung der Gedankenfolge in seinen Arbeiten uns allen, Laube und Mundt nicht ausgenommen, schon durch sein Alter zuvor war. Er zählte damals 33 Jahre.

In dem von mir allein, dem 24jährigen, verfaßten Aufrufe zur Teilnahme an dieser Wochenschrift sagte ich über die Kreise, die wir gewinnen wollten: „Die Wissenschaft sehnt sich aus ihren dumpfen Sälen hinaus in die freie Natur; der Vogel Minervens ist nicht mehr die Eule, welche das Licht scheut, sondern der Adler, der mit offnem Auge in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde zaudern, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poesie auch für sich eine Frühlingsrose zu wählen und sie an den Talar seiner Inauguration zu stecken! Wer würde seinen toten Abstraktionen nicht gern einmal jene blendenden Gewänder anziehen, welche ihnen die Dichtkunst aus tönenden Worten und lachenden Gleichnissen webt! Die ‚Deutsche Revue‘ entsteht in einem Augenblicke, wo wir auf

[1] Julius Weidner wirkte meist am Theater in Frankfurt a. M.; er starb hochbetagt; sonst weiß man nichts von seinem Leben.

dem Antlitz der Göttin unseres Vaterlandes eine drohende und wehmütige Falte entdecken; in einem Augenblick, wo wir den Vorwurf und den Schmerz empfanden, daß so zahlreiche Kräfte, statt einen gemeinsamen Tempel des Nationalstolzes zu bauen, sich in isolierten Zwecken zersplittern. Wir lassen unsern Aufruf ergehen sowohl an den Katheder wie an die Dachstube, vor allen an die, welche lieben, im Angesicht des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes zu dichten und zu denken. Auch nicht bloß an Renommeen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die zahlreichen Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich nach einer Bühne für die Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gehemmten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der ‚Deutschen Revue' so willkommen sein als ihr Eintritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen . . . Was somit die ‚Deutsche Revue' bringen wird, soll sein: Poesie in allen ihren Offenbarungen, Spekulation aus allen Fakultäten; Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der Literatur; Korrespondenz aus allen Ecken und Enden des Vaterlandes, wo etwas geschieht, das würdig ist, gewußt, verstanden, belobt, widerraten oder nachgeahmt zu werden. In jeder Woche ein Heft, jedes Heft von drei Bogen, wird die ‚Deutsche Revue' den Charakter als Journal und Buch vereinigen und sowohl das Stockende der Monatsschriften wie das Verschlissene der Tagesblätter vermeiden. Im gehaltenen Strome ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich hier einigermaßen würdig gesammelt und abgespiegelt wiederfinden."

Daß auf eine solche Ankündigung die Zusage von mehr als fünfzig der damaligen ersten Autoritäten, August Boeckh an der Spitze („ich freue mich", schrieb mir der würdige Altertumsforscher, wennschon mit ironischer Wendung, „daß Sie sich in Dingen auszeichnen, die Sie nicht von mir gelernt haben"), von Namen kam, die vom Verleger bei gelegentlichen Voranzeigen genannt zu werden anfingen, worüber die Leipziger Zeitschrif-

ten, vor allen auch die Cottaschen[1], in Aufregung gerieten, liegt auf der Hand. Fern sei es jedoch von mir, zu behaupten, daß die J. G. Cottasche Verlagshandlung, obschon derselben der Rückgang des „Morgenblattes" schon damals empfindlich zu werden anfing, irgendwie an dem heftigen Angriff, den wir von dem nun pro domo kämpfenden Menzel erfuhren, beteiligt war. Stand ich doch zu ihr durch meine „Öffentlichen Charaktere", die in der „Allgemeinen Zeitung" die Teilnahme des Publikums und sogar Metternichs gefunden hatten, in gutem Einvernehmen. Der ehrliche, ruhige Hermann Hauff[2], der Redakteur des Hauptblattes, war aus seinem gewohnten Gleichmut nicht herauszubringen. Nein, nur die Gustav Schwab und Gustav Pfizer, sie, die ihre Weise, die Traditionen der Literatur fortzuführen, für die allein maßgebende hielten, im Bunde mit ihnen das „Literaturblatt" Menzels, das sich schon durch die literarischen Bulletins der „Zeitung für die elegante Welt" für gefährdet gehalten hatte, regten einen Sturm gegen das neue Unternehmen auf. Den neuen Verleger Liesching verdroß nicht minder die neue unternehmende Firma meines Freundes. Wie würde er sonst in Person die Feder ergriffen und eine Broschüre gegen die „junge Literatur" geschleudert haben[3]! Den entscheidenden Schlag führte Menzel durch eine Kritik meiner „Wally", die inzwischen erschienen und verbreitet war[4]. Er forderte die Regierungen gradezu auf, hier ein Einsehen zu haben und mit Gewaltmaßregeln gegen die Neuerer einzuschreiten. Jener Roman, der sich der endlich errungenen Freiheit bedient hatte, daß Bücher über zwanzig Bogen der Verpflichtung, sich zensieren zu lassen, überhoben waren, wurde in Mannheim, dem Orte, wo derselbe erschienen war, sofort mit Beschlag belegt und hierauf überall konfisziert. Da fingen denn die gewonnenen Mitarbeiter der „Deutschen Revue" an, in der „Allgemeinen Zeitung" mit Zurücknahme ihrer Beitrittserklärungen ein wahres sauve qui peut anzustellen.

---

[1] Das in Stuttgart erscheinende „Morgenblatt für gebildete Stände" und die „Augsburger Allgemeine Zeitung". — [2] Vgl. S. 87 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Gemeint ist das anonym im Verlag von Liesching erschienene „Votum über das ‚Junge Deutschland'" (Stuttgart 1835). Der Verfasser steht nicht fest. — [4] Im „Literaturblatt", Jahrg. 1835, Nr. 93 und 94.

Die Menzelsche Kritik war ein Ausbruch jener Phantasie, die noch kurz zuvor in dem Buche „Geist der Geschichte“[1] von einem Weltbrand, einem Mord der Menschheit unter sich bis auf den letzten Mann geträumt hatte. Jene Parallelen, die den ehemaligen Gönner und Freund bestimmten, von harmlosen schwäbischen Advokaten zu sagen: „In dem steckt Robespierre! In dem Danton! Der zimmert schon die Guillotine!“ überkamen ihn auch bei seiner gegenwärtigen Arbeit, die auf meine Vernichtung abgesehen war. Da waren durch mich wieder die Greuel der Wiedertäufer von Münster im Anzuge; hatten ja auch dem Jan von Leyden[2] exzentrische Schriftsteller vorgearbeitet, dem Umsturz von Kaiser und Reich, der Güterverteilung, der Ehe mit zwölf Frauen zu gleicher Zeit. Anacharsis Cloots[3] in der französischen Revolution war ein ihm immer gegenwärtiger Schreckensname, Eulogius Schneider[4], St. Just[5] nicht minder. Alle waren sie wiedererstanden. Die „Schamlosigkeit der Sitten“ hatte sich mit der „Schändung der Religion“, mit dem Umsturz der Throne, mit der Ausrottung des Adels verbunden. Eine allzu sorglos empfundene und ausgeführte Szene in dem denunzierten Buche bot die Unterlage für die übertriebensten und unwahrsten Ausdeutungen, um auf alle Fälle Abscheu und Ekel zu erregen.

Die erste Wallung des mit Füßen getretenen Ehrgefühls war die, es bei einer solchen Führung des Kampfes auf Tod und Leben ankommen zu lassen. Wienbarg stellte die Duellforderung, Eduard Beurmann brachte aus Sachsenhausen die Pistolen herüber, die der dort kommandierende Oberst der Österreicher lieh, Freiherr von Cuddenhove; der Reisekoffer war gepackt. Heilbronn wurde von uns als Ort der Begegnung be-

---

[1] Vgl. S. 165 dieses Bandes, Z. 1 ff. — [2] Johann von Leiden, geb. 1509, Schneider, später Kaufmann und Schenkwirt, kam als Wanderprophet der Wiedertäufer 1534 nach Münster und setzte dort eine neue Staats- und Sittenordnung durch mit Vielweiberei und Gütergemeinschaft. Nach Eroberung der Stadt am 24. Juni 1535 wurde er gefangengenommen und im Januar 1536 grausam hingerichtet. — [3] Jean Baptiste du Val de Grâce, Baron von Cloots, genannt Anacharsis Cloots (1755—94), französischer Revolutionsmann. — [4] Eulogius Schneider, geb. 1756, trat aus dem Franziskanerorden aus und warf sich in Straßburg zum Führer der jakobinischen Partei auf; 1794 wurde er hingerichtet. — [5] Antoine Saint-Just, geb. 1767, Revolutionsmann, wurde am 9. Thermidor 1794 hingerichtet.

zeichnet. Eine Übung in der Schußwaffe fehlte mir. Gleichviel. Es schien mir, als sollte mir am Leben nichts mehr gelegen sein.

Als wir schon zur Post gehen wollten, kam ein Stuttgarter Brief und die Erklärung des Geforderten: „Nicht hinter Hecken und Zäunen erwarte ich meinen Gegner, sondern auf dem offnen Felde der Literatur." Eine feige, elende Ausrede, wenn man die Kampfesweise schon über alles Maß dessen, was im Literaturleben üblich und Sitte ist, hatte hinausgehen lassen. Die Verteidigung mußte sich nun auf Broschüren beschränken[1]. Leider machten diese das Übel ärger. Da sie nichts zurücknehmen mochten, sondern dem so abscheulich klingenden Worte: „Emanzipation des Fleisches" Trotz boten und in die Debatte über das, was damit gemeint sei, näher eintraten, so verschlimmerte der Angeklagte seine Lage. Manche meiner Widerlegungen des auf Vernichtung berechneten Urteils konnten kaum abgelehnt werden. So hatte auch Menzel Schleiermachern wie Goethe aufs Korn genommen und nicht etwa seiner Halbheit wegen, wie später Strauß und ich schon in einem Nachruf in der „Allgemeinen Zeitung"[2] unmittelbar nach seinem Tode, sondern im Sinne von Tholuck[3] und Hengstenberg[4]. „Eine Religion für Gebildete!" rief Menzel aus und schilderte nach Schleiermachers bekannten Reden die Dogmatik des berühmten Theologen wie etwa ein Seitenstück der ihm so verhaßten „Stunden der Andacht"[5]. Meine Entgegnung brachte die Stelle: „Schleiermacher hat niemals von einer Religion für Gebildete gesprochen, sondern er hat Reden herausgegeben an ‚die Gebildeten unter ihren Verächtern'[6]. Es ist wahrlich ein großer Unterschied zwischen einer Religion, welche sich nur für die privilegierten Stände eignen soll, und zwischen religiösen Erweckungen für diejenigen unter den

---

[1] Gemeint sind die „Verteidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urteile im Publikum" (Mannheim, bei Löwenthal, 1835) und die „Appellation an den gesunden Menschenverstand. Letztes Wort in einer literarischen Streitfrage" (Frankfurt a. M., bei Streng, 1835). Vgl. die Einleitung des Herausgebers zur „Wally", Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 191, Z. 29 ff. — [2] Am 23. Februar 1834 in der „Außerordentlichen Beilage" Nr. 77. Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 91 ff. — [3] Friedrich August Tholuck (1799 bis 1877), protestantischer Theolog pietistischer Richtung. — [4] Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—68), orthodoxer protestantischer Theolog. — [5] Gemeint sind wohl die „Stunden christlicher Andacht" von Tholuck; sie erschienen jedoch erst 1840. — [6] „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (Berlin 1799).

Indifferentisten, welche noch für etwas Höheres sich den Sinn erhalten haben." Charakteristisch dürfte für die jetzt ganz offen gestellte Frage: „Haben wir noch Religion nötig?" die Stelle meiner Verteidigung sein: „Ich habe nichts im Sinne als eine Verbesserung des mißverstandenen Christentums. Eine jede Verbesserung ist in ihrer ersten Instanz kritischer Art. Alle meine Einwürfe gegen das Christentum sind kritisch. Sie gehen auf den Ursprung des Christentums zurück, dessen erste historische Erscheinung, die mir mehr der Welt- als der Religionsgeschichte anzugehören scheint. Wenn man mir den Vorwurf macht, daß diese Prüfungen alle schon einmal dagewesen sind, so antworte ich, daß sie unterbrochen wurden und deshalb neu aufgenommen werden müssen." An einer andern Stelle: „Ich glaube an Gott, aber ich soll gesagt haben, es wäre gut, wenn es niemand täte. Das habe ich nirgends gesagt. Nur eines wagte ich, mir einen Augenblick die Möglichkeit zu denken, ob die Welt auch ohne Religion hätte existieren können. Glücklicher würde sie sein, sagte ich, wenn sie von Gott nie gewußt hätte; glücklicher, wenn keine Betrüger aufgestanden wären und die Völker an den Aberglauben geschmiedet hätten; glücklicher, wenn der Fanatismus keine Scheiterhaufen hätte anzünden können; glücklicher, wenn niemals blutige Religionskriege wären geführt worden. Aber die Menschheit sollte dies friedliche Glück entbehren."[1]

Schon mit Ankündigung der „Deutschen Revue" war ich vom „Phönix" zurückgetreten. Jetzt war nun auch die „Revue" zerstört. Der Vater des Verlegers verweigerte die Mittel. Ohne ein Organ mochte ich nicht sein. So forderte ich den Besitzer zweier Buchhandlungen, der Varrentrappschen und der Andreäschen — Krebs hieß er — auf, ein kleineres Blatt, „Deutsche Blätter"[2], das ich allein schreiben wollte, zu verlegen. Man war sofort bereit dazu. Schnell wurde die erste Nummer gedruckt und versandt. Da kam plötzlich ein unbedingtes Non possumus. Von obenher, aus der Region des Bundestages, wurden die Verleger bedeutet, nicht nur, daß eine Gesamtmaßregel gegen diese neuern Schriftsteller bevorstände, sondern auch daß ihnen per-

[1] Ungenaue Zitate aus der „Verteidigung gegen Menzel", S. 33 ff. — [2] Es erschienen nur zwei Probenummern im November 1835 bei Varrentrapp in Frankfurt a. M.

sönlich eine Vergünstigung würde entzogen werden, die sie bisher genossen hatten, der Druck der Protokolle des Bundestags, wenn sie den Verlag übernähmen. Da waren denn die „Deutschen Blätter" eine glühende Kohle, die nicht schnell genug aus der Hand geworfen werden konnte.

Die Verdüsterung des Horizontes mehrte sich durch eine Maxime meiner Lebensphilosophie, die ich nicht jedem anempfehle. Sie verband Leichtsinn mit Gewissenhaftigkeit. „Wie", sagte ich oft im Übermut der Jugend zu mir, „was tut es? Du wirfst deinen Ball in die Höhe, gleichviel, wohin er fällt. Nur darauf mußt du sehen und nicht eher als braver Mann ruhen, bis du ihn wiedergefunden hast!" Diese letztere Vorschrift war Pedanterie, Gewissenhaftigkeit, Pflichtgefühl, wer weiß es — jedenfalls Nazarenertum bis zur Selbstqual. Jenes In-die-Höhe-Werfen des Balls, die Versuchung des Zufalls hätte mir alle Vorteile des Weltkindes gesichert, wäre nicht immer das Prinzip des Korrigierens und Rektifizierens hintennach gekommen. Auch die Sehnsucht nach dem eignen Herde verband sich mit dieser Maxime von dem in die Luft geworfenen Balle und der dann oft schmerzlich genug angestellten Wanderung auf — Such'! Such'! Verloren! Alle vernünftigen Erwägungen hätten mir anraten sollen, noch lange nicht an die Ehe zu denken. Aber der Ball wurde geworfen. Der edle Glaube und das Vertrauen eines jungen weiblichen Herzens, das ich in meine gefahrvollen Lebenswirbel und -strudel mit hineinzog, erleichterte mir die schwere Aufgabe — ihn wiederzufinden.

Die fortgesetzte Unterdrückung eines Buches war nach badischem Gesetz nicht möglich ohne richterliches Erkenntnis. Es mußte also zum Prozesse kommen. Die Vorladung nach Mannheim traf ein. Hundert Stimmen, hörbare und innere, sagten: „Fliehe über den Rhein! Entziehe dich den Demütigungen, die deiner harren! Die Fremde ist dir lehrreicher und geistig fördernder als die dumpfe Luft, in der man sich in Deutschland bewegen muß!" Aber — es galt jetzt, den Ball wiederzusuchen. Ich war verlobt. Diese Scheidewege wiederholen sich im Menschenleben. Der Gewissensmensch ist ein ewiger Märtyrer. Selbst ein Stelldichein vermag er nicht zu versäumen, ob er es

auch in einem leichtsinnigen Augenblick versprochen hatte und in einem Augenblick, den er längst bereute, längst in sich überwunden hat! Du hast der Harrenden dein Wort gegeben! So schleppt sich der Gewissensmensch manchmal wider Willen — auf die Schlachtbank der Verurteilung! Voraussetzungen zu täuschen, wozu man Berechtigung gegeben hat, in meinem Falle verlobt zu sein und Deutschland auf Jahre zu verlassen, das hätte auch hier nur einer von den immer klugen und weisen Menschen vollbracht, denen immerdar gegenwärtig ist, was dem Gedeihen ihres eignen Ich besser bekommt oder nicht.

Mückenseigerische Pflichterfüllung, das kategorische Gesetz einer angebornen Pedanterie des Herzens mag es nicht ganz gewesen sein, daß ich dann auch, als der Goliath des Philistertums die Drommete erschallen ließ und rief: „Gebt mir einen und laßt uns miteinander streiten!" dann wirklich in die Arena hinunterstieg und es auf einen Gang gegen das gezückte Messer ankommen ließ. In zwei Flugschriften hatte ich die Sache, die verdammt werden sollte, im Grunde nur ärger gemacht. Den gerichtlichen Gang nahm ich aus Kampfeslust, ja mit Siegesvorstellungen auf. Wie mich der Minister Badens, „Vater Winter"[1], als ich ihn in Karlsruhe besuchte, aufnahm, wie derselbe die Beschlagnahme ausdrücklich als eine notwendige Folge der Menzelschen Kritik bezeichnete und ein mildes Verfahren in sichre Aussicht stellte, während ich doch gleich bei erster Begrüßung der berühmten Stadt der Quadrate arretiert wurde, steht in des Verfassers „Lebensbildern", Bd. II, S. 134[2], ausführlich zu lesen. Auch die überraschende Genossenschaft, die mir in den Räumen des Gefängnisses durch den miteingesperrten Schauspieler Theodor Döring[3] zuteil wurde, steht in meinem Buche „Die schöneren Stunden", S. 291[4], nach dem Eindruck wiedergegeben, den eine so nahe Berührung mit dem später

---

[1] **Ludwig Georg Winter** (1778—1838) war 1822 Mitglied des badischen Staatsministeriums, 1824 Direktor des Ministeriums des Innern und 1830 Minister des Innern. Wegen seines liberalen Verwaltungssystems genoß er eine große Popularität. — [2] Stuttgart 1869. — [3] **Theodor Döring** (1803—78) war 1836 unter Fr. L. Schmidt in Hamburg engagiert, trat 1838 an Seydelmanns Stelle in Stuttgart; seit 1845 wirkte er, wiederum als Seydelmanns Nachfolger, in Berlin. — [4] Stuttgart 1869.

berühmt gewordenen Charakteristiker hervorrufen mußte. Die mir von ihm vorgegaukelten Spiele der Bühne milderten etwas den Schmerz des Erwachens von einem fortwährenden Wie-Träumen.

Das sogenannte „Kaufhaus“[1] in Mannheim ist ein Bau, wie man ihn seiner Arkaden wegen jeder Stadt wünschen möchte. Diese erlauben bei Sommerhitze und bei Sturm und Regen gleich behaglich spazieren zu gehen. Ein einheitliches, wenigstens gleichförmiges Dach bedeckte das weitläufige Gebäude; aber im Innern unterbrechen den unmittelbaren Zusammenhang aller vier Flanken mehre Höfe, die teils Privaten, teils der Stadt angehören. Einer dieser Höfe gehört mit seinen zunächstliegenden Gebäulichkeiten der Polizei. Aus den Gefängnissen kann man hinunterblicken in diesen Hof, der durch einen Warenschober vom Nachbarhofe getrennt ist. Damals war ein ziemlicher Teil der politischen Aufregung der Zeit durch ebendiese Lokalität hindurchgegangen. Die Frau Beschließerin wußte in drastischen Zügen die Geschichte Badens seit den letzten fünf Jahren vom Standpunkte ihres Amtes zu erzählen. Sie wußte, daß der Herausgeber des „Wächter am Rhein“, Strohmeyer, in einem Hause entdeckt worden war, wo Kinder mit Schießpulverkörnern gespielt hatten. Da hatte die Polizei seltsamerweise gleich die Lunte mit entdeckt, die den Brennstoff Deutschlands entzünden sollte. Der Zufall führte auf den steckbrieflich Verfolgten, der — mit jenen Pulverkörnern nicht in der geringsten Verbindung gestanden hatte! „Das heißt Pech haben!“ sagte die Frau, dem Strohmeyer nachsprechend. Denn eben hier hatte Strohmeyer gesessen. Auch mein spätrer Freund Jakob Venedey[2]. Dieser, lebhaften rheinischen Naturells und etwas vorwitzig, wünschte sich über seine Umgebung zu orientieren. In dem über ihm gelegenen Stockwerke hatte er Schritte auf und ab gehen hören. Wer mag über mir eingesteckt sein? sagte seine

[1] Im Barockstil, 1738—46 erbaut, heute Sitz der Stadtverwaltung. — [2] Jakob Venedey (1805—71), Schriftsteller, wurde wegen seiner Beteiligung am Hambacher Fest im Herbst 1832 zu Mannheim verhaftet, entkam aus dem Gefängnis zu Frankenthal und wurde nach einem Aufenthalt in Frankreich und England Mitglied der Nationalversammlung, in der er Führer der Linken war und der großdeutschen Partei angehörte.

Wißbegierde. Vielleicht läßt sich ein Bund zum Entweichen schließen! Die Eisenstäbe des Fensters verhinderten die Orientierung, bis ein Stück zerbrochnen Spiegels, das sich von einem defekten Versuch zur Verschönerung des wenig einladenden Raumes ablösen ließ, zum Fenster hinausgehalten, den Bewohner des zweiten Stocks, dessen Fenster nicht vergittert waren, veranlaßten, telegraphische Zeichen in den Spiegel fallen zu lassen. Der Leidensgefährte war Studiosus Köhler aus Holstein. Als dieser die Korrespondenz, die durch den Spiegel versucht wurde, nicht länger fortsetzen konnte, da man ihn an einen andern Ort brachte, suchte Venedey, der nie Talent zum einsamen Resignieren hatte, die Flucht zu ergreifen und schlug Abends dem Wärter, der ihm seinen Nachtschoppen brachte, das Licht aus der Hand, benutzte die Dunkelheit zu einem raschen Sprunge, riegelte den verdutzten Wärter ein und rannte die Stiege hinunter. Aber nun war das Haustor verschlossen. Der Wächter rief aus Leibeskräften aus dem Fenster. Noch versuchte Venedey im Hof einen Ausgang zu finden. Er erkletterte einen Brunnen, wollte auf das Dach des Warenschuppens, aber am Rebenspalier brach eine Latte. Da fiel der Flüchtling in die schon ausgestreckten Arme der inzwischen herbeigekommenen Helfershelfer der Justiz zurück.

Noch ereignisreicher war der Bericht der guten Beschließerin über einen jungen Franzosen, der festgesetzt worden war, weil er im hartnäckigen Schweigen über seine Herkunft verharrte und in einer Zeit, wo fast für jede Spazierfahrt ein Paß genommen werden mußte, ohne Legitimation nach Mannheim zu kommen gewagt hatte. Die Zelle, die ich bewohnte, hatte früher noch ein Nebengemach mit einem Kamin. Jetzt war die Verbindungstür geschlossen. Der Franzose schien Maler und bis zum Tiefsinn verliebt. Aus seinem Koffer suchte er sich ein Gemälde, rollte dasselbe auf und war stundenlang in den Anblick eines weiblichen Wesens von ausnehmender Schönheit verloren, wobei er andeutete, daß er selbst der Schöpfer dieses Porträts gewesen. Plötzlich stellte sich der junge Maler krank und verweigerte dem Wärter, sich sein Bett machen zu lassen. Er wollte Tag und Nacht in derselben Lage bleiben und nur sein Gemälde be-

trachten. Da das Bett für ihn selbst gemietet war und nicht zum Inventar des Hauses gehörte, so ließ sich kein Einspruch tun. Am vierten Tage war der Franzose verschwunden. Im Kamin nebenan lagen mit Ruß bedeckte Kleider, die Überzüge waren in Fetzen geschnitten und teilweise mitgenommen. Der Flüchtling mußte mit seinen zusammengebundenen Bettzeugstreifen den engen Kamin hinaufgerutscht sein bis zur Öffnung des Schornsteins. Dort mußte er die rußig gewordenen Oberkleider ausgezogen und sie in den Kamin geworfen haben. Jetzt hatte er sich ohne Zweifel im Dunkel der Nacht über die Dächer, die ihn umgaben, zu orientieren gesucht, bis er ein Dachfenster entdeckte, auf das er zukroch, die Scheiben eindrückte und in ein Haus einstieg, wo ihn der beginnende Morgen ins Freie entkommen ließ. Sein Gemälde hatte der rätselhafte Fremde mitgenommen.

Die Beschließerin hatte noch einen Schluß für ihre Erzählung. Nach einiger Zeit erschien ein ältlicher Herr in Mannheim und erkundigte sich in allen Gasthäusern nach einem jungen Manne, dessen Beschreibung auf den Flüchtling paßte. Wieder war es ein Franzose und der Vater des Entflohenen. Er kam nicht, um seinen Sohn wiederzufinden. Diesen hatte er schon durch den Tod verloren. Er wollte nur noch die letzten Fußtapfen des Unglücklichen verfolgen, der sich im Genfer See ertränkt hatte. Eine wahnsinnige Liebe hatte den jungen Maler für die Dame ergriffen, die ihm zu jenem Bilde gesessen. Die Dame war verheiratet, und es schien fast, als sei sie in ihrer ehelichen Treue eine Zeitlang schwankend gewesen. Darüber hatte der Maler eine größere Ermutigung gefaßt, die jedoch dem Gatten auffallend wurde, worüber Szenen entstanden, die ein Duell veranlaßten. Der junge Maler hatte das Unglück, seinen Gegner zu erschießen. Die Genfer Gesetze sind in der Bestrafung des Duells streng; die Gerichte können einen Schuldigen auch bis an die Grenze der Schweiz verfolgen. Der Sohn des alten Herrn war nach Deutschland entflohen. Zurückgekehrt auf den Schauplatz seines Vergehens, wagte er es, sich der noch trauernden Witwe zu nähern. Da ihn diese voll Abscheu zurückwies und es damit ernst meinte, so gab sich der Verzweifelnde den Tod.

Der neue Bewohner dieser verhängnisvollen Räume war das absolute Gegenteil eines Floß-Schiffers, den man noch am Tage zuvor in diese von Mäusen heimgesuchte, mit dem dürftigsten Hausrat versehene Klause eingesperrt hatte. Im Hafen am Rhein hatte der gute Schwabe den Beamten nicht Order parieren wollen. Anfangs verhielt er sich im Gefängnis ruhig, plötzlich aber steigerte sich seine Verzweiflung in solchem Grade, daß er sich auf dem Boden wälzte, unablässig tobte und schrie und durch nichts zu beruhigen war. Man fragte ihn, ob er Sorge um sein Floß hätte? Nein! das war geborgen. Ob er etwas auf seiner Fahrt versäumte? Nein, auch das nicht! Nun, hieß es, dann müßte er sich gedulden, drei Tage seien ihm unerlaßbar. Da müsse er Gesellschaft haben! schrie er. Er könne nicht mit sich allein sein. Gesellschaft war nicht vorhanden, und so fuhr er fort, auf dem Fußboden um sich zu schlagen, zu lärmen, zu toben. Sein „auf sich selbst bezogenes abstraktes Ich", wie Hegel gesagt haben würde, war ihm ein wüstes Chaos, das ihm Schrecken verursachte.

Über mich dagegen kam die Einsamkeit wie ein kühlender Balsam auf Wunden. Wie fühlte ich mich glücklich, der Welt entrückt zu sein! So hätte Luthern auf der Wartburg und später in Koburg zumute gewesen sein können, wenn dieser von seinem hitzigen Blute und dem Merseburger Bier gefolterte Mann nicht den Teufelsglauben gehabt hätte, der ihn selbst das Heulen des Windes im Schornstein als Äußerungen des zähnefletschenden Ungetüms erscheinen ließ! Meine Teufelsoffenbarungen waren nur die Mäuse, die paarweise über mein Bett liefen. Ich hätte wetten mögen, daß es wahr ist, wenn man versichert, die Mäuse sängen. Wunderbare Melodien sangen sie mir des Nachts. Es war das zarteste Flageolett[1], worin sich ihr geisterhaftes Pfeifen erhielt. Eine gebundene selige Welt schien sich zu offenbaren — oder war es das Singen im eignen Ohr? Was ließ sich nicht alles überdenken in diesen Nächten! Zum ersten Male seit fünf Jahren hatte ich die Wirkung des geschriebenen und gedruckten

---

[1] Bezeichnung für die eigentümlich pfeifenden, aber weichen Töne der Streichinstrumente, die bei leiser Berührung eines Knotenpunktes für Teilschwingungen der Saite entstehen.

Wortes erprobt. Nun war „Erfolg“ da! Schade, daß der angeschuldigte Roman nur in einer Auflage — von 800[1] Exemplaren gedruckt worden war! Das Doppelte, ja Dreifache des Preises bot man, um ein Exemplar zu bekommen. Einen Neudruck heimlich zu veranstalten, wagte der gleichfalls vor Gericht gestellte Verleger nicht. Die anfängliche Grobheit des Inquirenten milderte sich allmählich zu höflicherem Tone. Ich tobte nicht und arbeitete nicht an Fluchtversuchen, sondern schrieb meine „Seraphine“[2] zu Ende und begann einen Versuch, die konstruktive Geschichtsphilosophie Hegels zu bekämpfen, eine Arbeit, der ich anfangs den Titel: „Zur Philosophie der Geschichte“[3], später den andern: „Philosophie der Tat und des Ereignisses“[4] gegeben habe. Leider fehlten mir zu letztrem Unternehmen die hinreichenden literarischen Hilfsmittel. Eine Kiste mit Büchern, die mir am Ende meiner Haft zukam, enthielt nur solche, die ich mir, größtenteils zu andern literarischen Zwecken verwendbar, aus einem mir zufällig eingesandten antiquarischen Katalog gewählt hatte. Ich erwähne diesen geringfügigen Umstand, weil mich ein Buchhändler, Heinrich Hoff[5], später hat beschuldigen wollen, daß meine Klage, die ich in der Vorrede des letztgenannten Buches über meinen Mangel an literarischen Hilfsmitteln ausgesprochen hatte, eine Unwahrheit gewesen sei, da ja er mir selbst eine Kiste mit Büchern (von einem Heidelberger Antiquar) hätte besorgen müssen. Es sollte die Rache für eine Rüge sein, die ich nicht hatte zurückhalten können über eine von ihm gegen den am Mannheimer Theater wirkenden Oberregisseur Jerrmann[6] ausgeübte Bosheit. Er hatte eine bei ihm erschienene umfangreiche Schrift desselben auf sechs Kreuzer für ein Exemplar herabgesetzt[7].

Wollte man das Leben, wie es ist, in Maskengestalt dar-

---

[1] Es waren 700. — [2] Hamburg 1837. — [3] Hamburg 1836. — [4] In Band 4 der „Gesammelten Werke“, Frankfurt a. M. 1845, und in Band 12 der „Gesammelten Werke“, Jena 1876. — [5] Dieser verfaßte eine Schrift: „Karl Gutzkow und die Gutzkowgraphie. Ein gemütliches Literaturbild“ (Mannheim 1839). — [6] Vgl. S. 109 dieses Bandes, Anm. 4. Jerrmann war seit 1836 Oberregisseur in Mannheim. — [7] Gemeint ist Jerrmanns „Reue und Bekenntnisse. Ein Karnevalssendschreiben an den Ex-Kompagnie-Chirurg des Welt- und Staatsboten und Champignon des Kölner Karnevals Herrn Dr. B. Rave“ (Mannheim 1836, bei Hoff).

stellen, so müßte diese einer jener grotesken und keineswegs gutmütigen Hanswurste sein, die uns im Fieber umtanzen, oder die uns, wenn wir Morphium haben nehmen müssen, statt Schlaf zu geben, das Gehirn verwirren. In die grellsten Farben gekleidet, stellen sich diese boshaften Bilder bald auf den Kopf, bald wieder auf die Beine, lachen uns vertraulichst an und wechseln ihre Stellungen, wie nur eben die Blutkügelchen zum Hirne drängen. Es war, als ich endlich frei geworden, tiefe Nacht um mich her. Der endlich Befreite hoffte aufatmen zu können. Aber die Welt — wie sah sie so trübe aus! Dumpfer Nebel lag auf den Gemütern. Herbe und schroff gegen mich war niemand. Aber die Vermittlung hielt schwer. Sogar die „Freunde" hätten Stoff geben können, manchmal mit Bitterkeit aufzulachen. So war gleich eine Szene am ersten Abend der wiedergewonnenen Freiheit[1] eine Harlekinfratze obenbeschriebener Art. Der Arzt hatte mir zur Stärkung meiner Gesundheit Burgunder verordnet. Vom köstlichsten „Eremitage" hatte ich nur ein halbes Glas getrunken. Einer der Freunde, den ich schon öfters nannte[2], war seit einiger Zeit durch mich in Mannheim zur Verwendung für literarische Arbeiten gekommen, die zufällig aufhörten. Er war mein Gast und hätte alle Ursache haben können, mich aufzurichten, meine Rückkehr ins Leben zum Anlaß wohltuender Unterhaltung zu machen, überhaupt nicht von sich allein zu sprechen. Statt dessen begann der wunderliche Kauz, der fast wie Schopenhauers Äußere nur an englische Haltung erinnerte, lediglich von sich. Jener Buchhändler, dem ich ihn empfohlen hatte, wollte eine Unternehmung nicht fortsetzen. Nun war eine momentane Verlegenheit vorhanden, und ich bekam in nächtlicher Stille, glücklicherweise in dem winterlich einsamen Hotel ohne Nachbarn, einen Erguß der kränkendsten und aufregendsten Art. Ich hätte ihn, so hieß es, von seinem stillen Wirken in Berlin erst nach Frankfurt, dann nach Mannheim gerufen und sei nun verpflichtet, ferner für ihn zu sorgen. Das Beefsteak, das ich ihm hatte geben lassen, war verzehrt. Nach jeder Pause, die der im Zimmer

---

[1] Am 10. Februar 1836 wurde Gutzkow aus seiner Haft entlassen. — [2] Wahrscheinlich Kottenkamp.

auf und ab Rennende sich gestattete, füllte ich ihm in aller Ruhe sein Glas mit dem köstlichen Burgunder. Nach jeder Strophe seiner Litaneien, die regelmäßig mit dem Refrain schloß: „Was bleibt mir andres übrig als Prussian acid (Blausäure)!", stürzte er sein Glas hinunter, worauf ich ruhig, während er wie ganz beiläufig sagte: „Ein ganz guter Wein!" wieder einschenkte. Als das Glas wieder gefüllt war, begannen aufs neue die Vorwürfe, daß ich ihn an den Rand des Abgrundes gebracht hätte, daß er Gift nehmen müßte. Hierauf wieder das Glas geleert, wieder mit sanfter naiver und aufrichtiger Stimme: „Vortrefflicher Wein!" Wieder eingeschenkt und ein neues Peletonfeuer auf meine Person, bis die Flasche von ihm ganz allein geleert war und der vertrocknete Egoist, die Wirkung des starken Inhalts verspürend, kleinlaut sagte: „Du wirst mir doch nichts übelgenommen haben und mir noch die Treppe hinunterleuchten?"

Die Undankbarkeit, die ich in meinem Leben systematisch erprobt habe, glaubt sich überall entschuldigt, wo sie an jemand ausgeübt wird, der im Unglück ist. Sowie der Parasit merkt, daß die Bundesgenossenschaft unfruchtbar geworden, bricht er ab und oft in den brüskesten Formen. Mein Leben bietet eine Kabinettssammlung von unglaublichen Vorkommnissen dieser Art. Die Gedächtnisschwäche in diesem Punkte, die man bei den Menschen antrifft, steigert sich, wenn der, der dem andern Wohltaten erwies, zu ringen, zu kämpfen hat. Zu jener Undankbarkeit gehört auch literarisch die Loslösung von dem Stamm, um den man sich nicht nur äußerlich früher rankte, sondern von dem man ein organischer Zweig war. Das Trennende war keine gesteigerte bessere Erkenntnis, wie wohl vorgeschützt wird, sondern lediglich die Abnahme an Gewinn, Gewinn im Renommee, in der literarischen Parteistellung.

Bald nach der Rückkehr in den Frankfurter Kreis, der sich durch den geschlossenen Ehebund[1] in wohltuender Weise verengte, ohne darum an anregenden Elementen zu verlieren, erhielt ich ein Manuskript aus dem fernen Königsberg, „Briefe über die deutsche Literatur" von Alexander Jung[2]. Ich

[1] Am 18. Juli 1836. — [2] Alexander Jung (1799—1884), Schriftsteller auf

sollte dafür einen Verleger suchen. Dieser wurde auch später in Julius Campe gefunden. Ein sinniges, vielseitig gebildetes Gemüt hatte sich hier in meine Autorschaft vertieft und die Pulsschläge des Herzens, die oft noch verworrenen Gedankenfäden in meinen Schriften so aufmerksam verfolgt, daß mich ein so gemütvolles Verständnis wahrhaft beglücken mußte. Nur mischte sich in den Labewein der bittre Tropfen, daß mich der neue Freund vom Baltischen Meere nie zu nennen wagte! Durchweg hieß ich in dem Büchlein der „Ungenannte", woraus ich recht die Schwierigkeit meiner Stellung erkennen konnte. Man fürchtete sich, sich mit meiner literarischen Existenz in offenes Einvernehmen zu versetzen. Schule, Kirche, Staat, Gesellschaft, alles hatte gegen mich protestiert. Es wurden nicht nur meine früheren, auch die zukünftigen Schriften vom „Ministerium des Innern und der Polizei", wie diese Behörde damals genannt wurde, in Berlin verboten. Die oben erwähnte „Börsenzeitung", ein Versuch, der sich nur kurze Zeit halten konnte, erschien unter Verantwortlichkeit von Eduard Beurmann.

Damals hatte es die Lesewelt mit Eduard Lytton-Bulwer[1]. Seine Weise war mir nicht sympathisch. Aber die genrebildliche Zeichnung, der Versuch, moderne La Bruyèresche[2] Charaktere zu zeichnen, gehörte damals beiden Literaturen, der englischen und französischen, an. Auch in der deutschen versuchte sich manche Feder mit Artikeln im Charakter der Beiträge zum „Livre des Cent et un"[3], kurzen, abgerissenen Skizzen über Dinge und Personen, Berufsstände, Sitten und Gebräuche. Eine Verbindung solcher Charaktertypen mit dem Vorsatz, die Eigentümlichkeiten und Richtungen des Jahrhunderts in bestimmte Gruppen zu bringen, brachten die von mir unter Bulwers Namen (Stuttgart, Verlag der Klassiker) herausgegebenen „Zeitgenossen"[4] (jetzt „Säkularbilder" genannt). Die Täuschung war eine unschuldige, da sie sogleich erkannt und ohne Schwindel

literarhistorischem und sozialem Gebiet; seine „Briefe über die deutsche Literatur" erschienen 1837. — [1] Edward George Earle Lytton-Bulwer (1803—73), englischer Staatsmann und Schriftsteller. — [2] Jean de La Bruyère (1645—96), berühmter französischer Charakter- und Sittenschilderer. — [3] „Le diable boiteux à Paris ou le livre des Cent et un" (Stuttgart 1831—33). — [4] Vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 8.

durchgeführt wurde. Es war dieselbe Arbeit, zu welcher mich schon Liesching, als ich nur 23 Jahre zählte, aufgefordert hatte. Sie bildet jetzt den achten Band meiner „Gesammelten Werke" (Jena, Costenoble[1]). Ich habe dort in der Vorrede offen gestanden, daß ich von diesem Buche nicht gering denke.

Gewiß tat der junge Ehemann das mögliche, um sich seinen in die Büsche geworfenen Ball wiederzuholen. Die häusliche Einrichtung bot bescheidenen Hausrat. Als Heinrich Laube, endlich aus Muskaus Bann[2] (leider nicht aus dem geistigen) entlassen, mit seiner eben erheirateten Gattin unsern ersten Versuch, einen Gast zu empfangen, veranlaßte, brach Gabriel Rießer[3], der ebenfalls anwesend war, mit einem der zierlichen neuen Stühle, dem er bei Tisch die Probe des Schaukelns zumutete, beinahe zusammen wie Eli, der Hohepriester, unter dem Tore von Silo, von welchem auch die Schrift sagt (1. Samuelis): „denn es war ein zentnerschwerer Mann". Die Nähe herrlicher Gegenden, das waldreiche Taunusgebirge boten Anlaß zu Auffrischungen der Stimmung. Einen der Münchner Freunde, Karl Riefstahl[4], hatte ich dem Theater als Konzertmeister empfohlen. Dieser brachte vom Leipziger Konservatorium den Geist seines Freundes Schumann, verwandte Richtung, gleiches, scharfes, exklusives Urteil mit. Seine meisterhaft behandelte Geige verband sich dem Piano des Hauses zu abendlichen Genüssen, die von den Freunden geteilt wurden. Ein ausgesprochener Lyriker, Ludwig Wihl[5], konnte bezeugen, daß wir, wenn auch keine Freunde der reflektierenden Muse Gustav Pfizers[6], mit welchem ich in Händel verstrickt war, doch dem reinen sangbaren Liede mit Ohr und Herzen zugetan blieben. Ja, die lyrische Stimmung überkam den Erzähler bisweilen selbst. Ritzte sich doch beim Wiedersuchen meines

[1] 1872ff. — [2] Laube heiratete am 10. November 1836 die Witwe Iduna Hänel. Der Besuch des Ehepaares Laube fand am 16. November 1836 statt. Die Muskauer Internierung (vgl. S. 324 dieses Bandes, Anm. 3) begann erst im Sommer 1837. Gutzkow verwechselt dies mit dem Aufenthalt Laubes in Naumburg und Kösen, wo Laube vor seiner Verheiratung unter Polizeiaufsicht lebte. — [3] Vgl. S. 145 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Vgl. S. 111 dieses Bandes, Anm. 3. — [5] Ludwig Wihl (1807—82), Philolog und Literat. — [6] Gustav Pfizer (1807—90), Dichter und Kritiker. Als Lyriker zur schwäbischen Schule gehörig, unterscheidet er sich doch von den übrigen Dichtern wesentlich durch den reflektierenden Charakter seiner Poesien

Balles die Hand vielfach an Dornen. Abendstunden der Trauer und Erinnerung gab es genug.

Deutschland schmachtete nach politischer Freiheit. Wie diese aufzufassen war, wie zu gestalten, wie sich die nationale Einheit mit dem Erscheinen der Himmelstochter auf Germanias Fluren verbinden ließ, darüber gingen die Wünsche und Träume auseinander. Aber wie mächtig der Drang war, sich aus sich selbst heraus, nicht auf Kommando seiner Fürsten, im Bewußtsein nationaler Kraft und Einigung zu begegnen, das bewiesen immer mehr die an die Tagesordnung kommenden Anträge, den Genien des Geistes Denkmäler zu setzen, Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Jean Paul, Lessing. Da boten denn die Enthüllungsfeierlichkeiten Anlaß zu Volksfesten, wie schon der Musikkultus angefangen hatte, am Rhein, Main, an der Elbe, am Neckar Versammlungen zu veranlassen, die wenigstens dort, wo der Männergesang allein in den Vordergrund trat, nicht ohne ein Anklingen an die versagten Wünsche der Nation stattfinden konnten. Das Turnen kam fast erst über Schweden als Heilgymnastik oder als unerläßliche Dressur für die militärische Beweglichkeit an unser Deutschland wieder zurück. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. durfte Jahns Name nicht genannt werden. Aber siehe da! Im Jahre 1837 erhob ein Beamter, ein schlesischer Medizinalrat, Lorinser[1], seine mutige Stimme und zeigte auf die Verkümmerung der Generation als einen Hannibal ante portas. Gerade für Schlesien, das mit dem Hungertyphus zu kämpfen gehabt, dessen Gewerbfleiß Tausende von Kindern an die Fabriken, an die Bergwerke abliefern mußte, ließ sich das Schreckbild einer schon durch die Schule herbeigeführten Schwächung der Körperkraft im erschütternden Bilde aufstellen. So rafften sich denn wohl die Minister der Wilhelmstraße auf und machten der „Turnsperre", die zwanzig Jahre gedauert hatte, ein Ende. Mit den Eichenlaubkränzen der Turnfeste, wenn auch noch innerhalb enger Grenzen, kamen die Ideen zurück, die ehedem die deutsche

---

[1] Karl Ignaz Lorinser (1796—1853); seine Schrift „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen" (Berlin 1836) rief den sogenannten Lorinserschen Schulstreit hervor und gab den Hauptanstoß, das Turnen in den Schulen wiederaufzunehmen.

Burschenschaft in Verbindung mit dem Turnziel fast zur souveränen Macht über Deutschlands Geschicke erhoben hatte.

Auch Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, bekam endlich in Mainz sein lange erwartetes Denkmal. Thorwaldsen hatte da einen einfachen Mann des Mittelalters hingestellt, keinen Grübler, sondern an dem ansetzenden Fuße erkennbar einen Mann der Tat, einen Helden der Betriebsamkeit. Die Mainzer verstehen es, Feste anzuordnen. Ihr lebensfrischer Sinn hatte noch nicht die Spaltung in Schwarze und Rote aufkommen lassen. Der ultramontane Neukatholizismus lag noch im Ei, in den Werkstätten einiger frommen oder frömmelnden Maler, in den Konventikeln einiger mystischen Gelehrten, im deutschen Kollegium zu Rom. Österreich und seine besoldeten Konvertiten gaben die Brutwärme, daß das Untier allmählich das Ei durchbrach. Und gewiß, es geschah genug, um auch dies schöne Fest vom August 1837[1] vor dem Scheine, es könnte möglicherweise über die gezogenen Schranken der Bundestagsprotokolle ausbrechen, im Keime zu bewahren. Heinrich König[2] von Hanau wurde mitten in seiner Tischrede vom Präsidenten und der loyalen Majorität der Festgenossen unterbrochen.

Nicht aber mit König, sondern mit Gabriel Rießer bin ich von Frankfurt zu dem für drei Tage angesetzten Feste gepilgert. Ein mit Fahnen und Blumen geschmücktes Schiff glitt den Main hinunter und brachte die Jünger der schwarzen Kunst, Freunde der Literatur, Buchhändler, vor allen eine Klasse von glücklichen Bummlern, die man in Frankfurt am Main die „Gourmands" zu nennen pflegt und ehedem jeden winterlichen Donnerstag, wo es „Solperfleisch" und Sauerkraut gab, an der Wirtstafel des „Weißen Schwanen" antreffen konnte. Aber es fehlten auch jene unheimlichen Gestalten nicht, die in Frankfurt allbekannt herumwandelten, Zuträger von Neuigkeiten bei den Gesandten, pensionierte Beamte kleiner Staaten, betriebsame alte, weißhaarige Gesandtschaftssekretäre, auch Thurn- und Taxische Beamte, besonders solche, die im Ruf der Brieferbrechungskunst

[1] Vom 14.—16. August. — [2] Vgl. S. 63 dieses Bandes, Anm. 2, und die Anmerkung am Schluß des Bandes.

standen, kurz, eine Art von privilegierter Lohndienerschaft, die sich um den Bundestag herumbewegte. Möglich, daß diese Zunft, wenn auch mit andern Aufgaben, noch jetzt besteht.

Ein Unwetter war den schönsten Tagen vorausgegangen. Über dem Taunus hatten sich die Gewitter wie ein einziges Feuermeer gelagert. Von allen Seiten kamen Berichte über entwurzelte Bäume, Blitze, die gezündet hatten, Häuser, die eingestürzt waren. Aber nun war es um so sonnenheller, himmelblauer geworden, und bei der Ankunft in Castell, beim Rundblick über ein unvergleichliches Panorama, dessen Wiedersehen später die Seele noch oft von Kümmernissen befreite, mußte sich jeder, der sich als Festteilnehmer bekannte, ebenfalls in die Farben des Himmels kleiden, wenigstens eine Schleife anheften und somit eine Verbrüderung mit den vielen unbekannten Männern herstellen helfen, die nun durch ein vertrautes Anlächeln, ein stummes Begrüßen wie durch eine Art Magie verbunden waren. Heute, morgen und noch den dritten Tag gehörte die Welt dem überwundenen Mönchtum, dem Anbruch der neuen Zeit, dem Siegesgefühl der Presse. Selbst Zensoren waren erschienen und suchten sich in den Bund der Glücklichen zu stehlen. Ach, die Nasen zu verbergen, die sie schon alle von ihren Vorgesetzten bekommen hatten, machte sie ja mehr zu Gegenständen des Mitleids als der Verachtung! Die Nase eines Frankfurter Zensors, der vor dem Schöffen und Bürgermeister Thomas[1] zitterte, konnte einem wie ein Kaktusstamm vorkommen; ein dorniges Blatt wächst da aus dem andern! Der Gedanke an schrankenlose Preßfreiheit war mir persönlich noch ein erwägenswerter, seitdem ich erlebte, daß sich die jungen Autoren, die sich um Theodor Mundt scharten, und andere abmühten, die gemeinsten zynischen Witze gegen mich auszuspielen. Ich sagte mir, daß Preßfreiheit allein, ohne ein großes, freies staatliches Leben, ein Messer sei, bei dessen Gebrauch sich der Eigner nur selbst verwunden würde. Schwimmen sollte man dürfen und versperrt dazu das offene Wasser? Welchen Gebrauch würde man denn in Preußen ohne eine

[1] Vgl. S. 30 dieses Bandes, Anm. 5.

Konstitution, ohne Stände, ohne Diskussion über die Verwaltung von Preßfreiheit gemacht haben? Nur den, daß sich die immer vogelfreien Personen, die Künstler und Schriftsteller, wie die Gladiatoren im alten Rom zum Vergnügen der zuschauenden Menge niedergemetzelt hätten. Nur um große Gegenstände ist der Gebrauch der freien Sprache da. In kleinen persönlichen Dingen legt sich der Mann von Bildung Fesseln an. Die Hetzer, die hinter allem Hallo! schrieen, das von mir ausging (weil ich die Werke ihrer Führer mit unbefangenem Sinn beurteilte), machten mir eine Zeitlang den Ruf, ich sei ein Feind der Preßfreiheit. Noch lange ließ ich mich in meiner Überzeugung, daß es in Preußen erst auf Verfassung und Stände und dann erst auf — „Karikaturenfreiheit“ ankäme, nicht irremachen. Hatte man doch in Berlin die tolle Idee, von König Friedrich Wilhelm IV. nicht die Preß-, sondern die „Karikaturenfreiheit“ einzufordern. Und er gab auch die Freiheit der Fratze, nahm sie aber als einen Nonsens innerhalb eines absolutistischen Staates wieder zurück.

An jenem schönen Augusttage war es ein erhabener Moment, als im Angesicht des ehrwürdigen Doms, vor mehr als dreißigtausend Menschen, unter ringsum wehenden Fahnen, sich schaukelnden Blumengewinden endlich die Hülle von dem Denkmal fiel und es nun Mainz war, nicht Straßburg, nicht Haarlem, wo jemand zuerst die Idee, die alten Tafeln, womit man schon lange druckte, zu zerschneiden, in Ausführung brachte. Wie das geschichtlich so recht der Reihe nach gekommen, hatte mir drei Jahre zuvor Charlotte Birch-Pfeiffer in Schwalbach vorgelesen, und da stand's nun auch hinter der menschenüberfüllten Estrade an dem rundgebogten roten Theaterbau zu lesen: „Heute zum ersten Male ‚Johannes Gutenberg‘.“ Inzwischen war der Tribut der Musik tausendstimmig. Ein greiser Maestro, Neukomm[1], hatte die Festhymne komponiert, deren Text man verteilte. Man sagt, die Richard Wagnerschen Extravaganzen seien neu? Überall, wo in diesem Enthüllungsgesang die große Trommel und die Paukenwirbel nicht mehr ausreichten,

[1] Sigismund Neukomm (1778—1858), fruchtbarer Komponist.

ließ „Ritter Neukomm" auf einen Wink seiner Hand Kanonenschüsse krachen. Die Kartaunen dazu hatte der Gouverneur[1] geliefert, der auf dem Theaterbalkon stand, der Vater jener Königin[2], die vor kurzem den Glauben ihrer Väter abgeschworen. Ein englischer Prinz, der Herzog von Cambridge, stand ihm zur Seite.

Die Festrede hielt eine Persönlichkeit, die als eine hohe Gerichtsperson in Mainz geendigt hat, der Präsident Pitschaft[3], eine charakteristische Figur. Er drückte die Aufnahme französischen Wesens in unser deutsches aus. Hoffentlich machen wir jetzt bessere Erfahrungen für den umgekehrten Weg, den Übergang deutschen Wesens in bisheriges französisches. Pitschaft hatte seine Jugendbildung als annektierter Franzose bekommen. Er hatte gelernt, den Code Napoleon als la raison écrite zu betrachten, besaß auch Erscheinung und Geist genug, sich die Manieren französischer Advokaten oder Richter, wie sich diese räusperten und spuckten, anzueignen. Sein drittes Wort war ein à peu près oder pour ainsi dire oder eine ähnliche Erinnerung an seinen französisch geschulten Denkprozeß. Daß sich in Mainz der kleinstädtische Weinschwelg hinter seinem hessischen mächtigen Schoppenglase an napoleonischen Erinnerungen gütlich tat, beim Faschingsumzug sich sogar an einem geschwärzten Markthelfer, der als Rustan, Napoleons Leibmameluck, verkleidet auftrat, ergötzte, daß eine Wiedervereinigung mit dem glorreichen Empire der Bärenmützen als gar nicht unmöglich geträumt wurde, das war ja leider damals noch die tägliche Erfahrung in Mainz; ja, jenen Rustan sollen sogar zuweilen angesehene Persönlichkeiten gespielt haben. Selbst in der Beamtensphäre, den Chef der Regierung, Lichtenberg[4],

[1] Friedrich Wilhelm Karl, Prinz von Preußen (1783—1851), war 1824—29 und nach mehrjähriger Unterbrechung wieder seit 1834 Gouverneur der Bundesfestung Mainz. — [2] Maria Hedwig (1825—89), Königin von Bayern, seit 1842 mit dem nachherigen König Maximilian II. Joseph vermählt, lebte, seit 1864 Witwe, in gänzlicher Zurückgezogenheit und trat am 12. Oktober 1874 zur katholischen Kirche über. — [3] Johann Baptist Pitschaft (1786—1870), Jurist, war in Mainz Direktor der französischen, später der hessischen Regierung. 1840 bis 1848 war er Präsident des Obergerichts. — [4] Ludwig Christian Christoph Freiherr von Lichtenberg (1784—1845), großherzoglich hessischer Staatsmann, war seit 1835 Präsident der Regierung in Mainz.

nicht ausgenommen, herrſchte noch eine beidlebige Art, die bei heftigen Erregungen in franzöſiſche Reminiſzenzen zurückzufallen drohte. Die franzöſiſche Art hat für die ekſtatiſchen Zuſtände des Menſchen, für die Entrüſtung, das Erſtaunen, die Aufrollung ſeiner perſönlichen Würde, die Drohung, zugleich für den Enthuſiasmus und den Stelzengang der Repräſentation einen Reichtum von Worten, die einen eigentümlichen Schwung geben, „Hélas!“ und „Que voulez vous?“, vorzugsweiſe das mächtig einſetzende „Mais!“ und ſonſtige noch eigentümlich kurze, nicht gut wiederzugebende Ausdrücke hautainer Verachtung, ſo daß es vielleicht erſt der jetzigen Zeit gelungen iſt, hochgeſtellte „Mainzer Kinder“ vom Piedeſtal der Phraſe und eines undeutſchen Hinterhaltes herabzulocken. Beim Feſtmahl, bei einer ſpätern Debatte über die Beſtimmung des Säkularjahres der Gutenbergsfeier gebärdete ſich Pitſchaft, der alte napoleoniſche Richter, aufbrauſend, diktatoriſch, bitter bis zum Verletzenden. Im Grunde war letztre Debatte eine Lokalſtreitigkeit. Es zeigten ſich mehre Forſcher in Gutenbergsſachen und alle mit verſchiedenen Reſultaten. Da ſetzte es denn Kopfnüſſe rechts und links. Ein Herr Wetter und ein Herr Schaab[1] gerieten aneinander, Pitſchaft nahm für jenen Partei und verſchaffte ihm um ſo leichter die Oberhand, als Herr Schaab ein ſchwacher, alter Mann war, der ſich ſogar im Gefühl, hier gekränkt zu werden, zu der Äußerung veranlaßt fühlte, zu ſagen: „Ich habe nichts mehr zu erwidern, als Sie aufzufordern, mit mir, dem Geſchichtsſchreiber der Erfindung der Buchdruckerkunſt, den Erfinder leben zu laſſen! Es lebe Gutenberg!“ Traurig! Der gute Gensfleiſch[2] hatte dieſer Tage ſchon für ſo viel Toaſte herhalten müſſen, daß dieſe „neue Idee“ kaum drei bis vier Stimmen Anklang fand. Hinter den Schoppenflaſchen ſaßen einige berühmte Buchhändler. So der Bruder meines Julius Campe, Friedrich Campe[3] von Nürnberg, ein kleiner, ſich ſeiner Bedeutung, hervorragenden Bildung ſehr bewußter

[1] Verfaſſer einiger Werke zur Geſchichte von Mainz: „Geſchichte der Bundesfeſtung Mainz“ (Mainz 1835); „Geſchichte der Stadt Mainz“ (daſelbſt 1841—44, 2 Bde.). — [2] Gutenbergs eigentlicher Name iſt Johann Gensfleiſch zum Gutenberg. — [3] Buch- und Kunſthändler in Nürnberg (1777—1846).

Herr, ein geschätzter Kunstkenner, aber sich offenbar ins Hochmütige versteigend, als er die angesponnenen Debatten über das richtige Säkularjahr mit den Worten unterbrach: „Beschließen Sie, was Sie wollen, wir Buchhändler feiern das Säkularjahr 1840!" Nun hätte man nicht in Deutschland sein müssen! Eine Behauptung wird ausgesprochen, sofort erfolgt die Gegenbehauptung. Eine nicht minder bedeutende Persönlichkeit der Leipziger Buchhändlerbörse, Friedrich Fleischer[1], erhob sich und versicherte: Die Buchhändler würden sich dem Ausspruch dieser Versammlung unterwerfen! Erstaunen, zwei sich messende Gegner, Campe oder Fleischer? Da sprang der blonde Deutsch-Ungar Otto Wigand[2], Laubes erster Verleger, auf, ein aus Pest mit einem ansehnlichen Vorrat Dukaten und einem hochblonden, für einen Buchhändler damals revolutionären Schnauzbart gekommener liebenswürdiger Mann, und versicherte: Bassa teremtete, daß Campe keine Vollmacht hätte, für andere zu sprechen; hier diese Versammlung sei kompetent, und die Buchhändler würden handeln, wie Fleischer gesagt! Nun die richtige deutsche Massenversammlung. Einer hat Feuer in die Gemüter geworfen, gleich muß gelöscht werden. Hier geschah es sogar durch jene Erscheinung, die in Deutschland größere Dimensionen gewinnen sollte. Die Freigesinnten stießen auf Radikale, die — sich den Konservativen anschlossen und deren Macht verstärkten. Otto Wigand wollte liberal und demokratisch gesprochen haben. Da stand Heinrich Hoff[3] von Mannheim auf, ein Zyniker. Hämisch, wie sich dieser Ehrenmann gegen Eduard Jerrmann und mich erwiesen, taxierte er die anwesenden Herrschaften im Rundblick und entschied sich für Friedrich Campe. Diese Versammlung hier übernähme sich vollständig und sei nicht im mindesten kompetent, über die Bestimmung der Säkularfeier zu entscheiden. Und wie der Nihilismus dann auch gleich ansteckt! Mein

[1] Georg Friedrich Fleischer, geb. 1794, übernahm 1818 die von seinem Vater gegründete Verlagsfirma. — [2] Otto Wigand (1795—1870), der Begründer der Verlagsfirma Wigand in Leipzig, versuchte anfangs sein Glück als Verleger in Ungarn und erwarb sich durch die Herausgabe des „Ungarischen Konversationslexikons" große Verdienste um den ungarischen Buchhandel. Später siedelte er nach Leipzig über. — [3] Vgl. S. 191 dieses Bandes, Z. 18 ff.

Gabriel Rießer sogar fühlte sich als Advokat gedrungen, „allerdings“ Vollmachten zu verlangen. Die Vollmacht ist das in alle Welt hinausgesandte Programm der Gutenbergsfeier! schrie man. Der Lärm stieg. Aber es kam zum Beschluß der Versammlung: Es sollte der 24. Juni, der Johannestag, in jedem 40. Jahre des Säkulums Johannes Gutenbergs Andenken gehören, und ganz Deutschland hat diesen Beschluß angenommen.

Sogar ein Ball im Theatersaale wurde besucht. Stille Plätze, wo man nicht von walzenden Paaren niedergesichelt wurde, fanden sich in Fensternischen und auf dem geräumigen Balkon. Der Mond schien feierlich auf den Jubel und das blinkende neue Erz der Statue hernieder. Der Dom stand verklärt mit seinem roten Gestein, seinen grauen Schieferdächern. Lichtumflossen ragte das Denkmal der des Drucks unkundigen Zeiten mit majestätischer Würde. Gespräche mit gleichgesinnten Freunden hätten den damals noch nicht existierenden Bischof Ketteler nicht wenig aufgeregt. Ein Pfarrer, allerdings evangelisch, aus dem Nassauischen, Robert Haas, konnte damals als der vorgeschrittenste unter den praktischen Theologen Deutschlands gelten. Seine Polemik gegen den Symbolglauben würde ihn zwanzig Jahre später um seine Stelle gebracht haben. Aber sogar seine etwas ungeistliche Lebensweise, die sich in einem häufigen Hin und Her zwischen seiner Pfarre und Frankfurt gefiel, fand meines Wissens keine Rüge. Heinrich König liebte die theologischen Gespräche. Beim Nachhausewandeln, in den stiller gewordenen Straßen, an den mit schwerem Gang vorüberschreitenden österreichischen und preußischen Patrouillen vorbei, trat uns recht das Leid der Zeit entgegen, deren Ungunst ein Blick auf die Festung noch besonders zu Gemüt führen mußte. Da saßen noch so manche Opfer der Zeit, Friedrich Funck[1], Gustav Oehler u. a. gefangen.

[1] Johann Friedrich Funck (1804—57), Publizist radikaler Richtung. Beim Hambacher Fest am 27. Mai 1832 überreichte er Wirth als Vertreter der Frankfurter Gesinnungsgenossen ein deutsches Schwert als Ehrengeschenk. (Vgl. S. 104 dieses Bandes, Z. 15 ff.) Im November 1832 wurde er wegen seiner aufreizenden Schriften verhaftet und mit fünf Monaten Gefängnis bestraft, 1837 wegen neuer politischer Vergehen mit drei Jahren Zuchthaus.

Diese mondverklärten Nächte und dann wieder hellen, sonnigen Tage hoben sich für mich von einem düstern Hintergrunde ab. Meine physische Kraft drohte sich zu erschöpfen. Die Voraussetzung, eine Frau mit Vermögen zu heiraten, traf nicht zu. Unablässig mußte ich arbeiten. In jenen Bulwerschen „Zeitgenossen", später „Säkularbilder" genannt[1], hatte ich fast meinen ganzen Vorrat von Anschauungen, besondern Meinungen, Charakterzeichnungen, Studien niedergelegt. Noch jetzt — ich bekenne es offen — lese ich diese Schrift in den meisten Partien mit Befriedigung. Wäre sie in englischer Sprache erschienen und wirklich eine Übersetzung gewesen, man hätte ihr eine Stellung gegeben. Was fehlte ihr? Die kurze, schneidende, apodiktische Sprache, die immer mehr im Stil bei uns Mode wurde. Die „Hallischen Jahrbücher" brachten zuerst diese Sicherheit der Behauptung auf. Ihnen folgte die soziale Publizistik von Düsseldorf und Köln. Jetzt möchte man schon glauben, alles, was schreibt, sei bei den Offiziösen in die Schule gegangen.

Zuweilen bot sich die Gelegenheit, in die Kreise einzutreten, die manche dem eignen Wirken verwandte Persönlichkeit schon mit begründeten, wohl auch manchmal übertriebenen Ansprüchen um sich zog. An Durchreisenden durch die freundliche Stadt fehlte es nicht. Schon im Frühjahr 1835 waren Ludwig Bechstein[2] und der Improvisator O. L. B. Wolff[3], beide aus Thüringen, in Frankfurt erschienen, um zusammen nach Paris zu reisen. Letzterer hatte das Reisen auf sein Talent aufgegeben und befleißigte sich, einer Professur Ehre zu machen, die ihm Goethe in Jena verschafft hatte. Über letztren teilte er eine Anzahl Anekdoten mit, die jetzt Gemeingut sind. Das gesellige Talent des reichbegabten, vielwissenden, aber im Flüchtigen stecken gebliebenen Mannes war einnehmend. Ludwig Bechstein, eine kleine Gestalt, hatte eine etwas stubengelehrte

[1] Vgl. S. 12 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Ludwig Bechstein (1801—60), Dichter und Schriftsteller, seit 1831 Bibliothekar und Archivar in Meiningen. Er war auf dem Gebiete des Romans und der Novelle überaus fruchtbar, hat sich aber namentlich um den deutschen Sagenschatz verdient gemacht. — [3] Oskar Ludwig Bernhard Wolff (1799—1851), Improvisator und Schriftsteller, erhielt durch Goethes Vermittelung 1826 eine Stelle am Gymnasium in Weimar.

Weise. Man sah ihm eine Beschäftigung mit den Büchern an, die etwas gründlicher war als die des leichtgemuten Improvisators; nur ist auch bei ihm später zutage gekommen, daß eine mäßige Dichtergabe sich nicht zu gefälliger Wirkung zu behaupten vermag, wenn sie sich zu sehr mit dem Ballast von Studien beschwert.

Ein Versuch, die Redaktion der Oberpostamtszeitungsbeilage, eines täglich erscheinenden „Konversationsblattes", zu gewinnen, veranlaßte eine persönliche Ansprache bei dem Bundespräsidialgesandten Münch-Bellinghausen[1]. Der Versuch scheiterte. Der in Frankfurt allmächtige Herr schützte seine gänzliche Unfähigkeit vor, über diese Besetzung etwas zu bestimmen. Exzellenz sprach die Unwahrheit. Jeden Abend verbrachte sie bei dem Kurator jener Zeitung. Frau Baronin Brints-Berberich[2], die Gattin des letztren, war der Magnet, und jeder wußte, daß diese Dame gewohnt war, ihre Wünsche (und warum sollte der Wunsch ihres Hausfreundes nicht ihr eigner haben werden können?) zu Befehlen zu machen. Die erledigte Stelle war für jenen verrufenen Mann bestimmt, den Dr. Schuster[3], der sich zu dem Ende katholisch hatte taufen lassen. Schon früher hatte der Konvertit Rousseau[4], ein Schulgenosse Heinrich Heines, diese Stelle innegehabt. Sie sollte also nur in das vom Hause Thurn und Taxis noch heute vertretene jesuitische Ressort passen.

Nach dem Scheitern meiner „Börsenzeitung" war mir Frankfurt unheimlich geworden. Späher und Angeber drangen bis ins Innere der Familien. Nur dem Erprobten durfte man noch trauen. Ein Onkel meiner Gattin, Vater meiner zweiten Frau[5], wurde nächtlicherweile aufgehoben und nach Darmstadt geführt. Er sollte — als Buchhändler — verbotene Broschüren verbreitet haben. In Gießen und Darmstadt wüteten kleine

---

[1] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Postmeister Alexander Conrad Freiherr von Brints vermählte sich 1786 mit Henriette Freiin von Berberich und nahm Wappen und Namen seines Schwiegervaters an. Die Linie Brints-Berberich erlosch mit ihnen. — [3] Vgl. S. 170 dieses Bandes, Z. 7 ff. — [4] Jean Baptiste Rousseau, geb. 1802 in Bonn, gest. 1867 in Köln, Literat, Jugendfreund Heines, war mit diesem 1819 in Bonn bekannt geworden. — [5] Johann Valentin Meidinger (1796—1850) wurde 1835 in Haft genommen.

Albas. Der Untersuchungsrichter Georgi, der am Säuferwahnsinn starb, brachte den Pfarrer Weidig[1] aus Verzweiflung zum Selbstmord. Der Kampf mit der Zensur verleidete jede unbefangene freie Tätigkeit. Da nun zwanzig Bogen starke Bücher einige Tage lang zensurfrei blieben (das Verbot konnte sofort nach dem Erscheinen erfolgen), so drängte sich der Reiz auf, die Publikationen bis auf diesen Umfang zu treiben — vielleicht ohne innere Notwendigkeit. Einmal suchte ich sogar den Feind in seinem Lager auf. Einen kleinen „Versuch", „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte", ließ ich in Berlin bei Plahn drucken[2], erlitt keinen Zensurstrich und hieß nun wenigstens in Preußen nicht mehr „der Ungenannte".

Um im freien Hamburg, das ich als künftigen Wohnort wählte, Quartier zu machen, reiste ich im Herbst 1837 allein dorthin. Den Weg nahm ich über Weimar, Jena, Halle, Magdeburg. Der Postwagen ging langsam. Wieder begrüßte ich die alten hessischen Orte der Kontumaz von 1831[3], wieder die hohe, damals noch durch ein langes, modernes Dach sich unschön darbietende Wartburg. In Weimar hätte die klassische Luft gesteigert sein sollen durch eine Literaturrichtung, die inzwischen begonnen hatte, durch die Beschäftigung mit den klassischen Erinnerungen. Die Briefwechsel, die Tagebücher, die Monographien, die Charakterschilderungen aus und über die klassische Zeit wollten kein Ende nehmen. Aber je mehr über die Größe der alten Epoche erschien, desto mehr schrumpfte die Gegenwart Weimars zusammen. Könnten wir doch nur einige berühmte Männer hieherziehen! war nicht nur das allgemeine Seufzen Weimars, sondern sogar das des Lohnbedienten im „Erbprinzen". Ich schlug dem betrübten Manne vor, eine Subskribentenliste auf Erwerbung eines neuen Goethe in Deutschland zirkulieren zu lassen oder bei zwei berühmten Männern in Berlin, Raupach und Rellstab[4] genannt, anzufragen,

[1] Friedrich Ludwig Weidig (1791—1837), Politiker, wurde 1834 verhaftet. Die Untersuchung führte in brutalster Weise der ihm persönlich verfeindete Hofrichter Georgi, der am Säuferwahn litt. Weidig verzweifelte an seinem Recht und öffnete sich mit Glasscherben die Pulsadern. — [2] 1836. — [3] Vgl. S. 52 dieses Bandes, Z. 20ff. — [4] Ludwig Rellstab (1799—1860), Romanschriftsteller und Musikkritiker.

ob diese vielleicht kommen und die Tage von Aranjuez fortsetzen wollten. Die regierende Großherzogin[1], eine Zarentochter, lud, so hieß es, alle vierzehn Tage weimarsche und jenaische Elemente zum Tee ein. Aber es wollte nichts mehr von Weimar recht ausgehen, nichts mehr zünden, die Stadt war als Deutschlands delphisches Orakel in Verfall gekommen. Schon war Frauenschriftstellerei und leichte Almanachsliteratur der Anknüpfungspunkt des Interesses für Weimar. Stephan Schütze[2], ein kleiner verwachsner Herr, geborner Hamburger, Lebemann, gab ein „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft" heraus. Hohe weimarische Staatsminister schmückten diesen ehemals durch E. T. A. Hoffmanns Beiträge berühmt gewesenen Kalender mit dilettantischen Beiträgen. Die eignen Gaben des vermögenden, gutherzigen, gastfreien Mannes, verbunden mit denen seiner Mitarbeiter Prätzel[3] und Langbein[4], hätten nur brauchen ins Plattdeutsche übersetzt zu werden, und Deutschland würde seine Epoche Fritz Reuter schon früher gehabt haben.

Viele Schriftsteller sind geständig, daß sie gezittert hätten, als sie Goethe besuchten. Rahel stieß unartikulierte Töne aus, als er nur nahte. Bei Uhland zitterte sogar der Straßburger Münster. Ich gestehe, nur Wilibald Alexis begriffen zu haben, als dieser, bereits von Goethe erwartet, vor Angst wieder umkehrte. Das Gebäude, in welchem der große Mann gewohnt hat, konnte wahrhaftig nicht beängstigen durch große Treppen, weite Vorsäle, Teppiche, glattes Parkett. Alles das fehlte. Die Verhältnisse des Goethehauses sind eher klein, als auch nur mittel zu nennen. Die Decke des oberen Stockes ist auffallend niedrig, die Zimmer haben eine beschränkte Ausdehnung, der Hof ist dunkel und mit fünf Schritten durchmessen. Damals lehnte sich altes verfallenes Bauwerk daran. Alles das zeigte mir Goethes letzter Sekretär, Kräuter[5]. Knochen und besonders Schädel, Gipsabgüsse, Münzen, Zeichnungen, Majo-

[1] Maria Paulowna, gest. 1859, Gemahlin Karl Friedrichs, des Sohnes von Karl August. — [2] Johann Stephan Schütze (1771—1839), Almanachsredakteur, gab 1814—33 das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft" heraus. — [3] Karl Gottlieb Prätzel (1785—1861), Schriftsteller, beteiligte sich erfolgreich auf den verschiedensten Gebieten der Literatur. — [4] August Friedrich Langbein (1757—1835), Schriftsteller. — [5] Weimarischer Bibliothekssekretär, verrichtete bei Goethe Schreibdienste.

likateller und -schüsseln, Mineralien und Autographen, alles war wie in einem Museum in Glasschränken aufgestellt. Nur allein eine Siegel- und Schmetterlingssammlung schienen zu fehlen. Van Dycks[1] Schädel stand neben dem Schädel eines Verbrechers. Der Kontrast war auffallend genug. Der Farnesische Stier[2] zeigte sich in mehreren Exemplaren und erinnerte mich immer an Goethe selbst. Goethes Zeichnungen charakterisierten seinen Sinn für das Alltägliche, Gewöhnliche. Eine Zeichnung stellte Schillers Gartenhaus in Jena vor. Der Führer plauderte eine Goethesche Äußerung aus, die sehr im Kontrast zu dem Freundschaftston in den sechs Bänden des Goethe-Schillerschen Briefwechsels steht, Goethe hätte gesagt, der Riß zu diesem Hause sei „Schillers bestes Werk" gewesen. Der Eindruck des Hauses, das man jetzt nicht mehr zeigt, war der, daß doch von Goethes Ablehnung so vieler Dinge, die uns von Wert sind, entschuldigend zu sprechen ist. Denn hatte er nicht hier einen förmlichen Mikrokosmus vor sich, einen Spiegel der Welt, der ihm genügen konnte? Leben nicht Menschen manchmal von einem einzigen Faktum? Diese haben einmal Napoleon I. gesehen, jene haben auf einem Stuhle gesessen, der zu Luthers Hausrat gehörte. Überall und ewig wissen sie ihren Reichtum anzubringen. Goethe hatte eine Fülle solcher Anlässe zu einem „Großpapa, wie war doch die Geschichte?" Unika über Unika! Was konnte ihn nicht zum Plaudern, zum Vorzeigen, zum Dozieren verführen! Münzen gab es hier, die bei Eckhel[3] fehlten, Gemmen, die Lippert[4] nicht kannte, Uralsteine, von denen Alexander von Humboldt gesagt haben soll, als er sie sah, daß sich Loder[5], der sie Goethen geschenkt, damit „die Seele aus dem Leibe genommen hätte". Das ist denn doch für einen Kopf und ein Herz von Goethes Richtung ein

[1] Anthonis van Dyck (1599—1641), niederländischer Maler. — [2] Werk zweier griechischer Bildhauer, der Brüder Apollonios und Tauriskos von Tralles. Den Namen „Farnesisch" hat es mit einer Anzahl anderer Werke gemein, die zur Zeit des kunstliebenden Papstes Paul III., ursprünglich Alessandro Farnese (1468 bis 1549), aufgefunden oder im Farnesischen Palast aufbewahrt wurden. — [3] Joseph Hilarius Eckhel (1737—98), berühmter Numismatiker. — [4] Philipp Daniel Lippert (1702—85), Zeichner und Bildformer. — [5] Justus Christian von Loder (1753—1832), kaiserlich russischer Geheimer Rat in Moskau.

vollständiger Ersatz für das deutsche Vaterland mit oder ohne Stände, für Krieg oder Friede, Rationalismus oder Supranaturalismus, Philhellenentum oder Karbonarismus, oder wie die Gegensätze und Erscheinungen seiner spätern Zeit hießen. „Nur Ruhe!“ hat ja auch euer großer Buddhist Schopenhauer gerufen. Dieser vermachte sein Vermögen den Soldaten oder den Angehörigen der Soldaten, die 1848 auf den Barrikaden gegen die Störer des Nirwâna verwundet oder getötet wurden.

Für Goethe waren diese Schränke eine Realenzyklopädie. Nichts, was da stand, war ihm tot, alles lebte. Es war ein Gewühl von Beziehungen, notwendigen Auslegungen, Anknüpfungen an Altertum, mittlere und neuere Zeit. War denn nicht auch die politische Geschichte vertreten durch die Handschriften berühmter Monarchen und Heerführer und vor allem durch die kostbaren Münzen? Goethe konnte den Regenbogen draußen in der Luft entbehren; denn ich sah einen Apparat, womit er sich selbst einen aus Pappe, einer Glaskugel und einigen von seinem Hofe hereinfallenden Sonnenstrahlen machte. Dieser Sonnenstrahlen gab es allerdings nur wenige. Daher sein letztes Wort: „Mehr Licht!“ Das Arbeitszimmer, das eigentlichste Interieur des Dichters, fand ich ganz so erhalten, wie vor fünf Jahren sein Tod erfolgte. Kein Sofa stand in dem dunkeln Zimmer, nur eichne, unpolierte Stühle. Alles im Grunde so, wie der Dichter, der Zauberer, der Welten schafft, wohnen soll. Nur die Feuilletonisten unsrer Zeit wollen ein mit Gold und Spiegelglanz geschmücktes Dichterzimmer und die goldene Schreibfeder auf dem silbernen Teller präsentiert. Der echte Dichter muß nackte Wände haben, um sie zu bekleiden mit pompejanischen Bildern. Wenn Goethe schrieb, schrieb er im Stehen, an einem einfachen Pulte und sonderbarerweise — gegen das Licht. Aber seit Dezennien rührte er die Feder nur noch an zu seinen Unterschriften. Er diktierte alles, ausgenommen ab und zu ein Gelegenheitsgedicht. In seiner Schlaf- und Sterbekammer war es eng und finster. Ich eilte, ins Freie zu gelangen, um frische Luft zu schöpfen.

In Weimar lebten mir zwei Beziehungen, eine der Protektion und eine der Freundschaft. Jene war mir vom Konsisto-

rialpräsidenten Peucer[1] gekommen und — seltsam genug — für meine „Wally", geradeso wie sich ein Kirchenrat, Paulus[2] in Heidelberg, früher zu meinem Verteidiger aufgeworfen hatte. Letzterem fand ich keine Gelegenheit, persönlich Dank zu sagen. Jenem jedoch trat ich bei diesem Besuch mit dem Erstaunen entgegen, wie ihm seine offizielle Stellung hätte erlauben können, einem Schiffbrüchigen so mutig die Hand zu reichen. „Dafür sind wir in Weimar!" lautete die mit gerechtem Stolz gegebene Antwort des liebenswürdigen Mannes, der für seine Person kein Geistlicher war, nur ein juristischer Beirat der großherzoglichen Kirchenverwaltung. Leider unterbrach ein eingewurzeltes Asthma fast jede Äußerung des weltmännisch gebildeten Nachkommen jenes einst aus Kursachsen vertriebenen vielgeprüften Freundes des Melanchthon[3]. Die ältere französische Literatur war meines Gönners Steckenpferd. Einige Stücke Racines und Corneilles sind von ihm übersetzt worden[4]. Natürlich mußte sein Einvernehmen mit dem Lichte des Rationalismus, dem Oberhofprediger Röhr[5], das beste sein. Der mutige theologische Ajax, der in seiner „Predigerbibliothek" immer im Getümmel der Schlacht stand, wohnte hinter der ehrwürdigen Stadtkirche in denselben Räumen, die einst Herder bewohnt hatte. Ich besuchte ihn dort. Längst hatte ich den doktrinären Stolz gegen den „Rationalismus vulgaris", dessen erster Repräsentant in ehrwürdiger Gestalt vor mir stand, abgelegt. Eine hagere, lange Figur von einfach patriarchalischer Würde, wie man solchen Prediger- und Lehrererscheinungen in thüringischen Landen oft begegnet, machte mir einen wohltuenden Eindruck. Der Freund, den ich in Weimar wiederfand, war späterhin der beglückte Gatte der berühmten Schauspielerin Marie Bayer[6] in Dresden und hieß August Bürck. Schon

[1] Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 334, Z. 26 ff. — [2] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 5. — [3] Kaspar Peucer (1525—1602), Professor der Medizin, Schwiegersohn Melanchthons; er wurde 1574—86 als Haupt der sogenannten Kryptokalvinisten von Kurfürst August gefangengehalten. Nach seiner Befreiung ging er nach Anhalt als Leibarzt des Fürsten. — [4] „Classisches Theater der Franzosen. Mit gegenüberstehendem Originaltext. Übersetzt von Fr. Peucer" (Leipzig 1819 ff., 4 Bändchen). — [5] Vgl. S. 53 dieses Bandes, Anm. 4. Röhrs Zeitschrift „Kritische Predigerbibliothek" erschien 1820—46, doch vorher schon unter anderem Titel. — [6] Marie Bayer (1820—1910), Schauspielerin, heiratete 1849 den Schriftsteller August Bürck; 1841—90 war sie Mit-

als Student in Leipzig bewegte sich der exaltierte Schwärmer in literarischer Sphäre und machte sich teils durch eine ausgesprochene Vorliebe für jene mittelalterlichen Stoffe bekannt, denen später Richard Wagner die Hälfte seines Ruhmes verdankte, teils durch einen gewissen sektiererischen Eifer, der in einem ewigen Planmachen, Wittern von Intrigen, Anlegen von Gegenminen seine Befriedigung fand. Er gehörte recht eigentlich durch sein Talent der Parteimacherei zu den ersten Aposteln der Zukunftsmusik. Viele Jahre lang erfreute auch ich mich zu meinem Besten dieses fast krankhaften Kameraderietriebes. Ohne daß ich dem begeisterten Freunde mehr zu widmen brauchte als meine eigene liebevoll eingehende Teilnahme für seine sehr schwache Feder, die sich später vom Wartburgkrieg und Heinrich von Osterdingen[1] auf den alten Touristen Marco Polo[2] und andere Helden der Geographie erstreckte, stand er mir mit treuer Hut bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zur Seite, freilich auch die Gefahren vergrößernd, die Gegnerschaften übertreibend, immer Unheil witternd, Intrigen, Kabalen, kurz eine Eigenschaft seines Charakters in Tätigkeit setzend, die mir in späteren Jahren verhängnisvoll werden sollte. Denn plötzlich, da ich ein einziges Interesse seines Lebens nicht mehr zu teilen schien, die unbedingte Bewunderung seiner Braut als Künstlerin, verwandelte sich seine Freundschaft in ebenso leidenschaftlichen Haß, in intrigante Verfolgung, bis der Bemitleidenswerte ins Irrenhaus kam, wo ihn erst nach Jahren der Tod von physischen und moralischen Leiden erlöste. August Bürck hatte einen eigentümlich scharfgeschnittenen Kopf. Den bekannten Schauspieler Karl Grunert[3], dessen mephistophelisch scharfe Physiognomie manchem der Leser in Erinnerung geblieben sein wird, hätte man für seinen Doppelgänger halten können.

In Jena wurde der mir schon in Frankfurt bekannt gewordene O. L. B. Wolff[4] wiederbegrüßt und die Bekanntschaft gemacht des Herausgebers der „Minerva“, Friedrich

glied, später Ehrenmitglied des Dresdener Hoftheaters. — [1] Gemeint sind die „Romantischen Dichtungen“ von Bürck (Leipzig 1846). — [2] Gemeint sind die „Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert“ (Leipzig 1845). — [3] Karl Grunert (1810—69), Schauspieler, ging 1830 zur Bühne, wirkte 1842—46 in Hamburg, sodann in Stuttgart — [4] Vgl. S. 204 dieses Bandes, Anm. 3.

Bran[1]. Die „Minerva“ ging am Mangel eines festen Prinzips zugrunde. Gelegentlich führte ich in ihr den Gedanken aus, Preußen sollte den Zollverein[2] als Anbahnung auch einer staatsrechtlichen Einigung mit den einzelnen Staaten Deutschlands benutzen. Die „Hegemonie“ war die Losung, aber allgemein bestritten und für unmöglich erklärt. Da schien mir der Zollverein gleichsam der vorgezeichnete Schienenweg für solche Einigungen, wie diese später die Militärkonventionen brachten. An einen Umsturz des Bundestages war bei Österreichs drohender Haltung nicht zu denken.

Ein herrlicher Tag ließ mich die Schönheit des Saaltals bewundern. Die terrassenförmigen Anhöhen mögen eine Sorte Wein tragen, die wir uns nicht an der Table d'hôte auswählen; aber Sonnenduft liegt auf dem Panorama, es verklärend wie nur eine Gegend in Süddeutschland. Mir war die Annäherung wieder an preußisches, gendarmerieregiertes Wesen von eigentümlicher Wirkung. In Weißenfels sah ich im Geiste Müllnern[3] als seligen Verstorbenen mit langer Pfeife ins Kasino gehen. In Merseburg erinnerte mich das dortige Bier an jenes Hunnenblut, das vor tausend Jahren in seiner Umgebung geflossen ist[4]. In Halle waren gerade Ferien. In den Beschwerdebüchern des Lesemuseums, das ich besuchte, sah ich den polemischen Geist der Zeit. Man stritt sich um die neue „Leipziger Allgemeine Zeitung“. Die Tholuckianer[5] wollten sie abgeschafft. In Magdeburg wurde das Dampfboot bestiegen. Ein junger Privatdozent aus Leipzig, Gustav Bock[6], in späteren Jahren das medizinische Orakel der „Gartenlaube“, gewährte bis nach Hamburg eine wohltuende Anregung. Die Schule des medizinischen Zynismus ist schon wieder überwunden. Damals war der Standpunkt neu,

---

[1] Friedrich Alexander Bran (1767—1831), Schriftsteller. — [2] Vgl. S. 60 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Adolf Müllner (1774—1829), Schriftsteller, lebte in Weißenfels (Saale) 1798—1815 als Rechtsanwalt und starb daselbst. Sein dichterischer Ruf beruht auf seinen bekannten Schicksalstragödien. — [4] Heinrich I. besiegte am 15. März 933 die Ungarn bei Riade an der Unstrut. Die frühere Annahme, der Ort der Schlacht sei Merseburg, ist irrig. — [5] Vgl. S. 183 dieses Bandes, Anm. 3. — [6] Gemeint ist Karl Ernst Bock (1809—74), seit 1839 außerordentlicher Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig, in weiten Kreisen besonders durch seine Artikel für die „Gartenlaube“ und sein „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ (Leipzig 1855 u. ö.) bekannt geworden.

das Hörrohr, der Wappenschild jedes über Würzburg nach Wien gegangenen Arztes, regierte die Krankenstube. Krankheiten existierten überhaupt nur, damit man sie begriff und klassifizierte. Daß sie geheilt würden, schien Nebensache. Der Kranke lag für den Arzt, der sich resignierte, im Geist auf dem Seziertisch für die neuerfundene pathologische Anatomie. Glücklicherweise war gerade damals ein Arkanum aufgekommen, das für alle Leiden manchmal und für einige immer helfen sollte, das Jod. Bock sprach frisch von der Leber weg seine Überzeugungen aus. Sie nahmen auf allen Gebieten, politischen und theologischen, die Illusionen wie Spinneweben weg. Selbst die belletristische Chronik Leipzigs war ihm geläufig und gab ihm Gelegenheit zu manchem treffenden Einfall. Heinrich Laube machte grade damals seine Übergänge zu allerhand aristokratischem, fürstpücklerischem, selbst metternichschem Wesen, das uns schließlich trennte.

Hamburgs ewig grauen Himmel hat Heine erfunden[1]; es gibt in Hamburg auch schöne Tage. Doch liegen sie im Sommer und Spätherbst. Jetzt war bald der gelbe Nebel in den Straßen vorherrschend, unerträglich der Schmutz in den langen Twieten[2], in den Durchgängen, auf den kleinen Verbindungsbrücken. An Ort und Wetter mußte sich der Körper und — der Geist gewöhnen. In einer der düstersten Gassen, der ABC-Straße, wohnend, mußte ich am Tage Licht brennen, um schreiben zu können. Aber mein „Telegraph" blühte auf. Es zeigte sich, was buchhändlerische Verwendung vermag. Trotz der noch beanstandeten Zulassung in Preußen, den Hemmungen in Österreich und Rußland stieg die Zahl der Abnehmer um — mehrere Hunderte — auf Tausende ging noch nicht die Kalkulation der Journale. Das gewährte Honorar war gering, es ermöglichte nur dem Herausgeber ein ruhigeres Arbeiten.

Richtungen oder Kräfte, die sich mir angeschlossen hätten, waren in Hamburg selbst nicht zu finden. Im Gegenteil bildete sich sofort Opposition. Es gab Blätter, die sich dort schon lange

---

[1] Nimmt Bezug auf Heines Verse: „Himmel grau und wochentäglich! Auch die Stadt ist noch dieselbe! Und noch immer blöd' und kläglich Spiegelt sie sich in der Elbe" (in Heines „Neuen Gedichten": „Neuer Frühling", Nr. 44). — [2] Twieten sind kleine Gassen in Hamburg, Alstertwiete usw.

mit Kritik beschäftigten, Beiblätter der bedeutenderen Zeitungen. Diesen war ich unwillkommen. Neben ihnen gab es belletristische Revolverpresse, die sich um das damals allein besprochene Stadttheater gruppierte und einigen selbstgefälligen hämischen Skriblern als Tummelplatz diente. Eine andere, höher stehende Gesellschaft, aber ebenso negativer Art, bildeten die noch jungen, praxislosen Ärzte oder in gleichem Fall befindlichen Juristen, die nicht lange erst von Kiel, Göttingen, Heidelberg gekommen waren und die öffentliche Meinung in Hamburg nach allen Richtungen hin zu bestimmen suchten und in den Kaffeehäusern sich dazu die Zeit nehmen durften. Ein günstiges Verhältnis zu dieser Sphäre konnte sich nicht begründen. Denn in der Regel wirkte in den jungen, leichterhitzten Köpfen noch von der Schule her die Warnung der Lehrer nach vor allem, was sich neueste Literatur nannte. Einige hatten sich auch schon selbst ein zwischen Zynismus und Romantik in der Mitte liegendes Verhältnis zu Heines Muse erfunden, halb Dreck, halb Lotosblume, je nach Stimmung. Zuweilen hatten die jungen Herren Dichterwehen und steuerten im Strome mit den Lockungen der Lorelei und der Reue des Tannhäuser. Den elegischen Ton des Vortrags für diese Heineschen Liebesschmerzen habe ich nie in meinem Stimmregister aufzufinden vermocht.

Auf dem Komtor von Hoffmann und Campe gab es immer Anregung. Die Zusendung von Manuskripten erfolgte von allen Seiten, besonders aus Österreich. Die namhaftesten Dichter standen mit dem Chef dieser Buchhandlung in Briefwechsel. Er hatte die Eigenheit, dem Zufall eine Rolle in seinem Leben zu gestatten. Zufällig gewann er auch das große Los in der Braunschweiger Lotterie beim kolossalsten Lotteriespiel. Sein Zufallskultus machte ihn auch zum Propheten. Als solcher hatte er aber nicht immer so glückliche Treffer. So ließ er Briefe, von denen er Unangenehmes ahnte, mehrere Tage liegen, ehe er sie öffnete. Das bekam ihm in einem Falle übel. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten[1]" hatten einen glänzenden Erfolg; doch blieb eine Verstimmung gegen den Verfasser zurück, die

[1] Hamburg 1831, bei Hoffmann u. Campe.

ihn veranlaßte, einen von letzterem empfangenen Brief, worin er Vorwürfe zu lesen augurierte, nicht zu öffnen. Als er sich endlich dazu entschließen mußte, sah er, daß ihm Anastasius Grün eine neue Gedichtsammlung, „Schutt“[1], angetragen hatte. Der Dichter hatte umgehende Antwort gewünscht. Jetzt schrieb Campe sofort; aber der Verfasser war schon in Unterhandlung mit der Verlegerin des Musenalmanachs, der Weidmannschen Buchhandlung, getreten. Begebenheiten des Komtors waren es, wenn ein Brief von Heine aus Paris kam. Mir fehlte für die Manier, für den Ton, den Inhalt dieser Briefe alles Interesse. Immer herrschte darin derselbe — Heine war noch wohlauf — weinerlich grämelnde, lässige, dahlende, faselnde Ton, den schon seine Jugendbriefe, z. B. die kürzlich von Professor Hüffer veröffentlichten an Sethe[2], zeigen. Man begreift, wie Sethe, ein zum Manne gereifter Kommilitone, diese Briefe des mit sich selbst kokettierenden, trägen und zuweilen doch katzenartig drohenden, dann wieder rasch die Pfote zurückziehenden und sentimental werdenden Egoisten nicht weiter beantwortete.

Damals tauchte zuerst im Beiblatt zur „Börsenhalle“ jener Franz von Florencourt[3] auf, der anfangs die pietistischen Kreise Hamburgs für sich in Begeisterung versetzte, einige Zeit hindurch ganz in diesen leben zu wollen schien und plötzlich, alle Erwartungen täuschend, sich dem Katholizismus zuwandte, dem er hierauf in verschiedenen Städten Deutschlands ein schlagfertiger Vorkämpfer geworden ist, ein wahrer Granier de Cassagnac[4] des Papstes, der sogar wie dieser einen Sohn besitzt, der das nämliche Geschäft fortführt. In Hamburg kam unter seine polemische Feder alles, Hegel, Schelling, Börne, Heine, die Romantiker usw. Seine Denkformen gehörten Görres, Eichendorff, Heinrich Leo[5] — das Persönliche, das von ihm hinzugefügt wurde, streifte in der Regel an die Provokation zum Ehrenhandel, der sogar unter mutwilligem Gehetz seiner

[1] Leipzig 1836. — [2] In der „Deutschen Rundschau“, Jahrg. 1874. — [3] Franz Chassot von Florencourt (1803—86) lebte seit Mitte der dreißiger Jahre bis 1840 in Hamburg; 1851 trat er in Schwerin zum Katholizismus über. — [4] Adolphe Granier de Cassagnac (1806—80), Publizist und Anhänger Bonapartes. Seine konservativen, absolutistischen Grundsätze wurden auch später von seinem Sohn Paul Adolphe Marie Prosper (geb. 1843) verfochten. — [5] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 6.

Umgangsgenossen gegen mich gesucht zu werden schien. Mein Leben hatte damals schon so schwere Bürden der Sorge für die noch ferne, im Frühjahr 1838 von mir abgeholte Familie zu tragen, auch die Bürde, verkannt in meinem Wesen, noch zur bessern Beweisführung für mich gerufen zu sein, daß ich den höhnischen Fratzen, die mir von diesem Matadorkreise geschnitten wurden, nur Verachtung entgegensetzte. Der Richterspruch, ob das „Dichterische" in mir vorhanden war oder nicht, konnte mir nicht von jenem Tribunal kommen, wo in heinisierenden Gedichten, wie diese mit etwas Mondlicht und Liebesschmerz aus dem Ärmel zu schütteln sind, der Beruf und die Signatur eines modernen Autors erblickt wurde. Gervinus[1] hatte einige Jahre später ganz recht, als er nach dieser Richtung hin, nach der Richtung der Geltendmachung des Geversels, die schöne Literatur Deutschlands für abgeschlossen erklärte. Der zufällige Umstand, daß diese Gattung Lyrik Komponisten zur Grundlage von einschmeichelnden Klangwirkungen gemacht haben, ändert an dem objektiven Unwert der Gedichte selbst nichts.

Die Stirne runzelnd, niemandes Gunst erflehend, ging ich meine eignen Gedankenwege. Träges Lungern auf abgegraster Matte ließ ich andern, Buhlen mit „Personen und Zuständen", Sichakkommodieren an „Begriffliches", wozu sogar das metternichsche Kaiserreich gehören sollte, ließ ich früheren Kampfgenossen, die mir nun Gegner wurden. Der kölnische Erzbischofsstreit regte mich nicht nur zu längeren Artikeln über die Hermessche Lehre an[2], sondern auch zu einer Antwort auf jenen „Athanasius"[3], mit dem Görres die Anschauungen der ultramontanen Sippe, die sich in Neuberghausen bei München zu versammeln pflegte, vielleicht zum erstenmal, aber maßgebend bis in die neueste Zeit, geltend gemacht hat. Jetzt ist diese neukatholische,

---

[1] Georg Gottfried Gervinus (1805—71), Geschichtschreiber und Literarhistoriker. 1835 erschien der erste Band seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Leipzig 1835—42, 5 Bde.), in der er die deutsche Literatur im Zusammenhang mit dem nationalen und politischen Leben und den gesamten Kulturzuständen als einen Ausfluß des gesamten nationalen Lebens betrachtet. — [2] Im „Telegraph für Deutschland", Jahrg. 1838; vgl. die „Einleitung des Herausgebers" zu der Abhandlung „Die rote Mütze und die Kapuze", Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 10, Z. 8ff. — [3] Hamburg 1838; vgl. Band 3 dieser Ausgabe, S. 7ff.

an die Zeiten Hildebrands[1] und Innozenz' III.[2] wieder anknüpfende Theorie durch Schuld Friedrich Wilhelms IV. Gemeingut der katholischen Welt geworden. Der Titel meiner Flugschrift „Die rote Mütze und Kapuze" bezog sich auf die Jakobiner-Antezedentien des Münchener Vorkämpfers. Man konnte zweifelhaft sein, ob sich bei Görres nur der altrheinische Provinzialgeist gegen Preußen- und Berlinertum in die neue Form der Wahrung absoluter Kirchenrechte versetzt hatte oder seine Welt- und Staatsphilosophie eine a priori ehrliche war. Die Methode, die mir auch bei späterer antihierarchischer Polemik eigen gewesen, mich erst in die Welt, die ich bekämpfte, ihren Anspruch nachfühlend, zu versetzen, erst aus Zugeständnissen heraus, die sich dem Wahne machen ließen, dasjenige zu entwickeln, wofür die Billigung zuletzt zu versagen war, und dann auf die Quellen des Reinen und Gesunden zu verweisen, hat mir Freunde auf dem Gebiet der älteren, so traurig gebundenen und oft tief unglücklichen katholischen Geistlichkeit erworben. Die jüngere hat wohl kaum meinen „Zauberer von Rom" gelesen.

Im ganzen waren die Hamburger Jahre sorgenvoll. Die Abhängigkeit von einem Buchhändler, bei dem es heute Sonnenschein, morgen böses Wetter gab, war besonders drückend. Meine Frau konnte sich nicht an die veränderte Lebensweise, besonders nicht an die Ansprüche der Hamburger Dienstboten gewöhnen. Ein Glück war die Befreundung mit einigen gemütvollen Familien, die einen Anschluß erlaubten. In erster Reihe ist die Schwester Varnhagens zu nennen, eine verheiratete Assing[3], die Mutter der beiden Töchter, von denen die eine, Ludmilla[4], bis auf den heutigen Tag das Privilegium hat, das Publikum immer in irgendeiner Art literarisch zu beschäftigen.

---

[1] Hildebrand (gest. 1085 als Papst Gregor VII.) suchte vor allen kirchlichen Reformgedanken besonders den des Übergewichts des päpstlichen Stuhles über die deutschen Kaiser zu begründen. — [2] Innozenz III. (1161—1216) vollendete innerhalb der Kirche mit strenger Disziplin das System des päpstlichen Absolutismus. — [3] Rosa Maria Assing (1783—1840), Dichterin — [4] Ludmilla Assing (1827—80), Schriftstellerin, veröffentlichte Werke über italienische Kunst-, Revolutions- und Pressegeschichte, Biographien der Elise von Ahlefeldt, Sophie von La Roche und des Fürsten Pückler-Muskau. Aus dem Italienischen übersetzte sie unter anderem die Schriften von Mazzini. — Die obenerwähnte Schwester hieß Ottilie.

Damals sah man in einem kleinen dunkeln, von Bäumen beschatteten Hause der bescheidenen Poolstraße, in niedrigen Zimmern, in einem Gärtchen, wo sich bequem nicht zwanzig Schritte tun ließen, zwei junge Mädchen von 15 und 16 Jahren, die in überraschendster Frühreife bereits die laufende Literaturchronik des Tages kannten und mitmachten. Der Vater[1], ein Arzt, in jungen Jahren mit Justinus Kerner in Wien und auch später noch mit ihm befreundet, machte ab und zu ein sinniges Gedicht und war in solchem Grade sensitive Natur, daß ich glaube, die Veranstaltung, die sein Schwager Varnhagen für seinen Tod getroffen hat, diese Veröffentlichung nicht endender Aufzeichnungen und Briefwechsel, wäre für sein Teil vollkommen unsympathisch von ihm empfunden worden. Dagegen hatte sich die Mutter ganz an den Persönlichkeitskultus ihres Bruders gewöhnt. Auch sie war wie ihr Bruder eine Meisterin in jenen Scherengebilden, die später Konewka[2] so gefällig zu malen verstand. Sie kannte dabei die Natur. Bei unzähligen Spaziergängen und Partien, die wir familienweise machten, blieb sie bald an diesem Wegekraut, bald an jenem Baume stehen und entdeckte trotz ihrer Kurzsichtigkeit Schönes und Seltenes. Durchweg romantisch konnte man die geistige Welt dieses Kreises nennen, obschon sie selbst des Übermaßes im romantischen Wesen bei anderen spotteten. Die Familie des streng konservativ-jüdischen, gelehrten Dr. Steinheim[3] in Altona schloß sich engbefreundet an. Unzweifelhaft war noch manches vom Geist der Rahel und ihres ersten überschwenglichen Verkehrs mit Varnhagen im Leben dieser und anderer Familien zurückgeblieben, bei Rosa Maria vorzugsweise das Interesse für jede Persönlichkeit, die in irgendeiner Weise psychologisch oder sonst charakteristisch unterzubringen war. Bei den Töchtern herrschte der Genuß phantastischer Reproduktion vor, eine wahre Schwelgerei im Erlebten, im Erzählten. Fast alles mußte vor die Phantasie treten,

[1] David Assing (1787—1842) war mit Chamisso und Kerner näher befreundet. Seine eigenen poetischen Versuche blieben in Almanachen und Zeitschriften zerstreut. — [2] Paul Konewka (1840—70), Silhouettenschneider und Zeichner. — [3] Salomon Ludwig Steinheim (1789—1866), Arzt, Dichter und Philosoph.

und beiden trat dann zuweilen etwas mit gleichen Bildern und zu gleicher Zeit vor ihr Auge, wo es dann genug über die geistige Zwillingschaft zu lachen gab. Eine sagte wörtlich dasselbe wie die andere. Es handelte sich um ein ewiges Verschönern der Welt, ein stetes Wegstoßen des Häßlichen. Kein Schiff, das grade vorübersegelte, wenn wir in Flottbecks Baumschatten weilten, blieb ohne Befrachtung von Träumereien; sicher ging es nach Indien, sicher ins Land der Palmen, zu jenen blauen Seen hin, wo sich die Flamingos badeten. Alles Gemeine, alles Alltägliche verschwand hier vor Blicken, die nur das Schöne oder das Entgegengesetzte, Störende, sahen und die Menschen und die Dinge in potenzierende und depotenzierende einteilten. Heute verkehrte man sich die Welt in das Zeitalter der Troubadoure, morgen stellte man sie vor den Vexierspiegel des schattenlosen Peter Schlemihl Adelberts von Chamisso, welcher letztre ebenfalls in steter Verbindung mit den Bewohnern des Hauses blieb. „Dramatische Leseabende" brachten bald bei dem einen, bald bei dem andern dieses Kreises Schiller, Goethe, Shakespeare zur Anschauung und zur Kritik. Leider trennte der Tod diese schöne Vereinigung. Rosa Maria starb noch vor dem großen Brande[1]; an Leiden, von deren Vorhandensein ihr geselliger Sinn kaum hatte die Ahnung aufkommen lassen. Schon ein Jahr nach ihrem Tode starb auch Assing. Die Töchter gingen zum Onkel nach Berlin, dem sie Rahel, die altgewordene, ersetzen sollten. Wenn dies die eine der Schwestern, die nach Amerika gegangen ist, nicht vermochte, so möchte man wohl fragen, ob nicht Varnhagens Gesichtskreise damals enger, seine Tendenzen zugespitzter, sein ganzes Wesen gereizter war, von Haß und Unmut über seine Zurücksetzung im Staatsdienst eingegeben. Die Wirkung, die der bewegliche Mann auf meine literarischen Mitkämpfer ausübte, war nicht gut. Briefwechsel über Briefwechsel wurden herausgegeben, literarische Porträts silhouettiert, Reiseeindrücke festgehalten. Das waren die aufs Oberflächliche wirkenden Anregungen, die von einem Bett in der Berliner Behrenstraße ausgingen; selbst im gesunden Zu-

[1] 5.—8. Mai 1842.

stande brachte Varnhagen den größten Teil des Tages im Bett zu. Vom Bett aus klagte er mir einst, als ich ihn besuchte[1], daß die Verdienste, die er sich um Leopold Ranke erworben, von diesem selbst nicht anerkannt würden. Er sei es gewesen, der an maßgebender Stelle zuerst auf die bekannte Erstlingsschrift des Historikers aufmerksam gemacht und dadurch Rankes Versetzung von einem Gymnasium an die Universität veranlaßt hätte[2].

Im Winter 1838 besuchte mich in Hamburg Karl Immermann, der eben den ersten Band seines „Münchhausen"[3] veröffentlicht und sein Verhältnis mit Gräfin Ahlefeldt[4] in Düsseldorf gelöst hatte. Seine Theaterleitungsversuche[5] lagen schon hinter ihm. Als die Kunde seines plötzlichen Todes[6] kam, schrieb ich die Eindrücke eines zweitägigen Verkehrs mit dem bedeutenden Manne nieder. Sie finden sich im neunten Bande meiner „Gesammelten Werke" (Costenoblesche Ausgabe[7]).

Um die Zersetzung zu charakterisieren, die in den Gärungsprozeß der „jungen Literatur" gekommen war, und zugleich um ein Bild der Polemik zu geben, wie dieselbe nach und nach, hierhin und dorthin, scheinbar persönlich, aber im Grunde gegen Prinzipien von mir geführt wurde, möge hier ein satirisches Märchen mitgeteilt werden, das in erster Reihe wenigstens den Humor vergegenwärtigen kann, der mir noch übrigblieb bei Angriffen, die z. B. von Theodor Mundt und seinem Kreise, Mügge[8], Meyen[9], Klein[10], Kühne, und gleichzeitig vom Süden aus, aus dem schwäbischen Feldlager, fortwährend gegen mich bis ins Unglaubliche gingen.

---

[1] Wahrscheinlich im November 1837. — [2] Leopold von Ranke (1795 bis 1886) war seit 1818 Oberlehrer am Gymnasium in Frankfurt a. O.; nach Erscheinen seines Buches „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535" (Berlin 1824) wurde er 1825 als Professor an die Universität Berlin berufen. — [3] Düsseldorf 1839. — [4] Elise Gräfin von Ahlefeldt (1788—1855) lebte lange in engen Beziehungen zu Immermann; 1839 löste er diese. — [5] 1835—38 in Düsseldorf. — [6] Am 25. August 1840. — [7] Vgl. Band 3 dieser Ausgabe, S. 134 ff. — [8] Theodor Mügge (1806—61), Roman- und Reiseschriftsteller; seine Werke haben meist nordisches Leben zum Hintergrund. Er beteiligte sich auch an politischen Journalen. 1848 redigierte er das Feuilleton der Berliner „Nationalzeitung". — [9] Eduard Meyen, Berliner Schriftsteller, gab in Verbindung mit anderen seit 1834 eine „Literarische Zeitung" (Berlin, bei Dunker u. Humblot) heraus. — [10] Julius Leopold Klein (1810—76), dramatischer Dichter und literarhistorischer Schriftsteller.

Die literarischen Elfen.

Einer der mächtigsten Berggeister des Harzes hatte drei Kinder, einen Sohn und zwei Töchter, die sich für ihr Leben gern mit neuerer deutscher Literatur beschäftigten. Je weniger sich davon in ihre glänzenden Metallpaläste, in ihre einsamen Erzstuben und zinnernen Philosophengänge durch die Nachlässigkeit der Touristen, die in Grotten und auf Ruheplätzen ihre Lektüre zurückließen, durch die Kalender der Grubenleute, ja sogar nur durch die Wochenblätter, in welche diese ihr Frühstück eingewickelt hatten, verlor, desto gespannter wurde ihre Neugier auf einen volleren Einblick in die neueste Lage der deutschen Geistesschätze. Pimpernella, die jüngste, war ein blondes, liebes Geschöpf mit Vergißmeinnichtaugen. Wenn manchmal die Bergleute bei der Arbeit das Rauschen eines in Felsen eingeschlossenen Baches zu hören glaubten, so waren dies Pimpernellens Lieder, die sie ihnen zur Erheiterung anstimmte. Ihr Bruder, Spekulativus geheißen, war ebenfalls blond, lang, dünn aufgeschossen. Ihm war eine alte Bibliothek seines Vaters voll theosophischer Schriften, die sich mit dem Stein der Weisen beschäftigten, zugute gekommen. Selbst in die Naturphilosophie hatte sich der sinnige junge Mann einen Weg gebahnt. Spekulantia, die älteste Tochter, hatte etwas Stolzes, etwa wie Sankta Cäcilia[1], als diese die Orgel erfand, oder Heloïse[2], als diese Ärmste ewige Entsagung schwören mußte. Wer Spekulantia zum ersten Male sah, hätte in ihr eine unglücklich Liebende zu entdecken geglaubt, was sie auch war, in einem gewissen Sinne. Eine unbestimmte Sehnsucht lag in ihren Worten, ihren Blicken, ihren Bewegungen. Alles, was sie sprach, lag vom Gewöhnlichen abwärts, es schlug Töne aus Registern an, die nicht auf jedem Instrumente zu finden waren. Die Elfen konnten sie nie zum Tanz bewegen; nie sang sie vor andern, sondern, wie Philomele, immer allein. Niemals lachte

---

[1] Schutzpatronin der Kirchenmusik; die Legende spricht ihr die Erfindung der Orgel zu. — [2] Um ihrem Geliebten, den Mönch Abälard (1079—1142), dem sie einen Sohn geboren hatte, nicht bei der Erlangung kirchlicher Würden hinderlich zu sein, leugnete Heloïse die Gemeinschaft mit ihm und ging als Nonne ins Kloster.

sie heftig; selbst die drolligsten Koboldwitze konnten ihr nur ein leichtes Verziehen der Mundwinkel abgewinnen, freilich eine Bewegung, worin für jeden, der sie sahe, Anmut lag. Auch weinte sie nicht, wenn man nicht anders zuweilen einen feuchten Glanz des Auges und einen einzigen großen Tautropfen, der sich in ihren dunkeln, langen Augenwimpern verfing, weinen nennen will. Das Tiefste schien sie in ihrem Busen zu bergen, und der Alpenkönig selbst, das behauptete man im ganzen Unterharz, dieser in der Schweiz am Montblanc wohnende oberste Beherrscher der Gebirgsgeister, hätte auf ihre erhabene Schönheit sein Auge geworfen. Dennoch liebte sie Unterirdisches nicht; all ihr Sehnen zog sie hinauf in die Regionen des Lichtes, wenn sie sich auch gestehen mußte, daß sie etwas Dunkles, Geheimnisvolles und beinahe Dämonisches in ihrem Herzen trug. Wenn sie etwas mit vollem Verlangen liebte, so war es die Kunde von einer vorzugsweise modern genannten neuen Poesie. Spekulantia hatte oft hinter einem Bergabhange gelauscht, wenn Studenten aus Jena kamen und von „Weltliteratur" sprachen, oder von Göttingen, die daselbst behaupteten, alle Materialien des Weltbaues angetroffen zu haben, nur den Weltgeist selbst nicht. Die „Dorfzeitung", der „Gothaer Allgemeine Anzeiger", das „Weißenseer Unterhaltungsblatt" und die „Jenaer Literaturzeitung" waren die Hauptlektüre der Geschwister; denn nur in diese Blätter wickelten die Mansfelder, Klaustaler und Thüringer Bergleute ihren Käse und ihr Butterbrot, und selbst aus einer so beschränkten Lektüre entnahm Spekulantia die neue Wendung, welche die Poesie in Frankreich und Deutschland genommen hatte. Bettinen[1] überließ sie ihrer Schwester Pimpernella; sie selbst hielt sich an Rahel[2] und Charlotte Stieglitz[3]. Selbst für das Junge Deutschland nahm Spekulantia Partei

[1] Elisabeth von Arnim (1788—1859), Bettina genannt, deren schwärmerischer Neigung zu Goethe das bekannte Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (Berlin 1835, 3 Bde.) entsprang. Vgl. ihre Charakteristik in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 101, Z. 27 ff., und S. 113 ff. — [2] Rahel (1771—1833), die geistreiche Tochter des jüdischen Kaufmanns Levin, seit 1814 vermählt mit dem Schriftsteller Karl August Varnhagen von Ense (1785—1858), übte auf diesen und auf zahlreiche bedeutende Geister ihrer Zeit, die sie in ihrem Salon versammelte, starken Einfluß aus. Vgl. ihre Charakteristik in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 98 ff. — [3] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 3.

und schickte in die Berliner[1] und Mannheimer Gefängnisse[2] einige ihrer gelehrten Mäuse und Ratten zum Gruße ab, welche sich leider den daselbst Inhaftierten nicht recht verständlich machen konnten und im Gegenteil so sehr mißverstanden wurden, daß Schreiber dieses mehr als sechs Stück davon in Mannheim mit einer piemontesischen Mausefalle guillotinierte. Spekulantia zerfloß über den Bundestagsbeschluß von 1835[3] in Tränen; vielleicht das erstemal, daß sie auf dieser Schwäche ertappt wurde, und da so vieles verboten wurde, konnte sie es ja um so weniger zu lesen bekommen. Wenn sie aber öfters mit ihrem Vater und den Geschwistern des Nachts im Harz umirrte und sie immer da kletterten, wo die Fichten am höchsten standen und sie sich im Mondschein geisterhaft genug für die Schnellpostreisenden, deren Fuhrwerk in der Tiefe keuchte, ausnehmen mochten, dann pflegte sich wohl Spekulantia mit diesen Worten zu trösten: „Ach, liegt der Zauber einer neuen Welt- und Gedankenverjüngung nicht schon in dem Atem der Luft, die uns umfächelt! Sind die Sterne nicht wie Bücher und Geschichten zusammengerückt, deren geheimnisvoller Sinn bald keinem tieferblickenden Auge mehr ein Rätsel sein wird? Plaudert die Blume und der Nachtfalter und das glühende Johanniswürmchen nicht jedes dem Weltgeist abgelauschte Wörtchen aus, und hat die Musik der knackenden, vom Sturm gebeugten Föhren nicht einen Text, den jedes empfindungsvolle Herz diesen Tönen ohne viel Mühe unterlegen kann?" So tröstete sie sich wohl, daß sie in keiner Leihbibliothek abonniert war, weil die Elfen wohl Silber haben, aber kein gemünztes, und wohl den „Segen des Mansfelder Bergwerkes"[4] geben, aber die daraus geschlagenen Taler um so weniger besitzen, als gerade diese, aus Patriotismus, so gesucht sind. Der alte Berggeist sah demnach ein, daß hier nur die Erlaubnis des Alpenkönigs helfen konnte, und harrte mit Sehnsucht auf den Tag, wo es entschieden werden sollte, ob seine Kinder, wie er

---

[1] Anspielung auf Laubes Verhaftung in Berlin 1834; vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Gutzkows Mannheimer Haft. — [3] Der berüchtigte Beschluß des Bundestages vom 10. Dezember 1835 gegen das sogenannte „Junge Deutschland". — [4] Umschrift auf den alten Mansfelder Talern, die aus den dortigen Silberbergwerken geprägt wurden.

darum gebeten hatte, sich einige Jahre lang unter die Menschen begeben durften.

Eines Tages saß der Berggeist mit seinen Kindern und allen Verwandten und Angehörigen seines Hauses in der großen Familienhalle seines in der Nähe der Baumannshöhle[1] belegenen Grottenpalastes. Wunderbare Tropfsteingebilde verzierten die Wände und bildeten an den Stalaktitsäulen[2] Friese von korinthischer Schönheit. Alle Geräte waren von durchsichtig schimmerndem Tropfstein und Glimmerschiefer. Kommoden, Tische, Stühle, Eckschränke, alles war mit Bequemlichkeit eingerichtet. Die Decke des Saales war von Zinnerzkristallen, die in Topas-, Granat- und Uranglimmerschiefermischung einen hellen Effekt machten. Rings waren die Wände mit Granaten in den prächtigsten Dodekaëdern ausgelegt. Smaragden von der Größe eines Straußeneies saßen in dem Schiefer, der noch manches versteckte seine Erz verriet; Berylle schimmerten aus Graniten; indigoblaue Saphire, schöner, als sie die durch Saphire — nicht M. G. Saphir[3] (das weniger) — so berühmte bayrische Königskrone enthält, glänzten, als wären es indische. Topase winkten, bald wie Pfirsichblüten gefärbt, bald wie Veilchen. Alles, was nicht mit Kostbarkeiten ausgelegt war, war mit strahligen, kristallinischen Hornblendeblättern bedeckt. In diesen Wundern saßen die Elfen und scherzten; Pimpernella band aus kleinen Edelsteinen einen Kranz, den sie gern Friedrich Rückert geschenkt hätte, um ihn für die — Zigarren zu trösten, die er jüngst von einem Verehrer aus Bremen bekommen hatte! Rückert — und Zigarren! Nur Spekulantia war bald in Tiefsinn versunken und drückte mit ihrer weißen Hand die Augen zu; bald las sie eine polemische Broschüre, die ein Reisender kürzlich in der Baumannshöhle liegen gelassen hatte, und rief aus: „O Prosa, Prosa!" Spekulativus schliff an seiner Achatbrille und probierte, ob er nicht tiefer ins Wesen der Dinge dringen könnte. Der alte Berggeist in der Nachtmütze führte Rechnung über die Einnahme und Ausgabe seines Gebirges, über das, was ihm der Bergbau nahm und

[1] Tropfsteinhöhle im Harz (Kreis Blankenburg, an der Bode bei Rübeland). — [2] Tropfsteinsäulen. — [3] Vgl. S. 52 dieses Bandes, Anm. 1.

dafür die schaffende Natur wieder ersetzte, und schüttelte bedenklich den Kopf, daß er, seitdem bei diesen Berechnungen die doppelte, italienische Buchhaltung eingeführt war, recht zur Erkenntnis kam, wie doch die Kraft der Natur weit schwächer sei als die Habsucht der Menschen.

Horch! da erscholl ein feines Klingen im Gebirge; alle edleren Metalle läuteten wie Glocken, und der alte Rechenmeister sprang von seinem Hauptbuch auf; denn so kündigen sich ja die Boten des Alpenkönigs an! Das Klingen kam immer näher, die Sprache der Metalle wurde immer deutlicher, und endlich trat durch einen Felsenspalt ein Fremdling ein, der sich nach dem Familienhaupte umsah, ein launiger, etwas vornehm tuender Elfe, dessen Stimme mit der Bestimmtheit seines Auftrages fast im Widerspruch stand, der aber doch folgendes zur allgemeinen Spannung vortrug:

Vom Alpenkönig einen Gruß —
Und leider mach' es ihm Verdruß,
Daß selbst des Harzes grauer Herrscher
In Kinderzucht nicht wäre bärscher!
Was sollte wohl daraus noch werden,
Wenn aus den Schachten ganze Herden
Von Elfen nach Paris und Wien,
Nach London und Neapel ziehn!
Der möcht' in Leipzig Kuchen essen,
Der gerne den Äquator messen,
Die will bei Musard[1] Solo tanzen,
Die schmachtet nach Vindoccis[2] Stanzen.
Der eine liebt die Schäferin,
Der andre eine Königin,
Die härmt, als Fräulein Günderode,
Um einen „Kreuzer“ sich zu Tode[3];
Und machte Elfenkind Bettine[4]
Zur Rückkehr wohl schon ernste Miene?
Wir brauchen selbst, was unser ist,
In einer Zeit, die sich vermißt,

[1] Philipp Musard (1793—1859), französischer Musiker, leitete mit großem Beifall Konzerte und Bälle in Paris. — [2] Italienischer Improvisator, der 1833 eine Kunstreise durch Deutschland unternahm. — [3] Vgl. S. 100 dieses Bandes, Anm. 3 und 5. — [4] Bettina von Arnim; vgl. S. 222 dieses Bandes, Anm. 1.

Den Schoß der Erde aufzuwühlen,
Die Berge in die Luft zu sprengen,
Fast in die Hölle uns zu drängen,
Um ihren Erzdurst abzukühlen!
Schuf man vor Alpenkönigs Nase
Nicht freventlich die Simplonstraße[1]?
Und munkelt es von Eisenbahnen,
Kann da ein Elfe Gutes ahnen?
Der Alpenfürst hört oft die Messe,
Gibt jetzt ins Ausland keine Pässe.

Doch einmal noch, weil Ihr es seid,
Will er zur Gnade sein bereit!
Er liebt den Harz, die dunkeln Sagen,
Die Eure Grubengänge tragen,
Er liebt Eu'r stilles frommes Wesen,
Walpurgisnacht und Hexenbesen.

So hört! Hier sind drei Wünschelringe,
Gebt sie den Kindern auf die Reise:
Sie schenken in bekannter Weise
Den besten Ausgang jedem Dinge!
Sie mögen wie die Menschen werden,
Sich tummeln auf der weiten Erden;
Geöffnet ist des Berges Tor;
Doch eins hält sich der Fürst bevor:
Kehrt Fräulein Spekulantia wieder,
Vom Lichtglanz müd' die Augenlider,
Ward ihr das Treiben doch zu laut:
Dann wird sie Alpenkönigs Braut!
Und sucht Spekulativus später
Die kühlen Grotten seiner Väter,
Zieht ihn das Erz hinab, so ist er
Des Alpenkönigs Staatsminister!
Doch um durch diese Studienreisen
Euch nicht zu schmerzlich zu verwaisen,
Und Eures Leibes Notdurft wegen,
Und Euch in Liebe einzuhegen,
Bleib' Euch das Fräulein Pimpernelle,
Wenn sie zurück, auf alle Fälle
Zu Eurer Pflege hier zur Stelle.

[1] Sie wurde 1800—1805 auf Befehl Napoleons I. gebaut.

Nach diesem Vortrage, der in den Zuhörern die verschiedensten Gefühle aufregte, in Pimpernellen sogar den Schrecken, sie würde keinen Urlaub bekommen, sprangen die Kinder des Berggeistes auf und umarmten ihren Vater und wußten ihrer Lust, die neue Literatur kennen zu lernen, nicht mehr den Zügel zu halten. Ihr Vater konnte nicht mehr anders, als die Anordnung seines Lehnsherrn befolgen, weil es sonst den Anschein gehabt hätte, als wollte er ihm die Hand Spekulantiens verweigern. Auch kannte er den Leichtsinn der Jugend und sagte, indem er jedem den Ring aufsteckte und plötzlich über der Behausung Pferdegetrappel erscholl: „Da haben wir's ja; jeder von Euch hat seinen innern Wunsch gleich verraten; denn was Ihr wünscht, das geschieht sofort!" Pimpernella meinte zwar: „Nein, nein, das sind englische Familien, die den Brocken besuchen!" — „Schöne englische Familien", sagte der Berggeist und nahm seine drei Kinder und führte sie, nachdem für des Alpenkuriers Bequemlichkeit gesorgt war, ans Helle und zeigte ihnen die drei stampfenden Extraposten, bepackt mit allen Bequemlichkeiten. Spekulantia drückte den Vater mit Innigkeit an ihr Herz, und Pimpernella weinte bittre Tränen. Spekulativus machte sich etwas zu schaffen, um seine Rührung zu verbergen. Die Elfen sahen der Abschiedsszene aus Busch und Baum und hinter kleinen und großen Steinen zu. Alles hätte zuletzt noch damit enden können, daß der alte Berggeist in der feuchten Nebelluft und bei seiner leichten Kleidung den Schnupfen bekam. Einmal übers andere mußte er schon niesen. Pimpernella meinte: Nun würde sie auf keinen Fall reisen; der Vater müsse Fliedertee trinken und schwitzen; er hätte sich erkältet. Doch nahm der alte Herr ihren Reisemantel, wickelte das Kind ein, packte sie in den Wagen und gab ihr noch den Edelsteinkranz, über den sie in Ungewißheit war, ob sie ihn Uhland oder Rückert geben sollte. Indem sie darüber nachsann, daß ihr wohl Gustav Pfizer[1] darüber Auskunft geben würde, fuhren die drei Reisewagen jeder nach der Richtung hin, welche die Geschwister wünschten. Noch lange hörten sie den alten Berggeist husten

[1] Vgl. S. 195 dieses Bandes, Anm. 6.

und die Metalle hinter ihnen herklingen und sahen kleine Elfen die Mützen schwenken und neben dem Wagen herlaufen und Purzelbäume schießen. Dann kamen sie in die platten Gegenden und fuhren ohne andern Aufenthalt, als um die Pferde zu wechseln, ihrem Ziele zu; Spekulativus nach Berlin, Pimpernella nach Schwaben, Spekulantia nach Paris.

Die Abenteuer des Dr. Spekulativus in Berlin.

Da der älteste der Geschwister schon so manches von der Stellung des Gedankens zum Königreich Preußen gehört hatte, so zog er vor, in Berlin im „Hotel Brandenburg" abzusteigen, dessen patriotische Inschrift „Dieu et mon roi" ihn dermaßen rührte, daß er sich entschloß, in diesem Gasthofe nur vaterländische Mansfelder Taler auszugeben. Staat, Kirche, Stehely[1], alles hatte er hier aus erster Hand; er wünschte nichts sehnlicher, als immer tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen und seinen Durst nach Wahrheit nicht aus den kleinen Maderagläschen geistreicher Aphoristik, sondern aus vollen, tiefen Humpen unmittelbarer, seliger Anschauung zu stillen. Es mußte ihm das wahrheitsuchende Bestreben deutlich auf die Stirne geschrieben sein; denn die Kellner nannten ihn sogleich „Herr Hofrat", wohinter doch immer schon versteckt lag, daß sein Äußeres etwas Außergewöhnliches verriet. Aber er hatte für nichts Sinn als für den Mittelpunkt. Alles, was man ihm Merkwürdiges vorführte, betrachtete er wie von der Sternwarte aus. Die äußere Erscheinung, selbst wenn sie noch so glänzend war, blieb ihm unter der Würde. Pressant war es ihm nun, die vorzüglichsten Repräsentanten der Berliner Gedankenrichtung, sowohl die alten Spekulanten wie die mittlern und jüngsten, kennen zu lernen. Das System und die junge Kritik, beides zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an, und das Herz schlug ihm, wenn er daran dachte, Worte zu hören, die ihm die Schlüssel zur Ewigkeit dünkten. Um seinen Kursus recht von unten auf anzufangen, kaufte er sich „Dr. Magers Brief an eine Dame

---

[1] Vgl. S. 98 dieses Bandes, Anm. 5.

über die Hegelsche Philosophie"[1]. Diese Schrift, statt ihn bedeutend herabzustimmen und ihm von vornherein alle Hoffnung auf das Allerheiligste der Wahrheit zu nehmen, bestärkte ihn vielmehr noch heftiger in seinem Vertrauen auf eine objektive Entwicklung des Gedankens. Hier wurde einer Dame so viel vom Eindringen in die eleusinischen Geheimnisse der Logik versprochen, daß er dachte: Was wird nun erst den Männern gehalten werden können! Die Aufgaben der Philosophie waren so stolz, so kühn, der mögliche Umfang des Wissens so bis dicht vor Gottes Thron abgesteckt, die Ideen traten so wenig durch das Organ des menschlichen Verstandes in den Vordergrund, kamen vielmehr wie von selbst, unmittelbar, wie sie im Schoße Gottes krabbelten, kurz, wie war Spekulatius eingenommen! Er setzte sich in eine neue Berliner Droschke und vergaß dem Kutscher zu sagen, wo er hinfahren sollte. Er war so in Gedanken versunken, daß ihn der Rosselenker die große Friedrichsstraße dreimal auf und ab fuhr und, nachdem ihm sein Passagier zwei Mansfelder Taler gegeben hatte, ruhig eine gedruckte Quittung, nur über zwanzig Minuten, macht fünf Silbergroschen, ausstellen konnte. Was wußte Spekulatius von Droschkenstatuten? Daß er den Regierungsrat Henrik Steffens[2], den Dänen, besuchte, war nur eine Höflichkeitsvisite und geschah mehr der heimatlichen Kalksteine als des Steins der Weisen wegen. Sein Vater würde ihm die Unterlassung übelgenommen haben, da sein Sohn respektable Elfenkenntnisse in der Mineralogie besaß und eigentlich die Bestimmung gehabt hatte, in Freiberg auf der Akademie zu studieren. Als er Steffens besuchte, verirrte er sich erst in das Haus nebenan und las an einer Klingel: „Frau von Arnim, geb. Brentano la Roche". Ach, dachte er, wäre doch Pimpernella da; aber Bettina ist vielleicht böse, daß ich sie nicht besuche, da wir doch Elfenverwandte sind! Er sann und sann, doch nun stand er schon wieder an dem Glockenzuge von Steffens, der sich ein milchweißes Porzellanschild an der Tür zugelegt hatte. Er fand diesen berühmten Mann aus verschiedenen Gründen höchst mißmutig: 1) hatte

[1] Karl Mager (1810—58), pädagogischer Schriftsteller. Das oben zitierte Werkchen erschien 1837 in Berlin. — [2] Vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 2.

man ihm in den Blättern eine höhere Charge zugelegt, als er bei seiner Rückkehr von einer Reise in Berlin auf dem Tische vorfand; 2) war heute große Tafel beim Kronprinzen, und man hatte vergessen, ihn einzuladen; 3) hatte ihm eine unartige Freundin eine boshafte Kritik ins Haus geschickt, die in Frankfurt am Main über seinen neuesten Roman erschienen war[1]. Steffens und Spekulativus kamen beide zu keiner Wärme. Dieser ärgerte sich über die Bemerkung: Man müßte doch eigentlich immer nur mit dem Bergmanns-Schurzfell des Verstandes in den Schacht der Ideen rutschen! und hatte schon die Worte auf den Lippen: „Aber, Herr Regierungsrat, da komme ich ja eben her", als sein zarter Elfensinn erschrak, wie Steffens mit einemmal von Politik zu reden anfing, dann wieder vom heiligen Abendmahl, dann wieder von dem innern Brand der Erde; aber noch nicht genug, jetzt kam der berühmte Mann, sich immer mehr steigernd, auf das nächste Ordensfest, dann auf die Heimskringla Saga[2], zuletzt auf Schleiermachers Nachlaß, die nächste Rektorwahl und die „Persönlichkeit des Christentums". Spekulativus war froh, als er unter den Linden wieder freie Luft schöpfen und sich einem konsequenten und zusammenhängenden Denken überlassen konnte.

Die eigentlichen Vorhänge des Gedankens, das wußte Spekulativus wohl, sollten nun erst gelüftet werden. Sah er jedoch die Einrichtung aller dieser Gelehrten, ihre Bücherumgebungen, ihre Titel und Roten Adlerorden: ach, so wurde ihm so bange ums Herz, und es war ihm, als säße er in einer großen englischen Spinnmaschine und dürfte sich nicht rücken und rühren, weil er entweder selbst gerädert zu werden oder fürchten mußte, daß man ihn anklagen könnte, er hätte etwas an der Maschine verdorben. Keiner war eigentlich seines Gottes froh; alle wurden sie von Nebengedanken und von Rücksichten beherrscht, die nicht zu kennen und zu entschuldigen man ein Elfe, kein Berliner, kein Mensch sein mußte. Spekulativus war ein solcher Tor, daß er nicht begriff, wie man bei einem noch nicht klaren Gedanken essen, trinken, dinieren, soupieren, in die Oper,

[1] „Die Revolution. Novelle" von Henrik Steffens (Breslau 1837, 3 Bde.); die Kritik Gutzkows findet sich im „Frankfurter Telegraphen", Jahrg. 1837, September, Nr. 41 ff. — [2] Eine nordische Sagensammlung von Snorri Sturleson (1178—1241).

auf Bälle gehen konnte. Er hätte so gern nur die Psyche dieser Gelehrten gesehen, die mit so vieler Wichtigkeit jetzt den eigentlich welterlösenden und naturöffnenden Gedanken in ihrer Brieftasche unter dem Brustfutter verborgen trugen. Er hätte so gern etwas Schwärmerisches und Seliges in den Blicken derer, die doch wohl die Seligkeit des gefundenen Himmels besitzen mußten, angetroffen und ängstigte sich darüber, daß diese Männer die Wahrheit hatten, aber die Wahrheit nicht sie, daß keiner ihrer Blicke verriet, sie hörten lieber die Harmonie der Sphären als die um 11 Uhr bei der Universität aufziehende Wachtparade. Der Nachfolger Hegels, Professor Gabler[1], ängstigte ihn geradezu, weil er mit diesem über eine Wahrheit, die ein Deutscher gefunden, Lateinisch sprechen sollte, Trendelenburg[2] setzte sogar Griechisch an, wo aber Spekulativus nicht mitkonnte und sich gelinde schämte. Viele andre schienen poetisch, sinnig und tief, z. B. Gans[3] und Hotho[4], aber sie hatten sich mehr ein Einzelnes, wie aus einem Schiffbruch gerettet und betrachteten, wenn auch geistreich, die Schönheit und die Freiheit so sehr unter dem Gesichtspunkt der Zeit und gleichsam als die Ironie ihres ursprünglichen Hegeltums, daß sich Spekulativus, Tränen vergießend, drei Tage lang im „Hotel Brandenburg" einschloß, nicht an die Table d'hote ging, sondern nur Hafergrütze trank. Für das eigentliche Wesen der Dinge wollten sich ihm keine Aussichten mehr eröffnen, am wenigsten, da er sahe, daß die gleich ihm Verzweifelnden doch nicht wie er fasteten, sondern der besten Dinge waren und selbst im Tode nicht besserer Dinge, als diese Erde bot, zu harren schienen. So hatte er denn schon fast den Mut verloren und dachte: „Da bin ich armes Elfenkind auf meinen Erzstufen und Grubengängen doch vielleicht dem Wesen der Dinge und dem Schoß der Allmacht näher, wenn auch wie schlummernd und nicht so lebhaft wie diese!" Spekulativus, ein träumender Grübler, hatte nur zu viel Furcht, schon als des Alpenkönigs Staatsminister in die praktische Lauf-

---

[1] Vgl. S. 88 dieses Bandes, Anm. 5. — [2] Friedrich Adolf Trendelenburg (1802—72), Professor der Philosophie an der Universität Berlin. — [3] Vgl. S. 65 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Heinrich Gustav Hotho (1802—73), Kunstschriftsteller, seit 1827 Dozent der Ästhetik und Kunstgeschichte an der Universität Berlin.

bahn treten zu müssen und sein Herz in einem Gewühl von Rücksichten oder Pflichten unter dem Schneedache des Montblanc kristallisiert zu sehen; sonst hätte er sich seine Rechnung vom Hotelier Krause geben lassen und wäre unmittelbar nach der Schweiz gegangen, selbst wenn es mit dem Passe nach dort einige Schwierigkeiten gehabt hätte.

In dieser Lage fiel ihm ein, daß er von jungen, achtbaren Talenten gehört hatte, die, mit ihren Ideen der Spekulation entronnen, die schöne Literatur, besonders in geistreichen Kritiken, befruchten sollten. Wo der Gedanke, dachte er, mit der Dichtkunst in eine Wahlverwandtschaft tritt, o — und hier übermannte den Traumseligen schon ein Entzücken. Er sprang auf und blickte auf den nächtlich finstern Gendarmenmarkt — „Ach“, fuhr er selig zu sich selbst fort, „da kann die Sehnsucht nach dem Unmittelbaren nicht fehlen, da kann ich unmöglich ewig hören müssen, daß der Begriff schon die Sache selbst sei. Nein, es ist noch Hoffnung da!“ Mit dieser Hoffnung und viel bei sich nachdenkend über die Verbindung des Gedankens mit der Schönheit, über die Grenzlinien der Natur, des Scheins und des Wesens, warf er sich den Mantel über und eilte in die Schmidtsche Weinhandlung im Hause des Buchhändlers Schlesinger[1].

Wie er in das Lokal trat, vernahm er aus einem verborgnen Zimmer einen Gesang, dem er lauschte. Er glaubte folgende Worte zu unterscheiden:

Wir sind nicht jung, wir sind nicht alt,
In Nichts etwas, doch mannigfalt!
Wir kühlen mit demselben Wrasen[2],
Womit wir Warmes kälter blasen.
Wir lieben nur das Gegenteil,
Das Ebne paßt uns besser steil,
Das Steile könnte ebner sein,
Das Feine grob, das Grobe fein.
Auf uns warf ihren scheelen Blick
Als zehnte Muse: die Kritik!

[1] Adolf Martin Schlesinger (1767—1838), Buch- und Musikalienhändler in Berlin; sein Sohn Moritz Schlesinger war Vorsteher der berühmten Musikalienhandlung in Paris. — [2] Soviel wie Brodem. sichtbare Dünste, die von heißem Wasser aufsteigen; hier: Hauch, hervorgestoßener Atem.

Und das Wort „Kritik" wurde von jedem Einzelnen wiederholt, bis der Chor einfiel und mit klingenden Gläsern den Vers abrundete: „Kritik, Kritik, Kritik!"

Spekulativus glaubte erst eine Schar junger Hähne anzutreffen, die sich im Kikerikirufen übte. Doch trat er ein und fand, obschon das Zimmer voll Menschen war, doch noch Platz, da einige der lautesten Wortführer schmale und behende Personen waren, wie schon die Namen derselben: Mücke*, Meyenkäfer**, Klein[3], Mager[4] usw. auf keine Elefanten schließen lassen. Spekulativus horchte allem, was gesprochen wurde, mit Andacht zu und entschloß sich, einigen, die sehr stumm waren, aber vorzugsweise als gedankenreich bezeichnet wurden, sich zu nähern und ihnen ihre Meinung über Poesie und spekulative Anschauung abzufragen. Hier vernahm er nun große Dinge. Ja, es schien fast, als wären in diesen Köpfen die Begriffe organisch, als wüchsen und blühten sie aus ihnen heraus und trügen erquickende Früchte. Da trat er, teils vom Wein, teils von Schwärmerei ergriffen, mit dem Vorschlage auf, er wollte zwei Schreibfedern hinter seine beiden Ohren stecken, jeder Mutige aus der spekulativkritischen Schule sollte sich daraufsetzen, und so wollten sie alle zusammen in den Sirius fliegen. Er könnte das machen, sagte er. Und vor Wonne über die Vermessenheiten dieser genialen Köpfe war er so wild geworden, daß er sich die Brust aufriß und wie ein junger Weltrevolutionär Sonne, Mond und Sterne eskamotierte. Er wiederholte nochmals seinen Vorschlag, der dann auch von jenen, die wir schon vorzugsweise als leicht und behende kennen gelernt haben, angenommen wurde. Doch kränkte es ihn, daß sie das Ganze für Scherz hielten. Ihm war es ein heiliger Ernst, ihm lag es auf den Lippen, zu sagen, daß ihnen solche Himmelsreisen nicht oft würden geboten werden; und der Kellner brachte schon zwei Federposen, die oben noch eine sanfte Fahne hatten. Spekulativus bückte sich. Mücke, Meyenkäfer, Klein, Mager setzten sich auf die Federposen und hurra! ging's zum

* Th. Mügge[1]. — ** Ed. Meyen[2].

[1] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 8. — [2] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 9. — [3] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 10. — [4] Vgl. S. 229 dieses Bandes, Anm. 1.

geöffneten Fenster hinaus, grade auf den Sirius zu. Die Zurückgebliebenen wußten nicht, was sie davon denken sollten; einige meinten, das gäbe einen guten Korrespondenzartikel, andere fürchteten einen Unfall; aber ein witziger Kopf aus der Gesellschaft sagte: „Es passiert ihnen nichts; sie haben ja den Mücke bei sich, der so viel Rettungsromane geschrieben hat!"

Spekulativus ärgerte sich gleich beim ersten Anfluge über die Bemerkungen, die seinen Begleitern entfuhren. Sie benutzten diesen Aufschwung zur Himmelsnähe zuvörderst nur zu einigen „literarischen Miszellen", als sollte damit ein „Feuilleton" gefüllt werden. Sie flogen an dem Turme vorüber, wo Rellstab[1] und Wilibald Alexis zusammen wohnen. Jener schnarchte sich von seinen kritischen Wanderungen durch Berlin aus, dieser schrieb schon die neunzigste Nacht an seinem Romane: „Zwölf Nächte"[2], der gewiß, wie Mücke aus Brotneid bemerkte, zum Einschlafen bestimmt war. Dann sahen sie Wilhelm Beer[3] und Mädler[4] den Mond beobachten. Unten im Parterre funkelte eine gedeckte Tafel zum Souper. Ideler[5] und Nolte — wollte ich sagen Encke[6] — waren auch in Tätigkeit, jener, um die Chaldäische Zeitrechnung zu bestimmen, dieser wollte nur sehen, wo sich jetzt sein Komet herumtrieb. Der königliche Telegraph meldete mit großer Hast, wieviel soeben in den Rheinprovinzen die Uhr geschlagen hatte. Spekulativus war froh, endlich aus den kleinen Notizen herauszukommen, und stieg prächtig wie ein Luftballon in die Höhe. Die kleine literarische Koterie wurde immer stiller und ängstlicher und beantwortete auch mit größerer Mäßigung die Fragen, die der glückliche Spekulativus an sie richtete. „Ach", seufzte er halb ironisch, „ich glaube, wir können das Wesen der Dinge nicht erkennen!" Hier fuhr Meyenkäfer zornig auf und polterte: „Ha, das ist die ewige, alte Leier, die schon Haller[7] geklimpert hat:

[1] Vgl. S. 206 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Berlin 1838, 3 Bände. — [3] Wilhelm Beer (1797—1850), Selenograph. — [4] Johann Heinrich von Mädler (1794—1874), Astronom. — [5] Christian Ludwig Ideler (1766—1846), Astronom und Chronolog. — [6] Johann Franz Encke (1791—1865), Astronom, wurde 1825 Direktor der neuzuerbauenden Sternwarte in Berlin; nach ihm wurde der Enckesche Komet benannt, dessen Bahn er berechnet hatte. — [7] Albrecht von Haller (1708—77), Botaniker, Anatom, Physiolog, Arzt und namhafter Dichter.

„‚Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wenn er nur die äußre Schale beißt[1]!‘“

„‚Schale weiß!‘ zum Henker!“ korrigierte Mager und schlug die betreffende Stelle der Enzyklopädie Hegels auf, die er immer bei sich trug; Klein machte einige Jeanpaulismen über Haller und den Zopfcharakter des Alexandriners. Mücke träumte über die Bogenzahl seines neuen Romans. Spekulatius war überselig; denn seine jungen Freunde deuteten ja nun genugsam an, daß sich das Innere der Natur sicherlich finden lasse. Der Sirius lag immer klarer und schöner vor ihnen. Die Luftströmungen, die sie höher trugen, wurden elektrischer. Die Herzen schlugen heftiger, das Blut kreiste wie bei den Wonneschauern einer glücklichen Liebe. Spekulatius phantasierte: „Ach, da liegt sie unter uns, die kleine Erdkugel mit ihren verstockten Widersprüchen, mit ihren Sackgassen falscher Dialektik, ihren stinkenden Gaslaternen und allen ihren Schönheiten, die immer mit Opfern erkauft werden müssen! Neue Zeit, neues Leben — o du Sandkornwort auf dem Sandkornballe! Vom Himmel klingen uns die Sphären schon ihren seligen Gruß zu; die Ideen stehen am Ufer und warten der Fremdlinge, die da kommen, sie zu grüßen! Unter eure Laubhütten nehmt uns auf, eure Hände reichet uns; ach, welch ein Druck, welche Wärme, welches Gefühl! Ist es nicht, als fielen die Hüllen von uns Körpern, und von der Seele fiele der Leib, und nur jener ätherische Flimmer, der nach Paracelsus[2] die Seele umduftet und ihre austreibende, nach Gestaltung ringende Tätigkeit ist, wäre noch an uns, und alle Sterne des Himmels könnte man durch unsere Brust flimmern sehen! Wir fühlen es ja: Gott nahe sein heißt nichts als in Liebe zerfließen, in Liebe sich baden, in Liebe zittern und selig sein, dem Ewigen gegenüber vernichtet zu werden! Meine Pulse schlagen matter, die Schwungkraft meines Körpers wird gelähmt, sterben, nichts sein, in das All verwehen,

[1] Ungenaues Zitat aus Hallers Gedicht „Falschheit menschlicher Tugenden“ in seiner Sammlung „Versuche schweizerischer Gedichte“; hier lautet die zweite Zeile: „Zu glücklich, wann sie noch die äußere Schale weist.“ — [2] Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombastus von Hohenheim (1493 bis 1541). Arzt und Naturforscher, dessen Lehren noch viel Alchimistisch-Kabbalistisches enthalten.

welch ein Himmel! Ich sinke, ich lehne mich wie ein Hilfeflehender an das Knie Gottes und bedecke seine Hand mit meinen Küssen, meinen Tränen!"

Bis so weit war der junge Schwärmer gekommen, als seine Phantasie auf den beiden Federposen lebhaften Widerspruch fand. Man erinnerte ihn erst mit Ruhe, dann mit Heftigkeit daran, daß das Denken alles sei, was die Menschen erreichen könnten, und daß das Gedachte, objektiv, seinem Kerne nach, immer schon in dem Begriff mit enthalten wäre. Kinder griffen sinnlich gegen die Sterne, Philosophen trügen das Firmament im zweiten Buche der Enzyklopädie, wo die Idee im Zustande des Außersichseins längst geschildert sei. Und nun möchte er aufhören, sonst würde man ihm zeigen, was Polemik von ihrer Seite wäre, und sie wollten sein Gutes nicht verkennen, aber seine Noahblößen „auch fürchterlich aufdecken", und Meyenkäfer schreibe eine Literaturgeschichte, und darum wären noch ganz andre Leute auf der Hut, vorsichtig mit ihm umzugehen, und genug — die Federposen verloren das Gleichgewicht, und die Berliner Kritik stürzte in ihren achtbarsten Repräsentanten zur Erde hinunter.

Als den folgenden Morgen Spekulativus ausgeschlafen hatte, war es sein erstes Geschäft, den Lohnbedienten des „Hotel Brandenburg" zu den jungen Kritikern zu schicken und sich nach ihrem Befinden nach sieben Flaschen „Léoville"[1] zu erkundigen. Die Anwesenheit eines Rettungsromantikers hatte als Fallschirm gedient. Mager rüstete sich schon wieder, seine „Genfer Professur" anzutreten[2], Meyenkäfer schrieb an einem Bericht, für eine mecklenburgische Zeitschrift, Klein hatte sonderbare Anfälle, in denen der gelehrte Ungar allerhand jeanpaulisierende Aphorismen und forcierte Gleichnisse schrieb. Spekulativus griff nach dem „Intelligenzblatt" und wußte selbst nicht, was ihm gestern geschehen war. Er las, teils um sich zu zerstreuen, teils um die Leere, die seine Brust beherrschte, mit irgend etwas, wenn auch nur mit neuen Westenzeugen, die in der Jägerstraße „beim Römer" oder sonstwo zu haben waren,

[1] Roter Bordeauxwein. — [2] Mager wurde 1837 als Professor der deutschen Sprache nach Genf berufen.

auszufüllen. Ach, er war nahe daran, alle Hoffnung auf eine ideale, wahrheitsuchende Literaturrichtung aufzugeben, seine Rechnung zu bezahlen und Berlin und die Erde überhaupt mit seinem Alpen-Ministerposten zu vertauschen.

Indem er so das „Intelligenzblatt" flüchtig übersah, fiel sein Blick auf eine Ankündigung des Blumengärtners Bouché: „Heute blüht bei mir die Königin der Nacht! (Entree 2 1/2 Silbergroschen.)" Spekulatius wurde hier von einer Vorstellung ergriffen, die ihn bestimmte, schleunigst seinen Hut zu ergreifen und einen letzten Versuch zu machen, ob er denn nicht die Kritik, wenn nicht zu Siriusreisen, doch zu einem andern poetischen Gedanken begeistern könnte. Er suchte wieder die vier namhaften jungen Talente auf, die ihm die Nacht hinter den Ohren gesessen hatten, und machte ihnen den Vorschlag, mit zu Bouché zu gehen und sich in den erschlossenen Kelch der Königin der Nacht zu setzen. Träumen wollten sie da, wie der schlummernde Goldkäfer auf der Rose, schwärmen wollten sie, nicht wie die Bienen, die nur darum den Duft stehlen, um in systematischen Zellen doktrinäres Wachs daraus zu machen, sondern wie der Schmetterling, der sich auf der Nelke wiege. Die junge Kritik sah sich verwundert an und hielt den Vorschlag für eine Allegorie. Sie gingen, da sie einmal etwas von Poesie gehört hatten, auf die Umschreibung eines einfachen Besuches bei der Königin der Nacht ein und setzten sich zusammen in einen „Sparwalder"[1], der sie in die Nähe des Frankfurter Tores führte. Spekulatius kam auf die Interessen der neuen Literatur zu sprechen und freute sich, daß Mücke an ihr die Phantasie vermißte. Klein hatte sich einige hübsche Jeanpaulismen abgepreßt, und das Gespräch war ungemein reizend, solange kritische Ansichten über die Poesie ausgetauscht wurden. Meyenkäfer freilich war dabei am langweiligsten. Ehe dieser etwas sagte, streckte er sich und bediente sich gewöhnlich der vornehmen Formel: „Hierüber ist zu sagen —"! Von ihm ging auch zuerst die Bemerkung aus, ob Spekulatius verrückt wäre; immer spräche er vom Schlummern im Kelche der Königin der Nacht; wir hätten jetzt „Gedanken-

[1] Sparwald war ein Fuhrwerksbesitzer.

poesie“ und könnten uns auf das alte Flimmern und Schimmern der Romantik, überhaupt auf das Persönliche und Beliebige nicht einlassen; es käme nur noch darauf an, daß die Hegelschen Kategorien mit kleinen Mundtschen Sechspfennigsträußern behängt und mit etwas veilchenblauer Seide umwickelt würden. Als die Gesellschaft bei Bouché ausstieg und Spekulativus immer wieder auf sein Schlummern im Kelche der Königin der Nacht zu sprechen kam, wollten auch die übrigen nicht mit ihm hineingehen und sagten, solche tolle Ideen hätte wohl ein Arthur Müller[1], aber sie, sie wären Verstandesdichter und jetzt hier vollends vor all den Leuten! Es war voll bei Bouché. Eine Menge Hofräte und Majore außer Dienst, die ihren Kaffee gewöhnlich nur in Treibhäusern trinken, saßen unter den Orangenbäumen, und die Damen, die sich noch nebenbei auf die Blumenverlosung spitzten, strickten stolz und unbefangen, denn das Notenblatt der „Musici“ ging an ihnen vorüber. Kein Tisch war mehr zu haben. Alle Stühle waren besetzt. Spekulativus blieb dabei, was sie denn auch Tisch und Stühle brauchten? Er faßte die junge Kritik ins Knopfloch und wollte sie husch! mit Gewalt in den Kelch der Königin der Nacht ziehen. „Herr“, fuhr jetzt Mücke, durch und durch fürs Prosaische gestimmt, auf, „ich sage es Ihnen jetzt zum letzten Male, wir müssen einen hölzernen Tisch haben, und was Ihre romantischen Ideen anbelangt“ — der Kaffee war schon bestellt, und der „Marqueur“ stand ironisch da und wußte ihn nirgends hinzustellen. Spekulativus zog den jungen Menschen näher und meinte, er sollte getrost die Portion Kaffee in den Kelch der Blume stellen. Die Kritik hörte das und wandte sich um und warf dem armen Spekulativus einen so giftigen Blick zu, daß sich dieser hinter den Myrten, Orangen, Granaten versteckte, immer kleiner wurde, bald nur noch wie ein Schmetterling, dann als solcher wirklich in den Schoß der Königin der Nacht flog und in deren himmlischer Farbenpracht und ihrem Zauberduft, wie nicht dagewesen, verschwand.

---

[1] Arthur Müller veröffentlichte 1837 zusammen mit W. Alexis und E. Ferrand „Babiolen, Novellen und Novelletten, nebst polnischen Papierstreifen“ (Leipzig, 2 Bde.), 1845 „Moderne Reliquien“ (2 Bde.) und 1850 ein „Flugblatt von dem Herausgeber der ewigen Lampe, Arthur Müller“ (Berlin, Nr. 1—8).

Es war bei Bouché ein solches Drängen, daß die junge Kritik die Entfernung eines Genius der Poesie gar nicht bemerkte. Sie trank, da sie endlich noch einen Sitz fand, ihren Kaffee allein mit wunderbarer Selbstgenüge und verbrauchte mehr Zigarren, als Herrn Bouché für seine Blumen lieb war. Dann gewann Mücke in der Blumenverlosung eine Butterblume, Mager eine Federnelke, Meyenkäfer einen noch nicht ganz vertrockneten Rosinenstengel, Klein ein hübsches Bukett, das er jedoch sogleich, wie alles, zerriß und mit Heftigkeit auf eine Kritik verstreute, die er soeben über Mundts „Delphin"[1] geschrieben hatte.

Herr Krause im „Hotel Brandenburg" wartete mehrere Tage auf Spekulatius; dann ließ er ihn ins „Intelligenzblatt" rücken, und als er auch da nicht zum Vorschein kam, vergriff er sich in Gegenwart eines vereidigten Justizkommissarius an den Sachen des verschollenen Reisenden. Man fand nichts als grade so viel Mansfelder Taler, als die Zeche betrug, Hegels sämtliche Werke, die als Prämiengeschenk an eines der Berliner Gymnasien verteilt werden konnten, und einige Andeutungen zu einem Werke, dessen Titel „Siriusnähe" heißen sollte. Die junge Kritik verfolgte Spekulatius mit verschiedenen Korrespondenzartikeln und Miszellen; doch saß dieser längst schon zur Seite des Alpenkönigs, unter der Eiskuppel des Montblanc, im Zauberkapitol des Elfenreichs. Die Donner, die über seinem Haupte rollten, die Blitze, die ihm in die Augen zuckten, die Schneelawinen, welche vom Giebel des Alpenkönigspalastes stürzten, und dann die grünen Matten und die sanfte blaue Alpenblume: das alles befriedigte zwar nicht ganz seinen nach dem Ewigen dürstenden Sinn, doch hatte er einsehen gelernt, daß die Philosophie und die junghegelsche Kritik nicht viel weiter waren als der Elfe und die Natur und — noch nicht einmal so weit!

Pimpernellens Schwabenstreiche.

Pimpernella ließ zwar als Naturkind die Postillone immer selbst in ihren Pompadour greifen und sich so viel Geld herausnehmen, als sie haben wollten; aber sie machte ihnen auch dafür

[1] „Der Delphin. Ein Almanach" (Altona 1837 und 1838).

zu schaffen! Da ihr das meiste, was sie sah, vollständig fremd war, so war ihre Wagentür immerfort im Gange. Bald wollte sie dies, bald das sehen. Einem weißen Reh, das ihr über den Weg, der durch den Wald führte, lief, ging sie so lange nach, bis sie beinahe ihren Reisewagen nicht wiedergefunden hätte. Blumen, Vögel, alles wollte sie brechen und greifen wie ein Kind, das nur immer ruft: „Haben! Haben!" Zuletzt wurde ihr doch der Weg zu lang und hätte sie sich gerne Gesellschaft gewünscht. Die Postillone hatten alle dasselbe Gespräch, das sich nie weiter erstreckte, als wer seit acht Tagen hier mit Extrapost durchgekommen war, und wieviel lederne Hosen sie in drei Jahren zerrissen hätten. Sie konnte hier nichts Neues mehr lernen und sah erst jetzt ein, wie viele, viele Meilen Schwaben entfernt liegen müsse.

Indem sie, so in Gedanken versunken, sich ausmalte, wie wohl in Schwaben Kirchen und Kapellen, Weingärten und Äpfelbäume, Blumen und Dichter ausschauen mochten, hörte sie draußen auf der Chaussee eine häßliche, krächzende Stimme singen:

„'s eigentlich schmählich
Und beinah e Schand,
Ich bin nicht recht selig
Und auch nicht verdammt!"

Pimpernella rief dem Postillon zu halten und fragte, was denn da wäre? Auch ein fürchterlicher Geruch von Knoblauch und Meerrettich drang ihr entgegen. Wer diese gräßlichen Töne ausstieße, fragte sie zunächst. Seltsam aber, der Postillon hatte weder etwas gerochen noch gehört und meinte, es sei ja mäuschenstille; ob vielleicht der Hemmschuh klappre, oder was sie überhaupt meine?

Indem hörte Pimpernella jenen Vers ganz deutlich am Kutschenschlage, und ob es gleich ein Geruch war, wie von Leberwurst und Käse, so wagte sie doch noch einmal hinauszusehen und stieß sich nun beinahe den Kopf an einem abscheulichen Schlingel, der eben, zerlumpt und halb betrunken, in den Wagen steigen wollte. Sie schrie hell auf, der Postillon hielt wieder an und erkundigte sich, was ihr denn sei. „Ja, sieht Er

denn nicht den schrecklichen Menschen? Haltet ihn doch am Rockschoß fest!" rief sie. Aber der Postillon bemerkte mit Erstaunen: „Um Jesu Willen, es ist ja keine Menschenseele da!" Er riß den Kutschenschlag auf und fand Pimpernellen allein. Sie weinte nichtsdestoweniger und behauptete, ein schändlicher Mensch wollte mit ihr fahren und quälte sie um Essen und Trinken wie ein Werwolf. Es ergab sich dann, während der Postillon in dem Glauben, eine Geisteskranke zu fahren, die Pferde antrieb, daß neben Pimpernellen ein Schustergesell aus Nordhausen saß, der vor einigen Jahren in der Elbe ertrunken war, jetzt aber dem Justinus Kernerschen Zwischenreiche angehörte[1]. „Essen und Trinken können wir immer durch andre kriegen", setzte der Unheimliche impertinent hinzu. „Wie?" rief Pimpernella außer sich. „Doch nicht durch mich?" — „Ja freilich", antwortete der ertrunkene Schustergesell, „so gradezu können wir das Material freilich nicht mehr recht genießen, weil es uns wie Krüppeln geht; wir empfinden zwar unsre Arme und Beine, haben sie aber nicht mehr —!" — „Aber ich sehe doch, daß dir nichts abgeht", bemerkte Pimpernella schaudernd. „Das freut mich eben", erwiderte der weder selige noch verdammte Geist, „daraus entnehme ich, daß du irgendwie, sei's durch Krämpfe oder Bücherlesen oder durch hysterische Zufälle, für den Umgang mit Geistern geschaffen bist, und daß, indem ich mich deiner bemächtige, ich noch manchen Spaß hier auf Erden treiben kann!"

Pimpernella, an allen Gliedern zitternd, drehte und drehte an ihrem Ringe und wünschte den Unhold zu allen Teufeln, denen er angehörte. Aber das war's eben; auf die Geister haben die Elfen als Naturkinder keine Gewalt. Der Ring brachte nichts zustande, und Pimpernella fing bitterlich an zu weinen. Als das der Zwischengeist sahe, wurde er zornig und zerschlug die Wagenfenster, zerkratzte das rote Saffianleder der Polster, tobte und schrie und wollte mit Gewalt in Pimpernellen hinein, wie ein andrer Unhold in die „Seherin von Prevorst"[2]. Doch kam ihr hier ihre eigne dämonische Natur, in

[1] Vgl. S. 78 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Justinus Kerners gleichnamiger Roman erschien 1829 in Stuttgart.

welche sich nichts zweites Spukhaftes einschachteln ließ, zu Hülfe. Besessen wurde sie von dem Nordhäuser nicht, aber gequält und geängstigt, so daß man in Frankfurt, wohin sie eben gekommen war, allgemeines Mitleid mit ihr empfand und ihr den Dr. Carové anempfehlen wollte, falls sie sich wollte magnetisieren lassen[1]. Der ertrunkne Schuhmacher ließ sie aber nicht lange verweilen, sondern sagte, sie müßten fort nach Weinsberg. Kaum hatte der Zwischenreichsbummler den Namen dieses Städtchens ausgesprochen, als die von ihm Besessene auffuhr, freudig bewegt die Hand an ihr Herz, das stärker und seliger an zu pochen fing, legte und ausrief: „Ja, zu eben dem will ich ja!" So fuhr sie denn mit ihrem Plagegeist die Bergstraße entlang. Gleich hinter Darmstadt saßen am Wege zusammengekauert drei kleine, unglückliche Eduard Dullersche[2] Phantasieembryone mit großen Köpfen, kleinen Füßen, „Kronen und Ketten"[3] tragend, frierend, ängstlich anzusehen. Auch hätte sie beinahe den darmstädtischen Justizrat Karl Buchner[4] niedergefahren, der wie ein Lumpensammler mitten auf der Landstraße allen alten Plunder umkehren mußte und Glasscherben, Kupferpfennige, Papierschnitzel, alles in einen großen Notizensack packte, den er jährlich einigemal in den „Hamburger Blättern" der „Börsenhalle" auszuschütten pflegt. Von Heidelberg bis Heilbronn wurde es immer ärger mit dem Schuster. Alles rief: „Sie muß nach Weinsberg!" — „Natürlich!" bemerkte Dr. Strauß[5], der Verfasser des „Lebens Jesu", der eben an der Wirtstafel des Heilbronner „Falken" saß, wenigstens wird dann ein Buch über sie geschrieben werden —!"

Es würde zu weit führen, wollten wir diese einfache Darstellung der Schwabenstreiche Pimpernellens in eine Novelle verwandeln. Sie kam bei Justinus Kerner an, wurde als eine äußerst bedeutende Kranke erkannt und in jenen vielfach be-

[1] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 10. — [2] Vgl. S. 151 dieses Bandes, Anm. 7. — [3] Name eines Romans von Eduard Duller (Frankfurt a. M. 1835). — [4] Vgl. S. 31 dieses Bandes, Anm. 11. — [5] David Friedrich Strauß (1808 bis 1874) hielt seit 1832 philosophische Vorlesungen an der Universität Tübingen; 1835 erschien sein berühmtes „Leben Jesu". Vgl. seine Charakteristik in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 145 ff.

schriebenen Turm[1] des poetischen Oberamtsarztes einlogiert. Pimpernellens schwärmerische Hinneigung zum Wesen der schwäbischen Dichterschule verlieh ihr noch einen besondern Reiz; sie entfaltete in der Tat in den Augenblicken, wo sie der Schuster in Ruhe ließ, ein sinniges, für die Poesie empfängliches Gemüt. Sie wußte die klassischen Stellen der schwäbischen Dichterschule bald auswendig und hatte überdies durch ihren Reichtum einen Vorsprung voraus, durch welchen sie einigermaßen versuchte, die Stadt Weinsberg für den Lärm zu entschädigen, den der betrunkene Nordhäuser bei Tag und Nacht innerhalb ihrer Persönlichkeit anstiftete. Sich selbst, was sie auch durfte, für eine Thüringerin ausgebend, erschien sie bei alledem so poetisch, daß einige junge Tübinger Stiftler, die zugegen waren, sogleich Gedichte auf sie machten und an Gustav Schwab[2] schickten, der sie korrigierte und ins „Morgenblatt" rückte.

Mit Pimpernellens Heilung verwickelte es sich jedoch immer mehr. Ihr Quälgeist konnte, da sie derselbe eigentlich nicht besaß, nicht recht gebannt werden. Es war hier ein eigner Fall, über welchen Eschenmayer[3] aus Kirchheim an der Teck einige theoretische Winke schickte, die einen Band zum Druck bildeten[4]. Der Magnetismus wirkte außerordentlich auf das Elfenkind. Es sah aber, wenn es clairvoyant wurde, nie den Himmel, sondern immer nur den Harz offen. Sie schilderte dann das Leben und Weben der Metalle mit einer Poesie, daß Kerner erstaunte und dasjenige, was Pimpernellen im Kopf lebte, Erzbotanik nannte. Alle Schwaben bewunderten das neue Wort und priesen es in alle Lande.

Die bessere Wendung ihres Schicksals verdankte sie endlich dem Nordhäuser selbst. Der ungeschlachte Mensch wurde ihrer überdrüssig. Er mochte sie nicht länger plagen, weil er keinen

[1] Dicht bei Kerners Haus in Weinsberg befand sich ein alter Turm, den Kerner im altdeutschen Stil hatte einrichten lassen. Dort wohnten häufig die bei ihm eingekehrten Gäste. — [2] Gustav Schwab (1792—1850), Dichter, war 1827 bis 1837 Redakteur des poetischen Teils des Stuttgarter „Morgenblattes für gebildete Stände". — [3] Karl August von Eschenmayer (1768—1852), Naturphilosoph, neigte später stark zum Mystizismus und Supranaturalismus. In Gemeinschaft mit Kerner gab er mehrfach Studien über Besessene heraus. — [4] Wahrscheinlich eine Anspielung auf Eschenmayers Schrift „Konflikt zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet" (Tübingen 1837).

rechten Einlaß in ihren Magen fand. Mehrere andere anwesende Handwerksbursche, die in Kerners altem Turm ihr Zwischenreichswesen trieben, meinten, ob der Nordhäuser ein Narr sei und mit so einem teeschlürfenden Frauenzimmer verhungern und verderben wollte. Hier gäbe es allerorten hysterische Bauerdirnen, die von dem vielen Beschwören und Predigen und Hörensagen nichts sehnlicher wünschten, als besessen zu werden; man wollte ihm eine hübsche Kundschaft zuweisen, wo er sein Glück machen könnte. Der ertrunkene Schuster, der es satt hatte, bei Pimpernellen zu hungern, gab den dringenden Vorstellungen seiner Kollegen Gehör, wollte nur noch einmal in Kerners Stiefelgarderobe hinein, warf da noch nachts die Stiefel und Schuhe unter- und übereinander und fuhr dann ums Morgenrot, nachdem er Pimpernellen noch einigemal zum Aufschreien gekniffen hatte, in eine angehende Somnambüle, die sich in der Umgegend von Weinsberg heimlich vorbereitete, demnächst Epoche zu machen. Als Kerner in der Frühe seine Stiefel suchte, kam ihm Pimpernella freudig entgegen und sagte, jetzt hätte sie das Ungetüm verlassen. Kerner freute sich nur halb darüber. Die wiedererlangte Vernunft seiner Patientin war ihm nicht so lieb als die Originalität ihres Wahnsinns.

Inzwischen waren aus Stuttgart nach Weinsberg Briefe über Briefe gekommen, die den Zustand des schwäbischen Dichters Gumal (Pfizer)[1] immer bedenklicher schilderten. Dieser junge, talentvolle Mann hatte zwei Bände Gedichte[2] geschrieben, die unter vielem Unbedeutenden hier und da ein Gemüt verrieten, das die Erde nicht bloß im Sonntagsputz, wie sie bei Uhland auftritt, sehen mochte, sondern vor dem die unschuldigen, sonnenhellen Landschaftsperspektiven mit ihren Lämmerchen und Hirtenknaben, ihren Gänseblümlein und Rittern und Jungfrauen sich zuweilen in pittoreskere Fernsichten verschoben, worüber Wolken und Gewitter hingen. Gumal war hauptsächlich zur Reflexion geneigt; aber da er die ursprüngliche Naturanschauung hatte, so konnte er leicht die Kälte des abstrakten Gedankens durch eine wärmere Temperatur vergessen

[1] Vgl. S. 195 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] „Gedichte" (Stuttgart 1831) und „Gedichte. Neue Sammlung" (ebenda 1835).

machen und ein genialerer Dichter werden, als ihn der „Weidmannsche Musenalmanach"[1] bis jetzt gezeigt hatte und sogar für wünschenswert zu halten schien. Gumal neigte zum Gedanken. Gumal hatte Ideale, die zwar die Form noch von Schiller borgten, aber in eine Region streifen konnten, wo die schwäbische Dichtkunst leicht aufhören konnte, sich nur im kleinen zu bewegen und das Positive mit Blumen zu bestreuen. Gumal fühlte manchmal den Drang in sich, einem Byron nachzustreben, und schnell veranstalteten es seine Gönner, daß er von Byron eine Übersetzung liefern mußte[2], um nur sein strebsames Gemüt wieder auf etwas Unschuldiges und höchstens sprachlich Bedeutendes abzulenken. Wie gern hätten die Dichter gesehen, daß Gumal Eberhard den Greiner noch einmal besungen hätte; aber er wies dies Ansinnen zurück und reiste sogar wie Goethe nach Italien[3]. Zurückgekehrt, machte er Miene, ein Titane zu werden. Er dichtete eine Phantasie, in welcher er den Gedanken ausführt, daß wir griechisch leben wollen, nackt, mit Blumen bekränzt, nur dem Schönen opfernd[4] — die schwäbischen Pfarrer und Präzeptoren entsetzten sich und eilten, das Ganze für eine mythisierende Allegorie auszugeben, damit nur Gumal nicht wild würde, die Fesseln sprengte und den Kandidaten der Theologie mit einem „jungen Gott" vertauschte. Um seinen Unmut abzulenken, ließ man den Armen den Bulwer übersetzen[5], schickte ihn ins „Ausland" — das Augsburger meine ich —, zu welchem er eine Beilage schreiben mußte[6]; ja, wie Luther auf die Wartburg geführt wurde, um sicher zu sein und sich à tout prix zu mäßigen, so ließ man ihn zuletzt das Leben des Gottesmannes schreiben[7] und sogar dessen sämtliche Werke herausgeben[8]. Armer, armer Gumal!

[1] „Deutscher Musen-Almanach", begründet von A. Wendt, 1832—38 von Chamisso zuerst mit Schwab, dann mit Gaudy herausgegeben. — [2] „Byrons Dichtungen. Aus dem Englischen", von G. Pfizer (Stuttgart 1835 ff.). — [3] Im Sommer 1834. — [4] Gemeint ist „Der griechische Tag" in den „Gedichten. Neue Sammlung", S. 112 ff. (Stuttgart 1835). — [5] „Bulwers sämtliche Romane. Aus dem Englischen", von Friedrich Rotter und Gustav Pfizer (Stuttgart 1838 f.). — [6] G. Pfizer redigierte 1836 und 1837 die „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes" (Stuttgart, bei Cotta). — [7] „Martin Luthers Leben. In vier Abteilungen" (Stuttgart 1836); Pfizer wurde auf Grund dieses Werkes zum Ehrendoktor der Tübinger Universität ernannt. — [8] „Luthers sämtliche Werke. Ausgewählt und angeordnet von Gustav Pfizer. Prachtausgabe in einem Band" (Frankfurt a. M. 1837 ff.).

Da jeder Stuttgarter und Tübinger Brief in Kerners Hause ein Festtagskuchen ist, so hatte auch Pimpernella alle Briefe gelesen, die Gumals Schicksale betrafen, hatte lange mit sich Rat gepflogen und endlich, als man sagte: „Bei einer Rezension über die George Sand schnappt er doch noch einmal ins Junge Deutschland über!“ erklärt: „Ich will ihn retten!“ Man sah sie groß an; aber sie sagte, sie wollte Gumals stürmischen Geist an die kleine Wiesenblume fesseln, wollte ihn so umzaubern und die Hand auf ihn legen, wie man Maikäfer hindert, aufzuschnurren; sie gebe ihr heiliges Wort, sie wollte Gumaln der schwäbischen Dichterschule erhalten. Dabei sah sie auf ihren Ring, und der schalkhafte Kerner meinte, ob sie ihn etwa heiraten wollte? Pimpernella wurde rot und ängstigte sich, was sie als Elfe alles für menschliche Verpflichtungen einzugehen in Gefahr stand, blieb aber bei ihrem Vorhaben und rüstete sich zur Abreise. Kerners konnten nichts dagegen einwenden und ließen sie in Frieden ziehen. Der alte poetische Turmwächter spielte ihr noch eins auf einem Instrument, der Maultrommel, auf dem er Virtuose war, vor[1]; dann dankte sie für alle Liebe und Freundschaft, war aber doch froh, aus einer so unheimlichen Atmosphäre glücklich entronnen zu sein.

Als Pimpernella in Besigheim gefrühstückt, in Ludwigsburg Pferde gewechselt und endlich Stuttgart erreicht hatte, traf sie doch, obschon sehnlich erwartet, keinen von der schwäbischen Dichterschule daheim. Sie waren in die „Fildern“[2] gegangen, teils um Schmetterlinge zu haschen, teils um den jungen gärenden Dichter Gumal zu zerstreuen. Es war mit diesem immer schlimmer geworden; er las Hegels Werke und hätte einiges, was ihm darin gefiel, gern unter Schillersche Verse gesetzt. Aber selbst dieser Anfang einer höhern Tendenz, in welche das Anomale hätte auslaufen können, erfüllte Gumals Freunde mit Schrecken; sie konnten eben das „wüschte“, „ohngeischtliche“ Gedicht nicht vergessen, worin Gumal gewünscht hatte, die Deutschen möchten, wenigstens in geheizten Stuben, manchmal wie die Griechen nackt gehen und sich mit Rosen bekränzen.

[1] Kerners Spiel auf der Maultrommel war berühmt. — [2] Großes wellenförmiges Plateau zwischen Stuttgart und dem Schönbuchwald.

Man hätte ihn gar zu gern Blumen malen und zur Gitarre singen gelehrt; eine verheiratete Dame bot sich dazu als Lehrerin an; aber Gumal nannte sich schon zuweilen einen Prometheus, einen Ödipus, eine Sphinx; die Stelle in Goethes Briefwechsel an Zelter, die von ihm geredet hatte, ennuyierte ihn, und vor Freuden gern hätte er den „religiös-moralisch-patriotischen Bettlermantel"[1] von sich geworfen und sich wie die Raupe als Kokon selbst sein Kleid gewoben.

Tiefsinnig schritt Gumal unter den Freunden und Lehrern der Dichterschule, als Pimpernella mit dem keuchenden Lohnbedienten Schwarz aus dem „Waldhorn" atemlos ihnen auf den „Fildern" nachkam. In dem Augenblick, als sie sich näherte, hob Gumal etwas auf, es war ein leeres Briefkuvert mit einem offiziellen Wappen, dem Königl. Preußischen Adler als Siegel und die Aufschrift enthaltend: „Herrn Dr. Gustav Schlesier[2] in Stuttgart." Wahrscheinlich kam dies Schreiben vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin und bedauerte dem jungen Verfasser der „Oberdeutschen Staaten und Stämme"[3], daß der Gesandtschaftsposten in London bereits vergeben sei, vertröstete aber Adressaten, daß man bei der nächsten politischen Vakanz, ehe man entscheidende Maßregeln ergriffe, auf ihn zurückkommen würde. Als Gumal den Adler von Siegellack sahe, faßte er den Entschluß, sich von ihm wie Ganymed in den Himmel tragen zu lassen. Er breitete seine Füße aus, und da Pimpernella in einem Anfluge von Schwärmerei gedacht hatte: „Ach, möchte ihm doch jeder Wunsch gelingen!" und dabei ihren Ring berührte, so geschah ein Wunder. Es trat wirklich aus dem diplomatischen Siegel immer größer und mächtiger der Adler hervor, breitete die Flügel aus, hob sich einigemal und stieg zum Schrecken der Dichterschule mit Gumal in die Lüfte.

Pimpernella, über den Anblick selbst nicht wenig erschrocken, fand die Poeten in der größten Bestürzung; Gumal war ihnen mit einem Adler entflogen; er hatte einen Aufschwung genommen, höher als die schwäbische Alb. Himmel, was war nun

[1] Vgl. S. 86 dieses Bandes, Anm. 4, und S. 161, Z. 22 ff. — [2] Vgl. S. 21 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Deutsche Studien von Gustav Schlesier unter dem Titel: „Oberdeutsche Staaten und Stämme vom Standpunkt der Politik beleuchtet" (Stuttgart 1836).

zu tun? Es war keine Aussicht mehr vorhanden, daß die Hoffnung des Landes, die Zierde des Parnaß, Eberhard den Greiner, die Reutlinger und die Wurmlinger Sagen bearbeiten würde, der nächstjährige Musenalmanach war verdorben, es konnten Elemente hineinkommen, denen sich die süddeutsche Redaktion unter keinerlei Umständen gefügt haben würde; und so standen die geistlichen Herren und Präzeptoren ratlos und sahen Gumal mit dem Adler steigen, bald nur noch einem Nebelflecken gleichend.

Pimpernella begriff ihre Aufgabe. Sie hatte gelobt, den Dichter seiner Schule zu erhalten. Schnell rückte sie ihren Ring, wünschte still etwas für sich und trat dann an die betroffenen Sänger heran, denen sie jedem von Justinus Kerner einen Kuß zu geben hatte. Man war sehr, nicht über den Kuß, sondern über den richtigen Empfang der Fremden, in Verlegenheit; Gustav Schwab hätte gern einen Abend gegeben, aber Gumal — Gumal —! Pimpernella fragte, ob sie nicht bemerkten, daß er schon wieder herunterkäme? In der Tat, der Fleck wurde sichtbarer, entwickelte sich immer mehr, Gumal wurde immer deutlicher, und siehe! da kam er schon wieder, reitend nicht mehr auf einem Adler, sondern auf einem sanften, lieben, silberstrahlenden Täubchen, dem Bilde der Unschuld. Gumal lächelte selbst wie selig. Es ließ sich so rührend, so lieb an, erst zu glauben, auf einem Adler zu sitzen, der sich plötzlich in ein sanftes Täubchen verwandelte! Gumal machte ein Gedicht daraus, die Dichterschule küßte ihn dafür herzlich, und die Verse standen einige Tage später im „Morgenblatt".

Pimpernella wagte nicht, sich das Verdienst dieser Szene zuzuschreiben. Sie wagte es um so weniger, als sie Gumal in die allerdings mit einer Brille bedeckten, aber doch von Gemüt beseelten Augen blicken sollte. Die Frische seiner Wangen, die Lieblichkeit seines Lächelns, die Schüchternheit seiner Bewegungen, alles das nahm sie so für ihn ein, daß Menschenkenner, geschweige Elfenkenner, wie solches diese Dichter nicht waren, hätten erraten müssen, was sich in des Mädchens Busen entspann. Pimpernella brauchte mehre Tage, um sich aus den Verwirrungen ihrer Gefühle zu klaren Vorstellungen zu erheben. Gumal betrachtete sie nicht ohne Teilnahme, wenigstens

so lange, als die Erinnerung an das Täubchen vorhielt. Doch als es ihm deutlicher wurde, was sich zwischen ihm und dem Mädchen zu gestalten schien, suchte er dem Gedanken zu entfliehen. Warum? Weil er seine Poesie zu begraben fürchtete. Wieder regte sich seine Abneigung gegen solche Idyllen und Landschaftsträumereien, wie sie nur in Pimpernellens Vorstellungen zu leben schienen. Das Rezensieren der George Sand hatte es ihm angetan, die jungen Hegelianer in Tübingen, der sarkastische Strauß sprachen oft von Gedankenpoesie; kurz, er wurde wieder düstrer und dem Dichterwald bedenklicher. Als man ihm von einer möglichen Heirat zwischen ihm und der wohlhabenden Fremden sprach, gab er geistesabwesende Antworten und faßte nach seinem Herzen, als würde ihm das von der Trivialität des Daseins erstickt. Auf allen Wegen mußte er Begleitung haben. Pimpernella wich nicht von seiner Seite, sie suchte durch Worte zu wirken, aber oft mußte sie Wunder tun.

Gumal hatte seit einigen Tagen kein Wort mehr gesprochen und höchstens einmal eine Strophe aus Heines „Buch der Lieder" rezitiert. Große Betrübnis herrschte darüber unter den Zierden des Musenalmanachs. Sie suchten Gumal zu zerstreuen und luden ihn ein, auf die Silberburg zu kommen; auch Pimpernella würde dort erscheinen. Grade dies hätte ihn abhalten können, zu kommen; doch kam er. Das literarische und artistische Stuttgart war auf diesem reizenden Punkte, von welchem aus man die Residenz prächtig übersehen kann, beisammen. Da saß August Lewald[1] und berechnete mit einem Bambusrohr im Sande den Überschlag einer neuen literarischen Unternehmung, den er jedoch, als ihn einige Schauspieler fragten, was er da täte, aus Besorgnis vor Konkurrenz schnell verwischte. Er gab zur Antwort: „Ich zeichne den Grundriß meiner neuen Kannstätter Villa!" Hier blickte Seydelmann[2] mit Ifflandscher Rührung zu dem Verfasser des „Seydelmann und die deutsche Schaubühne"[3] hinüber und wischte sich eine Träne aus den Augen, die über Lewalds Stellung im Moritz-Streite[4] gleichsam ausdrücken sollte: „Also, Freund, dahin sind wir ge-

[1] Vgl. S. 110 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 7. — [3] Von Lewald (Stuttgart 1835). — [4] Vgl. S. 79 dieses Bandes, Z. 22ff.

kommen —!" Dort saßen einige Landtagsdeputierte, hochherzige Männer. Sie ließen sich von dem Dr. Krämer[1] aus Eßlingen seine neue Menschlichkeitsguillotine erklären und im Modell zeigen. Diese war in Aussicht auf das nächstens in der Kammer zu debattierende neue Strafgesetzbuch erfunden. Einige über diesen Humanitätsexperimenten zugrunde gegangene Gläser und Flaschen machten einige Abwechselung in der Unterhaltung der Anwesenden. Der Dr. Karl Weil sprach über Waggons, Lokomotive und Lobmotive der Agnese Schebest[2] und Louis Philippes; Sir Francis Kottenkamp[3] über englische Hahnenkämpfe und spanische Stiergefechte; Berthold Auerbach suchte jene Grenzlinie des Gedankens, wo sich Juden- und Christentum in der Spekulation vermählen müßten; Ernst Münch[4] zeigte heute zum ersten Male seinen aus München angekommenen griechischen Erlöserorden; kurz, es war, wie Laube sagen würde, „ein Stück deutscher Literaturgeschichte", das sich hier durchkreuzte und gutes Aktienbier trank.

Aber die schwäbische Dichterschule hielt mit diesen sämtlichen Männern keine unmittelbare Gemeinschaft. Vornehm sich absondernd saß sie vorn, wo man die Tübinger Straße signalisieren konnte, falls etwa Uhland herunterkäme; sonst war sie gedrückt über Gumals Tiefsinn, und Pimpernella strickte. Es schien sich in Gumal ein Entschluß vorzubereiten, der noch kühner war als der neuliche Adlerritt. Wer den jungen Mann sah, hätte glauben mögen, er dächte wie Hamlet nach über „Sein oder Nichtsein". Man sprach vom Wesen der Ballade und Romanze, von Eberhard dem Greiner, von dem edlen Mörung[5] und vom Balmung, dem Wielandschwert und von einigen Fliegen und Mücken, die Karl Mayer[6] erst gestern frisch besungen hatte, als sich plötzlich Gumal erhob, wild und scheu um sich blickte, schnell über die hölzernen Planken setzte und sich jählings

[1] Johann Gottfried Krämer (1779—1839), Chirurg, lebte als Oberamtswundarzt in Eßlingen. — [2] Agnes Schebest (1813—70), berühmte Sängerin, seit 1842 mit David Friedrich Strauß verheiratet. — [3] Vgl. S. 76 dieses Bandes, Anm. 2; hier wird angespielt auf Veröffentlichungen Kottenkamps über englische Verhältnisse und über Fragen der spanisch-amerikanischen Geschichte. — [4] Vgl. S. 73 dieses Bandes, Anm. 5. — [5] Gemeint ist wohl das mittelalterliche Volkslied „Der Möringer". — [6] Vgl. S. 81 dieses Bandes, Anm. 1.

vom Felsen hinunterstürzte. Es war geschehen. Jesus! schrieen sie alle auf, die Musik hielt inne, die kritischen, historischen, enzyklopädischen, artistischen und Stahlstichbestrebungen Stuttgarts liefen herbei; nur Pimpernella verlor den Mut nicht, berührte urschnell ihren Ring und schuf eine merkwürdige Verzauberung, die an die Sage vom heiligen Franz von Assisi[1] erinnerte. Gumal, statt dem Tode, den er sich selbst hatte geben wollen, verfallen zu sein und zu stürzen, fing zu schweben an. Genien flatterten aus dem Gestein hervor mit langen Rosengewinden, die sich um den baumwollenen Sommerrock des Dichters schlangen; Maikäfer, Schillebolde[2], stachellose Bienen, Schmetterlinge und Marienwürmchen kamen zu Tausenden geflogen und umschwärmten die Transfiguration, worauf Gumal mit staubbedeckten, glücklicherweise neuen Stiefeln ruhte; hohe Malven schossen vom Boden auf und breiteten ihre Kelche aus, um den Dichter aus einer scheinbaren Entzückung und einem zufälligen Ausrutschen seines Stuhles aufzufangen. Niemand merkte einen Akt der Verzweiflung. Sanft ließ sich der glückliche Unglückliche auf eine große stämmige Sonnenblume nieder und mußte es dulden, daß Engel und Genien von allen Seiten kamen, um ihm Veilchen, Jelängerjelieber, Vergißmeinnicht, ja sogar Lorbern um die Stirne zu flechten. Gumal hatte sich wie eine moderne Sappho vom Fels der unglücklich Liebenden stürzen wollen, aber die Embleme der schwäbischen Poesie, die Embleme der Unschuld und des frommen Glaubens schienen ihn gerettet zu haben, Schmetterlinge und Schillebolde. Dazu läutete die Stiftskirche von Stuttgart herüber, die Sonne ging prächtig unter, Gumal, umstanden von den auf sichern Wegen den Felsen hinabgestiegenen Freunden, war dem Leben, dem Uhlandschen Dichterwald, dem Musenalmanach erhalten. Pimpernella hätte vor Seligkeit über ihre geheime Veranstaltung vergehen mögen.

Eine geraume Zeit ging es nun mit Gumal gut. Der

[1] Franz von Assisi (1182—1226), der Gründer des Franziskaner-Mönchsordens, erlebte 1224 in einem Augenblick höchster Verzückung die Vision des gekreuzigten Heilands in Gestalt eines Seraphs, als deren sichtbares Andenken er sich seitdem die Wundmale Jesu eingedrückt wußte. — [2] Libellen.

Musenalmanach erschien und brachte von ihm Gedichte ohne Schwung und Erhabenheit, Töne der alten Leier, einzelne Dichtereinfälle, keine Offenbarung eines tiefen, poetischen Gedankenlebens mehr. Eine Broschüre über Rückert und Uhland[1] wurde eine gewöhnliche Parallele, eine sogenannte unparteiische Kritik, ein Schulexerzitium. Ja, Gumal fühlte, als er das Ding im Druck gelesen, sogar selbst, daß seine Schrift nicht tief war, und daß die jetzige sogenannte revolutionäre Partei in der deutschen Literatur, gradezu gesagt, das Junge Deutschland, eine solche Charakteristik tiefer erfaßt, einleuchtender ausgeführt haben würde. Er war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er sich zu sehr an das Ufer des Gewöhnlichen gehalten hatte, und fing wieder an, in sein altes Wesen, in das Ansetzen zum Bedeutenderen, zu verfallen. Seine Freunde hatten einigemal an ihm einen Ideengalopp bemerkt, worüber sie nicht mehr schlafen konnten; er hatte sich gegen Wolfgang Menzel öffentlich einige Ausdrücke erlaubt, welche die schwäbische Dichterschule nur ganz in engsten Kreisen über die Lippen kommen ließ. Gumal hörte auf ihre Bitten, ihre Warnungen nicht; er verachtete die Taktik der Schule, daß sie's mit dem Manne nicht verderben wollte, für welchen sie keine Sympathien hatte. Sie hatten durch Dulden, Nachgiebigkeit, Besuche, Gegenbesuche, gute Kochkunst es dahin gebracht, daß Menzel Lenau anerkannte, Karl Mayer anerkannte, beide Pfizer anerkannte, den Musenalmanach nicht bloß günstig beurteilte, sondern sogar selbst beschenkte. Und jetzt drohte Gumal dies künstliche, aus den zartesten Fäden gesponnene Gebäude zu zerstören! Keine Bitte fruchtete. Dieselbe Zerstörung, die er früher gegen sich selbst aus Mißmut über den Zwiespalt seines Wollens, Sollens, Könnens angerichtet hatte, wollte er jetzt gegen andere anrichten! Seine Freunde zitterten.

Pimpernella, die nun mit der Literatur so vertraut war, daß sie über den Reinbeckschen[2] Journalzirkel hätte Vorlesungen halten können, Pimpernella riet, Gumal in seinem Zorn zu bestärken. Käme es aufs äußerste, so dachte sie, könnte sie ihm

[1] „Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch" (Stuttgart und Tübingen 1837). — [2] Vgl. S. 72 dieses Bandes, Anm. 1.

ja bei irgendeinem Exzeß wieder beistehen. In diesem Sinn schürte sie Gumals Ingrimm zum heißesten Brande. Er redete sich selbst in eine Vorstellung hinein, als hieße das eigentliche Übel, das alle unsre literarischen Parteien geschaffen hätte und über die Talente ein wahres Siechtum verbreitete, Wolfgang Menzel. Er nährte die Vorstellung von einem Faß, das man sich vergebens quälen könnte zu füllen, solange eine kleine Ritze, durch welche alles durchliefe, nicht verstopft wäre. Eines Abends griff er im Zorn nach zwei Pistolen, hüllte sich in einen langen Mantel und rannte, selbst nicht wissend, was er wollte, der Menzelschen Wohnung zu. Das Häuschen liegt einwärts gebaut und hat vorn einen kleinen Garten, besäet mit Kieselsteinen. Schon stand er an der Haustür, besann sich noch einmal, biß dann die Zähne zusammen und schritt entschlossen vor. Er wollte dem Tugendhelden die falsche Maske, dem „Franzosenfresser"[1] die Perücke altdeutscher langhaariger Burschenschaftelei, dem Priester den geborgten Glorienschein seines Hauptes abreißen. Jetzt aber — entfaltete Pimpernella die Kraft ihres Ringes. „Hinter Hecken und Zäunen"[2] lagen die Lyriker versteckt und sahen mit Staunen dem Wesen zu, das Pimpernella trieb. Sie wollte Gumal verwirren, verwirren durch eine Phantasmagorie. Als Gumal die Haustür geöffnet hatte, prallte er zurück. Die erste der Menzelschen Truggestalten trat ihm durch Pimpernellens Künste entgegen. Es war die Göttin der Unparteilichkeit. Sie trug nur eine einzige Farbe im Kleide, die weiße, die sich nicht für eine andre Farbe ausgeben ließ. Sie hielt ein Buch in der Hand, das in der Tat aufgeschnitten war und nicht von der Seite gelesen. Sie blätterte nicht flüchtig, sie machte keine langen Exzerpte, um den Bogen zu füllen, sondern studierte mit Eifer und Emsigkeit und las eine dunkle Stelle drei-, viermal, bis sie gewiß war, daß sie den Verfasser verstanden hatte. Dann kam die Göttin der Vielseitigkeit, ebenfalls eine Truggestalt des Hauses. Da war nichts oberflächlich, alles scharf, kantig. Sie schien aus verschiedenen Details zusammengesetzt, gab

---

[1] Anspielung auf die Börnesche Schrift „Menzel, der Franzosenfresser". — [2] Anspielung auf die ablehnende Antwort Menzels, als Gutzkow ihn zum Zweikampf gefordert hatte; vgl. S. 182 dieses Bandes, Z. 23 ff.

jedoch ein schönes Ensemble. Dann kamen zwei Genien: die der Nachsicht und der literarischen Liebe. Sie behaupteten, hier Hausgötter zu sein. Hierauf wurde der Qualm, der aus der Tür stieg, stärker; die Lichter schienen greller aufgetragen; wie eine Siegesgöttin wehte an Gumal die Göttin der konstitutionellen Freiheit vorüber. Diese trug sich phantastisch, aber anständig. Sie hatte einen württembergischen Repräsentantenmantel um und statt der phrygischen Mütze[1] eine Blondenhaube. Statt der gebrochenen Ketten, welche die antike Siegesgöttin mit Füßen tritt, zertrat diese Dame mehre Embleme der Republik. Jetzt kam der Genius des deutschen Vaterlandes, in Gestalt eines wilden Mannes, wie derselbe in mehren deutschen Wappen, z. B. dem mecklenburgischen, gezeichnet steht, eine sogenannte „tüchtige Natur", mit Keule, Bärenfell, Eichenlaub. Hierauf wurde der Qualm so stark, daß Gumal zu ersticken fürchtete; denn bald kamen fromme Engelchöre, weiße und schwarze Nonnenzüge, singende Mönchswallfahrer, zum Beschluß der Genius des Christentums mit der Palme des Friedens in der Hand, der das überwundene Tier der Apokalypse mit kräftiger Zehe niederhält; diese Glorie war von einer Anzahl symbolisierter Tugenden begleitet, unter welchen „sittliche Unschuld" am demütigsten, unbefangensten und beinahe liebenswürdig auftrat. Alle diese Truggestalten verloren sich in der dunkeln Nacht, und nur ein pikanter Geruch blieb übrig, verratend, daß hinter den Kulissen dieses erlogenen Himmels Menzel soeben Sauerkraut mit schwäbischen Spätzeln gegessen hatte. Voltaires „Pücelle" war nachher seine Abendlektüre.

Gumal, so furchtbar getäuscht, wankte taumelnd von dannen. Von diesem Augenblick an war er für die Richtung, in die ihn der Zufall gedrängt hatte, mit Leib und Seele entschieden. Er schrieb in Cottas „Vierteljahrschrift" den Artikel gegen Heine[2], der viel Wahres, obgleich falsch ausgedrückt, enthält, und wird sicher mit Pimpernellen nächstens aufgeboten

[1] Kegelförmige Kopfbedeckung der alten Phryger; in der Revolution wurde sie das Vorbild der Jakobinermütze und gilt auch heute noch in vielen Wappen als Symbol der demokratischen Freiheit. — [2] Vgl. die „Deutsche Vierteljahrsschrift", Jahrg. 1838, Heft 1, S. 167 ff.: „Heines Schriften und Tendenz." Heine antwortete im „Schwabenspiegel".

werden. Wie sie dabei ihr Wort lösen soll, zum Vater zurückzukehren — diese Aufgabe wird schwer halten. Neuer Anlaß zu Entwicklungen . . . Wir müssen sie abwarten.

Spekulantia in Paris.

Eines der schönsten Häuser der Rue St.-Honoré wurde von Fräulein Spekulantia bezogen, die sich vorgenommen hatte, mit Pracht und Nachdruck in Paris aufzutreten. Wenn sie auch bei ihrem zarten Sinn und ihrer empfindsamen Seelentiefe, die bekanntlich immer die Ruhe liebt, vom Lärm der Welthauptstadt betäubt zu werden fürchtete, so gelingt es doch oft der weiblichen Natur, im Gewühl der Welt durch Sammlung und etwas Zähigkeit weiter zu kommen und die Besinnung nicht zu verlieren. Spekulantia konnte, da ihr diese verständige Beherrschung der Verhältnisse eigen zu sein schien, die Dienste zurückweisen, die ihr besonders deutsche Zeitungskorrespondenten, August Traxel, von Bornstedt[1] und andre antrugen. Der Erstgenannte, geblendet von dem Reichtum, welchen Spekulantia entfaltete, wollte den Ankömmling in den Pariser Blättern als deutsche Fürstin auftreten lassen, als eine geborne Salm-Krautheim-Rietberg, eine Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürstin oder noch umständlichere Schleizerin; dieser erkundigte sich fleißig nach ihren Spitzen, Blonden[2], Edelsteinen, um der „Allgemeinen Zeitung" darüber Bericht zu erstatten. Spekulantia wies alle Vermittelungen zurück und nährte nur den einen Wunsch, George Sand[3] kennen zu lernen. Sie kannte alle Schriften dieser Dame. Sie waren ihr als das Genialste der neuern Poesie erschienen; noch mehr: sie war durch die Ideen dieser Frau in eine Stimmung des Gemüts versetzt, wo sie Trost, Belehrung, Friede nur an der Brust dieses so groß und stolz denkenden Weibes zu finden hoffte. George Sand hatte die Bestimmung und das Los der Frauen zum Hauptthema der

[1] Adalbert von Bornstedt (gest. 1851) wurde 1845 aus Paris ausgewiesen, kehrte aber 1848 dorthin zurück. 1849 proklamierte er bei dem Maiaufstand in Baden die Republik, was er mit Festungshaft büßen mußte. — [2] Spitzenart, früher nur aus roher blonder Seide hergestellt. — [3] Vgl. S. 22 dieses Bandes, Anm. 8.

neuern Poesie gemacht. Sie hatte Seelenzustände und Pflichtverwicklungen gezeichnet, die von ihr in kühner, alle hergebrachten Formen verletzender Neuerung gelöst wurden. Sie hatte dem Manne nur das Genie und die Verführung, der Frau den Schmerz und die Leidenschaft zugeteilt. Die Stellung der beiden Geschlechter war aus ihren Fugen gerückt, und Spekulantia schmachtete darnach, ein Weib zu sehen, das, wenn auch noch nicht die Gesellschaft, doch die Empfindungen derselben in solchem Maße umwälzte.

Als sie bei Madame Dudevant vorgefahren war, brachte ihr der Diener, den sie für Paris angenommen hatte, den Bescheid, daß sich diese Dame nicht sprechen ließe. Spekulantia ließ sich nicht irremachen. Sie stieg aus, flog am Portier vorüber und wollte sich selbst den Weg bahnen. Die Bedienung der großen Dichterin stellte sich ihr in den Weg. Aber Spekulantia bat dringend, sie noch einmal zu melden. Wie dies die Kammerzofe tun wollte, versuchte sie ihr nachzudrängen; doch hielt sie Befangenheit von weiterer Ausführung ihres Beschlusses zurück. Es war ihr, als hörte sie einige Zimmer weiter mit einer Glockenstimme rufen: „Ist sie verheiratet?" Die Kammerzofe hinterbrachte diese Frage. „Nein!" rief Spekulantia überlaut und wie in die Vorzimmer hinein. „Eh bien", hörte sie hinter der Tapetenwand, „eine verheiratete Frau mag ich nicht sehen, und eine unverheiratete sollte erröten, mich zu besuchen!" Dabei fiel eine Tür heftig ins Schloß, und Spekulantia wankte aus den Zimmern.

Die Kammerfrau bemitleidete die untröstliche Fremde und sagte ihr, um ihr einen Trost zu geben, die Baronin mache es allen so. Die alte Französin plauderte eins ins andre. Spekulantia gab ihr ein gutes Trinkgeld, und da flüsterte ihr die Duenna noch: Um zwei Uhr würde sie ihre Herrschaft an der Börse sehen können! Aber in Mannskleidern!

Himmel, so war es also keine Sage! Spekulantia hatte gehört, daß George Sand als Mann auf die Börse zu gehen pflegte und dort in Staatspapieren spekulierte. Sie hielt sich die Augen zu, als sie im Wagen saß und hierüber nachsann. Doch war sie tieffühlend genug, sich die Bemerkung zu machen,

daß alle schaffenden, gestaltenden Geister lieber Würfel als Schach gespielt haben. Das Genie, sonst gewohnt, jedes Ding sich selbst zu erwerben, wirft sich mit Leidenschaft auf das Hasard, um zu sehen, ob ihm auch da der Zufall gehorche. Das gemeine Gemüt sieht im Zufallsspiele nur Gewinn und Verlust, das tiefe hingegen ein dämonisches Walten. Das Hasardspiel ist für das Genie eine Unterhaltung mit den Nachtseiten der Weltregierung. So war auch Spekulantia weit entfernt, ihrer angebeteten Dichterin das Börsenspiel mit moralischen Phrasen anzurechnen oder hinter einem psychologischen Problem eine prosaische Interessiertheit vorauszusetzen.

So kam sie denn an die Börse. Es war zwei Uhr. Den Damen war damals der Zutritt noch nicht verboten. Sie konnte sich an die Balüstrade lehnen und eine Gruppe beobachten, die in der Nähe ihre Aufmerksamkeit fesselte. George Sand stand — alle Welt sagte es —, umringt von Frankreichs Tagesliteratur, in männlicher Kleidung wenige Schritte von ihr entfernt. Die kleine Amazone bot einen reizenden Anblick. Der Hut verbarg das hochaufgekämmte schwarze Haar; dem samtnen Oberrock wurde es schwer, die Formen des Wuchses zusammenzuhalten; um den Hals lag ein seidnes Tuch geschlungen, lose geknüpft; die Brust war mit einer zierlich gefältelten Chemisette bedeckt, auf welcher eine Brillantnadel funkelte.

George Sand unterhielt sich mit den Courtiers[1] mehr als mit der Literatur, die sie umgab. Jene traten aus dem innern Raum der Börse an die Balüstrade und holten sich neue Aufträge, wenn sie den Erfolg der alten gemeldet hatten. Spekulantia, nur darauf bedacht, ein so wunderbares Wesen zu beglücken, wandte sich an ihren Ring, um der Spielerin einen Erfolg nach dem andern zu sichern. Die Baronin gab ihre Aufträge, und die Makler, welche vorher einige Male recht ungünstige Mienen gezeigt hatten, fingen plötzlich an, lebhafter zu George Sand zurückzukehren und ein glückliches Resultat nach dem andern zu melden. Die Spielerin gab Käufe und Verkäufe an, und kaum hatten die Courtiers ihre Anweisungen ausgeführt, so

[1] Makler.

wurde eine telegraphische Depesche angeheftet, ein Bankier kam aus dem Ministerium, eine Taube kam aus Brüssel geflogen, und die Baronin gewann außerordentliche Summen. Spekulantia erschrak jedoch über nichts so sehr als über die Ruhe, wie die Gewinnende ihr Glück hinnahm. Das Hin- und Herrennen der Courtiers und die erstaunten, auf George Sand gerichteten Blicke der größten Bankiers und die allgemeine Aufmerksamkeit, die ihr in kurzer Zeit die Börse schenkte, konnte die Dichterin der „Lelia"[1] nicht erschüttern. Ja, sie gab, um nun erst recht den Humor des Schicksals zu prüfen, in aller Ruhe Aufträge, die den telegraphischen Depeschen entgegengesetzt waren. Die Börse atmete auf; sie hoffte ihre Verluste einzuholen, sie nahm die übermäßig dem Glück trotzenden Anerbietungen an, und in dem Moment wird ein Zusatz zur ersten Depesche angeschlagen, der ihren Inhalt modifiziert und George Sand wieder gewinnen läßt.

Spekulantia zitterte vor Erstaunen und Wehmut über ihren alten Vater, der ihr so freundlich und willfährig war. Dann aber befremdete sie, daß sich im Antlitz der merkwürdigen Frau auch nicht eine Miene verzog, sondern daß sie, je mehr sie gewann, desto düsterer wurde. Das Bewußtsein, hier die eigentliche Zauberin zu sein, ermutigte Spekulantia, sich durch die Feuilletonisten und Romantiker hindurch Bahn zu brechen und zu George Sand heranzutreten mit den Worten: „Madame, man sagt, Sie haben kein Herz!" George Sand wandte sich um und entgegnete kurz: „Ich bin kein Frauenzimmer!" und fuhr in der Beobachtung der Börse fort. Spekulantia stand im Gedränge der französischen Tagesliteratur, und Herr Nisard[2], der so schön schreibt und so pedantisch denkt, ein Akademiker, näherte sich ihr mit den Worten: „Madame, ich habe zwar gegen George Sand geschrieben; aber ich bewundere seinen Stil! Er ist nicht unempfindlich gegen mein Urteil und hat mir eingeräumt —" — „Daß Sie ein Narr sind!" wandte sich George Sand. Herr Nisard lächelte über eine bei George Sand so seltne Schmeichelei und fuhr ruhig fort: „Sehen Sie,

[1] Der Roman erschien 1832 in Paris. — [2] Désiré Nisard (1806–88), französischer Literarhistoriker.

Madame, das ist eine seiner Originalitäten! Denn er hat mir eingeräumt, daß er überall, wo er über die Ehe geklagt hat, nur die verheirateten Frauen verstanden hätte. George Sand ist nur deshalb so ruhig über sein Glück, weil er durch ein aufgeregtes, betroffenes, exzentrisches Mienenspiel sich als Weib verraten würde!"

Spekulantia, aus Dankbarkeit für diese Erklärung, griff an ihren Finger und überreichte Herrn Nisard einen Ring (nicht den Zauberring) mit einer musivischen Abbildung[1], über welche der glückliche Empfänger eine antiquarische Abhandlung zu schreiben versprach. Herr Mérimée[2], romantischer Antiquitätenkustos, wollte eine Novelle über den Ring schreiben, Herr Scribe ein Drama daraus machen, Herr Mélesville[3] eine Oper, Herr von Balzac einen Sittenroman, Herr Victor Hugo eine Ode, kurz der Ring ging von Hand zu Hand — der Lohnbediente hatte die „mit goldnen Schätzen versehene deutsche Schillingsfürstin in Umlauf" gebracht — bis der Ring in die Hand eines nicht sehr großen, untersetzten, schlichten Mannes kam, der das im Ringe eingravierte Bild mit einem eignen Sarkasmus betrachtete und zu Spekulantia auf Deutsch sagte: „Mein Gott, das sind ja Harztannen, und da oben das — das ist ja das Brockenhäuschen!"

Spekulantia war außer sich, als sie im Auge des Sprechers zwar keine Träne, aber doch die Anlage dazu entdeckte. „Wer sind Sie?" — „Heinrich Heine!" lautete die Antwort. — „Gott sei Dank", entgegnete Spekulantia, nahm seinen Arm und bat den Dichter, sie aus diesem Gedränge fortzuführen.

„Sagen Sie mir, lieber Herr Doktor", fing jetzt Spekulantia zutraulich an, „ist es denn Ihr Ernst, daß Sie eine neue Religion stiften wollen?" — Heinrich Heine machte ein weinerlich komisches Gesicht und meinte: „Ja, muß ich denn nicht wenigstens so gut wie Christus mein schweres Kreuz und die Sünden der Welt tragen, und haben sich alle meine alten Passionen nicht beinahe in eine einzige Passion für mich verwandelt?

---

[1] Abbildung in Mosaikarbeit. — [2] Prosper Mérimée (1803—70), französischer Dichter und Schriftsteller. — [3] Anne Honoré Joseph Duveyrier (1787—1865) machte sich als französischer Theaterdichter unter dem Pseudonym Mélesville bekannt.

Fürst Pückler ist in Ägypten nahe daran, Pascha zu werden; und ich muß bloß ein Paschah-Lamm in Paris bleiben!" — „Nein, nein, Heine", fiel Spekulantia teils mit wahrem, teils gemachtem Ernste ein; „Sie hätten, um über Philosophie und Theologie zu schreiben, wirklich noch etwas länger in Göttingen studieren sollen[1]!" — „Aber, Madame", entgegnete Heine mit einer Miene, als wenn ihm etwas wehe tat, „es sind ja schon in solcher Überzahl Professoren in Göttingen, daß sie ihrer sieben jetzt haben müssen gehen lassen[2]! Hätte ich was gelernt — das wissen Sie ja — dann schriebe ich überhaupt keine andern als Kontorbücher[3]!" — Spekulantia stand still und stellte den Dichter so, daß er in ihr großes blaues Auge sehen mußte, und sagte: „Heine, Sie sollten, wenn nicht den Glauben an die Menschen, doch den an die Natur, die Schöpfung, an Gott wiedergewinnen! Sie sollten eine Frühlingsauferstehung feiern und wie ein Göttersohn mit flammenden Blitzen aus den höchsten Wolkenschichten niederfahren! Haben Sie denn gar nichts, wofür Sie eigentlich leben und sterben möchten?" — Heine schlug die Augen nieder und blieb stumm. Nach einer Weile sagte er: „Es ist zu spät. Ich bin kein Sohn des Hasses, wie alle die nach mir in Deutschland aufgetauchten jungen Dichter und Denker geworden, ich bin es nicht, war es nicht, kann es auch nicht mehr werden. Was in mir die Frucht des Hasses und der Leidenschaft gewesen, das bildet den verpöntesten Teil meiner Schriften, die theologisch-philosophischen Kontroversen; und grade diese leitete man aus der Schadenfreude und dem bloßen Witze her. Mißverstanden zu werden, das ist die erste Entmutigung. Die einen verlangen von mir Philosopheme, die andern soziale Romane und Dramen, die dritten Lieder. Die Einheit meines dichterischen Selbstbewußtseins ist gebrochen; ich weiß nicht mehr, was ich der Welt bieten soll, seitdem sie so entgegengesetzte Zumutungen an mich stellt. Ich schreibe, überdrüssig des Wirrwarrs, für künftige Zeiten — meine Memoiren!"

[1] Anspielung auf den zweiten Band von „Heines Salon": „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" (1835). — [2] Beim Verfassungsbruch in Hannover wurden 1837 sieben Professoren der Universität Göttingen wegen ihrer mannhaften Opposition ausgewiesen. — [3] Vgl. S. 146 dieses Bandes, Z. 24 f.

Spekulantia war ergriffen von dem Schmerz des mit sich zerfallenen und im Grunde nur am abstrakten Worte interessierten Dichters und drückte wehmütig seine Hand. „Das erste Urteil", sagte sie, „das Sie abgaben, verwandelte sich für Sie in das erste Vorurteil. Als Sie verrieten, daß Sie denken und nicht bloß dichten, da glaubte man, Sie müßten auch ein System haben. Beurteilt er die Geschichte, sagte man, wie es in den ‚Zuständen'[1] geschah, so muß der witzige Spötter auch Prinzipien haben. Unser Publikum ist so verwöhnt und so empfindungslos, daß es die poetische Garnitur Ihrer politischen Schilderungen als etwas in Kauf nahm, was sich von selbst verstand — freilich, freilich, Sie hatten einen unüberwindlichen Rivalen, Börne, nicht als Autor, sondern als Charakter, nicht den Schreibenden, sondern den Schweigenden, nicht den Lebenden, sondern jetzt grade erst den Toten[2]!" — Hier erhob sich Heine mit Bitterkeit und fuhr auf: „Wer dem Grabe näher steht als der Wiege, hat gut konsequent sein! Börne durfte schon rückwärts blicken (denn was er leisten konnte, das hatte er längst hinter sich); ich war und bleibe auch mein Leben lang ein Ringender, der sich nie genug tut! Anders der, der, wie Börne, eine große Zeit, die Zeit Napoleons, sehen und in der Gegenwart nur Reaktion erblicken konnte; anders ich, mehr als ein Epigone, ein Sohn der Reaktion, der sich an die Zukunft wendet und den Glauben nicht lassen kann, daß sie sich aus der Gegenwart, wie diese einmal ist, neugebären müsse. Ich fühle mich im Momente, und ich wüßte nicht, worauf ich, da ich noch nichts besonders Großes erlebt habe und mich nur eines Napoleonschen Trommlers aus der großen Zeit entsinne[3], resignieren sollte!" — „Sie haben recht, Heine", tröstete Spekulantia; „es werden Zeiten kommen, die gerechter sind als die unsrigen! Eines aber muß ich Ihnen doch sagen: Ihre Lyrik ist mir auf der einen Seite zu beschränkt, zu eng, zu geringfügig, zu kleinen Horizontes, nicht gewölbt, hoch und Lebensspiegel genug; Ihre Spekulation auf der andern ist grade wieder zu umfassend, doktrinär,

[1] Die „Französischen Zustände" (Hamburg 1835). — [2] Börne starb am 12. Februar 1837. — [3] Heines „Ideen. Das Buch Le Grand", Kap. 7 und 10 (im 2. Bande der ‚Reisebilder').

literarhistorisch, auf Studium und gelehrte Haltung eitel — für Sie als Dichter sollte es da eine Mitte geben! Könnte sich der verunglückte, ironische Professor, der plötzlich in Ihnen stecken soll, mit der kleinen idyllischen Miniaturmalerei Ihrer Lyrik vermählen, sollte da nicht eine organische, starke, gesunde Ehe zustande und zu wirklich poetischen, die Zeiten überdauernden Kindern kommen? Wenn Sie nicht vorangehen, überflügelt Sie die neue Schule!" — Heine lachte laut auf und sagte: „Madame, das hat gute Wege! Diejenigen, die in Deutschland bessere Verse als ich machen, wie Anastasius Grün, Lenau und andere, diese können nicht so schön in Prosa schreiben wie ich; und die andrerseits, die wieder allenfalls meinen Stil erreichen oder selbst einen originellen schreiben, diese können nicht das kleinste Gedicht so machen, wie ich's früher gemacht habe. Aufrichtig, meinen Sie nicht auch?" — Spekulantia zog ihre dunkeln Augenbrauen, als wollte sie sich besinnen, in die Höhe, lachte dann auch und gab ihm die Hand. Sie standen an ihrem Hotel in der Rue St.-Honoré. Nach einer Verabredung, daß sie sich den Abend zu Musard[1] begeben wollten, trennten sie sich.

Heine hielt nicht Wort. Es war blauer Montag, wo zuviel deutsche Arbeiter bei Musard tanzten, die er fürchtete. Bei Spekulantia entschuldigte er sich, er hätte eine Tragödie angefangen und wollte nun zeigen, daß er auch ein bedeutender Dichter höhern Stils sei, nicht bloß die Wonne der akademischen Füchse. So stand sie denn allein und begriff, wie schwer es ihr wurde, festen Fuß im Pariser Gesellschaftsleben zu fassen und namentlich all die Berührungen zu finden, wonach sich ihr Herz so gesehnt hatte. Der Fluch, daß sie ein Weib war, verfolgte sie überall. Handelte es sich um etwas Neues, so verwandelte es sich für sie, die kein Mann war, sogleich in etwas Geheimnisvolles; wollte sie etwas in seinem innern Zusammenhang erklärt haben, so sahen sich die Männer, die sie befragte, bedeutungsvoll an und gaben ihr eine Auskunft, die schwerlich die richtige war. Es mag sein, daß sich die Besorgnis bei ihr als fixe Idee festsetzte und sie keine eigentliche Veranlassung zu ihrem Miß-

[1] Vgl. S. 225 dieses Bandes, Anm. 1.

trauen hatte; dennoch verharrte sie bei dieser unglücklichen Vorstellung, daß das Moderne im Leben und in der Kunst eine Richtung eingeschlagen hätte, bei welcher gleich in den ersten Propyläen des Verständnisses, geschweige des Mitgenusses, die Entäußerung des geschlechtlichen Unterschiedes vorausgesetzt würde. Da dachte sie, die Namen der Modegegenstände, die im Palais-Royal zum Kaufe standen, setzten doch ebenso sehr wie die Romane, die sie sich von Barba[1] und Renduel[2] kommen ließ, eine vollkommene Indifferenz der Geschlechter oder wenigstens bei den Frauen dieselben Gefühle und Neigungen voraus, wie sich die Männer diese nicht nur gestatten dürfen, sondern auch offen von sich zu bekennen pflegen. Warum nicht weiter vorschreiten? Sie konnte es nicht verschmerzen, daß sie als Frau für ihren angebeteten George Sand keinen Wert haben sollte. „Kann uns denn", klagte sie, „die Emanzipation einen andern Körper geben? Wir müssen auch als schwache Kräfte gleichberechtigt sein!"

Inzwischen beschloß sie, da sie soviel von Musard gehört hatte, für diesen Abend dort nicht zu fehlen. Die Kraft des Ringes stand ihr bei. Ob sie schon nicht darauf rechnete, von irgend jemand bemerkt zu werden, war sie doch eitel genug, sich in ihren schönsten Schmuck zu werfen. Bis zu Musard mußte sie auch sichtbar bleiben; denn wer hätte sie anders und diskreter an jenen Ort geleitet als ein Fiaker? Aber am Portal des Saales — es war weit über 11 Uhr, als sie ihn betrat — drehte sie ihren Ring und schlüpfte, unaufgehalten von irgendeinem der Billetteure, in den hellerleuchteten, rauschenden Saal. Die arme Spekulantia! Sie bildete sich ein, unsichtbar zu sein. Die Kraft ihres Ringes reichte zu allem hin, was sie wünschte, aber nicht dazu, daß sie ein Geschenk des Alpenkönigs, grade die menschliche Existenz und Gestalt, hätte in sich vernichten können! Alle ihre Wünsche und deren Erfüllung war an diese Gestalt gebunden und ihre ganze anomale Erscheinung, ihre irdische Verzauberung hätten aufhören müssen, wenn sie einen Augenblick aufgehört hätte, ein menschliches Wesen zu sein oder

[1] Gustave Barba, Verlagsbuchhändler. — [2] Pierre Eugène Renduel (1798—1874), berühmter Pariser Verlagsbuchhändler.

zu scheinen. So wurde sie denn also gesehen. Indessen war das Gedränge im Saale so stark, daß sie ihres Irrtums nicht so zeitig gewahr wurde, und die Blicke, die man auf ihre reizende, prachtvolle Erscheinung warf, ebenso gut auch auf andere Frauen deuten konnte, von denen sie zahlreich umschwirrt war. Sie suchte einen abgelegenen Winkel, um dem Treiben zuzusehen, und doch war auch dieser, als sie ihn fand, belebt genug, um nicht aufzufallen und Tänzer anzulocken. So saß sie ernst und sinnend und forschte, den Fächer schwingend, dem Geist des Jahrhunderts nach.

Und dieser offenbarte sich auch sprechend genug in dem Charakter dieser Tänze und dieser Kompositionen, welche die sinnlich erregte Menge beschäftigten. Der Industrialismus in seinen kompliziertesten Bestandteilen (Kunst, Literatur, Politik sind Nebenzweige dieses Stammes geworden) feierte hier in der Tat in dem Sinne den blauen Montag, als man in Frankreich von blauen Märchen, blauen Gespenstern spricht. Hoffmanns Teufelselixiere[1], mit einem Fidibus angesteckt, würden in der Tat blau brennen; steckt doch wie Sprit darin. Spekulantia bewunderte das Dämonische und beinahe das — Religiöse in dieser wilden, blauen, zuckenden Lust. Sah man den wilden Taumel der tanzenden Paare und hörte dazu eine Musik, die sich oft in zitternde Orgeltöne verlor und schwermütiges Glockengeläute zum Baß der im Sopran wirbelnden Walzermelodieen machte, fiel dann die hohnlachende Pickelflöte mit dem boshaften unterirdischen Geisterchor aus „Robert dem Teufel"[2] ein und verwandelte sich das Gewühl in eine, fast möchte man sagen, transparente oder mit Kolophonium durchblitzte Orgie, fielen Kanonenschüsse in ein immer ernsthaft und stumm bleibendes Gewirr und lichteten es allmählich zu einem frommen Hugenottenchoral, der die Liebespaare, statt zu dämpfen, eher zum Meyerbeerschen „Haut zu! Stoßt zu! Stecht zu!" begeisterte: so wußte Spekulantia nicht mehr, sollte sie diesen Anblick eine Kaprize des Himmels oder eine Ironie der Hölle nennen? Sie stand auf, wild und wirr bewegt, drängte sich bewußtlos durch

[1] E. Th. A. Hoffmann, „Die Elixiere des Teufels" (Berlin 1816). — [2] Komische Oper von Meyerbeer, zum erstenmal 1831 in Paris aufgeführt.

die lustwandelnden und ausruhenden Paare und suchte einen andern Versteck, um ihrer erregten Empfindungen Meister zu werden. Sie sah hier die Tiefe und Gemeinheit des Zeitalters in einer bis zum Wahnsinn verworrenen Mischung; sie sah Herzen, verzehrt von Genußsucht, und wieder Gemüter, die sich schämten, Atheisten zu sein; sie klagte niemanden unter diesem Gewühl an; sie sah nur das Zeitalter in seinem Kampf, seinen Geburtswehen; sie sah die Lüge und Bodenlosigkeit der gegenwärtigen, harpyenartig und mit Verzweiflung auf den Besitz und Erwerb gerichteten Gesellschaft; sie klagte niemand an, als die alten Traditionen, die Vorurteile, die im sozialen Körper das Blut so fieberhaft in die Extremitäten drängten, während diejenigen, die das Herz der Gesellschaft vorstellen sollten, so matt und so kalt schlugen; sie klagte nur die Umstände und die Menschen an, durch welche der Industrialismus diese krampfhafte Erregbarkeit bekommen mußte. Waren Galeerensklaven unter diesen Menschen? Wer weiß, ob sie nicht so philosophisch sich gebildet hatten wie Trenmor[1]. Waren Spieler und Gauner darunter? Wer weiß, ob diese nicht mit Leoni[2] an Liebenswürdigkeit stritten! Ach, hier erst glaubte Spekulantia jene dunkle Flamme kennen zu lernen, an welcher George Sand sein Frauenherz, für Frauen wenigstens, zu Asche verbrannt hatte.

Indem bemerkte Spekulantia einen etwas gebückt gehenden, jungen Mann, der, grade wie sie, nur einen philosophischen Beobachter im Saale zu spielen schien. Auf seinen Mienen lag eine seltsame Mischung von Verwunderung, Ernst und Wohlbehagen; er lächelte über das, was er sah, und genoß doch weniger davon, als er darüber reflektierte. Aus den Gesichtszügen des jungen Mannes sprach sie heimische, deutsche Gründlichkeit an, obschon Spekulantia erschrak, als der Fremde seine Lorgnette auch auf sie, die eingebildet Unsichtbare, richtete und es ihr war, als käme er grade ihretwegen näher. Der junge Doktor — denn dafür hätte sie ihn halten mögen — richtete sich an einige nicht unzweideutige Damen, die in der Nähe

[1] Romanfigur aus George Sands „Lelia" (Paris 1832). — [2] Der Held in George Sands Roman „Leone Leoni" (Paris 1835).

saßen, und sprach einige Worte, deren Akzent ihr sogleich den Deutschen verriet. Sie erschrak noch heftiger, als ein Germanismus „Si seulement?“ auch ihr galt. Spekulantia, erblassend über das verratene Inkognito, würde entflohen sein, hätte sie nicht bemerkt, daß dem jungen, liebenswürdigen Manne ein Medaillon aus der Westentasche glitt, das an einer Haarschnur befestigt war. Im Nu hatte sie darauf das Bild der Charlotte Stieglitz erkannt, sprang auf und fragte den betroffenen jungen Mann auf Deutsch: „Ist das doch nicht die Berliner Stieglitz? Ich bitte Sie, wer sind Sie?“ — „Sie kennen mich?“ — „Nein, nein, das Bild kenne ich. — Und Sie?“ — Als sie den Namen eines bekannten deutschen — nicht Dichters — auch nicht Denkers — etwa Dichterdenkers erfahren hatte, faßte sie Theodor Mundts Arm, drückte denselben mit Innigkeit an ihre Brust und gab ihm die unverkennbarste Freude zu erkennen, endlich denjenigen gefunden zu haben, der sie über die wichtigsten Interessen ihres Herzens aufklären müßte. Theodor Mundt, ganz betroffen, wollte sich ihrer entledigen und fragte verwundert: „Madonna?“ — „Freilich, freilich, ‚Madonna‘[1] habe ich ja gelesen“, entgegnete Spekulantia, „wir haben viel miteinander zu sprechen, kommen Sie nur, Doktor!“ Und damit zog sie Semilasso[2] junior („Weltfahrten“[3] waren eben von ihm erschienen) quer durch eine Cachucha[4] aus dem Saale fort zum lebhaftesten Ideenaustausch.

Am Morgen nach dieser Begegnung mit einem der vorzüglichsten Repräsentanten der neuen Gedankenpoesie war Spekulantia sehr niedergeschlagen. Sie hatte nicht geahnt, daß alles das, was unserm Theodor so viel Mut gegeben hatte, ihr den ihrigen so sehr nehmen würde. Sie hatte einen Eindruck bekommen, der nicht regelloser sein konnte. Das Neue und Emanzipative an Theodor war vortrefflich; sie fühlte, daß es mit einer gewissen Wahrheit aus dem Gemüte so durfte geboren werden, wie es Theodor aussprach; aber sie bemitleidete seinen

[1] „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen [Charlotte Stieglitz]“ (Leipzig 1835); Mundt weilte 1837 in Paris. — [2] Anspielung auf die Reisebeschreibungen Pückler-Muskaus: „Semilassos vorletzter Weltgang“ (Stuttgart 1835) und „Semilasso in Afrika“ (Stuttgart 1836). — [3] „Spaziergänge und Weltfahrten“ (Altona 1838 f., 3 Bde.). — [4] Spanischer Einzeltanz.

unhistorischen Sinn, der nirgends seine Empfindungen an etwas in Wirklichkeit Vorhandenes, geschweige an die Menschennatur anzuknüpfen verstand. Sie sah nichts als bunte Phantasmagorie, blauen Dunst; dergleichen malte ihr Theodor als Morgennebel der Zukunft aus. Theodor hatte Sinn für den „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter", allerdings etwas Faktisches, aber die politische Richtung des Zeitgeistes verstand er ebensowenig wie die gegenwärtige Politik des Ministeriums, wie die Stellung der Parteien in Frankreich und England, wie das eigentliche Feuer, das einem Lamennais[1] das Herzblut sieden gemacht hatte, wie die Stellung und Lage der untern Klassen, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse. „Indes", dachte sie, „wenn nur aus dem, was der Mann vom Neuen wegbekommen hat, ein Ergebnis für die Poesie entstünde! Wenn dies neue George Sandsche Element in einer kecken, entschlossenen und entsagenden Auffassung des Lebens bestünde und nicht in dem Hinführen gewöhnlicher und lahmer Erfindungen auf einen gewissen Punkt, wo sich plötzlich der Schulmeister der Handlung bemächtigt und der Dichter meilenweit zurücktritt! Ach", sagte sie sich, ihre zerspringen wollende Brust haltend, „George Sand — weil die geniale Frau den Winter nicht ertragen mag, so treibt sie im Treibhause ihrer Phantasie einen Frühling von so brennenden und stolzen Blumen. Aber Theodor!?" Sie meinte diesen Schüler dagegen, dieser hätte den modernen Stoff in seine Adern und Blutgefäße nicht im verflüchtigten Zustande aufgenommen; seine sozialen Theorieen wären ihm eben in der Poesie nur Theorieen, die es abzuhandeln gälte; er wollte aus George Sand, die in Frankreich ein Phänomen war, auf das sich ja niemand fest verließ (da es dem genialen Weibe einfallen konnte, plötzlich alle ihre sozialen Doktrinen umzustoßen, wenn sie z. B. einen Mann fände, den sie unaussprechlich liebte, und der stärker und weltbezwingender war als sie —), also sie meinte, Mundt wollte aus diesem isolierten Phänomen in Deutschland sogleich eine Schule stiften und jeden hohlen Kopf begeistern, der von sich gesteht, daß er zwar keine Romane,

[1] Vgl. S. 141 dieses Bandes, Anm. 7.

wohl aber „soziale Romane“ schreiben könnte! So grübelte sie fort und verleidete sich innerlichst die Ansichten eines gewiß talentvollen jungen Mannes, der als Kritiker ebenso kurzsichtig dasteht, wie sich derselbe als Mensch durch stillen Humor und ein wunderschönes dunkelbraunes Haar auszeichnet.

Theodor hatte Champagner, Eis und Biskuit geben lassen. Man war auf den Tod der Stieglitz gekommen. „Eine Kulturtragödie!“ hatte er gesagt. — „Nein, ich bitte Sie“, entgegnete Spekulantia, „machen Sie die Welt nicht konfus! Gestorben ist sie aus Mangel an Liebe. Ihr hattet hundert Redensarten für sie und nicht einen einzigen warmen Händedruck, nicht einen Kuß! Ihr habt sie zu Tode gemartert mit eurer Manneschwäche und wußtet nicht, daß es Mannespflicht ist, zu geben, sich aufzuopfern und des Weibes Herz zu entflammen, statt, wie ihr getan habt, die Rollen umzutauschen und vom Weibe zu verlangen, daß sie handle, daß sie sich opfere! Es ist mit den modernen Ideen eine schöne Sache, aber kommt nicht dabei Liebe ins Spiel, so sind sie für uns dürres Holz. Liebe, Zärtlichkeit mußte die Stieglitz mit den Ideen mitbekommen; der Trank aus dem bezaubernden Becher des Neuen mußte nicht nüchtern machen, sondern berauschen, und die Leidenschaft mußte folgen. Es gibt keine Annäherung an Gott ohne Zunahme der Liebe, und es ist ganz gleichgültig, ob die Frau diese Liebe beim Manne oder beim — Freunde fand. Ist eine Frau erst aus den Fugen ihrer Begriffe, dann wird man ihr auch das Herausrücken aus den Fugen der Sitte nicht mehr anrechnen, wenn nur die Liebe ihre Entschuldigung ist und diese sie unter allen Umständen treu begleitet.“

Theodor hatte nichts dagegen einwenden können und mögen, weil ihm der Gegenstand schmerzlich war. Er wäre lieber auf Rahel Varnhagen gekommen und hatte auch gesagt, in den Briefen dieser Frau wären Andeutungen enthalten, die eine Veränderung unserer sozialen Zustände voraussagten, und sie wäre in so vielem eine hellsehende Prophetin gewesen. Spekulantia erwiderte, es sei etwas Zufälliges und mit der Zeit in geringem Zusammenhange Stehendes, wenn eine Dame in ihrem betagten Alter, im Winter ihrer körperlichen Reize,

unter Verhältnissen, die noch nicht ganz gelüftet sind, an allem, was einmal Geltung hat, rüttelte; um so mehr, da Rahel den Trieb hatte, zu philosophieren und die erste Operation des Denkens ohnehin im Aufstellen von Gegensätzen und formellen Negationen bestünde; und noch um so mehr, als Rahel bei ihrer Geistesschärfe nie zum Gedanken, sondern immer nur zum Denken gekommen wäre, da wenige von ihren Urteilen richtig und zutreffend seien, hingegen fast alles die Wahrheit um einige Linien verfehle, so daß die Frau, wenn man lange in ihren Briefen liest, mehr ermattend als belebend wirke, mehr Dunkelheit als Licht um sich verbreite. Ferner hatte Spekulantia den Einfall, zu bemerken, sie kenne nur zwei Versuche, die Stellung des Weibes zur Spekulation zu bezeichnen, jenen, wo eine Wally stirbt, weil diese die alte Bildung, das traditionelle Material derselben nicht begreift, und diesen, wo eine Stieglitz stirbt, wie es von Theodor wenigstens versichert wird, weil sie die neue Bildung nicht begreift. In beiden Fällen müsse sie aber erklären, daß die wahre, echte, rechte Liebe gefehlt hätte, die, die unter allen Stürmen und Zweifeln immer die siegreich thronende bliebe, und von welcher sich die Stärkste überwinden ließe, wenn sie nämlich keine — Närrin sei!

Man störte in der Nacht die beiden nicht. Man hielt sie für ein Paar, dem man einen Gefallen erwies, wenn man es einsam ließ. „Nein“, hatte die mutige Elfentochter gesagt, „geben Sie, was sich gegen unsere Sitte auflehnt, aber geben Sie's als einen schönen Organismus, der sich in Ihrem Dichtergemüt gestaltet hat; dann haben Sie nicht nötig, erst die Umwälzung unserer Sitten vollbracht zu wünschen, ehe Sie gewiß sein wollen, für einen Dichter gehalten zu werden. Goethe schrieb seine ‚Wahlverwandtschaften‘, ehe noch der St.-Simonismus entstanden war, und die Menschen begriffen ihn. Das Auflehnen gegen die hergebrachte Ordnung ist immer dagewesen, wie es immer Nacht- und Taggedanken in der Kulturgeschichte der Menschheit gegeben hat, und wenn wir jetzt reicher an Gedanken sind, die nur wie die Nachtviolen am Mondenlicht ihre Kelche öffnen, so sollten wir nicht verdammen, was am Tage, am Sonnenlicht, immer für gut und wahr gegolten hat. Es handelt sich

um eine Stimmung des Zeitalters, nicht um eine Umwälzung. Unsere Gefühle kommen aus einer erhabeneren Tonart als früher, sie kommen aus Es-dur, aber nicht von andern Instrumenten und andern Kontrapunkten. Diese müssen ewig die alten bleiben und die Frauen bleiben's auch!"

Waren es die Wirbel der tanzenden Paare, war es der Champagner gewesen, der Berliner junge Doktrinär tat plötzlich die Äußerung: „Jedes bedeutende Weib muß heute mehr oder weniger Courtisane sein!"* Das empörte Spekulantia. Ihr Auge blickte unheimlich und schleuderte Blitze, auf welche in der Tat fernher rollende Donner folgten. Das Zimmer wurde dunkel, ihre Gestalt richtete sich hoch empor, mit wilder Ironie lachte sie einige Male auf und war dann stolz und hehr, wie eine Seherin, aus dem Saale geschritten.

Theodor aber war eingeschlafen und erwachte auf einem Kehrichthaufen, wo derselbe nichts als Geschriebenes fand: „Memoiren der Gräfin Hitzenplitz" — ein Briefwechsel mit Goethe, den die Gräfin in zartester Jugend mit dem Dichter des „Werther" geführt hatte. „Welch ein Beitrag zur Literaturgeschichte!" rief Theodor selig aus. Er griff weiter. „Tagebücher der Lea Itzig von Itzigheim" —! „Lea", rief Theodor, „Lea war eine durchgeistigte Natur, die mit den Begründern der romantischen Schule, Schlegel und Tieck, in zarten Berührungen stand, später in Meseritz und Märkisch-Friedland ein Haus machte, wo sich die ausgeschnitztesten Charaktere begegneten, und endlich auch am Aachener und mehreren Teplitzer Kongressen eine bedeutende Rolle spielte." Ferner: „Korrespondenz der Gräfin Chateaumargot-Bocksbeutel" —! „Ha, eine Nichte des Fürsten von Ligne!" rief der treue Schüler Varnhagens. „Verheiratet gewesen an verschiedenen europäischen Höfen, inspiriert von allen Geheimnissen der europäischen Diplomatie, geschmackvolle Kennerin der französischen, italienischen und russischen Literatur, Bewundrerin der Goetheschen Farbenlehre, eine Fundgrube

* Sie findet sich in den Schriften des betreffenden Autors[1].

[1] Vgl. „Deutsche Gestalten und Richtungen" in Mundts „Charakteren und Situationen", Teil 2, S. 210 (Wismar 1837).

für die Biographie des vorigen Jahrhunderts!" Kurz, Memoiren von Peter, Kunz und Hinz, die alles mitgemacht hatten von Goethes Geburt bis auf die neuesten Wirren, die bei allem Großen, was geschah, allem Bedeutenden, was gesprochen wurde, immer zugegen gewesen sein sollten, ja, die sogar, ob sie gleich nur Staatsmänner, Diplomaten, Hutmacher, Strumpfwirker, Hoffiskale, Jüdinnen, Generalagenten waren, doch die ausgebildetsten, feinsten Persönlichkeiten vorstellten — das alles schwamm um Theodor herum und verbreitete eine so selige literarhistorische Atmosphäre, daß der „Weltfahrer" hinsank und unter diesen unermeßlichen Schätzen, an die Freunde in Berlin und Leipzig denkend, die hier Arbeit bekommen würden, sanft und lächelnd nach Hause wallte.*

Spekulantia erhielt von George Sand folgendes Billett: „Madame! Ich habe gehört, daß Sie mich nicht aus Neugier zu sprechen wünschten, sondern daß Sie, getrieben von der Unruhe Ihres Herzens, nach Paris gekommen sind und in dieser gottlosen Stadt beichten und absolviert sein wollen. Sie sind, wie ich von mehren Seiten gehört habe, über die Geschlechtsindifferenz im Zweifel, welche die moderne Literatur bei ihren Lesern voraussetzt. Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht imstande sein werde, Ihnen eine Theorie über die moderne Poesie zu geben; was ich allein kann, sind Geständnisse, die ich als Weib in Ihr gefühlvolles Herz niederlegen will. Kommen Sie, damit wir des Geräusches der Welt überhoben sind, heute abend um 10 Uhr auf die zweite Balüstrade der Kirche Notre-Dame. Die Beamten der Kirche werden uns ein- und allein lassen. George Sand."

Als die Nacht hereinbrach, rüstete sich Spekulantia zu dem abenteuerlichen Stelldichein auf Notre-Dame. Sie fuhr dicht vor dem wunderbaren Baue vor, an dessen Eingang sie der Küster schon erwartete und sie auf den Ort des Stelldicheins begleitete. Der Mann sagte: „Nächtliche Promenaden auf Notre-Dame sind nichts Seltenes in Paris! Hier findet man

* Nach vorausgegangenen poetischen Anläufen waren plötzlich durch Varnhagens Einfluß die jungen Weltstürmer Berlins und Leipzigs überwiegend nur mit dem „Kultus der Persönlichkeit" beschäftigt.

das halbe Mittelalter beisammen und unten das menschliche Elend!" Er meinte die Morgue[1] und das große Krankenhaus. „Der andere Herr ist schon oben!" setzte er hinzu. — „Also Herr!" seufzte Spekulantia.

Inzwischen waren sie wieder mehrere hundert Stufen gestiegen und traten auf eine Balüstrade, die zwar nicht die höchste war, aber doch dicht jene Glocke über sich hängen hatte, auf welcher Quasimodo geritten[2]. Der Küster ließ das Paar allein, und der Anblick des zu ihren Füßen liegenden Paris mit den Tausenden von Lichtern, mit den flimmernden Streifen, die im leichten Abendnebel die Züge der Straßen andeuteten, mit einem Gewühl, dessen dumpfes Brausen selbst noch in diese Höhe hinaufreichte, ließ sie kaum die ersten Begrüßungen des geliebten Gegenstandes, der ihrer schon harrte, sogleich verstehen. Endlich verstand sie, daß der junge, hübsche Herr sagte: „Glauben Sie nur nicht, Madame, daß ich Sie deshalb hierher eingeladen habe, weil ich mir einbilde, die unermeßliche Erhabenheit dieses Anblicks sollte etwas Charakteristisches für mein Leben, meine Dichtung oder unser Zusammentreffen sein! Nein, ich gestehe Ihnen, daß mir die Schwärmerei eines Victor Hugo und überhaupt all die poetischen Intentionen, die sich an diesen Namen knüpfen, kalt, gemacht, ja, ihrer innern Unwahrheit wegen gefährlich erscheinen — gefährlich für die Menschen, die sich in diesen künstlichen Phantasmen und Übertreibungen des wirklichen Daseins nicht widerspiegeln können und sich von solchen Poesieen nur in die Eldorados der Narrheit tragen und schaukeln lassen. Nein, ich bin Weib genug, um mich hier oben fürchten zu können. Ich gestehe Ihnen, daß mein Sinnen und Denken immer im Geräusch der Welt, wie diese ist, verweilen muß, und daß ich, wenn ich auch die Richtung habe, zu den Sternen emporzublicken, doch nicht von ihnen herabblicke. Um mich Ihnen recht als Weib und Sünderin zu zeigen, führte ich Sie hierher. Hier haben wir keine Folie und sind zwei arme, hülflose, bange Geschöpfe, zwei — Frauen!"

[1] Das 1855 auf der Seine-Insel der Cité errichtete Pariser Leichenschauhaus. — [2] In Victor Hugos Roman „Notre Dame de Paris" (Paris 1831).

Für Spekulantia war jedes dieser Worte, die George Sand gesprochen hatte, Musik und erfüllte sie mit stummem Entzücken. Sie wußte nicht, wie sie ihrem gepreßten und nun so seligen Herzen Luft machen sollte; ein Händedruck war alles, was sie bis jetzt über sich zu gewinnen vermochte.

George Sand nahm wieder das Wort und sagte: „Glauben Sie denn, daß die Frauen unter sich eine Kette bilden sollen, wo ein Individuum dem andern verpflichtet ist?"

Spekulantia antwortete: „Aber die Männer bilden doch eine —!"

„Ja", fiel George Sand ein, „sie bilden mehr als eine! Denn ihre Interessen sind oft so gleichartig, daß sie unter denselben Bedingungen zu stehen und zu fallen scheinen. Der Staat, die Gesellschaft, die Wissenschaft nimmt sie in Anspruch; die Frauen nimmt aber nur die Liebe in Anspruch . . ."

Daß George Sand, die soviel geliebt hat (ich meine damit: Ist nicht jeder Dichter immer selbst der Held oder jede Dichterin die Heldin ihrer Dichtungen und empfindet in der Phantasie alle Freuden und Leiden der Erfindung so wahr, wie in Wirklichkeit?), bei diesen Worten noch erröten konnte, wie Spekulantia beim Leuchten einer fallenden Sternschnuppe bemerkte, machte diese glücklich; doch mußte sie entgegnen: „Wenn die Liebe das einzige Gesetz ist, so ist doch ein Gesetz da, und mit ihm eine Regel, die sich überall gleichbleibt . . ."

„Ach", fiel George Sand ein, „definieren Sie die Liebe nicht! Sie ist, wie die Religion, kein Begriff, sie kann nur empfunden, nie beschrieben werden! Nur hat sie das Eigene, daß sie die Frauen — trennt . . ."

„Doch nicht in der Schilderung?" rief Spekulantia. „Da erkennen wir uns alle in einer Liebe wieder! Da glauben Sie nur nicht", lenkte sie ein, „daß ich vom Dichter eine moralische Berechnung seiner Werke verlange —"

George Sand antwortete: „Ich schildere ja nur die unglückliche Liebe. Wer würde diese zum Muster nehmen? Für die glückliche gibt es der beruhigenden Poeten genug."

Spekulantia meinte lächelnd: „Freilich schildern Sie nur den Schmerz, aber wahrlich, dieser Schmerz ist die größte Freude,

die man empfinden kann. Wer möchte nicht mit Ihnen lieber unglücklich, als mit Ariost oder gar mit Madame Sophie Gay[1] glücklich sein?"

George Sand stand auf und lehnte sich mit Spekulantia über die Brüstung der Galerie. Ernst war der Ton ihrer Stimme, als sie sich äußerte: „Über Zweck und Ziel der modernen Poesie gibt es keine Einigung! Es ist eine Revolution, eine Krisis, wie Sie's nennen wollen, und jede Einmischung einer Theorie würde wie ein unpassend zugemischter Stoff bei einer chemischen Gärung nur die schrecklichsten Folgen haben können. Läßt man der Entwickelung nicht freien Raum, so zwingt man die Dichter, auf dem, was Momente ihrer Auffassung des Zeitgeistes sind, einseitig zu beharren und jene abscheulichen Theorieen abzuschließen und zu fixieren, welche einige hirnverbrannte Philosophen a priori aufgestellt haben und durch die Erzeugnisse der modernen Poesie zu bestätigen versuchten. Es wäre wahrlich den dürren Theoretikern willkommen, wenn sie ihre kahlen Schädel mit den Blumen der Poesie, die sie von andern Beeten pflückten, zieren könnten. Indessen, es ist keine Hülfe da, die Revolution des poetischen Gedankens muß ihre Stadien durchlaufen, und ich bin gewiß, daß dafür gesorgt ist, daß kein Baum in den Himmel wächst."

„Wissen Sie, Madame, welches jetzt die Mission der Frauen ist?" fuhr George Sand nach einer Pause fort. „Diese grade sollen sich wie das Schlinggewächs an die Männer ranken, damit selbst die zerfallende Ruine nicht ohne den Schmuck des liebenden Efeu bleibt. Grade die Frauen sollen der Ariadneknäul sein, den die Männer in die Labyrinthe des modernen Lebens nehmen, damit sie, sicher vor den Minotauren des Egoismus, sich wieder aus ihnen herausfinden. Grade die Frauen sollten bestimmt sein, gegen den Egoismus der jetzigen Epoche die Tatsachen des Herzens, der Aufopferung und Liebe, geltend zu machen. Dann müssen sie aber auch den Männern überallhin folgen. Sie müssen ihnen nicht nachsehen, gleichsam wie die Gattin vom Gemsenjäger scheidet und ihm, der bald um die

[1] Sophie Gay, geborene Nichault de Lavalette (1776—1852), französische Schriftstellerin.

Ecke eines Felsens verschwinden wird, nur noch mit dem Tuche winkt und dann vor einem Muttergottesbilde nur für ihn betet; nein, sie müssen ihn auf seinen Klippenfahrten begleiten, müssen bei der Gefahr selbst mit zugegen sein und die Wacht halten, wenn sich der Ermüdete im Grase ruht! Madame, wenn wir Frauen die Zügel der sittlichen Ordnung in Händen behalten wollen, müssen wir, um die Männer widerlegen zu können, sie vor allen Dingen verstehen, müssen uns in die Geheimnisse ihres Denkens und Fühlens einschleichen, müssen ihre Sprache reden lernen und uns für das Außerordentliche, wonach alle Männer der Epoche trachten, empfänglich machen. Wir müssen sogar da, wo die Empfindungen der Männer stocken, wo sie sich der erblassen machenden Sumpfluft des herzlosen Erwerbes, dem Materialismus aussetzen, sie überflügeln und auf unsre Wangen den Abglanz einer idealischen Welt fallen lassen, für welche die Egoisten, Erwerbsleute, Männer der Börse, der Eisenbahnen, sich verschließen. Wenn es eine Emanzipation der Frauen gibt, so ist es die, daß sie sich einen goldenen Schmuck, der ihre Stirn zieren könnte, nicht rauben lassen, daß sie jenes Szepter der Gesellschaft, das ihnen die moderne Bildung seit einem Jahrhundert überantwortete, nach wie vor in den Händen tragen. Verzweifeln Sie nicht an der Masse aufgewühlter Widersprüche, an der abenteuerlichen Erscheinung des Neuen, was ja so bald wieder veraltet sein wird, an den fortgeschwemmten Marksteinen der alten Sitte und Gewohnheit! Wenn sich unter solchen Umständen auch nur mit großer Schwierigkeit Grundsätze für das Allgemeine aufstellen lassen, so werden sich doch grade die isolierten Individualitäten desto freier, schöner und origineller entwickeln können und werden nie weitergehen, als die Fesseln der Liebe gestatten. Es ist jetzt jeder Frau ein hohes Ziel gesteckt. Die Literatur ist der bequemste Ausdruck dieses Zieles. Und kennen, entschuldigen, richtig verstehen, ah, Madame, das ist für jede Frau eine unerläßliche Aufgabe; während alle die, welche zurückbleiben, nicht zählen und von uns verachtet werden sollten, wie jene Spartanerinnen, die unfruchtbaren Leibes waren."

Spekulantia, gefesselt vom Klang dieser Worte und dem

Sinne derselben nicht abgeneigt, verlor sich in ein träumerisches Sinnen und sagte vor sich hin: „Was ist das alles für mich? Ich bin ein Elfenkind und kehre zu den Meinen zurück!"

George Sand hörte dies und lachte: „Ein Elfenkind? O, so bitt' ich Sie, drüben in der Rue Coq Heron ist das Bureau des Journal ‚Le Monde'[1], verschaffen Sie meinem guten Lamennais 6000 Abonnenten auf sein Journal!" Spekulantia sah sie an und griff an ihren Ring; doch George Sand fiel scherzend ein: „Nein, nein, nein, nicht durch Zauberei! Es soll freier Entschluß sein, damit wir einen Barometer haben, wie reif die Welt für unsre Welt ist!" Und Spekulantia konnte froh sein über diesen Dispens; denn ihr war es gegeben, Geld zu schaffen, aber nicht Menschen, die es zahlten; sie konnte Erfolge zaubern, aber keinen Willen, keine Entschließung.

„Nun, eine andre Probe!" sagte sie zu George Sand; und die Dichterin, um sie beim Wort zu halten, sagte, ihre gute Laune und ihr Herz verratend: „Lassen Sie mich Franz Liszt[2] hören, wie dieser eben in Mailand Beethoven spielt!"

Kaum hatte sie das gesagt, als sich über ihnen leise die große Glocke Quasimodos zu bewegen anfing und über die metallenen Wände derselben ein melodisches Flüstern streifte, wie Äolsharfenklang. Es war, als flatterten tausend Schmetterlinge um die Glocke und verursachten schon durch die sanften Erschütterungen, welche sie der Luft gaben, ein leises Klingen in dem Metall, das sich bald als wohlgefugte Melodie zu erkennen gab. George Sand stand wie betäubt. Sie hörte deutlich das Klavierspiel ihres Freundes, seine schwärmerischen Capriccios, sein Adagio, seine Notenhumoresken, die nur er, kein anderer ihm nachspielen konnte. Dazu erleuchtete sich allmählich der Turm durch links und rechts aus dem alten Bau aufschießende Raketen; Leuchtkugeln stiegen in die Nachtluft und senkten sich oben in hellglänzenden Funken, allmählich zerspringend, aber immer wieder von neuem abgelöst, hernieder. Tourbillons[3] schnurrten dazwischen, blauweiße und glutrote

[1] Von Lamennais im Februar 1837 gegründet. — [2] Franz Liszt (1811 bis 1886) war mit George Sand befreundet. — [3] Eigentlich „Wirbel". In der Feuerwerkerei Tafelraketen, die sich horizontal um ihre Achse drehen und dann aufsteigen.

Lichter zuckten um den stolzen Dom und, bezaubert von den wunderbaren Klängen der leise bewegten Glocke, geblendet von dem Schimmer der Girandolen, die wie Feuergarben aus den Spitzbögen unter ihnen aufschossen, sanken beide, Spekulantia und George Sand, ohnmächtig zurück und entschlummerten in der bewältigenden, wie Musik klingenden Nachtluft.

Als Spekulantia erwachte, lag sie auf ihrem Ruhebett im Hotel und wußte nicht, ob sie an etwas wirklich Erlebtes oder einen Traum glauben sollte. Hatte ihr die heiße Sehnsucht, die sie für den größten Dichter des jetzigen Frankreich empfand, diese Täuschungen vorgespiegelt? Sie sah um sich; auf dem Tische lag kein Billett. Sie erhob sich und sah auf die Straße; es war früher Morgen; niemand ließ sich schon für sie erblicken. Sie fühlte sich so wenig in den Zusammenhang dieser Welt, daß sie beschloß, das Erwachen der großen Stadt nicht abzuwarten, sondern ihre menschliche Hülle von sich zu werfen und, wie ein Gedanke, sich an die Brust des Königs zu werfen, der sie zur Braut begehrt hatte. Sie verließ ihre Wohnung und betrat die noch stillen, vom Nachttau feuchten Straßen von Paris. Ach, es wurde ihr schwer, sich auf die dunkle Geisterbrücke zurückzuziehen, die sie ins halbschlummernde Leben der Natur heimführte. Die Tränen standen ihr in den Augen, und wo sie auf ihrer einsamen Wanderung an etwas kam, was sie fesselte, faltete sie die Hände und erflehte über die Erde und alle Weltteile und Europa insbesondere und über die Geburtswehen unserer Epoche den Segen des Himmels. So kam sie an die Kais der Seine. Als sie einige derselben durchschritten hatte, erblickte sie ein Weib, das am Gitter des Flusses auf und ab ging, zuweilen in die dunkeln Wogen sah, stillstand und sich krampfhaft am Eisen des Gitters festhielt. Sie bemerkte kaum Spekulantiens Annäherung und antwortete zuletzt auf deren Frage: „Wer sind Sie?" mit einem dumpfen, toten: „Une prolétaire!" und auf die Frage: „Ihr Name?" — „Amélie Vicomtesse de St. Jean d'Angely Millevoie, Redactrice en Chef du Journal: ‚l'Emancipation des Femmes'". Betroffen von dieser Begegnung ging Spekulantia einige Schritte vorwärts, und da ihr der Gedanke durch die Seele fuhr, daß die

Ärmste vielleicht Not litte, und sie sich eben wieder umwandte, sah sie, wie sich die Frau, die schnell über das Gitter gestiegen war, in die Seine stürzte. Der Schreck über diesen Anblick gab ihr den Wunsch ein, mitzusterben, und im selben Augenblicke, da sie gerade den Ring gefaßt hatte, alles Erdenweh sich selbst überlassend — stand sie in dem unterirdischen Palast des Montblanc und wurde von ihrem Bruder, dem Staatsminister Spekulativus, noch zur glücklichen Stunde in seinen Armen aufgefangen. Die großartige Umgebung, die Annäherung des Alpenkönigs, der von der Ankunft seiner Braut gehört hatte, die Musik, die sich zur Hochzeit einübte, und der Lärm in der Hofküche, wo schon die Kuchen gebacken wurden, alles das half, sie desto schneller zur Besinnung zu bringen. Man paßte ihr die von Asbest gewebten Brautkleider an und schmückte ihr Haar mit prächtiger Diamantenkrone. Spekulativus wischte sich seine Achatbrille, um besser sehen zu können, und drückte der lieben Schwester zärtlich die Hand. „Ach", sagte diese, „wie sind die Menschen doch so groß und so stolz, so tief und so poetisch; und wie müssen sie nur den einen, einen Fehler haben, daß sie so unendlich — unglücklich sind!" Spekulativus suchte sie von ihrer Schwermut zu zerstreuen und erzählte, daß sich der Vater bei ihrem Abschied einen heftigen Schnupfen geholt hätte und deshalb leider nicht zur Hochzeit kommen könnte; auch Onkel Rübezahl, der jetzt in Schlesien des immer mehr um sich greifenden Materialismus wegen bald Runkelrübezahl heißen würde, hätte abgesagt, aber viel prächtige Geschenke übersandt, die er nach Genera und Spezies einteilen wolle; denn, sagte der Hospitant der Berliner Kritik, er hätte sich wieder auf Mineralogie gelegt, ein Minister müsse dem Praktischen vor dem Ideellen den Vorzug geben[1]. Spekulantia lächelte schmerzlich und drückte ihm die Hand und folgte willenlos dem Alpenkönig, der sie ehelichte und sie zur Königin über alle Blumen und Bäume der Alpen setzte, während er sich persönlich vorzugsweise den Schnee und die Lawinen vorbehielt.

Pimpernella aber zeigte kein Verlangen, schon zu ihrem

[1] Anspielung auf Goethes Tätigkeit als Staatsmann und Mineralog.

alten Vater, dem Harzfürsten, zurückzukehren. Sie hatte sich mit Gumal vermählt und kam alle Jahre in die Wochen. Die Kinder wuchsen heran und machten schon frühzeitig Gedichte, wie

Der Maikäfer sum, sum, sum,
Fliegt um den Blütenbaum herum; —

ein Gedicht, das Gustav Schwab nahe daran war, in den Musenalmanach aufzunehmen. Gumal wurde Pfarrer an einer württembergischen Stiftskirche, und Frau und Mann verwandten ihre Mußezeit mit Liebe und Fleiß auf die Dichtkunst; Gumal, indem er noch mehrere Bände Gedichte herausgab, und Pimpernella, indem sie für die schwäbische Dichterschule wollene Strümpfe strickte.

*

Wenn ich dies polemische Capriccio, in seinen scherzhaften und seinen ernsten Teilen, nach vierzig Jahren objektiv beurteile, so muß ich beklagen, daß mir der Himmel die Gabe versagt hat, hier z. B. wie Platen oder Richard Wagner, von mir selbst zu sagen: Kann man die schwebenden Fragen der damaligen Literatur, die Stellung der Parteien, die Entschuldigung für Übertreibungen, die Wahrung der persönlichen Ansicht, alles das mit mehr — Doch die Feder stockt. Ich berichte nur, daß es jeder, der sich in dem Scherz getroffen fühlte, an Akten der Rache nicht fehlen ließ.

III.

Es ist ein seltsam bedingter Anblick — der erste Theaterzettel, der uns den Beginn unserer theatralischen Laufbahn ankündigt!

Auch der Schauspieler mag gebannt stehen vor der ersten Straßenecke, wo derselbe zum ersten Male seinen Namen, vielleicht für eine bescheidene Rolle, einen Stuhl, einen Tisch hinauszutragen, eine Meldung zu machen: „Der Wagen ist vorgefahren!" im Personenverzeichnis gedruckt liest. Ja! Vorgefahren ist ein Wagen! Ein Flügelwagen zu einer Luft-

Laufbahn! Wie oft paßt Klärchens Wort darauf: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt[1]!“ Es ist die Fahrt, die der Theaterdichter und der Schauspieler zugleich machen. Der innerste Mensch, die Person, das heiligste Sein und Weben der Lebensfasern ist es, das sich bei ihr preiszugeben hat! Jakob rang im Nebel mit einem Engel. Die erfindende Phantasie eines Dramatikers ringt immerfort im Nebel mit einem Dämon. Dieser heißt die Sorge um den Erfolg. Er — balgt sich noch beim Lampenlicht mit dem Proteus. Wobei zu bemerken ist, daß der Deutsche in Sachen des Geschmacks viel unduldsamer als alle andern Nationen ist.

Mir wurde am 18. Juli[2] 1839, bei Hundstagshitze und bei allen Vorzeichen eines leeren Hauses, dieser erhabene Moment im Schriftstellerleben, den ersten persönlich anzüglichen Theaterzettel zu sehen, zu Frankfurt am Main, am sogenannten Wolfseck, der Ecke des Paradeplatzes und der Eschenheimergasse, zuteil. Einige Sonnenbrüder, „Schubkärcher“[3] genannt, die ohne allen Anteil an den Entwicklungen der neuern Literatur ihren Morgenstummel rauchten, mußten erst ersucht werden, beiseite zu treten, um die Verkündigung lesen zu können: „Zum ersten Male: ‚Richard Savage oder Der Sohn einer Mutter‘“. Ich wohnte damals in Hamburg und war meiner Gattin nachgereist, die ein neues Kindbett bei ihrer Mutter abhalten und den Sommer in Frankfurt zubringen wollte.

Den Proben auf dies in Hamburg geschriebene Trauerspiel hatte ich nicht beigewohnt. Jeder Wohlmeinende hatte mich vor dem Anblick einer Küche gewarnt, wo die Speisen noch im Rohzustande, das Fleisch ungeklopft, das Gemüse unverlesen läge. Kam es auch gleichsam auf ein Wunder heraus, wenn man versicherte, daß man drei Tage lang auf solchen Proben wie im Wüsten und Ungetümlichsten hantieren konnte und dennoch am dritten Abend gediegene Leistungen beim Lampenlichte hervorgebracht sehen sollte, so fügte ich mich dem und lauschte nur ein einziges Mal, von einem Freunde begleitet, vom Korridor des verschlossenen Parterre aus einzelnen in die

[1] Lied Klärchens im 3. Aufzug des „Egmont“. — [2] Muß heißen am 15. Juli. — [3] So genannt vom Schieben der Schubkarren.

Nacht des Theaterraums dringenden Schallwirkungen einer Nachmittagsprobe. Ein junger Schauspieler, von Lavallade[1], der die Hauptrolle spielen sollte, schien mir im richtigen Feuer zu sein. Die andern murmelten ihre Worte und schienen dem Souffleur die Vorhand zu lassen.

Der schwülen Hitze folgte plötzlich am Nachmittag eine Verdunkelung des Horizonts und ein Gewitter. Grade in dem Augenblick, wo man ins Theater gehen sollte, brach letzteres in ganzer Heftigkeit aus. „Wieder ein Hemmnis!" seufzte ich. Bei alledem war das Theater, als der Vorhang aufgehen sollte, überfüllt und der Anteil von einer Lebendigkeit, daß selbst in der Szene Hervorrufungen nicht fehlten, die nach dem vierten Akte und dem Schluß auch auf den Verfasser ausgedehnt wurden.

Im ersten Akte war ein Schauspieler mitten in der Szene gerufen worden, Julius Weidner[2]. Dieser exzentrische Sonderling wurde von einem Mythus verklärt. Er sollte Ludwig Devrients[3] „Lehrer" gewesen sein. Allerdings besaßen beide dieselbe diabolisch-heisre, vom Weingenuß stammende Tonfarbe. Aber Weidner besaß nicht die Verwandlungsfähigkeit des berühmten Charakterspielers, blieb auch in seinen Heldenvätern, seinem Wallenstein, Lear, immer derselbe scharfbetonende, hämisch mephistophelische Intrigant. In dieser Art war er in passenden Momenten vorzüglich, sonst aber überraschender Steigerungen nicht fähig. Dazu beherrschte er zu wenig das zu sprechende Wort. Am besten gelangen ihm die absoluten Bösewichter, Charaktere, denen nur die Schelle am Fuße fehlte. Die Unsitte der sogenannten genialen Schauspieler, nichts zu lernen, teilte er durchaus und hatte sie auch auf den Charakter übertragen, den er in meinem Stück zu spielen hatte. Viscount Marishal, so hieß er, hat zu sagen: „Mylady, als mein Bruder einst mit Ihnen den Heiratskontrakt unterschrieb." Weidner trug diese Worte in folgender Art vor: Nach dem Worte „Mylady" machte er eine Pause, nahm eine Prise, ging zum Souffleurkasten, faßte Posto, um gut hören zu können, und

[1] Franz von Lavallade (1812—83) war 1838—41 am Stadttheater in Frankfurt engagiert. — [2] Vgl. S. 179 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Vgl. S. 173 dieses Bandes, Anm. 1.

schickte zuvor noch dem, was sein Ohr aufgreifen würde, aus eigenen Mitteln die Worte voraus: „ich werde die Ehre haben, Ihnen zu sagen". Aber noch nicht genug, daß er nun endlich vorbrachte, was er gehört, „als mein Bruder einst mit Ihnen den Heiratskontrakt unterschrieb", setzte er, um Zeit zu gewinnen, die er brauchte, um wieder die folgende Rede des Souffleurs zu behalten, aus dem Seinigen wohlgemut, aber — zum Jubel des Publikums — hinzu: „ich weiß nicht, ob Sie mich verstanden haben?" Bis dahin hatte denn der Souffleur schon so lange die Worte geschrieen: „Hielt er ihn (den Kontrakt) da auch gegen das Licht, um gewiß zu sein —". Diese Worte folgten mechanisch, bis hierauf wieder neue Einschiebsel, neue Umschreibungen, andersgewählte Wendungen kamen, die mich in meiner Proszeniumsloge des zweiten Ranges, wo ich verborgen saß, zur Verzweiflung brachten. Und bei alledem Jubel und Hervorruf in der Szene! Ein zweiter Hervorruf am Schluß seiner Rolle im zweiten Akt! Als ich mich in die Garderobe begab, um ihm, versöhnt durch so viel Erfolg, „für seine Leistung" zu danken, äußerte er, eben im Auskleiden begriffen, mit selbstgefälliger Bitterkeit vor allen andern Kollegen: „Zwei Szenen nur, und doch den Vogel abgeschossen!" Hatte er etwa auf die Rolle des Richard Steele gerechnet, der einen Gemütston und große Beweglichkeit bedingte und allerdings bei einem Schauspieler namens Grahn[1] in ungeeigneter Vertretung war?

Obschon die Leistung der Hauptrolle durch den jungen von Lavallade fleißig und vom Gegenstande durchaus ergriffen genannt werden durfte, so mußte sich doch der Beifall bis zum Ungewöhnlichen steigern, als sich für die dritte Vorstellung ein Schauspieler, der in Frankfurt nur zu verweilen schien, um einer Verwirrung seines Privatlebens entrückt zu sein, erbot, sofort die Hauptrolle des vielbesprochenen und von allen deutschen Bühnen begehrten Stückes zu lernen und in Frankfurt zuerst zu spielen. Dies war Emil Devrient[2] von Dresden, der seither für seine Gastspiele nur ein Supplement zu seiner Gattin[3]

[1] Grahn gab die Rolle Lord Berwicks; die Rolle Steeles spielte bei der Uraufführung Döring. — [2] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 4. — [3] Doris Devrient, geborene Böhler (1805—82); die Ehescheidung fand 1842 statt.

gewesen, plötzlich aber mit dieser als Schauspielerin wohlberufenen Frau in Konflikte geriet, die mit einer Trennung ihrer Ehe endigten. Nunmehr allein zu stehen in seinen Gastspielen, wurde ihm zum Gewinn. Die Pause, die sich sein angegriffenes Gemüt, die verletzte Ehre gönnte, dauerte so lange, daß der schon in männlichen Jahren stehende Künstler von Paris, wohin er von Frankfurt gereist war, mit einem mächtigen Vollbart, wie ihn schöner kein Sarastro hätte tragen können, zurückkam. Aber er opferte ihn der Pflicht. Auch die Melancholie, der Zorn entwichen allmählich, ja der Entschluß, auf eigenen Füßen zu stehen und seine ihm von der Natur verliehenen Mittel zur Geltung seiner eigenen Person in Anwendung zu bringen, fing an, ihn im Übermaß zu beschäftigen. Die Schönheit seiner äußern Erscheinung, der Bau seines Nackens, seiner Schultern war über allen Tadel erhaben. Ja, noch nach zwanzig Jahren, als sich Devrient schon den Sechzigen näherte, sagte mir der berühmte Bildhauer Rietschel[1], als wir Devrient beim Promenieren auf der Brühlschen Terrasse begegneten: „Ich habe ihn gestern in Ihrer Bearbeitung des ‚Coriolan‘ gesehen und mit wahrer Wonne! Er ist immer noch ein Modell zum Achill!“

Der schöne Sarastrobart war gefallen und machte den Bärten Egmonts, Posas, Ferdinands in „Kabale und Liebe“ Platz. Es wurde ein Gastrollenzyklus durchgespielt, der den Anfang einer neueinreißenden Sitte oder Unsitte von vorgerittenen Paraderollen bildete. Es läßt sich manches gegen diese Mode sagen. Daß aber die Darstellung von etwa 10 bis 12 Rollen, die sich leider fast immer gleich blieben, der deutschen Bühne in solchem Grade geschadet hätte, um darnach, wie der Bruder des zu allen Zeiten in Frankfurt wie fast überall gefeierten Künstlers in seiner „Deutschen Theatergeschichte“ behauptet[2], einen ganzen Abschnitt im Leben der deutschen Bühne als eine Periode des Verfalls bezeichnen zu müssen, ist nicht zu erweisen. Den Künstlern persönlich mag diese Gewohnheit geschadet haben. Nahmen sie nicht neue Rollen in den Zyklus

[1] Ernst Rietschel (1801—61), Bildhauer. — [2] Eduard Devrient; vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 1.

solcher Vorstellungen, so konnten sie nur zurückgehen, und Emil Devrient ist nachzurühmen, daß er für die Vermehrung seines Repertoirs Sorge trug und überhaupt einer der lebhaftesten Beförderer der jüngern dramatischen Literatur wurde. Aber der Bühne im großen und ganzen war doch diese geförderte Bekanntschaft mit gutgespielten Rollen eher nützlich als schädlich.

Bei meinem im Hotel „Zum Schwanen" gelernten „Richard Savage" fand ich all die Lichter der Naivetät, Treuherzigkeit, Bizarrerie und letztlichen moralischen Vernichtung wieder, die ich mir beim Schaffen des Stücks in diesem Charakter gedacht hatte[1]. In des ersten, wenn auch braven Darstellers Leistung war dieser Inhalt nur annähernd hervorgetreten und wurde von einer zu hoch liegenden Stimme beeinträchtigt. Das Stürmische, Siegesgewisse im ganzen Gebaren Devrients, wobei die gewöhnliche Rede in einem sonoren Bariton erklang, ergab einen ergreifenden Effekt schon bei dem Abgewiesenwerden des sich als Sohn Vorstellenden bei Lady Macclesfield. Noch höre ich die überraschende Tonskala, wie die Schlußworte des ersten Aktes herauskamen: „Allmächtiger Gott, ist es denn möglich!" Das Stürmische und Siegesgewisse Emil Devrients konnte freilich auch am unrechten Platze eintreten, in welchem Mißstande wohl der Hauptgrund liegen mag, daß er in Wien am Burgtheater und in Berlin am Königlichen immer nur geteilten Erfolg hatte. Bei einer Wiederholung des Ferdinand von Walter in „Kabale und Liebe" entdeckte ich auch den besondern Schaden im künstlerischen Organismus des gefeierten Gastes. Angegriffen in seinen physischen Mitteln, ermüdet vom zu häufigen Auftreten, spielte er den schwärmerischen Major sozusagen nur zum Schein. Er brachte alle Effekte, alle rhetorischen Drucker, brachte die Steigerungen, die in dieser Rolle auf die höchste Höhe gehen, behielt aber dabei seinen stereotyp wiederkehrenden, zwischen den Zähnen gezogenen und durch Zurückpressung an die Stimmritze sogar nahe ins Bereich der Nase geratenden Ton, der bald Schmerz, bald Sarkasmus ausdrücken sollte. Er gab alles künstlich. Der innere Mensch, der

[1] Die Aufführung fand am 26. August statt.

diese Manöver beseelen sollte, war unbeteiligt. Der ermüdete Künstler ruhte sich aus.

Noch eine zweite Variation in der Darstellung meines Erstlingsstücks kam durch Theodor Döring[1], der einen Gastrollenzyklus begann und von Stuttgart die Rolle des Richard Steele als „fertig gelernt“ mitbrachte. In der Tat kam derselben die Frische des Komikers und scharfen Charakteristikers zugute. Er übertrug die Weise seines Clavigo-Carlos auf den ernsten Teil seines Parts und mäßigte sich, als er im vierten Akt ins Burleske überzuspringen hatte. Auch Dörings Gastspiel war ein ehrenvolles und bot Gelegenheit zu Vergleichungen mit Seydelmann, der nun zum Ärger fast der gesamten deutschen Theaterwelt in Berlin an Ludwig Devrients Stelle wirkte[2] und in Eduard Gans[3] und Theodor Rötscher[4] begeisterte Lobredner gefunden hatte.

Der Eintritt in die theatralische Welt war mir wie ein wirkliches Verlassen der üblichen, worin ich bisher zu leben gewohnt gewesen. Das Saitenwerk der Seele, so entschuldigte ich mich vor denen, die mich deshalb tadelten, ist bei Schauspielern um einen halben Ton höher gestimmt, und diese Höhe brauche ich —! Man fühlt es bei ihnen mehr, warum und daß man — lebt! Und in der Tat habe ich gefunden, Schauspieler geben sich zwar bestimmter, leidenschaftlicher, wilder im Haß, aber auch teilnehmender, wo sie Partei ergriffen. Jedenfalls ist ihr Umgang anregend. Das lebendige Erfassen klassischer Rollen, das Besprechen des von ihnen Geleisteten (oft noch am Abend nach der Vorstellung oder vorher im Studierzimmer), das Anhören der umlaufenden Gerüchte und Anekdoten, der scharfen, kein Härchen am Muttermal schonenden Art des Charakterisierens, das Erzählen der Traditionen über Bühnenverhältnisse, frühere Koryphäen der Schauspielkunst, in alledem liegt ein Reiz, den andere Lebenssphären nicht besitzen. Noch einen andern Reiz verschwieg ich auch wohl den Tadlern. Dem noch jugendlich gestimmten Sinn tat es die weibliche Partie dieser leiden-

---

[1] Vgl. S. 186 dieses Bandes, Anm. 3, und S. 282, Anm. 1. — [2] Seit 1838. — [3] Vgl. S. 65 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Heinrich Theodor Rötscher (1803 bis 1871), Ästhetiker und Dramaturg.

schaftlich bewegten, nie stagnierenden Welt nicht wenig an. Nicht, daß Verhältnisse entstanden; nur von holden Lippen wurde Rat begehrt, Protektion abgeschmeichelt; neue Ankömmlinge brachten einen ganzen Himmel voll beglückender Versprechungen mit, wie sich ihre Liebenswürdigkeit im Umgang bewähren würde — und selbst wenn die erste Rolle, die nach glänzenden Präparationen an die Lampen getreten war, alle schönen Illusionen zertrümmert hatte, trat an die Stelle des Übermuts elegische Trauer, das Unglück, die Träne, und wieder war es dann die menschliche Teilnahme für Schiffbrüchige, die fesselte. Denn zuweilen war es eine junge Mutter mit einer Schar Kinder, die nun alle Koketterie unterbrachen. Nach diesem „Abfall", nach dieser kalten Aufnahme, diesem „Keine Hand hat sich gerührt", war die Unglückliche wenigstens noch glücklich zu nennen, wenn sie eine ältre Schwester besaß, die nicht den Kopf verlor. Auch Mütter sah ich, die sich wie Furien um ihre verkannten Töchter gebärdeten. Kurz, diese abwechslungsreiche Welt breitete immer mehr ihre Arme um mich und hielt mich schadlos für die geringe Rückwirkung literarischer Tätigkeit, die ein Autor empfindet, der nicht eine Manier im Schreiben angenommen hat und sich damit zum Modeschriftsteller zu machen weiß, oder der nach Auszeichnungen durch die Fürsten strebt.

Nach Hamburg zurückgekehrt, stellte ich den ersten Versuch an, dem Verhältnis der Autoren zu den Bühnen eine bessere Regelung zu geben, als bisher stattgefunden hatte. Für die Aufführung meines vielbesprochenen Stücks am Hamburger Stadttheater[1] machte ich die Bedingung, daß sieben Vorstellungen stattzufinden hätten, und daß die halbe Einnahme der siebenten eine Ergänzung zum Honorar für die erste sein müßte. Die Bedingung wurde angenommen. Sie machte aber das Verhältnis zur Direktion nicht eben zum freundschaftlichsten. Erst der Erfolg meines „Werner"[2] glättete etwas die Mienen des alten Friedrich Ludwig Schmidt[3], eines oft erwähnten, vielgerühmten Dramaturgen der „alten Schule". Winke, Beleh-

[1] Am 23. November 1839. — [2] Am 22. Februar 1840. — [3] Vgl. S. 43 dieses Bandes, Anm. 2.

rungen erhielt ich von dem Manne, der gelehrtenscheu war, ebensowenig wie Dank, als ich ihm zu seinem 25jährigen Direktionsjubiläum[1] ein Festspiel schrieb. Das Herz des Schauspielers, vollends eines Theaterdirektors, trocknet mit den Jahren aus. Mein Festspiel entstand auf die Bitte seines Kollegen im Direktorium[2] dieses damals noch in hohem Kredit stehenden Stadttheaters. Den musikalischen Teil desselben, Chöre und Solis, besorgte der bekannte Liederkomponist Karl Krebs[3], der Kapellmeister der Anstalt. Der Jubilar war ein guter Charakterkomiker in Dörings Weise, der sich auch teilweise nach Schmidt gebildet hat. Schmidts Dorfrichter Adam im „Zerbrochnen Krug" war die Rolle selbst, das Nonplusultra stupider Frechheit eines Dorftyrannen. Sein Polonius entbehrte keines einzigen der Requisite, die Eduard Gans für diese Rolle gefordert hat. Würdevoll und doch lächerlich, die ganze täppische Vorwitzigkeit, die Hamlet möglich machte, über seinen Tod zu spotten, als wenn er nur eine Ratte erstochen hätte. Den Baron in der „Lästerschule"[4], manche Figur aus den Schröderschen Stücken spielte Schmidt, umgeben von einigen Veteranen, wie Schäfer[5], Lenz[6], Gloy[7], karikiert und schauspielerisch aufgetragen, aber es waren die Rollen selbst ursprünglich kaum anders gedacht. Am Burgtheater in Wien traten sie von verwandten Darstellern ebenso scharf heraus, wie denn überhaupt zwischen diesen beiden Theatern, dem in Hamburg und Wien, ein gewisser Konnex bestand, der gleichsam Dresden und Berlin übersprang. Allen diesen Vorzügen und Charaktereigentümlichkeiten wurde in meinem Festspiel Rechnung getragen. Ein Chor eröffnete die Handlung. Der berühmte Tenor Wurda[8] machte den singenden Prolog:

[1] Am 1. April 1840. — [2] Mühling. — [3] Karl August Krebs (1804 bis bis 1880), Komponist und Dirigent, war 1827—50 Kapellmeister am Hamburger Stadttheater. — [4] Lustspiel von Richard Brinsley Sheridan (1751—1816), übersetzt von Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), Schauspieler und Theaterdirektor. — [5] Ludwig Schäfer, Schauspieler und Regisseur, wirkte 1814—44 an der Hamburger Bühne. — [6] Johann Reinhold von Lenz, 1778—1854. — [7] Johann Christoph Gloy (1794—1879), Sänger und Schauspieler. — [8] Joseph Wurda (1807—75) war seit 1835 am Stadttheater in Hamburg, dessen Direktion er 1847 übernahm.

Du ließest Freud' und Scherze kosen
In diesem kunstgeweihten Rund —
Wie oft blieb dir bei diesen Rosen
Die Hand nur von den Dornen wund!

Alte und neue Kunst traten sich streitend entgegen, dann wieder Ernst und Scherz. Der Ernst, durch den Mund der Frau des früheren Direktors Lebrün[1] sprach:

Ich bin das Schicksal, das aus dunklem Land
Durch unsre Erdenbahnen riesig schreitet,
Um Thron' und Hütten von der Parzen Hand
Die allverstrickenden Gewebe breitet
Und zu den Spielen auf der Bretterwelt
Die Fackel tieferer Bedeutung hält.

Die Kunst, als Widerhall der Weltgeschichte,
Hast du in diesem Tempel treu gepflegt,
Durch dich saß Klio hier zum Weltgerichte
Und hat des Dichters strafend Recht gehegt.
Der Edle ward gekrönt; doch manchem Wichte,
Wenn er auch in der Chronik Szepter trägt,
Hat hier die Mus', als strafendes Gewissen,
Die Larve von dem Antlitz weggerissen.

Der Vorhang rollte auf, und deine Bühne
Erschloß den Weltlauf und der Zeiten Stand;
Was in dem Volk lebt, alles Hohe, Kühne,
Was Dichtkunst Menschlich-Edles nur erfand,
Der Leidenschaften feierliche Sühne,
Das Walten einer höhern Schicksalshand:
Das alles, unser Innerstes zu mildern,
Erschlossest du in lebensvollen Bildern.

Der Scherz ließ sich in ähnlicher Rede vernehmen, bis der Mitdirektor Mühling auftrat und die Rechte der Oper reklamierte. Natürlich blieb durch Vermittlung einer ebenfalls mitsprechenden Muse die Versöhnung nicht aus. Zur Mittagszeit, bei halbdunkler Beleuchtung des Theaterraums, war diese Huldigung wie ein freimaurerisches Mysterium bei verschlossenen

---

[1] Karl August Lebrun (1792—1842) war 1827—37 Mitdirektor neben Friedrich Ludwig Schmidt am Hamburger Theater; seine Gattin Karoline, geborene Steiger (1800—86), war daselbst bis 1852 tätig.

Türen. Die Einstudierung hatte einige Tage in Anspruch genommen. Der alte Herr, probengewohnt und nur in seinen Proben lebend, hatte die Beschlagnahme seines Berufsfeldes vollkommen bemerkt, er kannte die Feier voraus, stellte sich aber durchaus überrascht. Die Rolle eines aus allen Himmeln Fallenden führte er wie seinen alten Hofrat Wacker im „Porträt der Mutter"[1] durch, dem man ja so eine Komödie im letzten Akt vorführt. Eben hatte er gleichsam von seinem Direktionszimmer zu seinem Frühstück gehen wollen, da stellte sich ihm plötzlich diese Veranstaltung von einem Wald tropischer Gewächse (die sein eigner Schwiegersohn, der ein Kunstgärtner war, geliefert hatte) in den Weg. Sprachlos blieb er stehen. Man zog ihn in die Kulissen. Die Bühne war voller Menschen. Die Damen standen in weißen Kleidern, die Herren im Frack. Nun wurde gar der Kronleuchter erhellt. Wie der Jubilar auf einen Thronhimmel von Blumen zu sitzen kam, er wußte nicht wie. Indem begann das leise eingetretene Orchester eine rauschende Ouvertüre. Natürlich war die Träne das Nächstberechtigte. Die Träne behandelte Schmidt eigentümlich. Er mochte Schiller oder Schröder spielen, so nahm er sich die Träne mit dem dritten Finger langsam aus dem Auge, sah sie wie unbewußt eine Weile an und schleuderte sie dann sanft von sich fort, wie einen Tribut an die Götter. Die Feier war so dramatisch, daß man sich erklären konnte, wie der ewig vom Gedenken der „Kasse" Gefolterte zu seinem Kollegen beim Schluß des Ganzen äußern konnte: „Schade, daß wir das nicht für einige Abende aufs Repertoire setzen können!" Ja man erzählte sich eine komische Zwischenkonversation, die der Gefeierte mit seinem Enkel[2] gehalten. Dieser, der als „Genius der Zukunft" zum Schluß, ehe der Chor einfiel, einige Worte zu sprechen hatte, fing zu stocken an und sprach, was er wußte, zu leise. „Lauter! Lauter!" flüsterte ihm der Großpapa, während er sich die Tränen trocknete. „Kriegst sonst nichts von der Torte!" Als alles vorüber, kam ein Nonplusultra. Der Jubilar erhob sich und wollte seinen ausführlichen Dank aussprechen. Natürlich einen im-

[1] Lustspiel von Friedrich Ludwig Schröder. — [2] Friedrich Ludwig Schmidt (1833—90), Sänger, Schauspieler und Regisseur.

provisierten. Kräftig setzte er ein: „Unvorbereitet wie ich bin, erinnere ich an die Zeiten, als einst der große Schröder wieder auf die Bühne —" Er stockte. Doch begann er aufs neue: „Als damals der große Schröder wieder auf die Bühne den Kothurn —" Neues Stocken. Neuer Anfang. „Die tragische Muse — Kothurn — und — den Soccus". Alle Worte und Ideen verwirrten sich. Da griff der „unvorbereitete" Jubilar rasch entschlossen in seine Rocktasche, sagte: „Ich habe mir's aufgeschrieben!" und las mit kräftiger Stimme den Erguß des Überraschten ab.

Diesen Vorfall erlebte ich selbst. Aber vieles andre, das von dem Alten erzählt wurde, mochte zu jener Mythenbildung gehören, die im Schauspielerleben, wie im Altertum auf Rhodus oder Chios, wo Homer und seine Schule gewirkt haben, flott im Gange ist. Einzelne Charaktere besitzen eine Kunst, Fäden auszuspinnen zu komischen Gebilden, die bewunderungswürdig ist. Ein Darsteller von Naturburschen und Bonvivants namens Brüning[1], der erste oder zweite Gatte der noch späterhin genannten Ida Schuselka[2], war ein Virtuose in der Kunst der drastisch arrangierten Anekdote und zugleich der drolligste „Richard Wanderer"[3] in Person.

Nachdem auch in Berlin die Vorstellung meines theatralischen Erstlings nicht ohne Erfolg geblieben war[4], besuchte ich meine Vaterstadt kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III. Die Stimmung war eine ungemein schwüle. Der König hatte sich lange nicht mehr öffentlich gezeigt. Als er zum letztenmal erschien, hatte man die Vorboten der nahenden Auflösung wohl bemerkt. Schönlein[5] war berufen worden. Man erzählte, wie dieser entschlossene Mann so manche Durchkreuzung der maßgebenden Persönlichkeiten auf dem medizinischen Gebiete veranlaßte. Alexander von Humboldt, dem ich im Hause

[1] Karl Brüning (1808–70), Schauspieler, wirkte 1838–40 am Stadttheater in Hamburg. — [2] Ida Schuselka-Brüning (1817–1903), geborne Wohlbrück, verheiratete sich 1838 mit K. Brüning und in zweiter Ehe 1849 mit Dr. Franz Schuselka (1811–69), dem bekannten Abgeordneten des Frankfurter Parlaments. — [3] In dem nach dem Englischen bearbeiteten Lustspiel „Richards Wanderleben" (1830) von J. G. Kettel (1798–1862). — [4] Am 2. Mai 1840. — [5] Johann Lukas Schönlein (1793–1864), Leibarzt Friedrich Wilhelms III.

der Mutter Meyerbeers[1] begegnete, sagte das Bedenklichste voraus.

Der berühmte Naturforscher konnte wohl von sich sagen: Berlin machte mit ihm Staat! An sich tut es Berlin eine Zeitlang mit jeder in den Vordergrund tretenden Persönlichkeit. Es liebt eben den Effekt, und nichts macht mehr Effekt als die Gunst des Augenblicks. Wen dagegen nicht gerade der Sonnenstrahl eines Erfolgs beleuchtet, wer hervorgezogen sein will um seiner Verdienste von gestern und vorgestern willen, den weiß man nicht unterzubringen. Titel und Rang sind in der Regel nachhelfend. Bei Humboldt war es dem einen, der in Andacht vor ihm stand, wie die unmittelbare Hofbeziehung zum König, beim andern doch mehr die wissenschaftliche Unsterblichkeit. Humboldts Kommen und Gehen war wie mit Posaunenstößen. Die Shakespeareschen Könige treten so auf. Ich hatte in Berlin den Ehrenplatz an seiner Seite und erinnere mich, daß der Sohn des „Wendepunkts zweier Jahrhunderte", als welcher Humboldt doch wohl anzusehen, auf die Professorenwelt Berlins wenig gut zu sprechen war. Nur den einzigen August Boeckh[2] nahm er von seiner Radikalverurteilung aus. Bei den Berliner Gelehrten vermißte er „immer mehr die universelle Bildung und Humanität im Herderschen Geiste". Jeder wäre gewiß auf seinem Gebiet als Forscher vollkommen tüchtig, vernachlässigte aber dabei in seiner Bildung das Allgemeine, Philosophische, Literarische. Ja, nicht einmal Empfänglichkeit dafür träfe man noch jetzt bei den Professoren an. Lange verweilen bei einem so interessanten Thema ließ sich nicht. Ich hätte erwidern mögen, daß ein solches Einziehen der feineren Fühlfäden doch wohl nur an der politischen Luft läge; jeder ackerte ruhig und besorgt auf seinem Felde. Aber Humboldt sprang von einem Stoff zum andern. Die Zahl der Tischgäste mochte zwanzig sein, und der wohlwollende Mann hatte wie die Fürsten den Trieb, an ihrer Tafel jeden, wenn auch nur für einen Moment, lebendig zu machen. Im wesentlichen sprach er allein. Nur ein leises Flüstern mit dem Neben-

[1] Vgl. S. 91 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 27 dieses Bandes, Anm. 3.

mann gestatteten sich die andern. Hatte man dann diesen Mut gehabt und hörte wieder auf den Vortrag haltenden Glanzpunkt des Tisches hin, so konnte man erstaunen, wie die Stoffe wechselten. Eben hatte es sich um die neuesten Schädelfunde gehandelt. „Darf ich Sie um das Salzfaß bitten?" Der Nachbar zur Linken reicht es. Nach dieser kleinen Zerstreuung horcht man wieder auf. Da ist schon die Keilschrift der alten Assyrier in Diskussion. Erst beim Salat und den verschiedenen Kompotten entwickelte sich die Spontaneität der Gäste zur Benutzung der Pausen etwas freier. Als die Gesellschaft unter den Bäumen des Tiergartens den Kaffee nahm, atmete sie auf. Der große Mann war auf und davon nach Potsdam. Im Hofdienst vernachlässigte er nichts. Sein Grundsatz war: Ich belagere den Souverän, halte seine Freundlichkeit für mich fest, werde nicht wankend auf dem noch so glatten Parkett, tue Kammerherrndienst wie jeder andere uckermärkische Grande, der grade du jour hat; nur so erreiche ich, was ich für die Wissenschaft brauche! Nur so fragt mich zuweilen die Langeweile: Was gibt's Neues, Humboldt? Nur so kann ich sagen: Ei, da ist ein Reisender, der will nach Asien, oder ein Gelehrter, der hat einen Kodex gefunden zum Herausgeben, Künstler möchten ihre Mappen verwerten! Kurz, wer bei den Großen etwas durchsetzen will, muß sie in einem müßigen Augenblick haben und festhalten! Es sind dies beinahe Humboldts eigene Worte, die ich wiedergebe. Von dem Vorhandensein meines Namens in der Literatur hatte er, schien es, nur Ahnung durch die Protokolle des Bundestags.

Eine Eigentümlichkeit des Berliner Hofes ist (und noch jetzt trotz Belle-Alliance und Sedan) seine Deferenz für französische Literatur, Kunst und Publizität. Französische Schauspiele werden vom Kaiser mit Vorliebe besucht, französische Journalisten wurden von Friedrich Wilhelm IV. zur Audienz gelassen; alles das läuft glücklicherweise parallel mit dem Studium der französischen Festungen im Großen Generalstab. So war in den Frühlingstagen 1840 der Komponist des „Postillon von Lonjumeau", Adam[1], in Berlin erschienen. Nicht um Ver-

[1] Charles Adolphe Adam (1803—56) errang als Opernkomponist 1836 mit seinem „Postillon von Longjumeau" einen durchschlagenden Erfolg.

lins willen! Im Gegenteil, er war von Petersburg gekommen und hatte in einem Reisebericht, den ein französisches Journal von ihm veröffentlichte, unartig genug die Wendung über Berlin gebraucht: „Die Hauptstadt Preußens ist ein Relais zwischen Petersburg und Paris." Das hinderte nicht, daß man dem Manne mit Auszeichnungen, die man für die einheimischen Talente nicht kannte, entgegenkam. Ein anderer Franzose wurde bestimmt, einen Text zu einem Halbballett und einer Halboper, „Die Hamadryaden"[1], zu schreiben, und Adam bekam für die Musik, womit er die Worte und Tanztouren bekleidete, ein enormes Honorar. Ein „internationaler" Buchhändler, Schlesinger[2], stand mit einem Fuß in der Rue Richelieu und mit dem andern Unter den Linden. Da sollte denn der Franzose aus dem Grunde kennen lernen, wie der Deutsche zu huldigen versteht. Auch Meyerbeer war zufällig in Berlin, und Mendelssohn[3] kam eben von London. Es gab ein solennes Verbrüderungsfest. Alle drei Maestri saßen bei einem Monstrediner zusammen. Mendelssohn und Meyerbeer waren sich einander nicht grün; aber wir sind Kinder der Zivilisation. Ich hatte sie beide in unmittelbarer Nähe. Sie unterhielten sich nicht über den Kontrapunkt, nicht über Bach und Händel, sondern über die Wunderlichkeiten der Londoner Küche. Mendelssohn gefiel sich darin, seinen Unmut über den gefeierten Franzosen, wenn er ihn hatte, durch lebhafte Mitteilung seiner Erinnerungen an London zu unterdrücken. Der internationale Wirt quälte mich — ich brauche einen wohlerwogenen Ausdruck —, einen Toast auszubringen auf die beiden Antagonisten zugleich; denn Adam hatte schon in erster Reihe geglänzt. Wie ich es angestellt habe, hier jedem das Seine zu geben, ich weiß es nicht mehr. Meyerbeer war mir sympathisch, und seit Jahren war ich ihm verbunden wie der gute Giacomo mir; Mendelssohn gehörte der vornehmtuenden, kommerzienrätlichen, christelnden Judenclique an; ihm war ich als Schriftsteller ein Gegenstand der Ablehnung. Aber wahrscheinlich ließ ich beide in ihrem

---

[1] Ballett, Berlin 1840. — [2] Vgl. S. 232 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Mendelssohn war seit 1835 Dirigent der Gewandhauskonzerte in Leipzig, hielt sich aber mehrfach (1841, 1843, 1845) vorübergehend in Berlin auf.

gemeinsamen Berliner Boden wurzeln, ließ den einen in der Großen Friedrichsstraße, den andern in der Jägerstraße Murmel spielen und sah sie vor dem Schlesischen Tore den steigenden Drachen ziehen. Den einen überlieferte ich dann wahrscheinlich der deutschen Romantik, der blauen Blume, den Märchen und der schönen Lorelei und den andern der französischen, der ebenfalls blauen Romantik, nur daß sie mehr Teufelsromantik ist; kurz, beide musikalischen Berliner Kinder, hochberühmt in der Welt, waren mit dieser Zusammenkoppelung wenigstens im Gewühl der Trinkgläser, die stürmisch anstoßen wollten, nicht unzufrieden. Aber der Tisch war noch mit andern Berühmtheiten, musikalischen, Kücken[1], Truhn[2], Karl Banck[3], Malern wie Begas[4], Schriftstellern wie Karl Blum[5], besetzt. Begas, Vater der jetzt wirkenden Begasse[6], gefeiert als Porträtmaler, besaß die Lebhaftigkeit eines Rheinländers, der von seinen Urteilen und Stimmungen nichts zurückhalten kann. Vorsichtiger, beschaulicher und mehr nach innen gekehrt zeigte sich, vielleicht auch hier oder bei anderer Gelegenheit der Bildhauer Drake[7], der damals mit einer Darstellung Goethes beschäftigt war, wie der Dichter auf dem Rücken seiner römischen Dame Hexameter trommelt.

Der Name Karl Blums führt mich wieder in die Theatersphäre zurück. Blum war der damalige Benedix. Alle Jahre hielt er eine neue Rolle für Charlotte von Hagn[8] bereit. Goldoni[9] oder sonst ein Ausländer gab den Stoff. Durch den Souffleur des königlichen Theaters, Wolff, der die Mühe der Versendung seiner gedruckten Manuskripte Blum abnahm und zugleich für die russisch-deutschen Theater Mitglieder warb, sind jene Theateragenturen entstanden, die Plage der deutschen

---

[1] Friedrich Wilhelm Kücken (1810—82), Lieder- und Opernkomponist. — [2] Friedrich Hieronymus Truhn (1811—86), Musikdirektor in Berlin. — [3] Karl Banck (1809—89), Liederkomponist und Musikkritiker. — [4] Karl Begas (1794—1854), Maler. — [5] Vgl. S. 44 dieses Bandes, Anm. 4. — [6] Oskar Begas (1828—83), Maler; Reinhold Begas, geb. 1831, Bildhauer; Adalbert Begas (1836—88), Maler, und Karl Begas, geb. 1845, Bildhauer. — [7] Friedrich Drake (1805—82), Bildhauer. — [8] Charlotte von Hagn (1809—91), Schauspielerin; ihre jüngere Schwester Auguste (1818—82) gehörte 1835—49 zum Verbande des Königlichen Schauspielhauses in Berlin. — [9] Carlo Goldoni (1707 bis 1793), fruchtbarer italienischer Lustspieldichter.

Theater, der Direktoren, Schauspieler und Dichter. Gesetzt, die deutsche Literatur ermannte sich und schüfe Werke, die dem Geschmack der Zeit Genüge täten, diese Agenten würden sich immer den Rang ablaufen, wer der erste sein kann, eine Pariser Novität anzukaufen, sie durch Reklamen, Drohungen, Anwendung aller Mittel an die Bühnen zu bringen und uns fortwährend vor Europa zu den geistigen Sklaven unsrer Überwundenen zu machen.

Charlotte von Hagn war ein neckischer Luftgeist, mehr Puck als Ariel, eine Berühmtheit ihrer Epoche. Echte Münchnerin, verband sie Treuherzigkeit mit List und, wo es not tat, bedenklicher Tatkraft. Ob sie ihr Pfötchen mit oder ohne Krallen bot, ließ sie von den Umständen abhängen. Dabei nahm sie mit verständigem Aufhorchen Lehre an, lernte fleißig und traute sich nur dann etwas ihr nicht gut Anpassendes zu, wenn eine Rivalität im Spiele war. Denkt man sich die anmutige Gestalt zu ihrer schalkhaften, schlagfertigen Rede, zu ihrer komfortablen Einrichtung, zu dem durch Portieren verdeckten Hintergrund mysteriöser Beziehungen zu den höchsten Kreisen Berlins und Petersburgs hinzu, so läßt sich begreifen, daß die mir gestattet gewesene öftere Beziehung zu ihr einen wohltuenden Eindruck zurückließ. Sie war so naiv, mich in ihrem Schlafzimmer zu empfangen, während sie unpäßlich im Bett lag, ganz wie die Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts. Als Abbé der alten Zeit rückt man bescheiden die Bettdecke dahin, wo es der jungen Göttin zu frieren beliebt. Im Spiel war ihr Talent ungleich. In „Hosenrollen“ unvergleichlich. Für ideale weibliche Gestalten ging ihr schon das Organ ab. Letzteres hatte zu viel Tiefe und war gebrochen. Dieser fatale Umstand tat ihren naiven Rollen nichts. Dutzende von Darstellerinnen sind seither in den „Erziehungsresultaten“[1] beim Einschlafen von dem bewußten Sofa gefallen. Die Übertreibung (später bei der Goßmann[2] die Übertreibung in ein gemachtes Minus) wurde immer mehr die Parole der spätern Schauspiel-

[1] Lustspiel von K. L. Blum. — [2] Friederike Goßmann, geb. 1838, Schauspielerin, kam 1855 an das Thaliatheater in Hamburg, 1857 an das Hofburgtheater in Wien.

kunst. Aber darum war die Trockenheit und das Fallenlassen, womit die Hagn wirkte, doch nicht Apathie oder Blasiertheit. Als ich eines Tages ihre jeweiligen glücklichen Einfälle rühmte und von einem Buche sprach, „Le Perroquet de Mademoiselle Déjacet"[1], einer Sammlung von Einfällen und Repliken der berühmten Schauspielerin, das auch sie von sich herausgeben sollte, sagte sie zu mir: „Schreiben Sie mir das Buch, ich setze meinen Namen darauf!" In Paris wird es mit der Autorschaft der Déjacet nicht anders gewesen sein.

Damals war die Reibung zwischen den Capuletti und Montecchi des königlichen Theaters, zwischen den Hagnschen und Crelingerschen[2], in offene Feindseligkeiten ausgebrochen. Die Hagn besaß zwei Schwestern, die für die Leidenschaften, die Charlotte vielleicht fehlten, vikarierten. Münchnerinnen waren sie alle, die Älteste ganz von jenem Isartypus, der sich in Kürze nicht beschreiben läßt. Die Schwestern waren die ersichtlich aufgeregte Partie; Charlotte handelte wie Elisabeth in „Maria Stuart". Sie ließ geschehen und lehnte die Verantwortung ab. Trat sie aber für ihre Person selbst handelnd auf, dann nahm sie kurze Distanzen und traf sicher. Diesen drei Schwestern gegenüber stand Auguste Crelinger ebenfalls mit zwei Töchtern, eine Frau, noch viel leidenschaftlicher erregt als Charlotte von Hagn; denn sie kämpfte außer für ihre Töchter noch für sich selbst. Eine Niobe, hatte sie schon Zweig auf Zweig fallen sehen, ihre schönsten Rollen, Donna Diana[3], Maria Stuart, alles, was die edelgeformte Gestalt mit dem starren Antlitz, worin nur der Haß Leben zu erzeugen vermochte, noch leisten zu können glaubte. Diese Circe von der Isar, die Männerbestrickerin, hatte diese Rollen errungen, und „nun gönnte sie auch ihren Töchtern nichts!" Die Mutter

[1] Pauline Virginie Déjacet (1798—1875), französische Schauspielerin. Eine Sammlung ihrer geistreichen Einfälle stellte Rancourt in seinem Buche „Le perroquet de Déjacet" (Paris 1836, 2 Bdchn.) zusammen. — [2] Auguste Crelinger (1795—1865), geborene Düring, verwitwete Stich; ihre älteste Tochter, Berta Stich (1818—76), war anfangs Schauspielerin, zog sich jedoch 1844 nach ihrer Verheiratung mit dem Arzt Dr. Franz Miche von der Bühne zurück. Die zweite Tochter, Klara Stich (1820—62), heiratete 1848 den Schauspieler Franz Hoppe (gest. 1849) und 1860 den Hofschauspieler Liedtke. — [3] Schauspiel von dem spanischen Dichter Moreto y Cabaña (1618—68).

hatte recht, auf ihre Ebenbilder stolz zu sein. Diese waren schön und gut erzogen. Der Reiz der feinern Berliner Geselligkeit, die das Lebenselement dieser Familie bildete, umgab sie. Die Mutter schien an allem teilzunehmen, was sich nur irgendwo und wie aus dem Leben, der Kunst und der Wissenschaft für die Zwecke der Bühne verwerten ließ. Sie hatte mißliche Antezedenzien zu tilgen[1]. Daher die Schärfe des Urteils, das bittere Lächeln ihrer Mienen. Öfters sah ich sie auf ihrem Sommersitz am Charlottenburger „Knie". Harmlos zeigten sich da unter Blumen und Schmetterlingen die Anfänge der beiden jungen Mädchen, von denen die eine, Klara, einem vielgeprüften Leben und frühen Ende entgegenging. Von beiden Töchtern hatte jemand gesagt, „sie seien mit Glacéhandschuhen zur Welt gekommen". Diese Bezeichnung galt auch dem Untheatermäßigen ihres Wesens. Die Älteste vermochte ihrem Spiel keine Gleichmäßigkeit zu geben. Auch verließ sie, nach einem kurzen Anlauf zur Geltendmachung ihrer Mittel, aus Anlaß einer Heirat die Bühne; Klara, die sich für ein Stiefkind der Mutter hielt und für weniger von ihr geliebt, hatte dadurch den ständigen Ton der zurückgesetzten Grollerin, der beleidigten Empfindelei bekommen, der sich in seiner Berlinischen Färbung zuletzt bis zur sogenannten Pimpelei steigerte. Dieser Schein von Resignation war nur Maske. Nach dem Abgang der Hagn trat Klara ganz mit der Energie ihrer Mutter in die verlassene Stellung. Von ihrer Mutter, als diese in Hamburg gastierte, hatte ich in meiner Zeitschrift gesagt, sie gäbe zuviel „gemalte Flammen", Leidenschaftlichkeit, die aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen käme. Von ihrer Tochter Klara konnte man sagen, sie war eine Melusine, die es allen antat. Aber wenigstens die Dramatiker hat sie mit „Erfolgen", mit dem Durchschlagen ihrer Rollen, nicht beglückt. Durch ihre selten aus sich herausgehende kalte Verständigkeit vermochte sie kein Stück zu halten, wenn es sich nicht von selbst hielt.

---

[1] Anspielung auf den im Jahre 1824 durch Eifersucht herbeigeführten tragischen Tod ihres ersten Mannes, des Schauspielers Wilhelm Stich (geb. 1794), der, sich in seiner Ehe vom Grafen Blücher betrogen glaubend, den Folgen einer tätlichen Auseinandersetzung, einem Dolchstoß des Grafen, erlag.

Alledem sah Karl Seydelmann[1], wie ich bemerkte, mit Gelassenheit zu. Die Melusine hatte es auch ihm angetan. Der Arme! Ganz Berlin wußte darum. Er selbst seufzte seines Geschicks. Pietät hielt ihn ab, äußerste Schritte gegen eine Lebensgefährtin zu tun, die ihn nicht glücklich machte, aber ihm seit Jahren und seit Zeiten der Entbehrung verbunden war. Er vertraute sich mir wie sonst, wenn auch nicht bis an die äußerste Grenze. Ich verstand diese. Ich verstand Zustände, wo uns die Ehe als eine vernunftwidrige Institution erscheinen kann. Das Bedürfnis der Liebe im Manne reicht weiter als die Grenzen einer Wahl, die immer und immer für ihn entschieden haben soll. Wenn sich die Wahl irrte, in jungen Jahren irrte — dafür das halbe Leben verloren? Seydelmann kränkelte. Gerade dann, wenn man den Lebensreiz gleichsam zu guter Letzt sich steigern glaubt, kommen die Konflikte, von deren wahrem Zusammenhang die Welt keine klare Vorstellung dulden zu wollen scheint. Glücklicherweise gab der ausgezeichnete Mann einen besondern Beweis seiner Weltklugheit darin, daß er jede Regung des Ehrgeizes, teilzunehmen am Lenken des königlichen Theaterschiffs, niederkämpfte. Die Zugkraft seiner Rollen war da. Er konnte wählen, was er spielen wollte. Bei neuen Stücken herrschte im Bureau der Verwaltung nicht die mindeste Neigung, seinen manierierten Rivalen, Moritz Rott[2], zum Träger derselben zu machen, Übersetzungen aus dem Französischen ausgenommen. Selbst jene Heldenväter im Charakter Wallensteins, die Seydelmann nicht besonders standen (damals sah ich einen Raupachschen Boris Godunow[3] von ihm), fielen seiner Stellung zu. Sein Nathan gab mir über die Darstellung der Rolle viel zu denken. Sein Mephisto im „Faust" schien gegen früher verblaßt. Die Rücksichten auf die Kritik bedrängten ihn. Die gewöhnliche Theaterroutine und das teils unauslöschliche, teils künstlich und mit Bosheit aufgefrischte Andenken an Ludwig Devrient[4] legten ihm Hemmnisse in den Weg.

---

[1] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 7. — [2] Moritz Rott (1797—1867), eigentlich Rosenberg, wirkte 1832—55 am Berliner Schauspielhaus. — [3] „Boris Godunow, Zar von Rußland", Schauspiel von E. Raupach, zum erstenmal am 1. April 1840 in Berlin aufgeführt — [4] Vgl. S. 173 dieses Bandes, Anm. 1.

Auf einem gemeinschaftlichen Ausfluge, den wir auf dem neuen Eisenbahngleise nach Potsdam (die Rückkehr sogar in dem damals dem Publikum überlassenen Imperiale[1]) machten, erneuerten wir die alten Zeiten der Intimität von Stuttgart.

Mit Anteil und Verehrung trat ich in die Kreise ein, wo Männer wie Weiß[2], Stavinsky[3] walteten. Ebenso berührte ich die Sphäre, in welcher meines mir intim befreundeten Emil Devrients[4] älterer Bruder lebte, Eduard Devrient[5], ehemals ein Sänger, damals Schauspieler. Schauspieler und Schauspielerinnen fehlten bei letzterem als Ergänzung. Dafür gab es Gelehrte, Maler, Musiker, denen man begegnete. Mendelssohn war ein Freund des Hauses. Schon damals sprach Eduard Devrient von einer notwendigen „Rettung der Bühne". Er fand diese in einer Theaterschule, zu deren Rektor man natürlich entweder ihn selbst oder — gradezu Alexander von Humboldt hätte wählen müssen. Denn niemand würde seiner Phantasie kompetent erschienen sein. In theatralischen Kreisen spöttelte man über eine Vereinigung der Schauspieler, wo Eduard Devrient und Louis Schneider[6] über schauspielerische Gegenstände Abhandlungen vorlasen. Man behauptete, Gern[7] und Rüthling[8], beides Naturalisten, naturfrische Komiker, deren Zusammenspiel das Publikum nicht aus dem Lachen kommen ließ, hätten sich in jenem Verein überstudiert und von ihrer naiven Unbefangenheit verloren. Mir schien natürlich alles fleißige Lernen im Morgenschlafrock, alles gewissenhafte Behandeln der Theateraufgaben, alles Befördern größerer Bildung innerhalb dieser Sphäre im hohen Grade wünschenswert und zu befördern. Selbst über Devrients Leistungen stimmte ich nicht in die allgemeine Verurteilung ein. Nicht sah ich den ständigen Oberpriester in der Oper, den ein glücklicher Kontrakt, den er ge-

[1] Mit Sitzplätzen versehenes Wagenverdeck. — [2] Johann Gottlieb Christian Weiß war 1827—53 Schauspieler und Regisseur an der Berliner Hofbühne. — [3] Karl Stavinsky (1794—1866), Schauspieler und Regisseur. — [4] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 4. — [5] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 1. — [6] Louis Schneider (1805—78), Schauspieler und Schriftsteller, war seit 1820 am Berliner Schauspielhaus. Er schrieb unter anderem Werke über Kostüme, die Geschichte der Oper und des Berliner Opernhauses. — [7] Albert Leopold Gern (1789—1869), Komiker, wirkte 1807—65 ohne Unterbrechung am Berliner Schauspielhause. — [8] Johann Friedrich Ferdinand Rüthling (1793—1849), Schauspieler.

schlossen, plötzlich zum Tasso und Egmont im Schauspiel ohne allen Beruf dafür hatte machen können. Sonderbar, so oft Devrient eine ideale Rolle spielte, sah das Publikum seinen Schlafrock, seine Pantoffeln, seine Bibliothek, seine Teeabende. Für einen meiner dramatischen Helden, Patkul, war dies Pedantische, Schulmäßige ganz die richtige Färbung. Patkul las das Neue Testament im Urtext und war Pietist. Zu Quäkern, zu Tartüffes, zu Charakterrollen hätte den vielseitig gebildeten Schauspieler sein hochliegendes Organ und eine gewisse sich immer gleichbleibende Hohlheit zeitig hinführen sollen. Doch suchte ich zu meinem Nutzen als Autor alles irgend Gute aus seinen vom Publikum durchweg kalt aufgenommenen Leistungen heraus. Mußten doch die Helden, die ich für seinen Bruder Emil, Baison[1], Ludwig Löwe[2] geschrieben und noch zu schreiben gedachte, in dem hochwichtigen Berlin auf diesen Darsteller übergehen. Das Temperament der Tatkraft, das dem lässigen, weichen, sentimentalen zweiten Helden der königlichen Bühne, Grua[3], fehlte, die Energie der Rechthaberei besaß Eduard Devrient in ausreichendem Maße.

Friedrich Wilhelm III. starb den 7. Juni 1840. Die Gewöhnung an den langen Frieden, an die allgemeine Unterdrückung jedes reformatorischen Unternehmens, die Gewöhnung an die Regierungsweise Louis Philippes, der sich allen Kabinetten beugte, die Gewöhnung an die logische, politische, juristische Begründung des Systems des politischen Patriarchalismus war so allgemein verbreitet, daß der Gedanke an bedeutende Neuerungen nicht auftauchte. Die Erwartung, die man vom Nachfolger hegte, war eine mäßige. Noch standen Wittgenstein[4] und sein Tzschoppe[5] wie die Signalstangen des Kurses, den alles steuern mußte. Nur daß kurz vor dem Monarchen Altenstein[6] gestorben war, und daß diese bedeutungsvolle Lücke mit einem Manne, der auf die Zeitfragen, die sich durch

---

[1] Vgl. S. 41 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Ludwig Löwe (1795—1871), Schauspieler, wirkte seit 1826 am Burgtheater in Wien. — [3] Franz Wilhelm Grua (1799 bis 1867) gehörte von 1833 bis zu seinem Tode zum Berliner Hofoperntheater. — [4] Vgl. S. 32 dieses Bandes, Anm. 3. — [5] Gustav Adolf von Tzschoppe (1799—1842), einer der gefürchtetsten Demagogenverfolger; vgl. seine Charakteristik in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 130 ff. — [6] Vgl. S. 32 dieses Bandes, Anm. 2. Altenstein starb am 14. Mai 1840.

die Kölner und Posener Wirren[1] schärften, mit einem energischen Entweder-Oder zu antworten verstand, ausgefüllt werden mußte, gab Anlaß aufzuhorchen und die Hand auszustecken zur Fühlung, woher der Wind wohl wehen würde. Tzschoppe hatte ich in den Anfängen seiner Gehirnerkrankung, an welcher der unselige Mann gestorben ist, noch vor dem Tode des Königs besuchen müssen. Er wohnte in denselben Räumen, Ecke der Behren- und Charlottenstraße, wo sich gegenwärtig das Wagnersche Kaffeehaus befindet. Ich hatte die Zurücknahme des Generalverbots meiner Schriften zu betreiben. Die Antwort, die ich von dem eben unter dem Brenneisen eines Haarkräuslers Sitzenden empfing, war: „Gestern waren Sie im Theater!" Er lachte so, daß sich die Papilloten bewegten, in die seine blondgrauen Locken gewickelt waren. Nach Entfernung des Friseurs folgte die Erklärung meiner Verwunderung über seine Allwissenheit. Eine große Mappe wurde gezeigt, die ihm regelmäßig jeden Morgen zukam. Sie enthielt das Verzeichnis aller den Abend vorher in Anspruch genommenen freien Entreen in den königlichen Theatern. Der Usus besteht wahrscheinlich noch. Die Erörterung meiner Bitte blieb suspendiert; hing sie doch vielleicht von einer erst in Wien bei Metternich einzuholenden Genehmigung ab. Die umliegenden Bücher erleichterten den Übergang auf die eigenen schriftstellerischen Neigungen des Emporkömmlings. Diese beschränkten sich auf die Geschichte seiner Vaterstadt Görlitz. Um mir einen Einblick in die bereits vorhandene Literatur auf dem Gebiet der Ober- und Niederlausitzer Geschichte zu geben, bedurfte es großer Anstrengungen. Rolltreppen wurden in Bewegung gesetzt. Endlich kroch der wohlfrisierte Geheimrat auf allen vieren, um gewisse Folianten zu finden. Zuletzt hatte er, was er suchte, und ließ mich dann in die Vorzeit einer Stadt einblicken, die mir wenigstens

---

[1] Anspielung auf den Streit der preußischen Regierung mit der katholischen Kirche über die konfessionellen Mischehen; am 20. November 1837 wurde der Erzbischof Droste-Vischering (1773—1845), der von seinem strengen Standpunkte nicht abgehen wollte, verhaftet und auf die Festung Minden gebracht. Desgleichen wurde der Erzbischof von Gnesen Posen, Martin von Dunin, auf der Festung Kolberg in Haft gehalten; vgl. Näheres in der „Einleitung des Herausgebers" zu der Abhandlung „Die rote Mütze und die Kapuze" in Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 7 ff.

in diesem Augenblick völlig gleichgültig war. Weder von Politik oder Literatur, nicht einmal von dem Görlitzer Jakob Böhme[1] wurde gesprochen, nur von Bürgermeistern und Ratsverwandten.

Seitdem wir im Genuß unserer endlich errungenen Freiheit stehen, hat sich auch das Urteil über die Monarchen der Restaurationszeit, Kaiser Franz, König Friedrich Wilhelm III., Wilhelm von Württemberg u. a. in unumwundener offener Rede ausgesprochen. So oft das Leben Fritz Reuters[2] erzählt werden wird, muß sich ein Schauer erneuern, den man über die Tatsache empfindet, daß jugendliche politische Phantastereien mit Hinrichtung hatten bestraft werden sollen und von Friedrich Wilhelm III. eine „Milderung" — auf zwanzig Jahre Gefängnis erhielten! Bei alledem machte der Moment, wo dieser vielgeprüfte, schon seit seiner Jugend allem, was sich genialisch anließ, abgeneigte Fürst die Augen schloß — und dies fast unter dem Donner der Kanonen, der die Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen[3] Unter den Linden bezeichnete — die herbe Beurteilung verstummen. Und so schrieb denn auch derselbe Autor, dem aus der Sphäre der obern Regionen in Preußen lebenslang nichts als Mißgunst zuteil geworden, dem man nie seine warme Teilnahme für die Vergangenheit und Zukunft Preußens, damals grade in der Kölner Frage seine Schrift gegen Görres[4], in Rechnung geschrieben[5]: „Bei den Ägyptiern sprach man über die toten Könige Gericht. In langen Reden und in kurzen Inschriften wird man über Friedrich Wilhelm III. viel Unwahres sagen. Man wird seinem Geiste zuschreiben, dessen sich sein Herz rühmen konnte, und umgekehrt dem Herzen, was aus seinem Verstande kam. Möglich, daß man auch darin seine Demut findet, was gerade sein Stolz war, und daß man ihn um dessentwillen lobt, worüber er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Ein Gewitter erschlägt durch den zuckenden Blitzstrahl einer

[1] Vgl. S. 70 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Fritz Reuter (1810—74) wurde 1833 in Berlin verhaftet und nach einjähriger Untersuchungshaft zum Tode verurteilt. Der König begnadigte ihn zu dreißig, nicht zwanzig, Jahren Festungshaft; 1840 erhielt er jedoch seine Freiheit wieder. — [3] Am 30. Mai 1840. — [4] „Die rote Mütze und die Kapuze"; vgl. Bd. 8 dieser Ausgabe, S. 7 ff. — [5] In dem „Tagebuch aus Berlin", „Vermischte Schriften", Bd. 1, S. 231 f. (Leipzig 1842).

Mutter ihr Kind, und es tränkt zu gleicher Zeit die dürstende Erde, die nach dem Gewitter schmachtete. Das wird die Nachwelt nie umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, welche die preußische Monarchie zum Beginn des Jahrhunderts trafen, mit der Person dieses Fürsten für alle Zeiten auf seine Erscheinung ein mildes Licht geworfen hat. Eine freudlose, fast gedemütigte Jugend machte ihn schon früh für die Schule des Unglücks reif. Sein späteres Glück genoß er ohne Überhebung, wozu ihm die Mäßigung verhalf, die seine Leidenschaften und Gefühle beherrschte. Die Gaben des Geschicks nahm er mit dem Gefühl an, als wäre er auf alles gefaßt, Glück oder Unglück. Nur mußte nichts plötzlich, nichts ohne Voraussicht kommen. Heftigere Aufregungen vermied er. Es beängstigte ihn jede leidenschaftliche Zumutung, wodurch denn auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung trug, den Preußen, ein, wie alle wußten, männlich kraftvoller und nach außenhin keineswegs ungedeckter Staat, einige Zeit bewahren konnte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu sein. In jenen Tagen der Julirevolution, als der Zeitgeist soviel leidenschaftliche Faktoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner und Generale genug gab, die gern neue ‚Manifeste des Herzogs von Braunschweig'[1] in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären, war es die glücklichste Erfahrung für den Staat, daß seines Herrschers friedliebendes Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt war."

Und nicht minder gemäßigt ist die Begrüßung des neuen Herrschers, von dem sich alle Welt die Lösung eines Rätsels, die Lüftung eines geheimnisvollen Schleiers erwartete. Denn dieser Kronprinz war der Welt wie ein verschlossenes Buch. Als er die bayrische Prinzessin geheiratet hatte[2] und in Berlin

[1] Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig (1735 bis 1806) wurde beim Ausbruch des Revolutionskrieges zum Oberbefehlshaber der österreichisch-preußischen Armee ernannt. Am 25. Juli 1792 erließ er von Koblenz aus ein Manifest, in dem die Franzosen, namentlich die Pariser, mit den schärfsten Maßregeln bedroht wurden, falls dem König Ludwig noch ferner Gewalt oder Zwang angetan würde. — [2] Friedrich Wilhelm IV. war seit dem 29. November 1823 mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern vermählt.

einführte, brach am Zeughause das Geländer einer sogenannten Notbrücke. Viele Menschen fanden ihren Tod in der morastigen Spree. Unter einem der Schloßportale wurden Menschen totgedrückt. Ich selbst, ein Knabe von zwölf Jahren, lag in dem gräßlichen Gewühl mit meiner Mutter. An diesen Beginn schon wollte der Volksglaube „nichts Gutes" knüpfen. Meine Divination[1] lautete am Tage der Thronbesteigung des Einsiedlers von Charlottenhof: „Der neue Regierungsantritt hat vor andern Thronwechseln das voraus, hier im Purpur keinen Jüngling zu zeigen, dessen Ideen noch vom Unterricht seiner Lehrer befangen sind. Ein gereifter Mann tritt auf die Bühne, ein Charakter, der jahrelang den Zeitenlauf und das Terrain der ihm jetzt anvertrauten Regierung beobachten konnte. Ihm muß das neue Herrscheramt wie ein oft gelesenes Buch sein, ein Buch des Studiums, wo so manche Stellen von ihm schon unterstrichen wurden, hier und da Merkzeichen eingelegt, wohl gar ein — ‚Eselsohr' geknickt ist. Man spricht von einem neuen System und nennt den neuen König aristokratisch. Aber verdanken nicht gerade einige Bürgerliche ihre Berufung zum Ministerium der Empfehlung dieses Kronprinzen? Nennt man ihn nicht einen Freund der Richtungen, in welchen Steffens[2] und ähnliche reaktionäre, aber bürgerliche Geister geschrieben haben? Dann ist er nicht Aristokrat, sondern Doktrinär. Wie aber, wenn der Kronprinz den Professor Steffens persönlich kannte, wird er da nicht gefunden haben, daß die naive Lebensunsicherheit dieses gewiß geistvollen, aber völlig unpraktischen Mischdenkers kein Vertrauen einflößen kann zu den politischen Phantasmen und Träumereien eines solchen Ratgebers? Man rühmt den Geist des neuen Herrschers. Man schreibt ihm Verstandesschärfe und Witz zu. Er soll den Umgang mit Gelehrten und Künstlern, wovon sich viele seiner nähern Bekanntschaft erfreuen, dem Umgang mit den gewöhnlichen Umgebungen der Großen vorziehen. Schon ein talentvoller Zeichner soll er auch den schriftstellerischen Ausdruck in der Hand haben, wofür der Umstand spricht, daß man ihn oft zum Verfasser anonymer

[1] Im „Tagebuch aus Berlin", S. 233 ff. — [2] Vgl. S. 18 dieses Bandes, Anm. 2.

Flugschriften hat machen wollen. Soviel ist gewiß, er besucht die Kirchen anerkannt pietistischer Geistlichen. Ob aber auch dies aus Neigung für das theologische System derselben oder nur aus Achtung vor einer oft ausgezeichneten Rednergabe dieser Fanatiker geschieht, ich weiß es nicht. Wenigstens würde religiöse Stimmung bei diesem Fürsten nicht aus einem Minus der Bildung kommen, sondern aus einem Plus, wobei man immer noch denken kann, daß es sich hier lediglich um entweder gemütliche oder philosophische Abneigung gegen einseitige Verstandesreligiosität handelt. Gewiß lodert in dem Temperament des neuen Herrschers Feuer, und oft kann er in den schönen Fall kommen, sich zu sagen: „Du hast die Regungen deines Gemüts gezügelt! Der edelste Triumph, den uns der Himmel schenkte, Beherrscher unserer Leidenschaften zu sein, er kann die Gekrönten ohnehin öfter beglücken als andre Sterbliche." Vorläufig schien jedoch die Pietät des Sohnes für den Vater alles beim alten lassen zu wollen.

Ein Jahr später, als bereits mein drittes Stück, „Patkul", beim Hoftheater in Vorbereitung und trotz der Einsprache des sächsischen Gesandten während meiner Anwesenheit mit Erfolg gegeben war[1], begann der wohlmeinende Intendant Graf Redern[2] eine Konversation mit mir, die auf die Frage hinauskam, wieviel ich verlangen würde, wenn man mich neben Raupach zum bestallten Theaterdichter der königlichen Schauspiele machte. „Die Poesie des Lebens beruht auf einer sorglosen Existenz!" sagte der reiche Gatte einer Hamburger Krösustochter in dem Empfangszimmer seines damals noch nicht lange neuerbauten schönen Palais. „Ich mache darüber beim nächsten Besuche Sanssoucis Vortrag." Die Antwort, die später nach Hamburg gelangte, lautete: „Die Kränkung für Raupach würde zu groß sein!" Es hatte sich aber auch schon gezeigt, der neue Herrscher wollte von den Namen des Tages nichts wissen. Er hatte nur Berufungen erlassen, die seiner immer mehr hervortretenden Staats- und Lebensauffassung aus der romantischen Zeit ent-

[1] Am 19. Juni 1841. — [2] Friedrich Wilhelm Graf von Redern (1802 bis 1883) wurde 1825 Kammerherr der Kronprinzessin Elisabeth, 1828 Generaldirektor der königlichen Theater in Berlin, 1842 Generalintendant der Hofmusik.

sprachen, Tieck, Rückert, Schelling[1]. Die verfehlteste dieser Annektierungen war die des „Chevaliers von Küstner“[2] für die Leitung der allerdings einer Regeneration bedürftigen Hofbühne.

Das Burgtheater in Wien wurde nach dem Abgange des Professors Deinhardstein[3] von Franz von Holbein[4] geleitet. Letzterer hatte eine abenteuerliche Karriere hinter sich. In jungen Jahren vom Fieber der ins Leben übertragenen Idealanschauungen ergriffen, zog er mit einer Gitarre und im Kleide eines Troubadours „durch die Wälder, durch die Auen“; später geriet er noch in die Netze der nach Glatz in Schlesien auf Lebenszeit verbannten Gräfin Lichtenau[5], der Mätresse Friedrich Wilhelms II., die ihn, so alt sie war, noch zu ihrem Cicisbeo[6] zu erheben geruhte. Nach dem Tode dieser preußischen Pompadour, die vielleicht noch einen gründlichen, auf die Archive sich stützenden Biographen findet, führte er Theaterdirektionen und schrieb Stücke, bis ihm eine Anstellung in Hannover den Weg nach Wien bahnte. Sein Wesen war zum Besten geneigt. Nichts von Willkür, Parteinahme, Protektion seiner eigenen Bearbeitungen. Nur hatte er die Sucht des Änderns in den Manuskripten. Forderte dies schon oft die Rücksicht auf die so strenge Zensur des Staates und die noch strengere der höhern Wiener Gesellschaft, so kam bei Holbein seine eigene Phantasie, seine unleugbare Theatererfahrung als Anreiz hinzu, die angenommenen Manuskripte nicht anders als mit der Feder in der Hand durchzugehen. Er nannte das: den Stücken der bühnenunkundigen Autoren den „Kitt“ geben. So mit Holbeinschem Kitt versehen sind ja eine größere Anzahl klassischer

---

[1] Tieck und Rückert wurden 1841 von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, Schelling bereits 1840. — [2] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 2. — [3] Vgl. S. 135 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Franz Ignaz von Holbein (1779 bis 1855), Bühnendichter und Theaterdirektor, leitete 1841—49, wo Heinrich Laube ihn ablöste, das Hofburgtheater. — [5] Wilhelmine Gräfin von Lichtenau (1752—1820), eigentlich Enke, Geliebte Friedrich Wilhelms II., heiratete 1802 Franz von Holbein, doch wurde die Ehe 1806 wieder getrennt. — [6] Nach früherer italienischer Sitte ging in höheren Ständen der Mann mit seiner Frau nur im Haus um. Auf der Straße, im Theater, Kirche usw. ließ sich die Dame von einem Cicisbeo (Hausfreund) begleiten, der sich morgens einstellte und die Tagesordnung entgegennahm. Dem Wort „Hausfreund“ fehlte damals der heutige Nebensinn.

Stücke, z. B. das „Käthchen von Heilbronn" (wenn man das wunderliche Stück klassisch nennen will) auf der Bühne heimisch geworden und erst in späterer Zeit von dieser Zutat befreit. Wie sehr in Wien die Moral „der Gesellschaft", der Ideenkreis jener höhern Sphären, die neben den Hoflogen im Burgtheater von alters her auch die ihrigen behaupten, zu schonen ist und den „Kitt" herausfordern, erfuhr ich reichlich. In Berlin vernachlässigt der Hof das Schauspiel. Sonst würde das traurige kleine Winkeltheater, das man dort „Königliches Schauspielhaus" nennt, längst in einen großen, des Deutschen Reiches würdigen Raum verwandelt worden sein, wo der Hof gewiß wäre, im ersten Range die Elite der Gesellschaft um sich zu erblicken — eine Epoche für die Literatur, für die Schauspielkunst würde anbrechen. Was bis jetzt in Berlin nur das Opernhaus ist, das Stelldichein der Gesellschaft, das ist in Wien das Burgtheater. Aber daher denn freilich die Notwendigkeit, das Darstellungsmaterial auf die Empfindungsweise alter verwitweter Erzherzoginnen oder ihrer Hofdamen einzurichten. In meinem „Richard Savage" erfuhr ich diese aparte Burgtheaterkritik. Unter keinerlei Umständen durfte der Held, der arme verkommene natürliche Sohn einer vornehmen Frau, in Wahrheit der Sohn dieser Lady Macclesfield gewesen sein. Johnsons Biographie des Unglücklichen zum Trotz, mußte er sich über seine Herkunft im Irrtum befunden haben und auf den Sohn einer ehemaligen Wäscherin herauskommen[1]. Wie hätten diese Palffys, Esterhazys, Kinskys, Trautmannsdorffs eine solche „Blamag'" für eine „adlige Dame" geduldet, daß dieselbe aus einer Jugendverirrung einen erwachsenen Sohn hatte, der sich ihr gar noch zu präsentieren wagt! Eine Möglichkeit, die ich in Hamburg handgreiflich erlebte, wo ich täglich dem Pflegesohn eines Altonaer Kaufmanns begegnete, der der Sohn einer vielberufenen Senatorin ***, einer geborenen Adligen aus Mecklenburg, war — ihr Sohn hätte ihr täglich im Theater gegenübersitzen können — diese war innerhalb der Burgtheatersphäre aus dem

[1] Vgl. den wesentlich anderen Sachverhalt in der „Einleitung des Herausgebers" zu „Richard Savage", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 5, Z. 1 ff. Die Erstaufführung in Wien fand am 6. September 1842 statt.

Universum verbannt. „Die Sache kann vorkommen, aber man spricht nicht davon.“ Nur der Reiz, der für mich in dem andern Gedanken liegen konnte: Und all die Mühe, die du in deinem Stück geschildert hast, zuletzt um einen Irrtum! dieser Reiz, der in einer sich allmählich herausstellenden Hinneigung meines Gemüts mehr zu Calderon als zu Shakespeare wurzelte, bestimmte mich, für die Darstellung in Wien der Holbeinschen „Verkittung“ und dem veränderten Schlusse „Richard Savage ist nicht der Sohn der Lady“ nachzugeben. Schlimmer noch war der „Kitt“ in „Werner“[1]. Dieser geadelte Heinrich von Jordan (in Dresden mußte er des preußischen Gesandten wegen, der Jordan hieß und ein Geadelter war, von Bredow heißen), dieser Neuling in der deutschen Adelskette sollte nach meinem Manuskript am Schluß des Stückes aus dem Gothaischen Kalender wieder gestrichen und seine Gemahlin, eine Geborne, die bereits von Adel gewesen (hier stutzte die zarte Burgtheatermoral), diese sollte bereit sein, einfach eine Frau Professorin Werner zu werden! Das war an der Hofburg unmöglich. Hier war das Gemüt verletzt. Und ich glaube fast, das Stück würde noch heute, wenn man es ansetzte, mit all den Egards für jene Adelsfamilie herauskommen, in die sich der junge bürgerliche Professor hineingeheiratet hatte. Vom „Kitt“ bei „Patkul“ konnte in Wien keine Rede sein, denn das Stück war an sich unmöglich. Erst eine ganz unverfängliche Arbeit: „Die Schule der Reichen“ — Zeitalter: das 17. Jahrhundert; Schauplatz: London; die handelnden Personen: Kauf- und Gewerbsleute — da war alles wie in den „Gebrüdern Foster“[2] von Ehrn Töpfer („von“, d. h. übersetzt, aber frischweg wie ein Original auf seinen Namen verbreitet). Den bei diesem Stück angewendeten „Kitt“ bekam ich nicht einmal angezeigt. Ich erfuhr nur, daß „Meister Anschütz“[3] die Hauptrolle mit der vollen überzeugenden Kraft seines Gemüts gespielt haben sollte. Die Wiederholungen verloren sich erst, als Anschütz längere Zeit erkrankte und nach seiner Genesung die Wiederaufnahme dadurch

[1] Erste Aufführung in Wien am 14. Oktober 1840. — [2] Schauspiel von K. Töpfer. — [3] Heinrich Anschütz (1785—1865), Schauspieler und Regisseur am Hofburgtheater; die Aufführung fand am 26. Oktober 1841 statt.

gehindert wurde, daß sich inzwischen für die übrige Besetzung Schwierigkeiten ergeben haben würden. Eine Wiederbelebung alter Stücke lebender Autoren erfährt man selten auf unsern Bühnen. Immer nur herrscht der Augenblick. Immer nur gibt es Neulinge, die den Direktionen imponieren. Die französische Sitte der den lebhaftesten Novitätenverkehr so oft unterbrechenden „Reprises" von alten Stücken findet bei uns wenig Nachahmung. Hätten wir nicht das sogenannte „Stammrepertoire", das sich aus den Interessen der Schauspieler bildet, die Gegenwart würde bei uns, undankbar und ungroßmütig, wie die Deutschen sind, vollständig die Vergangenheit ignorieren

Noch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Produktionsfreiheit selbst, auch ohne Rücksicht auf die Zensur, gegenwärtig eine vollkommen neue geworden ist. Gesellschaftliche, sittliche, kirchliche Bedenken riefen damals dem Autor schon beim ersten Entwurf eines Sujets überall ein „Zurück!" entgegen. Lessing hatte in seiner „Marwood" gradezu eine Kurtisane auf die Bühne gebracht. Man hört nicht, daß seine Zeitgenossen darüber empört gewesen sind. Später aber trat eine Prüderie ein, die der Phantasie des Dichters allen Spielraum nahm. Selbst die Schauspielerinnen würden sich geweigert haben, eine irgendwie zweideutige Rolle zu spielen. Und jetzt — —!

Der Erfolg, dessen sich „Die Schule der Reichen" in Wien zu erfreuen hatte, verkehrte sich an demselben Tage[1] in Hamburg in das vollkommene Gegenteil. Auf dem Terrain, wo ein Dramatiker mit einem Dutzend anderer von gleicher Berufstätigkeit, mit einem Dutzend tonangebender Rezensentenfedern zusammenlebt, wird zuletzt der Boden immer mehr unter ihm wankend werden. In meinem Falle gesellte sich zum Neide der Namen, die ich nicht wiederholen will, die fortgesetzte — „Rempelei", wie ich die Händelsucht der burschikosen Clique nennen möchte, die sich aus jungen, kaum von der Universität gekommenen Medizinern oder Juristen gebildet hatte und ihr Schulwissen auch in ästhetischen Anschauungen auslaufen lassen wollte.

[1] Am Tage vorher, also am 25. Oktober 1841.

Die einen waren Romantiker, die andern Klassizisten in dem Sinne, wie wir jetzt auf den Gymnasien Schiller, Goethe, Lessing, und was dazu gehört, zu einer Art Philologie gemacht haben. Ja, die Theaterdirektion selbst, aus welcher der „alte Schmidt"[1] geschieden war, um einem ehemaligen Tenorsänger, einem verschmitzten und in Intrigen seinen Lebenshumor findenden Welschtiroler, Julius Cornet[2], Platz zu machen, gönnte mir aus Übermut infolge glänzender Kassenerfolge, womit sie debütierte, ein Fiasko. Cornet vertrat die Oper und haßte das Schauspiel. Wenigstens wollte er dem Schauspiel eine veränderte Richtung geben durch den damals zuerst auftretenden Übersetzer W. Friedrich[3], der das Pariser Boulevardzugstück „La Grace de Dieu" unter dem Titel „Muttersegen oder die neue Fanchon" auf die deutsche Bühne verpflanzt hatte. Der Erfog dieser Novität war beispiellos[4]. So oft die anfangs von Frau Brüning[5], der spätern Ida Schuselka, gegebene Chonchon gespielt wurde, war das Haus überfüllt. Überdies waren neue Opern im Anzuge. Sogar Webers „Freischütz" mit einer fast zur Hauptsache des Abends erhobenen neuen Wolfsschlucht, einem Schauspiel im Schauspiel, machte volle Häuser. Die dramatische Novität des „ewigen Opponenten" in seiner Zeitschrift „Telegraph", des „geheimen Einflüsterers" des „Freischütz" und anderer Zeitschriften, die Theaterberichte lieferten, konnte getrost für die Kasse fehlen. Schließlich hatte man verbreitet, ich wollte den respektabeln Größen der Hamburger Börse eine Lektion geben, und vorzugsweise den Söhnen derselben, den Regattaruderern, Jungfernstiegreitern, Sachsenwaldschützen, oder wie sich die junge Kaufmannsgentry Hamburgs etwa nach dem Standpunkt des Pariser Jockeiklubs bezeichnen läßt. In der Tat, als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war und der später nach Hannover, dann nach Berlin versetzte Hermann Hendrichs[6], eine bildschöne Erscheinung,

[1] Vgl. S. 43 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Julius Cornet (1793—1860), Sänger, übernahm 1839 in Gemeinschaft mit Mühling die Leitung des Hamburger Theaters. — [3] Pseudonym für Fr. W. Riese. — [4] Erstaufführung am 13. Oktober 1831. — [5] Vgl. S. 290 dieses Bandes, Anm. 2. — [6] Hermann Hendrichs (1809 bis 1871) wurde 1840 Mitglied des Hamburger Stadttheaters, 1844 Mitglied des Berliner Schauspielhauses.

den Geist des Übermuts der *Söhne* dieser Millionäre anschaulich gemacht hatte, da mußte Fama recht gehabt haben; man sah, die Komödie des Kaufmannsstandes war bestimmt zu fallen. Man sah einen reichen Vater, der unter dem Übermut seiner Kinder litt! Noch eroberten die Wohlwollenden einen stürmischen Hervorruf des alten Lenz[1]. Dieser brave Schauspieler machte den Vater eines solchen sich noch obenein zur servilsten Deferenz an den Adel neigenden Sohnes — Englands Geschichte unter der Restauration der Stuarts unterstützte ja meine Erfindung in jeder Weise. Doch spielte der alte Herr vielleicht mit zu ungezügelter Aufregung. Wenigstens hieß es, daß er sich bei einem Moment des Schwörens den Ärmel seines Rockes zu weit aufgerissen und den *nackten* Arm gen Himmel gestreckt hätte, worüber sich „die Damen entsetzten". Von der Mitte des dritten Aktes an begannen methodische Unterbrechungen, die bis zum Schluß dauerten und zuletzt das Ganze wie einen Trümmerhaufen erscheinen ließen. Ich verhielt mich ruhig. Zwischen der ersten und zweiten Vorderkulisse sitzend, versammelte sich das gesamte weibliche Personal um mich und entlud sich seines Unwillens über die Ruhestörer. Jedem, der zur Kondolation an mich herantrat, sagte ich: „Nein, nein, lassen Sie nur! Heute erhalte ich die Feuertaufe des Dramatikers! Diese Lektion muß einmal jeder richtige Dramatiker bekommen!" Von einer Wiederholung, einem Auflehnen gegen die Stimme des Publikums war in jenen Zeiten noch keine Rede. Sie hätte in aller Ruhe stattfinden können. Schon der Kuriosität wegen hätte man zehn Vorstellungen nacheinander gehabt. Aber die französische Gleichgültigkeit gegen die Schicksale einer ersten Vorstellung haben wir uns erst in neuerer Zeit angeeignet, und mein „Freund" Cornet, der nimmer ruhende Welschtiroler, hatte den „Muttersegen" und die Lortzingschen[2] neuen Opern.

Schauerlich still ist es schon ohnehin auf der Bühne nach

---

[1] Vgl. S. 287 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Gustav Albert Lortzing (1801 bis 1851), Opernkomponist, war 1833—45 dauernd in Leipzig, wo er einige seiner berühmtesten Opern schrieb: „Die beiden Schützen" (1837), „Zar und Zimmermann" (1837) und den „Wildschütz" (1842), außerdem die weniger bekannten: „Caramo", „Hans Sachs" und „Casanova". „Undine" wurde 1845 zum erstenmal in Hamburg aufgeführt, „Der Waffenschmied" 1846 in Wien.

jeder beendigten Vorstellung. Wie erst nach einem so stürmischen Abend, der dem Wiener so vollkommen entgegengesetzt ausgefallen war — einer Tatsache, die ich bei damaligem Postenlauf erst nach einigen Tagen erfuhr. Das übervoll gewesene Haus hatte sich entleert. Ich blieb, um niemand zu begegnen, bis die Lampen von uninteressierten Arbeitern gelöscht waren. Noch hörte ich einiges Rasseln und Poltern mit Lampenständern und Versatzstücken, dann betrat ich die Straße. Sie war totenstill. Kein Freund, der auf mich gewartet, mir zugesprochen, mich nach Hause geleitet hätte. Schon ging es auf elf. Ich war in dem Alter, wo man wohl Bekannte hat, aber in der Regel keine Freundschaften mehr schließt. Meine Familie war nicht in Hamburg, sondern wieder für den Winter in Frankfurt am Main. Meine Gattin konnte ohne die Nähe ihrer Mutter des Lebens nicht froh werden und erwartete eine Vermehrung des häuslichen Kindersegens. Das Stadttheater von Hamburg liegt einsam, in entlegener, düsterer Gegend. Ich mußte an den Fenstern eines giftigen Berichterstatters, der zwar blind war, sich aber auf einem Rollstuhl ins Theater fahren ließ und rezensierte, als wenn er sähe, Georg Lotz[1], vorüber. Noch war in seinen Fenstern Licht. Man debattierte ohne Zweifel über das Vorgefallene. Karl Töpfer war der Schwager des Blinden. Ich wandte mich zur Esplanade, meiner glücklicherweise nahegelegenen Wohnung zu. Da war alles gespenstisch. Die Magd wünschte Glück. Ich stieß das Hamburger vielbedeutsame Na! aus und war froh, daß mich niemand mit weitern Fragen quälte. Die Nacht, wenn sie Schlaf gespendet, gab diesen einem zusammenbrechenden Körper.

Mich zu erheben, aufzurichten, kam am Morgen vom Schicksal nichts. Die traurige Botschaft mußte der Gattin gemeldet werden. Ich schrieb ihr. Endlich kam ein Besuch. Es war sozusagen der Leichenbitter. Denn so wohl durfte man einen merkwürdigen Menschen nennen, der damals fast am vertrautesten mit mir stand. Auch als Modell für den Apotheker in „Romeo und Julia", dem des „Lebens Stöße und Püffe" so zugesetzt

[1] Hans Georg Lotz (1784—1844), Schriftsteller und Belletrist.

hatten, daß er sogar „gegen Mantuas Gesetz" gelegentlich Gift verkaufte, hätte man ihn nehmen können. Er hieß Hermann Biow, war ein Schlesier, seines Zeichens verdorbener Maler. Vielerlei hatte er erlebt, viel gesehen. Er besaß Urteil, glaubte es wenigstens zu besitzen und über alle Dinge in der Welt. Personen des höchsten schlesischen Adels, Künstler wie Rauch[1], Schinkel[2], Cornelius[3], Bendemann[4], Hübner[5] waren ihm wie tägliche Tischkameraden. Und fragte man an der Quelle, so kannten sie ihn in der Tat und hatten vollkommen die Erinnerung an ein gewisses essigsaures Lächeln, das einem Manne angehörte, der sich bei ihnen erst mit lächelnder Schmeichelrede eingeführt hatte, bis sich ein spitzer Stachel enthüllte, der sich selbst gegen die Meister richtete. Seine sieben bis acht grauen Haare im Schnurrbart gerieten ins Wackeln, wenn er über seine so weit getriebene Pfiffigkeit selbst lachte. Sein Glück sollte die Daguerreotypie[6] werden, die damals etwas Neues war. In der Tat riß er sich aus dem Elend, worin ich ihn antraf, zu einer Existenz von fünf Treppen in die Luft hinauf empor und erzeugte beinahe zuerst in Hamburg jene Lichtbilder, bei denen man sich nach allen Seiten umdrehen mußte, um die richtige Beleuchtung zu haben. Seine Versuche vervollkommneten sich immer mehr, ja, er wurde zuletzt (die essigsaure Miene wich einer ständig angeheiterten) in der Photographie ein berühmter Meister und lieferte Arbeiten, die selbst eine erste Kunsthandlung Leipzigs, O. T. Weigel, nicht verschmähte, in einer Sammlung herauszugeben. Damals aber, als mich dieser Freund zu trösten kam, stak er tief im Elend. Sein Trost hatte jenen Beisatz Larochefoucaulds[7]: „Es liegt im Unglück unsrer Freunde etwas, das uns nicht unangenehm ist." Eine seltsame Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß der erstgekommene Tröster zehn

[1] Vgl. S. 47 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Vgl. S. 47 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Peter Cornelius (1783—1867), berühmter Historienmaler. — [4] Vgl. S. 91 dieses Bandes, Anm. 3. — [5] Julius Hübner (1806—82), Maler. — [6] Veraltetes Verfahren in der Photographie zur Reproduktion der Bilder, so genannt nach den Versuchen des französischen Malers Louis Jacques Daguerre (1789—1851). — [7] François VI., Herzog von Larochefoucauld (1612—80), Verfasser der berühmten „Reflexions, ou Sentences et maximes morales" (bekannt unter dem Titel „Maximes").

bis zwölf Jahre später in Dresden[1] wieder von seiner mühsam erkletterten Photographenhöhe herabgestürzt war und mich dann ebenfalls als einzigen Tröster an seinem einsamen, von aller Welt verlassenen — Sterbelager hatte! Von seinem bedenklichen Krankheitszustande wußte ich, aber plötzlich schickte man zu mir. Er lag im Sterben. Auf meine Anrede folgte noch ein Aufröcheln wie der Versuch einer Antwort. Mancher Leser erinnert sich vielleicht jenes weiland vielbesprochenen „Psychologen", des jetzt zum reisenden Jahrmarkthierophanten verkommenen Doktors Bossard. Dieser war Biows Schwager und kam aufs Schleunigste, um seiner Frau, der Schwester Biows, „die große Erbschaft" zu retten. Wir beide allein begleiteten seine Leiche. Als wir auf einem neuangelegten Kirchhofe die drei üblichen Handvoll Erde in die Grube geworfen hatten, rief Bossard in die kalte Luft hinaus: „Das ist nun der Mann, den Fürsten ihren Freund genannt haben!" Er meinte die fehlenden Trauerkutschen, die nicht anwesende königliche Equipage und den Befund einer Erbschaft, die kaum die Kosten der Beerdigung gedeckt haben mag.

In solchen Lagen, wie die, worin ich mich befand, gibt es keinen Trost. Die Tatsache kann uns niemand hinwegreden. Es ist das beste, die Ursache unsres Schmerzes wird ausgekostet. Aus dieser heraus kann dann allmählich Balsam fließen, der auf unsere Wunden wohltuend wirkt. Mein bestes Heilmittel war von je Macbeths Wort: „Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag[2]." Trost, Erhebung liegt in der einfachen Versetzung der Phantasie von heute auf die Zustände von morgen, von den morgenden Dingen auf die über acht Tage. Wie ist die Welt mit sich selbst beschäftigt! Das rennt und läuft, und die Wagen rasseln, und mit den wechselnden Tagen erblaßt die grelle Farbe des Geschehenen immer mehr! Praktisch hatte ich den guten Gedanken, den Inhalt meines Stückes, die einfache Fabel, aufs Papier zu setzen und die gelesenste Hamburger Zeitung[3] zu ersuchen, dies Referat des Ideenganges ohne Lob oder

---

[1] 1849. — [2] Shakespeare, „Macbeth", 1. Akt, 3. Szene. — [3] „Hamburger Nachrichten."

Tadel abzudrucken. Das geschah; der Inhalt schien Unparteiischen nicht unverständig; der Artikel ging in andre Zeitungen über. Inzwischen kam auch manche Botschaft, die nur von Intrige sprach, von mutwilliger Absicht usw. Bei alledem verließ ich die Wohnung vor einigen Tagen nicht. Im Blick jedes Menschen hätte ich eine Mahnung an das Erlebte erkennen müssen. Ich war auf dem Wege zu erkranken.

Als sich am zweiten Tage nach dem Vorfall die Dämmerung zum Abend neigte, die brennenden Laternen kaum aus dem braunen Hamburger „Fog" zu erkennen waren und das Theater längst wieder fröhlich und wohlgemut an seine alten Zugmittel gegangen war (wie im Theaterleben ein Tag den andern, auch den glücklichsten Tag, verschlingt, das hat für mich immer etwas Grauenhaftes gehabt), klingelte es, und zufällig öffnete ich selbst. Ein Diener in eleganter Livree, den betreßten Hut ziehend, brachte ein zierlich gefälteltes Billett und bat um sofortige Antwort. Eine Dame der höhern Gesellschaft Hamburgs, eine nahe Verwandte meiner Lady Macclesfield, bat mich, sie zu besuchen. Nicht unmöglich, daß ich in einer Stimmung war, die den Bescheid gab, ich würde die Antwort schicken.

Die Schreiberin war eine Adlige, die Tochter des russischen Gesandten, die Gattin des russischen Generalkonsuls[1]. Ich hatte die anmutige Erscheinung schon öfter gesehen, wenn sie ausritt. Zuweilen war sie nur von meinem alten Stallmeister Weber begleitet, mit dem ich selbst zuweilen in Hamburgs Umgebungen, in Wald und Sumpf, an malerische Vorwerke und einladende Schenken Ausflüge zu Pferde machte. In der Regel aber hatte die stets anmutig lächelnde schöne Frau noch einen Angehörigen des Diplomatenkreises um sich. Jeder, der zur höhern Gesellschaft zu gehören schien, grüßte sie. Ihr Vater war ein Wohltäter der Armen. Sie selbst, so sagte man, ohne jeden Stolz, die Herablassung und Güte selbst. In der Regel hing ein langwallender Rock von blauem Tuch bis zu den Hufen des Rosses,

[1] Therese von Bacheracht (1804—52), geborene von Struve, Schriftstellerin, heiratete nach ihrer Scheidung 1849 den niederländischen Oberst von Lützow, den sie in die Kolonien nach Java begleitete; sie starb auf der Heimreise nach Deutschland. Vgl. „Gutzkows Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 25*, Z. 22ff., und S. 31*, Z. 18ff.

der einfache, modisch geschweifte Hut saß im Nacken, ein blauer Schleier wehte oder fiel lang auf die Schultern herab, die mit Türkisen ausgelegte Reitgerte ruhte quer über dem Sattel. Zum kräftigen Ausholen wurde sie wenig gebraucht.

Wenn ich sage, der Blick dieser Frau, so oft ich sie so reiten und in die Welt hinauslächeln gesehen, war mir wie ein ewiger Mai erschienen, so ist damit für ihren Charakter nichts festgestellt. Es gibt immer Lächelnde, die daheim sehr unmutig die Stirn runzeln können. Ihr Reiten ließ sogar auf kapriziöse Gefallsucht, Leidenschaft schließen. Ich wußte, daß sie unter ihrem Vornamen „Therese" ein Buch mit Reiseberichten und Aphorismen herausgegeben hatte, „Briefe aus dem Süden"[1]. Es waren Eingebungen des kindlichen Herzens. Die Tochter hatte diese Eindrücke ihrem Vater mitgeteilt, dieser zeigte sie einem Freunde, dem bekannten braunschweigischen Appellationspräsidenten von Strombeck[2], der sie für druckenswert erklärte. Die Schule des Stils, worin diese Mitteilungen geschrieben waren, lag in Paris oder Petersburg. Dadurch war hier und da etwas Rhetorisches in die Diktion gekommen, doch zugleich manche Feinheit, die der vulgären deutschen Schreibweise nicht eigen zu sein pflegt. Ich hatte in meinem „Telegraphen" das Buch mit Wärme gelobt[3].

In jenem Billett schrieb sie mir, daß sie der Unglücksvorstellung beigewohnt und sich über die Machinationen der siegreichen Partei geärgert hätte. Der vernünftige Teil des Publikums hätte den Gang und die Moral des Stücks in meinem Sinne auf sich wirken lassen. Inzwischen hätte sie sich in die Vorstellung meiner Verstimmung versetzt und forderte mich auf, mich in ihrem Hause aufzuheitern. Ihr Gatte sei derselben Meinung. Am besten, wenn ich sogleich am nächsten Tage zu Tisch käme.

Ich folgte der Einladung und erlebte, daß mein Hamburger Schicksal der „Schule des Reichen" der Anlaß zu einer durchgreifenden Neugestaltung meiner Lebensbeziehungen wer-

[1] Braunschweig 1841. — [2] Friedrich Karl von Strombeck (1771—1848), literarisch äußerst tätiger Rechtsgelehrter, war seit 1843 Präsident des Oberappellationsgerichts zu Wolfenbüttel. — [3] „Telegraph für Deutschland", Jahrg. 1841, Nr. 121.

den sollte. Ich lernte die höhere Gesellschaft kennen, Diplomaten, die in späteren Jahren an die ersten Gesandtschaftsstellen Europas kamen, Senatoren, Bürgermeister, durchreisende Staatsmänner, berühmte Gelehrte. Der Vater meiner neuen Gönnerin und Freundin war ein anerkannter Mineralog. Oft saß ich in seinem Häuschen an der Kaffamacherreihe und debattierte an seiner Tafel über Krieg und Frieden, Wissenschaft und Kunst, Preßfreiheit und Zensur, Rußland und Deutschland. An eine ihm zu Gefallen zu modifizierende Äußerung meiner Ansichten dachte der gütige alte Herr nicht.

Daß sich der Dank, den ich für eine so zarte Aufmerksamkeit und Vertiefung in eines andern Leben und Stimmung auszusprechen und zu betätigen hatte, nicht mit dem kalten Ton des Verstandes aussprechen konnte, daß sich dieser vielmehr von Tage zu Tage mehr in der Region des Herzens bewegte, wird jeder begreifen, dessen Gefühlsweise nicht ganz durch unsre sozialen Vorurteile unterjocht ist. Was auch die folgenden Seiten bringen werden, es denke sich der geneigte Leser darunter gleichsam nur den Notensatz der obern Stimme. Die untere, der Grundton, fehlt.

IV.

Im Frühjahr 1842 reiste ich nach Paris. Die Ergebnisse eines Aufenthaltes von sechs Wochen in der Seinestadt finden sich in meinen „Gesammelten Werken" (Ausgabe Costenoble, Band 7). Aber nicht als „Interviewer" bin ich gereist, wie man neuerdings darstellte, nicht wie ein zudringlicher Korrespondent des „New York Herald", sondern durch Briefe aus jener Gesellschaft Hamburgs empfohlen. Denn im Hause des russischen Gesandten von Struve und in dem seines Schwiegersohns hatte ich Beziehungen genug angeknüpft, um mich in Paris sogar bis in die Ministersphäre empfehlen zu lassen. Dann hatte ich auch meinen alten Schüler Saint-Marc Girardin[1]. Dieser wurde

[1] Vgl. S. 14 dieses Bandes, Z. 20ff.

damals täglich genannt. Auch von ihm konnte ich Förderung hoffen. Mit F. A. Brockhaus hatte ich einen Vertrag über zwei Bände „Briefe aus Paris" abgeschlossen und gewissermaßen dadurch mit Julius Campe, mit dem ich der Heineschen Schmähschrift über Börne und der Verspätung des Erscheinens meiner eignen Biographie Börnes[1] wegen in Konflikt geraten war, so gut wie gebrochen.

Die Franzosen waren damals gegen uns vollständig harmlos. Beckers[2] Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben —" war mit keiner Kriegsrüstung verbunden gewesen; Louis Philippe hatte dem politischen Ehrgeiz seines Ministers Thiers nicht nachgegeben, ihn entlassen, und Paris war ohne jede nationale Aufstachelung. Alles war nur mit Fragen beschäftigt, die sich im Frieden abmachen ließen und jeden anregten. Meine Unterredungen mit Thiers[3] und Guizot[4] sind am genannten Ort wiedererzählt. Thiers war gestürzt. Er hatte sich in seiner auswärtigen Politik übernommen. Noch höre ich seinen mehrmals wiederholten Ausruf: „Preußen ist ehrgeizig, sehr, sehr, sehr ehrgeizig!" Kurz zuvor hatte er die in Österreich gelegenen napoleonischen Schlachtfelder besucht. Metternich hatte ihm auf jede erdenkliche Weise geschmeichelt. Kein Wunder, daß er seiner Schilderung Preußens die Worte folgen ließ: „Ah, dieser Ehrgeiz ist eine Gefahr für Europa! Aber wir", fuhr er fort, „wir werden das Gleichgewicht Europas nicht stören. Greift man uns aber an" — jetzt muß man sich seine Fistelstimme, die Erhöhung seiner kleinen Figur, das Feuer seiner Augen hinter der Brille hinzudenken und den zustimmenden Zuhörerkreis an seiner Mittagstafel — „dann bouleverserons le monde!" Soviel als: Dann lassen wir alle Hunde los! Revolution und was nicht sonst! Von Bayern, Württemberg, Baden schien der Verblendete als selbstverständlich anzunehmen, daß sie wieder Frankreichs Avantgarde bilden würden. Guizot hatte deshalb treffend geurteilt, als er mir sagte:

[1] „Börnes Leben" (Hamburg 1840). — [2] Nikolaus Becker (1809—45); sein Rheinlied fand 1840 ungemessenen Beifall. — [3] Vgl. S. 14 dieses Bandes, Anm. 2. — [4] François Pierre Guillaume Guizot (1787—1874), hervorragender französischer Staatsmann, übernahm 1840, nach dem Rücktritt Thiers', im neugebildeten Ministerium Soult das Portefeuille des Auswärtigen.

„Es ist das Unglück meines ehemaligen Kollegen, immer in Reminiszenzen zu leben! Er denkt sich: wie würde in dieser Lage Richelieu, Mazarin[1], Napoleon gehandelt haben, und handelt dann nach Voraussetzungen, die gar nicht mehr existieren. Folglich müssen ihn die Ereignisse immer überraschen!" Guizot hatte Trauer. Er lud mich im Kreise seiner Familie zu einem gemütlichen Frühstück ein.

Begegnungen mit George Sand[2], Alfred de Vigny[3], Michel Chevalier[4], Emil de Girardin[5], Cormenin[6], Jules Janin[7], mit dem Minister Villemain[8], mit dem Gesandten und Gelehrten Barante[9], alles das waren Eindrücke, die mein Urteil, meine Phantasie in Anspruch nahmen. Ich habe die Eindrücke an genannter Stelle erzählt.

Einen Mißton bildete in der glücklichsten Stimmung, in der ich mich befand, die Beziehung zu Heinrich Heine. Ich hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich für seine Weise keine Empfindung habe. Seine Lieder imponierten dem Studenten nicht, dem Philologen waren sie zu „loddrig" geformt; später, als sich die Komponisten des Namens bemächtigten, sah ich wohl, wie und in welchem Tone man in Deutschland das „Buch der Lieder" zu lesen angefangen hatte. Aber mir fehlten persönliche Reminiszenzen, um das fürchterliche Geschrei der Sänger, wenn sie auf die Stelle kommen: „Mich hat das unglückselige Weib vergiftet mit ihren Tränen", als Symptome einer schaudervollen Begebenheit auch für mich zu verstehen. Karthagos Untergang und noch einige andre interessante Begebenheiten der Geschichte und der Philosophie erschienen mir wichtiger als diese anbrechende neue Salonmusik mit ihrem

---

[1] Jules Mazarin (1602—61), Kardinal und berühmter französischer Staatsmann; er führte das Werk seines Vorgängers, des Kardinals Richelieu (1585—1642), weiter fort und wirkte in dessen Sinne für die Befestigung der absoluten Monarchie und für die Ausdehnung Frankreichs. — [2] Vgl. S. 22 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Alfred Graf de Vigny (1797—1863), französischer Dichter. — [4] Michel Chevalier (1806—79), französischer Nationalökonom, der anfangs dem Saint-Simonismus zuneigte. — [5] Émile Girardin (1806—81), französischer Publizist. — [6] Vicomte de Cormenin (1788—1868), französischer Publizist. — [7] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 4. — [8] François Villemain (1790—1870), französischer Schriftsteller und Philolog, war vom März 1839 bis März 1840 Minister des öffentlichen Unterrichts. — [9] Baron de Barante (1782—1866), französischer Geschichtschreiber und Staatsmann.

elegischen Jammer. Ohnehin wußte ich, wie doch im Grunde alle Welt, daß die eine dieser Heineschen „Unglückseligkeiten“ die andere ablöste und dabei an eine tiefe und nachhaltige Absicht gar nicht gedacht wurde. Jedes umgeschlagene Blatt im „Buch der Lieder“ brachte frivolen Trost. Wenn ich, meist von Ungebildeten, diese oder jene der ernstern Balladen mit vollen Backen deklamieren hörte, so las ich sie hernach für mich allein einfach und natürlich und fand, daß die dichterische Zutat zum gegebenen Stoff gering war. Von den parodistischen politischen Gedichten hat schon Johannes Scherr[1] bemerkt, daß in jeder Woche das erste Gedicht des „Kladderadatsch“ Treffenderes bringt als der „Romanzero“[2] oder das klägliche Buch „Deutschland“[3]. Bei alledem hatte ich mich zum Nestling meines frühern Verlegers so verhalten, daß sogar ab und zu Briefe zwischen uns gewechselt werden konnten und ich Heine gut und gern hätte besuchen können. Aber 1837 war Ludwig Börne gestorben. Ich hatte Materialien zu einer Schilderung seines Lebens gesammelt, seine Biographie, das Manuskript schon Campe übergeben. Da schickte Heine das Manuskript seines Buches: „Heine über Börne“, eine Schmähschrift, wimmelnd von Persönlichkeiten, Anspielungen auf Menschen, die niemanden interessierten, Anspielungen, die nur diesen oder jenen, der ihn vielleicht nicht gegrüßt oder von ihm nicht mit der gehörigen Bewunderung gesprochen hatte, lächerlich machten, ihn mit einer leeren Eau de Cologne-Flasche oder mit einem Nachttopf oder sonst Ähnlichem verglichen. Jeder Deutsche, der nach Paris kam, ohne bei Heine eine Visitenkarte abgegeben zu haben, war ihm sofort ein Stoff, zu fragen, ob der Mensch schiele, hinke, stottere, schlecht Französisch spreche usw. Darauf stützte sich sein Witz. Wie albern war z. B. die ewige Wiederholung „der Häßlichkeit“ des braven Maßmann[4], der sich seit Jahren nicht mehr in den Vordergrund gedrängt, nirgends und durch nichts die Satire herausgefordert hatte! Meine an Campe gerichtete Bitte ging dahin, mein Denkmal der Erinnerung an einen

---

[1] Johannes Scherr (1817—86), Schriftsteller. — [2] Hamburg 1852. — [3] Ebenda 1857. — [4] Hans Ferdinand Maßmann (1797—1874), Forscher auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur.

bedeutenden und in trüber, hoffnungsloser Zeit als Freiheitskämpfer bewährten Mann, ein Buch, das nun schon monatelang in seinem Pulte lag, früher erscheinen zu lassen als die Beschimpfung. Sie wurde nicht gewährt. Versprach doch die letztre einen glänzenderen Gewinn. So schickte ich denn dem Manuskript meiner Biographie eine Vorrede voraus, die ich, als Probe des kommenden Buches, vorher im „Telegraphen" abdrucken ließ[1]. Daran konnte mich Campe nicht hindern. Ich sprach meine Entrüstung über die Verunglimpfung des Toten aus. Später entschuldigte Campe sein Verfahren dadurch, daß plötzlich eine neue Ausgabe der Börneschen Schriften bei Brodhag in Stuttgart erschienen sei, eine Umgehung der Anwartschaft, die er selbst, der frühere Verleger, auf die neue, inzwischen notwendig gewordene Ausgabe zu besitzen glaubte. Die in Paris wohnenden Freunde und Erben Börnes hatten allerdings diese Änderung beliebt. Aber in der durchaus irrtümlichen Voraussetzung, daß meine Hand dabei im Spiele gewesen sei, ließ Campe einen jener Fälle eintreten, die den preßkundigen Juristen Dambach[2] in Berlin in seinen „Erläuterungen zum Urheberrecht"[3] des Nähern beschäftigen könnten. Der Verleger erklärte: „Ich bezahle das Manuskript, drucke es aber nicht! Wer will mich dazu zwingen?"

Inzwischen war meine Schrift nach Jahr und Tag denn doch erschienen, und nichts hätte im Wege gestanden, einer Regung zur Versöhnung entgegenzukommen, die Heine bewogen hatte, mir einen Boten zu senden mit der Erklärung, er wollte mir zu Ehren ein Mahl geben, zu welchem er „die ganze hervorragende französische Literatur" einladen würde; ich sollte ihn natürlich zuerst besuchen. Der Überbringer dieser Nachricht lebt noch und kann sie bestätigen. Ich wußte, daß es sich nur um ein Kapitel in meinem Buche handelte, „Besuch bei Heine". Ich war bei Ministern und den hervorragendsten Namen gewesen; die „deutsche Kolonie", die deutschen Flüchtlinge waren mir befreundet; schöne Stunden wurden in gemütlichen Kreisen

---

[1] Jahrg. 1840, Nr. 137. — [2] Otto Dambach (1831—99), Rechtsgelehrter. — [3] „Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken" (Berlin 1871).

gefeiert; Heine wollte nicht davon ausgeschlossen sein. Gern hätte ich einem solchen Entgegenkommen gegenüber nachgegeben. Aber die Rücksicht auf die in Paris wohnenden Freunde Börnes, welche Heine in solchem Grade beschimpft hatte, daß sogar ein Duell deshalb notwendig hatte erscheinen können, der Schmerz, den ich vorzugsweise der treuen Freundin und Pflegerin Börnes, der gegen mich höchst gütig gewesenen Frau Strauß, würde angetan haben, mußten mich, ich konnte nicht anders, bestimmen, der Aufforderung keine Folge zu geben. Da wurde denn mein im Herbst erschienener Bericht sowohl in Paris wie von Paris aus in jeder Weise zur Mißachtung empfohlen. Das übrige taten die deutschen Söldlinge der französischen Zivilliste, zu denen ebenfalls Heine gehörte. Ich hatte am Schluß des Berichts über die empfangenen Eindrücke den baldigen Untergang der Herrschaft Louis Philippes vorausgesagt. Leider hatte letztlich noch die neuaufgekommene Schule der „Hallischen Jahrbücher" einen absoluten Zerstörungstrieb für alles, was ihr unmittelbar vorangegangen war. Ich finde in meinen „Gesammelten Werken" (Band X der Costenobleschen Ausgabe) die wärmsten Verteidigungen Ruges gegen Leo und die „Evangelische Kirchenzeitung"[1]. Der Dank war Ignorierung oder Herabsetzung.

Düstere Bilder schlossen sich dem heitern, lehrreichen Aufenthalte in Paris an. Die furchtbare Katastrophe auf der Eisenbahn von Versailles nach Paris[2], das Glutenmeer, worin halb Hamburg unterging[3], der schreckliche Tod des Herzogs von Orléans[4], letzteres ein Schicksal, das an des Theseus Sohn, an Hippolyts trauriges Ende erinnerte! Der ersten Gefahr, mit unter die Opfer des Eisenbahnbrandes zu geraten, war ich selbst nur durch einen Vorsprung von wenigen Tagen entgangen. Das dritte Ereignis bedingte eine Änderung mancher Schlußfolgerungen in meinem zunächst in Genf, wohin ich mich auf der Rückreise begeben, geordneten Buche. Der Hamburger Brand endlich mußte mir die Rückkehr in die alten Verhältnisse

[1] Gemeint ist der Aufsatz „Leo und Ruge" in Band 11 der „Gesammelten Werke", S. 156 ff. (Jena 1875). — [2] Am 8. Mai 1842. — [3] 5. bis 8. Mai 1842. — [4] Ferdinand, Herzog von Orléans, geb. 1810, fand bei einem Sprung aus dem Wagen, als die Pferde durchgingen, am 13. Juli 1842 den Tod.

unmöglich machen. Ich konnte jetzt nur an ein Wohnen wieder in Frankfurt denken. Die Konturen der Frankfurter Existenz waren seit Jahren gezogen. Sie hatten sich nach mancher Seite hin erfreulich erweitert.

Von der Rückreise von Genf über Zürich hatte ich manchen anregenden Eindruck heimgebracht, vor allen Herweghs[1] persönliche Bekanntschaft. Julius Fröbel[2] sah ich, den alten Follen[3] und in einem gemütlichen Abend am See auch die damals schon gefeierten Gelehrten Hitzig[4], der später nach Heidelberg ging, Henle[5], der in Göttingen wirkt. Alle rühmten den Eifer, womit damals Frau Birch-Pfeiffer durch ihre Führung des Zürcher Theaters[6] für die Unterhaltung einer Stadt sorgte, deren Bewohner zur Hälfte aus theaterhassenden Frömmlern bestand. Frau Charlotte versöhnte sich mit mir. Sie war gastfrei wie immer und warf beim Herumführen durch ihre Bühnenräume elegische Blicke auf unsre Münchner und Schwalbacher Vergangenheit.

Zu den Beförderern einer behaglichen Wiedereinwohnung in Frankfurt gehörte die schon damals an Jahren vorgeschrittene Frau Maria Belli-Gontard[7]. Ein Fallissement ihres Gatten brachte die reiche, einer der ersten Familien Frankfurts angehörende Dame plötzlich aus der gewohnten Bahn ihres Wirkens, das im Anschluß an die nächsten Lebensinteressen hervorragender Dichter, Denker, Künstler und jedes irgendwie ausgezeichneten Menschen bestand, unliebsam heraus. 1842 war sie noch auf der Höhe, und ich hatte in gewissem Betracht einen Ersatz für meine jetzt nur durch Briefwechsel mir eine „andre Welt" repräsentierende Freundin in Hamburg[8]. Maria Belli-Gontards Art war nicht, daß sie nur die eifrigste Leserin der

[1] Vgl. S. 37 dieses Bandes, Anm. 4. — [2] Julius Fröbel (1805—93), Schriftsteller und Politiker, seit 1838 Bürger in Kanton Zürich. — [3] August, später Adolf Ludwig Follen (1794—1855), Dichter und Patriot, privatisierte damals in Zürich. — [4] Ferdinand Hitzig (1807—75), Exeget, war 1833—61 Professor der Theologie in Zürich, dann in Heidelberg. — [5] Jakob Henle (1809—85), Mediziner, ging 1852 von Heidelberg als Direktor der anatomischen Anstalt nach Göttingen. — [6] Charlotte Birch-Pfeiffer (vgl. S. 29, Anm. 1) leitete 1837—43 das Züricher Theater. — [7] Maria Belli-Gontard (1788—1883) wurde als Tochter einer reichen Hugenottenfamilie in den ersten Gesellschaftskreisen Frankfurts erzogen; 1810 heiratete sie den einer italienischen Familie entstammenden Kaufmann Belli und machte ausgedehnte Reisen. Geistig hervorragend begabt, betätigte sie sich wiederholt literarisch und förderte die Kunstbestrebungen in ihrer Vaterstadt. — [8] Therese von Bacheracht.

„Chemischen Briefe“ Liebigs[1] gewesen wäre, nur eine sich in die Offenbarungen des Genius vertiefende Diotima Platos. Sie faßte Plato und Liebig menschlich auf, forschte ebenso nach den Neigungen des natürlichen Seins dieser Heroen, wie sie deren Denkoperationen zu folgen suchte; sie würde Schiller und Goethe die glücklichsten Tage bereitet haben, wenn diese in ihrer Nähe und zu ihrer Zeit gelebt hätten. Ein bequemes Haus, ein schattenreicher großer Garten, beide unmittelbar neben der Rothschildschen Villa, Ausfahrten in eigner Equipage, ja sogar kleine mit ihr gemachte Reisen in den Odenwald und auf die zauberisch gelegene Wertheimer Burg wurden von dieser sich immer gleichbleibenden, nie das Maß überschreitenden und zu allem Ungewöhnlichen stillsinnig aufgelegten Frau einem größern Kreise von Freunden sozusagen zum Geschenk gemacht. Nie war ihre Gunst ungleich verteilt, so daß etwa Mißmut oder Eifersucht in ihrem Kreise hätte entstehen können. Eine immer gleiche Güte und Zuvorkommenheit ehrte nicht die Huldigung, die man ihr brachte, sondern nur das Verdienst. Die Schwierigkeit der geistigen Arbeit, in welchem Fache es immer war, erkennend, suchte sie dieselbe zu belohnen, zu zerstreuen, zu erheitern.

Ein treuer, wohlmeinender Freund, Georg Schirges[2], führte inzwischen in Hamburg die Redaktion meiner Zeitschrift weiter. Einstweilen noch in meinem Namen. In Wahrheit lohnte sich eine vereinzelte, wenn auch keineswegs isolierte Stellung nicht mehr. In den „Hallischen Jahrbüchern“ war eine neue Schule aufgetreten. Die alte, die jungdeutsche, hatte entweder nie bestanden, oder sie existierte nicht mehr. Treuloseres und einander Abgeneigteres, als was Theodor Mundt und sein Anhang gegen Gleichgesinnte zutage brachte, läßt sich nicht vorstellen. Auch Heinrich Laube geriet durch die Muskauer Internierung[3] und die Varnhagen-Pücklerschen Ein-

[1] Justus von Liebig (1803—73), Chemiker; seine „Chemischen Briefe“ erschienen zuerst 1844 in Heidelberg. — [2] Georg Schirges (1811—79), Lyriker und Schriftsteller. — [3] Am 24. Januar 1837 wurde Laube wegen Teilnahme an der Halleschen Burschenschaft zu sieben Jahren Festung verurteilt. Durch Vermittelung der Fürstin Pückler wurde ihm jedoch gestattet, die Haft in dem Fürst Pücklerschen Schlosse zu Muskau in der Lausitz zu verbringen. Am 17. Januar 1839 wurde die Haft aufgehoben.

flüsse auf Standpunkte der Kavalierperspektive. Mein Lustspiel „Zopf und Schwert“ wurde in des alten Freundes Wiederaufnahme der „Zeitung für die elegante Welt“ unbarmherzig schlechtgemacht[1]. Es geschah von einem Manne, der sich mit der natürlichen Tochter eines preußischen Prinzen vermählt hatte und sich infolgedessen über Hofsitte und Hofton für besonders kompetent hielt. Laube steifte sich auf Realpolitik und geriet immer mehr in die Stimmung, die sich 1848, wie ich vermute, von einem uns beiden gemeinschaftlichen Freunde, dem geistvollen mephistophelischen Advokaten Detmold[2] aus Hannover, so imponieren ließ, daß er im Parlament mit den Ultramontanen und Österreichern der Rechten stimmte. Wäre Detmold, der an sich durch seinen Witz, seine Belesenheit, seine Gefälligkeit, Freundschaft für mich eine mir liebe Erinnerung ist, katholisch gewesen, ich würde ihn in manchem das Prototyp von Windthorst-Meppen[3] nennen. Karl Jürgens, wohl der weltlichste Pfarrer, der mir je nächst Robert Haas[4] vorgekommen, würde einen Übergang dieser Ähnlichkeit bilden. Grimmigster Welfenhaß gegen Preußen, abgöttische Vorliebe für die engere Heimat, juristisch advokatorische Fechterkunst, sprudelnde Konversationslust wäre das verwandtschaftliche Band. Doch war Detmold kein öffentlicher Redner.

Für Arnold Ruge hatte ich gegen Heinrich Leo geschrieben[5]. Als die „Evangelische Kirchenzeitung“ nicht aufhörte, gegen die Hegelingen zu eifern, und die Berufung Schellings[6] gleichsam die von obenher vom neuen preußischen Herrscher gewünschte Entscheidung der entbrannten Streitigkeiten sein sollte, hatte ich gesagt: „Jetzt hat Ruge Halle verlassen[7], ein Glück für die

[1] Jahrg. 1844, Nr. 3, S. 42ff. — [2] Vgl. S. 38 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Ludwig Windthorst (1812—91), hervorragender Parlamentarier und Zentrumsabgeordneter für den Wahlkreis Meppen, trat entschieden an die Spitze der ultramontanen Partei, die er straff zusammenhielt; schlagfertig und witzig, errang er als Führer der Opposition bedeutende rednerische Erfolge. — [4] Vgl. S. 203 dieses Bandes, Z. 18ff. — [5] Vgl. S. 322 dieses Bandes, Anm. 1. — [6] Vgl. S. 306 dieses Bandes, Anm. 1. — [7] Arnold Ruge siedelte 1841 von Halle nach Dresden über, da die von ihm begründeten „Jahrbücher“ (vgl. S. 35 dieses Bandes, Anm. 2) ihrer radikalen Richtung wegen unter preußische Zensur gestellt werden sollten. Er führte die Zeitschrift dann in Dresden als „Deutsche Jahrbücher“ fort; doch entzog ihm das Ministerium Falkenstein bald die Konzession.

Wissenschaft, ein Glück für die Stellung derselben zum Staat. Die Verdächtigung schien nur deshalb so überhandzunehmen, weil sich die gegenseitige Erbitterung persönlich auf den Schrittsteinen Halles begegnete. Aber Ruges Wirken ist mehr als eine Universitätsfehde. Sein großartiges, epochemachendes Streben verdient frei zu sein von Gefahren, die ein verengter Horizont nach sich zieht. In Dresden wird ihm ein freierer Blick werden. Er wird über die Vorurteile milder und nachgiebiger urteilen. Es ist nicht nötig, daß Ruge sein freisinniges Wirken bis zu einem Konflikt mit der Staatsgewalt treibt. Lassen sich auch wenige der Symptome einer hereinbrechenden Reaktion, die Ruge prophezeit, in Abrede stellen, so ist doch ein Kampf für Prinzipien ein anderer als für Tatsachen. Es wäre traurig, wenn sich hier ein edler Kämpfer für die Sache des Fortschritts so in seinem Streben verwickelte, daß sein Institut unschädlich gemacht würde, ehe es noch recht populär geworden. Denn das möge Ruge nicht vergessen, daß seine Sache nicht in ansprechendster Form auftritt. Er spricht von Philosophie, wo das minder unterrichtete Publikum das Schlagwort Politik erwartet. Er setzt Vorstellungen von einer Totalität voraus, wo die Masse nur an Einzelheiten haften kann. Sein Hegelscher Standpunkt ist ein solcher Grund, auf welchem Tausende, wenn sie auch gleiche Anschauungen und Wünsche haben, doch nicht mit ihm fortbauen möchten. Alles das zu beherzigen, wird Ruge veranlaßt werden, seitdem er der akademischen Sphäre entrückt ist. Auch die übertriebene Selbstaufreizung gegen Preußen ist nicht anzuraten. Ein Rat im Ministerium ist noch nicht das Ministerium selbst, der Minister ist noch nicht der König, der König von heute nicht der König von morgen. Preußen ist Preußen. Der Augenblick eines offnen Kampfes scheint noch nicht reif, wenigstens nicht für die Feder Ruges, um den es uns leid tun würde, wenn er wie ein schönes, aber unverstandenes Meteor vorübergehen sollte."

Man konnte die Befürchtung vor herannahender Unterdrückung einer Tätigkeit, die sogar dahin verleumdet wurde, daß sie in Religionssachen „Vatermord und Sodomiterei" lehrte (Leosche Anklage), kaum milder aussprechen. Vor der Zensur

hatte ich die Rückhaltsgedanken zu verschleiern: Die Frage der Zeit ist die politische! Was sollen uns eure religiös-philosophischen Debatten! Ließ sich dem allem, möchte ich wiederholen, eine mildere Form geben? Aber dennoch rannte die Ästhetik dieser Schule wie wildes Borstenvieh alles nieder, was sie nicht in ihren Kategorien unterbringen oder für den nächsten Kneipabend als „politisches Lied“ verbrauchen konnte. R. E. Prutz[1] war die Rücksichtslosigkeit selbst. Als dann erst gar die Schule der Sozialisten in die „Jahrbücher“ hereinbrach, die Marx[2], Heß, Engels[3], Jung[4] die „Rheinische Zeitung“ begründeten, da fing jenes Parteitreiben an, das sich bis auf den heutigen Tag nur noch um das kümmert, was zur Partei gehört. Die große Phrase regierte. Auf dem ästhetischen Gebiete schien die politische Lyrik und bei gemäßigter Gesinnten die Weimarer Musenhof-Chronik alles andere verdrängt zu haben.

Der Matador des Jahres 1842 war in Deutschland Georg Herwegh. Die Anfänge dieses schönen Talentes, seine einfachen, natürlichen Weisen kannte ich schon seit Jahren und stand mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Der Reiz seiner Muse lag in der Unmittelbarkeit derselben, in ihrem fortreißenden Schwunge. Seine Lieder waren leichter beflügelt als die Gedichte Karl Becks[5], der einige Jahre zuvor auf längere Zeit nach Hamburg gekommen war, und seltsamerweise von einer „geharnischten“ oder „gepanzerten“ Lyrik auf eine idyllisch zerflossene, fast weichliche überging. Beide hatten Ähnlichkeit in dem beständigen Grübeln und Versunkensein in ihre Aufgaben. Immer waren sie zerstreut, zählten Silben oder suchten ein erhaschtes Bild nicht zu vergessen. Ich muß bekennen, daß ich um solchen Preis, in Gesellschaft immer stumm zu bleiben

[1] Vgl. S. 35 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] **Karl Marx** (1818—83), sozialistischer Schriftsteller und Agitator; 1842 wurde er Redakteur der damals von liberalen Männern begründeten „Rheinischen Zeitung“, der er jedoch eine so radikale Richtung gab, daß das Blatt schon im nächsten Jahre unterdrückt wurde. — [3] **Friedrich Engels** (1820—95), Sozialist, schrieb bereits 1844 Beiträge für die von Arnold Ruge und Karl Marx herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbücher“. — [4] Vgl. S. 193 dieses Bandes, Anm. 2. — [5] **Karl Beck** (1817—79), Dichter; 1838 veröffentlichte er eine Sammlung „Nächte, gepanzerte Lieder“, 1839 „Stille Lieder“.

und an meine Reime zu denken, froh bin, lyrischen Anwandlungen nur selten nachgegeben zu haben. Der jugendlich anziehende Herwegh, mit Augen wie reife schwarze Kirschen, mit einem Teint wie ein Armenier, schwarzen Haares, einem Antinous bis auf die allzu starke Nase nicht unähnlich, war grade das vollkommene Gegenteil eines „Lebendigen"[1], wie sich der junge Poet mit seltsamer Überschätzung der Bedeutung Semilassos[2], des damals längst „Verstorbenen"[3], als Gegensatz genannt hatte. Man mußte ihm die Worte abkaufen. Ein Kreis von Frauen, hingerissen von dem schönen Gedichte: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot", und nicht minder gefesselt vom Eindruck der Persönlichkeit des Dichters, umstand ihn in Frankfurt in getäuschter Erwartung; immer hoffte man, seine buddhistische Versenkung in sich selbst möchte endlich einmal aufhören. Welchen Grund hatte Endymion grade für sein Schweigen damals in Frankfurt? Zedlitz[4], der Dichter der „Totenkränze", gewandter Bearbeiter spanischer Dramen, Lohnpublizist Metternichs, hatte in der „Allgemeinen Zeitung" ein scharfes Epigramm wider Herwegh ergehen lassen, und die Lösung des Rätsels einer Sprechpause, die eine volle Stunde dauerte, wo ich mit drei für Herwegh schwärmenden Damen eine gemeinschaftliche Fahrt von Frankfurt nach Rödelheim, um dort zu dinieren, machte, war die, daß der bei alledem immerfort innerlich Arbeitende, als er befragt wurde, warum er denn so lange geschwiegen, in seinem schwäbischen Ton erwiderte: „Ich suchte einen Reim auf Zedlitz!"

Da ich in Hamburg nach dem Brande mancherlei zu ordnen hatte, so begleitete ich Herwegh auf den Anfang seiner berühmten Triumphreise[5]. Wir nahmen den Weg über Mainz und Köln. In Mainz blieb noch alles stumm. Erst die neubegrün-

[1] Anspielung auf die „Lieder eines Lebendigen", die Herwegh 1841 anonym in Zürich und Winterthur erscheinen ließ, und die er Pückler-Muskau, in Erinnerung an dessen berühmte „Briefe eines Verstorbenen", widmete. — [2] Pseudonym für Pückler-Muskau. — [3] Soll heißen: der Ruhm seines Werkes — die „Briefe eines Verstorbenen" erschienen bereits 1830 — war zur Zeit der Veröffentlichung der Herweghschen Gedichte längst verblaßt. Pückler-Muskau selbst starb erst 1871. — [4] Vgl. S. 50 dieses Bandes, Anm. 3. Zedlitz' „Totenkränze" erschienen zuerst Stuttgart 1827; von seinen Dramen sind hier gemeint „Zwei Nächte zu Valladolid" (Wien 1825) und „Der Stern von Sevilla" (Stuttgart 1830). — [5] Im Oktober 1842.

dete „Rheinische Zeitung" erbaute in Köln die erste Triumphpforte für einen Alexanderzug, der mit einer Gendarmerieeskorte endigen sollte. Die Zeit bedurfte eines Ausdrucks für ihre Stimmungen. „Auf Flügeln des Gesanges" trug sich der neue Schwarmgeist von Ort zu Ort. Die „Liederkränze" wurden die Logen, wo die wandernden Propheten, Weisen und Schalksnarren zuerst einsprachen. Auch mit Hülfe der deutschen Liederkränze wurde Herweghs Triumphzug in Szene gesetzt. Als die Mode des Feierns der Personen vorüber war (weil nachgerade der großen Männer zu viel wurden), hatte sich nur noch Hoffmann von Fallersleben gemerkt, daß man, um in den kleinsten und größten Städten von sich reden zu machen, am besten tut, gleich am Tor nach der Adresse des alldortigen Liederkranzes zu forschen.

Einige Jahre später unternahm auch Berthold Auerbach[1] einen solchen Triumphzug. Der Herweghsche war Nordost gegangen, der Auerbachsche nahm die östliche Linie mehr in gerader Richtung. Der Gefeierte hatte sich aus unerquicklichen Vergrübelungen und Nachempfindungen fremder Lebensmomente herausgerissen und in der Weise, wie schon früher Alexander Weill[2] elsässische Dorfzustände geschildert hatte, Jeremias Gotthelf[3] schweizerische, so nun auch schwäbische Genrebilder geschrieben. Sie waren ursprünglich in einer Leipziger Zeitschrift erschienen und bildeten jetzt als Buch ein Ganzes. Von Mainz nach Frankfurt gekommen, behauptete der Glückliche, dem eine neue Welt der Erfindung in seinen Jugenderinnerungen aufgegangen war, am zahlreich besetzten Mittagstisch eines gemeinschaftlichen Freundes, ihm würde es nicht begegnet sein, daß er dem Könige von Preußen bei einer ihm etwa ebenfalls von Schönlein vermittelten Audienz jene Wahrheiten nicht gesagt hätte, die bekanntlich Herwegh[4] erst von

[1] Vgl. S. 86 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Abraham Weill, genannt Alexandre Weill (1811—99), Publizist, schrieb „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben" (zuerst Stuttgart 1843). — [3] Albert Bitzius (1797—1854) machte sich unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf als Verfasser schweizerischer Dorfgeschichten bekannt. — [4] Georg Herwegh wurde im Herbst 1842 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vorgestellt, wobei der König äußerte, er liebe eine gesinnungsvolle Opposition. Als sich Herwegh jedoch im Dezember 1842 von Königsberg aus in einem

Königsberg aus gleichsam als Treppenwitz auf die Post gegeben. Herweghs ungehaltene Posarede, die in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ erschienen war, ging auf die Verleihung einer Verfassung und die Aufhebung der Zensur. Der neue Triumphreisende (alle Welt wollte beim Erscheinen der „Schwäbischen Dorfgeschichten“[1] im Schwabenton vorzulesen verstehen) behauptete, er an Herweghs Stelle würde die Mahnung sofort angebracht haben. Ich verteidigte Herwegh und behauptete, man könnte in einer solchen von Fürsten gewährten Audienz nicht zu Worte kommen, am wenigsten mit solchen Dingen. „Das wäre!“ lautete die Antwort. Da gäbe es der Behinderungen, fuhr ich fort, so viele, teils in den Umgebungen, teils in der Natur des zur Audienz Empfangenden, teils in der des Besuchenden, daß ich meine Behauptung, auch Auerbach würde weder in Berlin noch Sanssouci Posaspieler werden können, aufrecht hielt, worüber sich dann ein dramatischer Scherz entspann. „Nun wohlan“, sagte ich, „machen Sie Ihre eigne, von Schönlein beim König eingeführte Person, ich will den König machen. Spielen wir beide jetzt gleich die Szene —!“ Aus frühern Begegnungen mit dem Verfasser der „Dorfgeschichten“ wußte ich, daß seine Weise zwar da, wo ihm keine Rücksichten auferlegt sind, eine dominierende war, daß aber überall, wo sich ab und zu zu schweigen und zu hören geziemt, das von ihm Vernommene sofort seine eigenen Gedanken kreuzt, worüber bekanntlich die Menschen nachdenklich werden und zuletzt verstummen. So empfing ich ihn also als König Friedrich Wilhelm IV. mit Lobeserhebungen und Anerkennungen, die ihn schon allein in Verwirrung brachten. Dann folgte auf den bloßen Versuch einer Erwiderung eine solche Anzahl heterogener, nach Mäzenatenlaune plötzlich abspringender und doch organisch in sich zusammenhängender Fragen, Fragen aber des Interesses für Kunst und Literatur, des Interesses für den Besucher, daß die Gedankenverbindung Posas eher auf alles als

Schreiben an den Monarchen, das alle konventionellen Formen vermissen ließ und wider seinen Willen veröffentlicht ward, sehr bitter über das Verbot einer von ihm beabsichtigten Zeitschrift beschwerte, wurde er aus dem preußischen Staat ausgewiesen. — [1] Gemeint sind die „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ (1843—53, 4 Bde.).

auf die Verfassung Preußens und die Deutschland noch fehlende Preßfreiheit kommen konnte, ja überhaupt gar nicht einmal zu einem zusammenhängenden Satze. Der Monarch hatte ihm volle zehn Minuten geschenkt, die Szene war die belebteste, alle Tischgenossen glaubten sich nach Sanssouci versetzt. Aber die Ansätze: „Nordstetten[1] in Schwaben", „Hebel[2] in Karlsruhe", „Spinoza sagt einmal" usw., kamen zu keiner weiteren Ausführung. Das Wort des huldvollen Monarchen: „Habe mich gefreut", war gefallen, und der diensttuende Kammerherr blies zum Rückzuge.

Für die Bühne zu arbeiten, hemmte mich die bei jedem Stoff, der erwogen wurde, sich aufdrängende Zensur. Sie schwang eine doppelte Geißel, die des Staates und die der Hoftheaterintendanzen. Für die Stadttheater zu schreiben, konnte nichts reizen. Eine „Gräfin Esther"[3] hatte, ins Italienische, Emilia Galottische übersetzt, die Geschichte jener Gräfin Dönhoff[4] werden sollen, die sich überreden ließ, für Friedrich Wilhelm II. eine würdige, ihn aus seinem Verhältnis zur Lichtenau[4] lösende, „veredelnde" Mätresse zu werden. „Um Gottes willen, wer führt denn das auf?" riefen die Schauspieler, Jean Baptiste Baison[5] an der Spitze, der, wie mir, so fast allen jüngern Dramatikern, die damals für die Bühne zu schreiben begannen, nützlichen Rat erteilte.

Auch ich hätte in manchem Jahre Deutschland durchziehen und meiner Person die Erfolge einiger meiner noch jetzt gegebenen Stücke zugute kommen lassen können. „Zopf und Schwert", „Urbild des Tartüffe" waren „Sensationsdramen" geworden. Ich hätte mir nur die Relais[6] an den Theatern und bei den befreundeten Darstellern zu bestellen brauchen. Es

[1] Geburtsort Berthold Auerbachs. — [2] Johann Peter Hebel (1760—1826), Dialektdichter und Volksschriftsteller; weite Verbreitung fanden seine „Alemannischen Gedichte" (Karlsruhe 1803). — [3] „Vermischte Schriften", Bd. 4: „Vor- und Nachmärzliches", S. 1ff. (Leipzig 1850). — [4] Sophie Friederike Gräfin Dönhoff (1768—1834) ward 1789 Hofdame der Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. von Preußen und diesem am 11. April 1790 zur linken Hand angetraut. Doch wurde sie schon im Juni 1792 infolge der Ränke der Geliebten des Königs, Wilhelmine Gräfin Lichtenau (vgl. S. 306 dieses Bandes, Anm. 5), vom Hofe verwiesen. — [5] Vgl. S. 41 dieses Bandes, Anm. 3. — [6] Ort, wo für Reisende frische Pferde bereitstehen.

würde mir überall derselbe Jubel entgegengekommen sein, den ich in Leipzig, Dresden, Breslau antraf, wohin ich auf andre Anlässe reiste. In Leipzig zogen mich Lortzing[1] und Ballmann[2] an die Lampen, in Dresden Emil Devrient[3] und Dittmarsch[4]. Immer war mir diese Auszeichnung peinlich. Ich verweile bei dem Gegenstande, um einen gewissen Vorgang zu berichtigen, den zu meinem Erstaunen Heinrich Laube für interessant genug befunden hat, ihn in seinem Buche „Das Burgtheater", S. 96, zu erzählen, doch in einer Weise, die von Anfang bis zu Ende falsch ist.

Im Jahre 1856 wohnte ich in Wien der ersten Vorstellung meines Schauspiels „Ella Rose" bei[5]. Fast nach jedem Akte und am Schluß wurde ich in so stürmischer Weise gerufen, daß man selbst aus den kaiserlichen Logen den Ruf nach meinem Erscheinen vernahm. Aber Heinrich Laube verbot, den Vorhang aufzuziehen. „Demonstrationen solcher Art schaden unsrer Stellung!" hieß es wörtlich aus seinem Munde. „Du gibst mir dein Ehrenwort und gehst nicht hinaus!" rief mir der Direktor mit einer Leidenschaft zu, die alle Umstehenden betroffen machte. „Das sind Demonstrationen, wird es heißen! Dergleichen paßt hier nicht! Wir sind in Wien! Meine Stellung erlaubt's nicht!" Nach jedem Akt ging Laroche[6] statt meiner hinaus und dankte. Das Publikum, das mir auf den Stiegen begegnete und mich nicht kannte, die Damen, waren, in wienerischer Weise, vor Zorn über „die Unverschämtheit, nicht zu kommen", geradezu außer sich. Natürlich mußte es das Stück entgelten. Bei Publikum und Kritik. Als abends nach der zweiten Vorstellung bei Frau Rettich[7] Friedrich Halm[8] den eben aus dem Theater kommenden Direktor fragte: „Wie

---

[1] Vgl. S. 311 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Max Ballmann (1778 bis 1859), Schauspieler, gehörte 1832—52 zum Verbande des Leipziger Stadttheaters. — [3] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 4. — [4] Karl Dittmarsch (1790—1872), Schauspieler, war von 1832 an am Dresdener Hoftheater. — [5] Am 10. April 1856. — [6] Karl Laroche (1794—1884), Schauspieler, gehörte seit 1833 dauernd zum Wiener Hofburgtheater. — [7] Julie Rettich, geborene Gley (1809 bis 1866), Schauspielerin, wirkte 1830—33 und seit 1835 bis zu ihrem Tode am Hofburgtheater in Wien. Sie war mit Halm innig befreundet. — [8] Freiherr von Münch-Bellinghausen (1806—71), bekannt als Dichter unter dem Pseudonym Friedrich Halm.

war's heute?" antwortete dieser mit sichtlicher Befriedigung: „Flau". Ich stand in der Nähe und hörte den wohlwollenden Bericht, das absolute Gegenteil jener an obiger Stelle gemeldeten edlen Absichten.

Das Los des deutschen Dramatikers läßt sich mit dem des französischen nicht vergleichen. Überall treten jenem Hindernisse, Schikanen, Gehässigkeiten in den Weg. Als ich schon bei meinem vierten Stücke war, hatte sich Küstner[1] in München noch nicht über die Zulassungsfähigkeit von „Richard Savage" schlüssig machen können. Es ist traurig in Deutschland, daß der Dramatiker das Opfer entweder von vornherein vorurteilsvollen oder feigen oder, was am häufigsten der Fall ist, diplomatisierenden Theaterchefs ist. Letztere sind meist Emporkömmlinge, die ihre Stellung nie recht für gesichert halten. Ein ungnädiger Blick im Logengange oder gar eine abfällige Äußerung einer alten Prinzessin bringt sie zur Verzweiflung. Über eine Vorlesung meines „Zopf und Schwert" in Sanssouci soll Friedrich Wilhelm IV. gelacht haben, aber für die königliche Bühne durfte das durchweg patriotisch gefühlte Stück nicht existieren. Ich hatte es 1844 im Sommer[2] auf einer Reise nach Italien geschrieben im Hotel Reichmann zu Mailand. Ein Gartenzimmer und das völlige Fremdsein im Orte erlaubte das behaglichste „Kombinieren". Der Erfolg war überall ungeteilt. Nur verschlossen sich die Hoftheater. Ein König, der in Hemdärmeln geht, war das möglich? Endlich brach doch Dresden den Bann. Und als es gar hieß, der jetzige Kaiser von Rußland, damals Großfürst, sei zugegen gewesen bei einer Vorstellung und hätte gelacht und applaudiert, da kamen denn allmählich auch München und Stuttgart, bis plötzlich auch hier wieder der König die Wiederholungen nicht sehen mochte — der „weißen Frau" wegen, die im Stück erwähnt wird, da dieser unheimliche Spuk auch im Hause der guten Wirte am Berge umgeht. Ihr habt leicht spotten, ihr Wiener Feuilletonisten mit eurer Frivolität und Blasiertheit, z. B. über ein Stück wie „Ein weißes Blatt!"

---

[1] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Irrtum; muß heißen im Mai 1843; die Uraufführung fand bereits am 1. Januar 1844 in Dresden statt.

über seine einfachen Motive! Ihr seid die in schweren Kleiderstoffen hereinrauschenden Kurtisanen gewohnt, den Pariser Marquis, die frivole Ehe dos à dos — ich sehe die tausend Ofenheims, die euer Publikum bilden, sehe sie die Lorgnette einkneifen und sich äußern: „Wie überlebt! Wie gewöhnlich!" Aber wenn man nicht zur Misère der Bankerutte griff, was blieb denn damals übrig, als zurückzugreifen in die einfachste Gemütswelt! Auf einem Terrain, wo man wenig Treue, Dankbarkeit, Aufopferung kannte, mußte man sich mit Gewalt behaupten und geriet infolgedessen gezwungenerweise auf das absolut Harmlose. Dennoch wurde jeder Neuling von den Bühnenlenkern mit offnen Armen empfangen. Was wurde da nicht beiseite geworfen! Um Seifenblasen, die wie bald zerplatzten! Die bewährten Stücke ließ man absterben. Auch weil die Darsteller zu feist für Idealgestalten wurden. Aus „Pietät" für ein paar alte, invalide Schauspieler, denen man nicht den „Todesstoß" geben wollte, wenn man ihnen die Rollen zu Stücken abholte, in denen sie seit zehn Jahren — nicht mehr gespielt hatten, ließ man lieber die Stücke selbst vermodern.

„Ein weißes Blatt" ist erst durch eine spätere Umarbeitung[1] zu kräftigerm Rückgrat gelangt. Gewiß haben diejenigen recht, die hier und öfters bei mir tadelnd von einer schwanken Führung der Handlung gesprochen. Aber der Irrtum, den diese Kritiker (und in welch böswilliger Weise ist es später geschehen!) in der Unklarheit meiner Herzenszustände finden, war in einer ästhetischen Ansicht zu suchen. Von je hat sich mein kritisches Gewissen gegen die scharfgezeichnete Fabel, z. B. die absolute Kontinuität in den Fakten einer Erzählung, gesträubt. Das Leben gibt uns selbst in den Begebnissen, die in den Schwurgerichtsverhandlungen zur Sprache kommen, nur Zufall auf Zufall. Man glaubt etwas zu wollen und zu verfolgen, und die Umstände irritieren unsern Willen und unsre Handlungsweise. Das Komische und das Ungeheure, beides stellt sich nach dieser Anschauung meist als zufällig, unvorbereitet, harmlos heraus. Balzac hat sich nach dieser Anschauung des Lebens gebildet.

[1] 1860.

Aber ich gestehe es, die Geringschätzung des vom nüchternen Verstande wie eine Anklageakte entworfenen Gerippes hätte mich mit der Zeit abwärts führen können, wenn ich nicht glücklicherweise eine Arbeit, die aus dieser fast prinzipiellen Lässigkeit der Handlungsdurchführung entstand: „Die beiden Auswanderer", in aller Ruhe und in einer weder durch Beifall noch durch Zeichen des Mißfallens unterbrochenen Vorstellung selbst mitangesehen hätte.

Es war ein kalter Wintertag, als ich mich anschickte, zweien Einladungen zur Ansicht der ersten Vorstellung des genannten, in meiner Dramensammlung nicht erschienenen Stückes zu folgen. Die eine lautete nach Karlsruhe und kam von Ludwig Dessoir[1], die andere nach Wiesbaden, wo mir der jetzige Meininger Direktor Grabowsky[2] ein besonderes Wohlwollen zeigte. Beide waren Regisseure. Ich sah die Vorstellung in Wiesbaden[3] und war davon, obschon sie gut szeniert war, so wenig erbaut, fand sie so wenig auf die Empfänglichkeit eines Publikums begründet, daß ich mich voll Mißmut in Kastel auf den Rheindampfer begab, der mich nach Mannheim führen sollte. Von dort hätte ich nach Karlsruhe die Post nehmen müssen. Aber schon unterwegs ergriff mich eine Stimmung, die mich in späterer Zeit überwältigt hat. Das ewige Mäkeln der Tonangeber, deren Berechtigung zum großen Wort ich nicht anerkennen konnte, das Nachwirken der Menzelschen Verurteilung, die Selbstsucht der Freunde, die Zumutung, sich erst demütigen zu sollen, ehe man die Gunst der Großen gewinnt, das ewige Arbeitenmüssen, um existieren zu können, alles trug dazu bei, mir mein Streben zu verleiden. Der Erzähler dieser Biographie hat seinen Entwicklungsgang vor den Augen des Publikums durchgemacht. Er wuchs aus gleichsam sichtbar zutage liegenden Wurzeln und arbeitete sich erst allmählich aus Stimmungen des Gemüts und der Parteinahme zur Objektivität heraus. Die klare Anschauung, wie sich sein eignes Gebilde gegen die Kunstregel oder die Ge-

---

[1] Ludwig Dessoir (vgl. S. 141 dieses Bandes, Anm. 11) wirkte 1839—49 am Hoftheater in Karlsruhe als Nachfolger Karl Devrients. — [2] Karl Grabowsky (1805—83) war seit 1863 Leiter des Hoftheaters in Meiningen. — [3] Sie fand am 30. Oktober 1844 statt.

schichte der Literatur oder die Kaprizen des Publikums abhob, kam ihm erst spät. Der parteiische Eifer für die Zeitfragen hatte sich gemildert. So grübelnd und dem verdrießlichen toten Abend nachdenkend, fuhr ich rheinaufwärts in dem schwerfälligen Schiff. Gegen Abend hätte ich in Mannheim sein können. Überwältigend war da ebenfalls die trübe Erinnerung[1]. Unmutsvoll blickte ich in die Wellen, in den sich kräuselnden Schaum, den das Schiff zurückschleuderte. Die auf und ab gehenden Stempel der Maschine drückten mir das Auf und Ab, den monotonen Gang der Pflichten des Lebens aus. Das Gefühl der Verantwortung, die uns die Gesellschaft, die Sitte, die Familie auferlegt, ohne daß irgendeines die Kämpfe ahnt, die in unserer Brust durchgemacht werden müssen, wurde so mächtig, daß ich die nächste Gelegenheit einer Landung ergreifen mußte, um mich zurechtzufinden. Ich sah mich nach einem Wirtshause um, zunächst um an Dessoir zu schreiben, daß ich zu kommen verhindert sei. Dann wollte ich umkehren, froh, dem nochmaligen Anblick eines invita Minerva[2] geschriebenen Stückes entronnen zu sein. Ich stand an einer stattlichen Herberge, dem sogenannten „Gelben Hause", das vor Jahren allen Liebhabern einer ausgesuchten Küche auf zehn Meilen in der Runde bekannt war. Damals lag das Haus noch einsam am Rheine. Die malerische Umgebung des Stromes war auf der rechten Seite entschwunden, auf der linken wandte sie sich den Höhen des Donnersberges zu. Die Fenster des winterlich kalten, bald sich erwärmenden Zimmers ließen weit hinaus in die Ferne sehen. Der Flug eines Raubvogels, der nach dem Odenwald seine Beute trug, ließ sich verfolgen durch die weite Ebene der blauklaren, schneidenden Luft. Hier blieb ich zwei Tage allein. Mit ungesprochenen Monologen und Briefe schreibend. Daß ich daheim auf dem Schreibpult ein neues fertiges Stück liegen hatte: „Das Urbild des Tartüffe", gab mir keinen Mut. Die Abhängigkeit der Erfolge von der Darstellung, der Vertrieb, das Abwarten des Entgegenkommens, die Nichtmitwirkung des

[1] An die Anfang 1836 dort verbrachte vierwöchige Haft; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 192, Z. 12 ff. — [2] Sprichwort bei Cicero und Horaz: „ohne die Gunst Minervas", hier soviel wie: ohne Gunst der Musen.

Autors schon beim ersten Prüfen und Lesen eines Stückes — es ist das alles in Deutschland zu, zu widerlich und abschreckend.

„Wir haben den Darsteller nicht!" hört man wohl von manchen, die wenigstens sogleich antworten. In Frankfurt wäre mein „Weißes Blatt" beinahe gefallen durch die gefeierte Karoline Lindner[1]. Die Dame spielte die gealterte Beate und war — wirklich alt. Nach Versicherung des satirischen J. B. Baison[2] war die Körperfülle derselben so groß, daß „zwei Schneider in der Garderobe an beiden Enden das Schnürleib aus Leibeskräften anziehen müßten, um ihr nur eine Taille zu machen". Diese Darstellerin riß als Margarete in den „Hagestolzen"[3] und eines der Suschen und Lieschen Claurens in den zwanziger Jahren alles zur Bewunderung hin. Aber in ihren spätern Jahren bestand ihre Redeweise nur aus kurzen Sätzen von je drei bis vier Worten; immer mit einer flötenden herzinnigen Stimme, die traditionell bezaubernd sein sollte, aber in Wahrheit keine Rolle mehr zur Geltung brachte, wenn diese nicht mit dem Effekt der Situation für sich selbst wirkte. „Ihr Schauspieler", rief ich schon damals, „wenn ihr nur wüßtet, daß euern Hervorruf an dieser Stelle nur der Dichter gemacht hat; daß das Lachen des Publikums bei jenem Scherze ganz unmöglich gewesen wäre, wenn es hätte abhängen sollen von eurem unsichern Schwimmen mit dem Souffleur, von eurem dunkeln Erinnern auf die überstandenen drei Proben! Eben donnert ihr, um euch ein Air zu geben und dem Direktor zu imponieren, dem Souffleur zu: ‚Soufflieren Sie nicht, nur anschlagen!' Und wenn der Ärmste unten in dem Rettungsapparat des deutschen Komödiantentums dieser Weisung folgt und wirklich nur die Anfänge der Sätze hervorhebt, so schreit der Matador wieder: ‚Aber, himmeltausend usw., jetzt schweigen Sie ja ganz still!'" Diese Karoline Lindner war in die Vierzig gekommen und machte mit Widerstreben den Übergang zu jenen Partien, zu denen die gleichfalls von ihr sozusagen dem Souffleur nachgesungene Lady Macclesfield in meinem „Richard Savage" ge-

[1] Karoline Lindner (1797—1863), Schauspielerin, wirkte seit 1816 am Frankfurter Stadttheater. Die Aufführung fand am 14. November 1842 statt. — [2] Vgl. S. 41 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] Lustspiel von Iffland.

hört hatte. Die allgefeierte, im Umgang liebenswürdige und in guten Momenten, wo eben der Dichter dafür gesorgt hatte, und vollends in Lokalstücken durch Einzelheiten noch immer zündende Darstellerin war unvermögend, eine Rolle zu lernen. Sie hatte sich ein Vermögen erworben und besaß einige Häuser in der Stadt. Das zerstreute sie. Sowie sie an die Lampen trat, schien sie die Besinnung zu verlieren. Baison, ihr Kollege, sagte: „Sowie sie die Menschen sieht, die da vor ihr sitzen, fallen ihr die Mietszettel ein, die an ihrer Haustür hängen!" Die Rolle der Beate im „Weißen Blatt" mußte einer Schauspielerin zufallen, bei welcher die Äußerung der Tony: „Sieh, ein weißes Härchen!" kein allgemeines Gelächter hervorrief.

Solchen und ähnlichen Erfahrungen nachdenkend, die Zersplitterung des deutschen Theatertreibens, das jede der deutschen Städte für die andere maßgebend machte, verwünschend, begab ich mich in meine Klause auf dem Frankfurter Hirschgraben, dem Goethehause gegenüber, zurück, ließ das in Reserve liegende Stück drucken und versandte es. Es erlebte einen großen Erfolg[1]. Von Ovationen, Hervorrufungen, Zahl der Darstellungen zu berichten, widersteht mir. Die leichte Behandlung des historisch Richtigern, die ich mir bei einigen Persönlichkeiten des Stücks vorzuwerfen hatte, bestimmte mich später, die Bühnen zu bitten, den Präsidenten Lamoignon in La Roquette zu verwandeln. Es dauerte lange, bis die oft erneuerte Bitte Erhörung fand.

Wie sich in Frankfurt am Main durch Besuche der Kreis von literarischen Beziehungen mit Adolf Stahr[2], Karl Rosenkranz[3] u. a. mehrte, so durch jeweilige kleine Reisen. In Dresden stand mir Julius Mosen[4] nahe, den ich vielleicht schon 1833 begrüßt hatte. Dieser drückte mir schon früh die mit glücklichen Mitteln erworbene Kunst aus, sich eine Huldigungsgemeinde zu bilden. Ich konnte von seinen opernhaft gearbeiteten Dramen nicht grade enthusiastisch denken, sein „Kongreß von Verona"[5]

[1] Die Uraufführung fand am 15. Dezember 1844 in Oldenburg statt. — [2] Adolf Wilhelm Stahr (1805—76), Schriftsteller. — [3] Vgl. S. 57 dieses Bandes, Anm. 4. — [4] Julius Mosen (1803—67), Dichter, lebte 1834—44 als Advokat in Dresden, wo er bald zu literarischem Ansehen gelangte. — [5] Historisch-politischer Roman (Berlin 1842, 2 Bde.).

war eine fleißige, saubre Arbeit, seine Novellen waren Phantasiegebilde altromantischen Stils, seine Gedichte boten bis auf die zufällig zur Polenzeit in Schwung gekommenen „Letzten Zehn vom Regiment“ nichts besonders Originelles, und dennoch fand ich die sächsische Enthusiasmierungsbefähigung in Tätigkeit, ihm in Dresden einen stattlichen Kultustempel zu bauen. Sein erster Priester hieß Adolf Peters[1], ein Dichter, dessen dithyrambischer Schwung noch über den pindarischen ging. Alle waren es vortreffliche, liebenswürdige Menschen, der Meister obenan. Sie versammelten sich, tranken Tee, setzten sich zuletzt um einen von feingebildeten Frauen geordneten Tisch und ließen einander leben, der Bedeutendere den Unbedeutenderen, der Maler den Musiker, der Musiker den Dichter, der Dichter den Bildhauer. In der Presse spiegelte sich das schöne harmonische Bild wider. Zu solchem Groß-Kophthatum hatte mir die Natur das Talent versagt.

Die kämpfende, ringende Stellung der Literatur begegnete mir schon eher auf einer Reise nach Wien. Da lebten „unverstandene“ Geister, die in Wien nur als Personen vegetierten, mit ihren Werken aber in Leipzig und im „Reiche“ spukten. Es war im Frühjahr 1844[2]. Sogar Fürst Metternich beschied mich zu sich, ohne irgendein Ansuchen meinerseits. Auch hier wäre die Posarolle ebenso unmöglich gewesen wie in Sanssouci[3]. Wer den gewohnten Gang seiner Lebensbeziehungen unterbricht, als Fürst oder Minister eine Gunst in seinem Sinne, eine Audienz, gewährt, hat den Anspruch, daß man innerhalb der gewohnten Lebensverhältnisse des Berufenden bleibt und nichts herauskehrt, wozu wir nicht erwartet wurden. Die Möglichkeit, daß ein feiner Kopf gewußt hätte, seinen Antworten z. B. auf die Frage: „Wie gefallen Ihnen die Vorstellungen des Burgtheaters?“ eine Wendung zu geben auf die Enthüllungen des englisch-russischen Portfolio über die orientalische Frage, will ich nicht in Abrede stellen. Ein Wiener feuilletonistischer Tausendsappermenter hätte es vielleicht zustande gebracht. Aber wie nun, wenn die höhergestellte Person diese Rede wohl-

[1] Adolf Peters (1803—76), Mathematiker, versuchte sich auch mehrfach mit Erfolg auf poetischem Gebiet. — [2] 1845. — [3] Vgl. S. 330 dieses Bandes, Z. 1 ff.

gefällig anhört, dann aber nur sagt: „Sie brauchen das Wort Portfolio? Warum sagen Sie nicht Gelbbuch, da bei uns die gelbe Farbe in solchen Fällen vorwaltet? Die Engländer sagen Rotbuch wegen dem bekannten roten Faden — Sie wissen doch — das Schiffstau — apropos, waren Sie schon im Arsenal von Venedig?" Nun ist der rote oder gelbe Faden der orientalischen Frage verloren, und die Diskussion bleibt entweder bei sprachlichem Purismus oder bei der Heraldik oder bei statistischen Betrachtungen über die Fortschritte der österreichischen Marine stehen, wo dann der Versuch, auf die orientalische Frage zurückzukommen, zwar ermöglicht wird, aber schon wieder durch Betrachtungen der hohen Person über die mangelhaften Burgtheater-Dekorationen im „Kaufmann von Venedig", die falsche Zeichnung des Markusplatzes, unterbrochen wird. Der Fürst, halb taub ohnehin, sprach nur von den alten Zeiten des Burgtheaters, seinem seltenen Besuche desselben, seinen gegenwärtigen Leistungen, vom Spiel der Franzosen und Engländer und einigen persönlichen Allotrien, die mir so vollständig in der Schilderung dieser Begegnung in meinem „Zauberer von Rom" (Otto Jankesche Ausgabe, Band IV) aufgegangen sind, daß ich auch in meinen „Lebensbildern" (Band II, S. 190[1]), wo ebenfalls diese Begegnung erzählt wurde, auf jene poetische Wiedererneuerung habe verweisen müssen. Das wußte ich aus guter Quelle, daß ihm meine „Öffentlichen Charaktere", die im Jahre 1835 in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen waren, Veranlassung geboten hatten, sich nach mir zu erkundigen. Kürzlich las ich diese Schilderungen wieder und urteile objektiv, wenn ich sage, daß es ihn überraschen durfte, als er erfuhr, diese geschichtskundigen Porträts damaliger Staatsmänner hätte ein junger Mann von 24 Jahren geschrieben. Fürst Bismarck kann sie noch heute als Varziner Lektüre benutzen.

Die Sonne schien so frühlingshell durch die Fenster des kleinen Kabinetts, daß die Aussicht nach dem Augarten über die Bastei hinweg und dem zusammengekauerten, magern, mit Perücke bedeckten, tauben Staatskanzler diesem noch eine gewisse

[1] Stuttgart 1869.

Beleuchtung von Frische und Leben gewährte. Doch hätte man ihm nicht zutrauen sollen, daß er damals noch nach allen Seiten hin hetzte und schürte und dem revolutionären Geiste Fallen legte. Damals hatten die Schweizer Wirren begonnen. Der Sonderbundskrieg[1] war eine Anstiftung Metternichs. An die damalige preußische Politik brachte ich ihn nahe heran. Das Thema, ob Professoren an ihrem Platze seien, wenn man ihnen Ministerportefeuilles in die Hand gäbe (Ancillon[2], über den ich geschrieben hatte, Eichhorn[3]), entlockte dem Minister ein bedeutsames Lächeln und mehrfache Hms! Hms! brachte ihn aber nur auf die deutschen Universitäten, deren er einige für zu klein erklärte, als daß sie noch die volle Würde der Wissenschaften wiedergeben könnten.

Aus damaliger Zeit treten mir zwei tragische Gestalten entgegen, die mit so viel frischen, lebendigen Hoffnungen auf die Welt und die Zeit blickten und in einigen Jahren das Los haben sollten — hingerichtet zu werden. Ich sage hingerichtet, nicht standrechtlich erschossen! Warum erleichtert Ihr den Aussprechern und Vollstreckern solcher Todesurteile das Ungeheure ihrer Strafforderung durch die Phrase: Zu Pulver und Blei verurteilt?! Warum wird in diesem Falle das schon dem Kindesohr schreckhaft eingeprägte Wort „Hinrichtung" vermieden? Übersetzte man sich all die Gelegenheiten, wo in den letzten Zeiten das Erschießenlassen stattgefunden hat, in ebenso viele Guillotinierungen, ich glaube, der Respekt vor unsrer Zeit würde zur Besinnung kommen und sich sagen: Wir haben nicht nötig, uns über die französische Revolution so besonders erhaben zu dünken!

Eduard Bauernfeld[4], der sich den am klügsten gewählten Stand des Schriftstellers, den Zölibat, erwählt hatte, führte

[1] Die sieben katholischen Kantone der Schweiz schlossen 1845 einen Sonderbund, den sie gegen unbefugte Beschlüsse des Gesamtbundes militärisch organisierten. In dem im November 1845 ausbrechenden Sonderbundskrieg unterlagen sie jedoch den übrigen Kantonen. — [2] Johann Peter Ancillon (1767 bis 1837), preußischer Staatsmann. — [3] Karl Friedrich Eichhorn (1781—1854) war 1803—32 Universitätsprofessor, widmete sich aber seit 1833 dem praktischen Staatsdienst. — [4] Eduard Bauernfeld (1802—90), sehr fruchtbarer deutsch-österreichischer Lustspieldichter, war Junggeselle und als glänzender und witzsprühender Gesellschafter der Liebling der Wiener.

eine Anzahl Freunde in ein später zu großer Bedeutung gelangtes Haus, das des Fabrikanten Hornbostel[1]. Auch dieser intelligente Industrielle ahnte schwerlich, daß ihm noch ein Ministerposten beschieden sein würde, noch weniger ahnten es die Damen des Hauses, die nur in Kunst und Literatur lebten, nur in der Sorge für die Füllung ihrer Albums, nur im Genuß des Vorrechts, im Leben dieses oder jenes Dichters die beglückende Fee spielen zu dürfen. Vom reichen Diner angeregt, sprach sich der vom Rhein gekommene Doktor Becher[2], eine lange, hagere, hektische Gestalt, über alles aus, nur nicht über Dinge, die ihm auch nur die Ahnung hätten wecken können, daß er je etwa nur zu einer vertraulichen Rüge aufs Polizeiamt zitiert werden konnte. Leutnant Messenhauser[3] war ruhiger. Aber nicht wie Cassius. Er schrieb Novellen. Ein Gedicht in Witthauers Modewochenschrift[4] untergebracht zu haben, war neben dem Avancement das höchste seiner Ziele. Wir schlenderten über dasselbe Glacis, das jetzt mit Palästen bedeckt ist. Keine Reminiszenzen des Konvents waren es, die da in die Lüfte drangen. Keine Schmerzensschreie über die zerrütteten Zustände Österreichs, über die Polizeiwirtschaft Kolowrats[5] und des Erzherzogs Ludwig[6], die schon damals Metternich „kaltgestellt" und auf seine diplomatischen Spielereien verwiesen hatten. Das Feuer des Doktor Becher, der damals in Wien als eine Autorität in Musiksachen galt, loderte nur für die Fragen der Kunst, für Beethoven, für gewisse

---

[1] Friedrich Theodor von Hornbostel (1815—88), Großindustrieller, war 1848 vorübergehend Handelsminister. — [2] Alfred Julius Becher (1803—48) wurde als Hauptführer der Wiener Oktoberrevolution am 23. November 1848 in Wien standrechtlich erschossen. — [3] Cäsar Wenzel Messenhauser (1813—48) kam 1840 als Leutnant nach Wien, war 1848 Kommandant der Nationalgarde und wurde am 16. November wegen Bruches der Kapitulation standrechtlich erschossen. — [4] Gemeint ist Friedrich Witthauers (1793—1846) „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode". — [5] Franz Anton Kolowrat (1778—1861) wurde 1826 von Kaiser Franz als Gegengewicht gegen Metternich in das Staatsministerium nach Wien gerufen, wo er seinen Einfluß im Sinne einer versöhnlichen Politik geltend machte. — [6] Ludwig Joseph Anton, Erzherzog von Österreich (1784—1864), jüngster Bruder von Kaiser Franz I., war seit 1835 Chef der aus dem Erzherzog Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten geheimen Staatskonferenz. Er war ein zäher Anhänger des alten Systems und zog sich 1848 von den Staatsgeschäften zurück

Notenübergänge, die den Kontrapunktisten in alle Himmel versetzen konnten. Wäre Richard Wagner zugegen gewesen, beide hätten sich über ein Theater der Zukunft vereinigt und die Nationen zu den beglückten Sklaven nur des siebenfachen B.s gemacht. Ein Kampf mit Kroaten, eine neue Belagerung Wiens — da hätte den Knaben von Sais, der einen so geheimnisvollen Schleier aufgehoben, vor Verwunderung der jähe Tod getroffen.

Betty Paoli[1], die damals nur erst sinnige Dichterin, noch nicht Rezensentin des Burgtheaters und Kritikerin, wohnte im Hause der Fürstin von Schwarzenberg, einer ehrwürdigen, unterrichteten, scharf urteilenden Dame, deren Sohn oder Neffe, ich weiß es nicht, der bekannte „Lanzknecht" war. Letzterer, Fürst Friedrich Schwarzenberg[2], vertrat eine politische Anschauung, die noch über die Metternichsche hinausging. Nach dem „Lanzknecht" waren auf alle Throne, zunächst auf den französischen, die legitimen Herrscher zurückzuführen. Der Adel hatte bei ihm ganz besondere Missionen, wofür natürlich auch die entsprechenden Privilegien zu geben waren. Er hatte für Don Carlos ins Feld zu rücken, dafür aber auch die Prärogative für eine Menge Rechte, deren Ausübung den Bürgerstand in die Lage geführt haben würde, sich wiederum seinerseits durch Gilden einen gewissen äußeren Schutz gegen Übermut zu sichern, womit der Fürst einverstanden war. Der Rest, der Mob, war zum Zusammengeschossenwerden oder dergleichen bestimmt. Diese Weltanschauung ist eine dem österreichischen Adel so gemeinsame, daß sie sich sogar mit allen Blumen moderner Bildung, mit Zitaten aus Byron, Ironien aus Heine bei ihm verbindet. Selbsterlebtes, „als Manuskript gedruckte" Erinnerungen an Sonnenuntergänge auf Ischia und Capri, hier ein Bonmot vom Fürsten Ligne[3], dort eine Strophe

[1] Betty Paoli (1814—94), eigentlich Barbara Glück, Dichterin, schrieb nach 1850 als ständige Mitarbeiterin der „Österreichischen Zeitung" und des „Wiener Lloyd" die Kritiken über die Aufführungen im Burgtheater. — [2] Friedrich Fürst zu Schwarzenberg (1800—70), österreichischer General und Schriftsteller, schrieb unter anderem ein Buch „Aus den Wanderungen eines verabschiedeten Lanzknechtes". — [3] Karl Joseph, Fürst von Ligne (1735—1814), österreichischer Feldmarschall.

von Manzoni[1] — das ist die Schule, der sogar Kaiser Maximilian der Ärmste[2], das Opfer von Queretaro, angehörte. Liest man, was der letztere geschrieben, so möchte man sagen, seine Mission sei gewesen, Feuilletonist einer Wiener Zeitung zu werden. Freiherr von Hammer-Purgstall[3], der nicht ganz zuverlässige Orientalist, wurde noch in Wien, und der nicht ganz zuverlässige Okzidentalist von Hormayr[4] in München von mir — nicht besucht, nicht als Interviewer molestiert, sondern nur auf gewünschte und vermittelte Begegnung kennen gelernt. Titel und Orden, das sah ich wohl, war die Sehnsucht aller dieser Männer. Wie Gretchen sagt: „Am Golde hängt doch alles." Hier waren die Ehrsüchtigen Adlige, Beamte, vielleicht angewiesen auf Glanz und äußre Würde. Aber schon lange sah ich auch literarische Kameraden abschwenken in die Sphäre des ewigen Emporstrebens nach äußerm Schimmer, nicht zufrieden, bis dem Ehrgeiz die erzielten Treffer zugefallen. Jetzt denke ich über diese Erscheinung ruhiger als damals. Wenn sich der Trieb im Menschen auf letztliche Anerkennung seiner Verdienste sozusagen versteift und seine Person in dem gräulichen Nivellement des täglichen und namentlich jetzigen Lebens fürchtet, mit Füßen getreten, übergerannt, ignoriert zu werden, dann sucht sie sich durch äußerliche Dinge zu markieren und ihres Wertes gleichsam handgreiflich, ja ordentlich vor sich selbst zu versichern. Und doch schüttelt man den Kopf über noch nicht gealterte Männer, die schon eine Brust voll Orden zeigen, die sie alle erbettelten! Denn ohne die Initiative, die man selbst zu geben hat, erhält man doch wohl in den seltensten Fällen einen Orden.

Wieder hatten einige Anläufe auf dramatischen Erfolg das „Löken wider den Stachel" gezeigt. Bei einem Stoffe wie „Pugatscheff"[5] rief mir jedermann zu: Was fällt Ihnen nur ein?

---

[1] Alessandro Manzoni (1785—1873), namhafter italienischer Dichter, Begründer der romantischen Schule in Italien. — [2] Ferdinand Joseph, Erzherzog von Österreich, als Kaiser von Mexiko Maximilian I. genannt, geb. 1832, wurde am 19. Juni 1867 in Queretaro erschossen. — [3] Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (1774—1856), berühmter Orientalist. — [4] Joseph Franz von Hormayr (1782—1848), österreichischer Geschichtschreiber. — [5] 1844. Das fertige Drama erschien erst 1847 („Dramatische Werke", Bd. 4; Leipzig 1847).

Das gibt man ja nicht in Berlin, nicht in Wien, nicht in Dresden, nicht in München —! Aber leider war es meine Art, von einer Vorstellungsreihe, die mich einmal ergriffen hatte, von einem Szenenbau, der meine Phantasie beschäftigte, nicht zu lassen. Und noch törichter, ich war in solchen Dingen Optimist! Ich bildete mir ein, daß sich z. B. die deutschen Höfe schämen würden, sich in solchem Grade von russischen Beziehungen abhängig zu machen. Aber nach sechs Monaten der angestrengtesten Arbeit war das Ergebnis, daß man sich überall scheute, ein deutsches Stück zu geben, bei dem sogar schon darin ein Anstoß lag, daß zwei Vorfahren des Flügeladjutanten Sr. Kaiserlichen Majestät des Zaren, des Grafen Orloff, als die Mörder Peters III. aufgeführt werden mußten. Wie nehmen die Intendanten der Hoftheater das so leicht, ihr Bedauern bei Rücksendung eines Stückes auszusprechen! Wissen sie auch vollkommen, daß dem Autor, der von seiner Feder lebt, auf lange Zeit „die Mittel, wovon er lebt", wie Shylock sagt[1], entzogen werden, an eine Schadloshaltung, etwa die Reprise eines alten Stücks, denkt niemand. Exzellenz haben nur das nächste Hofkonzert im Kopf.

Auch die neue Arbeit, die ich im Winter von 1845 auf 1846 in Paris schrieb[2], durfte sich keinen Erfolg versprechen, da religiöse Bedenken der Zensur noch über die politischen gingen. Aber zu sehr zog mich der Stoff an bei Durchsicht einer meiner alten Novellen: „Der Sadduzäer von Amsterdam." Der Buchhändler Löning[3] und sein mir nicht minder wohlwollender Geschäftsgenosse Rütten hatten eine Sammlung meiner zersteuten Schriften unternommen[4]. Es galt, mit dem Bleistift in der Hand die Auswüchse einer zu großen Jugendlichkeit zu tilgen, zusammenzuziehen, Unklarheiten aufzuhellen. Darüber fiel mir die szenische Steigerung jenes Stoffes auf, und mit einem fertigen Szenarium zu „Uriel Acosta" suchte ich mir den stillsten und zugleich anregendsten Platz aus, den es in Europa für geistige Arbeiten nur geben kann. Dies ist kein andrer als

[1] „Kaufmann von Venedig", 4. Aufzug, 1. Szene. — [2] Irrtum; muß heißen im März 1846. — [3] Name Karl Löwenthals nach seiner Taufe. — [4] Frankfurt a. M. 1845 ff.

Paris. Die Länge des Vormittags bis 3 oder 4 Uhr, ehe man ausgeht, ist an sich schon arbeitsergiebig. Der Portier (Concierge) wird bedeutet, daß man für keinen Besuch zu Hause sei. Ungestört verweilt man in seiner Gedankenwelt, die überdies durch die geistige Chronik der Seinestadt, die rührige Arbeit und Erfindungskraft der Theater, die politische Erregung, die öffentlichen Akte der Akademien, die geistvollen, nicht massenhaft blödsinnigen Journale, die Zurückdrängung alles Lokalgeschwätzes eigentümlich gehoben und gefördert wird. Berlin und Wien haben entweder nicht die gleichen Schwingen, um eine solche Nachhülfe zu geben, oder es fehlt der dortigen geistigen Chronik das volle Gefühl der Zuversicht, daß sie eine normale sei für die Welt.

Zu den wenigen Ausnahmen, die damals, im März 1846, der „Concierge" zu mir lassen sollte, gehörten einige Freunde, die ich in Paris wiedertraf, vor allen Alexander Weill[1], der originelle Elsasser, der sich, wie man leider vernimmt, für französische Nationalität erklärt hat. Seiner Kenntnis des jüdischen Rituals, seiner Belesenheit in den rabbinischen Schriften verdanke ich eine wesentliche Abkürzung der Studien, die ich, um das richtige Kolorit bei meiner Arbeit zu treffen, hätte machen müssen. Ihm jeden Akt, den ich geschrieben, frisch vorlesend, gewann ich eine berichtigende Kritik für Dinge, die etwa mit dem jüdischen Leben nicht im Einklang standen. Doch hatte sich zugleich mein eignes Heimischsein in jüdischen Voraussetzungen durch die vielen jüdischen Musenjünger verwertet, in deren Nähe mich schon Frankfurt, Hamburg, Berlin und Wien gebracht hatten. Auch Georg Herwegh kam in den Nachmittagsstunden. Seine Heirat mit der Tochter eines Kaufmanns[2], der in Berlin dem erzürnten Könige grade gegenüber wohnte, hatte ihn gesprächiger gemacht. Aber auch in seiner sonstigen innern Wesenheit fand ich ihn eigentümlich verändert. Vom Musendienst sprach er mit Geringschätzung. Sein Studium sei nur noch Feuerbach[3] und Proudhon[4] gewidmet. Seine Aufgabe

---

[1] Vgl. S. 329 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] Herwegh verheiratete sich 1843 mit Emma Siegmund. — [3] Vgl. S. 39 dieses Bandes, Anm. 2. — [4] Pierre Joseph Proudhon (1809—65), französischer Sozialist.

sei die Tat. „Taten!" rief er auf den Boulevards beim Spazierengehen. „Taten!" rief er auf den Saffianpolstern seiner eleganten Einrichtung. Gräfin d'Agoult[1], die Mutter der jetzigen Frau Richard Wagner, gehörte, die Zigarre im Munde und das Feuer im Kamin schürend, zur engern Gemeinde des Hauses, Bakunin[2], eine angenehme männliche Erscheinung, nicht minder. Ein gallonierter Diener servierte den Tee. Die überraschende Kunde blieb: Der Kultus des Wortes, die faule Versmacherei, das poetische Schlaraffenleben muß aufhören! Nur noch Philosophie ist zu treiben! Handeln, handeln, wenn nicht mit Revolutionen, dann mit — „Putschen"! Da war nichts zu ändern. Die mutige Frau des Dichters von der Berliner Schloßplatz- und Breitenstraßen-Ecke besaß ganz den bekannten Heroismus der Berliner Jüdinnen, der sich jetzt, seitdem man nicht mehr wie Rahel schwärmt, auf die Frauenlosfrage geworfen hat. Erschöpft von der anstrengenden Arbeit an den leidenschaftlichen Szenen, die ich damals täglich schrieb, sah ich mit einer gewissen Ergebung, neutral, gelassen dem Untergang der „Ilias" und der Shakespeareschen Dramen zu, sah auch das Zusammenbrechen Rußlands, des eisernen Kolosses mit tönernen Füßen, sah den wie ein Frühstück zu verzehrenden Bundestag und hörte die „Arbeiterbataillone" heranrasseln, die ohne viel Mühe Deutschland in eine Republik verwandeln würden, wie ja dann auch etwas später über Waldhut und Lörrach im Badischen dergleichen versucht wurde[3]. Ich begriff vollkommen, aber stumm und nur staunend und trauernd um die von dem Freunde verlassenen Musen, daß alles das einen Zusammenhang mit Hegels Philosophie hatte. Teils affirmativ, teils negativ. Die Linke der Hegelingen war noch immer linkser getreten und hätte zuletzt ganz vom Brett springen müssen. Ich bewunderte, wie hier die Griffe im Webstuhl der Zeit so sicher von der Hand gingen und ein Chaos von Begriffen in diesen Köpfen so wohlgeordnet beieinander lag. Gräfin d'Agoult war angestrahlt wie von

[1] Marie de Flavigny, Gräfin d'Agoult (1805—76), französische Schriftstellerin (Pseudonym Daniel Stern), lebte, nachdem sie sich von ihrem Gatten, dem Vicomte de Flavigny, getrennt hatte, längere Zeit in nahen Beziehungen zu Franz Liszt. — [2] Michael Bakunin (1814—76), russischer Revolutionär. — [3] Anspielung auf die badischen Aufstandsbewegungen 1848.

Auroren, die sie für alle Fragen des Jahrhunderts aufsteigen sah. Nachts in meine Cité Bergère[1] heimkehrend, wo ich den Tag über in den verpönten Jamben gedacht, kam mir wohl über den armen Freund, den nur das Wohlleben bequem und für ein Weiterstreben träge gemacht hatte, der Gedanke: „Er schmäht die Früchte, die er nicht erreichen kann."

Der Eifer zur Tat beseelte ja auch mich. Doch konnte ich mich nicht den neuen Moden des Tages anschließen. Bewaffnete Revolution konnte mir nur Narrheit erscheinen einem Heerwesen gegenüber, das in Deutschland durch dreißig Souveräne mit dem Schweiß des Volkes genährt und gepflegt wurde. Das nur noch der Jugend eigne Gelüst zu politischer Konspiration mußte sich bekämpfen, als ja Männer genug hervortraten, die innerhalb der einmal gezogenen Schranken die Fahne unsrer politischen Wünsche und Bedürfnisse kraftvoll emporhielten. Rotteck[2], Welcker[3], Mittermaier[4], Itzstein[5], die ihnen Verbündeten in andern Kammern sagten hinlänglich, worauf es im Vaterlande ankam. Dann hat der „Germanistenkongreß"[6] unstreitig dem Parlament in der Paulskirche vorgearbeitet. Der zweite dieser Versammlungstage wurde in Frankfurt am Main im Römer gehalten[7]. Dahlmann und Gervinus[8] sprachen. Letzterer in einem eigentümlich verdrossenen hohlen Ton, der die Schreib- und Denkweise des Mannes kennzeichnete. Man findet öfters diesen Ausdruck unbefriedigten Hochmuts und reizbaren Eigensinnes bei Autodidakten. In seinem geliebten Shakespeare hätte Gervinus die Warnung beherzigen sollen, die in den Worten des Bruders Lorenzo liegt, wenn Romeo tobt und nicht ertragen kann, daß ihm bei allem Glück auch einiges Unglück (hier wäre es die zuletzt ein wenig anders gestaltete Erfüllung seiner patriotischen Wünsche gewesen) begegnet. Die so mit

---

[1] Eine Straße in Paris, nahe dem Boulevard Montmartre. — [2] Karl von Rotteck (1775—1840), deutscher Geschichtschreiber und liberaler Führer in Baden. — [3] Karl Theodor Welcker (1790—1869), Rechtsgelehrter und liberaler badischer Publizist. — [4] Karl Joseph Anton Mittermaier (1787—1867), Rechtsgelehrter, vertrat im badischen Parlament seit 1831 den gemäßigten Liberalismus. — [5] Alexander Adam von Itzstein (1775—1855), liberaler badischer Politiker. — [6] Der erste „Germanistenkongreß" fand am 24. September 1840 statt; 1848 hörten die Versammlungen auf. — [7] 1846. — [8] Vgl. S. 164 dieses Bandes, Anm. 2, und S. 216, Anm. 1.

dem Schicksal rechten, sagt der fromme Bruder, den Shakespeare selbst zu spielen pflegte, die „sterben elend"[1]. Und wahrlich, Gervinus ist elend gestorben, im Bruch mit allen seinen Freunden, im Zerrbild einer Vision, daß unser Deutsches Reich, weil nicht nach seinem Lehrbuche geformt, von Frankreich wieder zertrümmert werden würde! Ohne mich den gelehrten Herren aufzudrängen, konnte ich damals bei dem gemütlichen Zusammensein nach den Debatten das Wort ergreifen. Zweimal trug mir ein Toast die Begrüßung berühmter Historiker ein. Da niemand an die schuldige Aufmerksamkeit dachte, dem eben neu erwählten Sitz der demnächstigen Versammlung, Lübeck, im voraus ein Hoch zu bringen, tat ich es und erwähnte Wullenweber[2], die Hansa und deren Streben für deutsche Macht und Größe. Da kam Leopold Ranke[3], mir die Hand zu drücken. Franz von Sybel[4], damals noch jugendlicher Gießener Privatdozent, stieß vom nachbarlichen Platze an. Als ich beim Festmahl, das der Chef des Hauses Bethmann[5] den Germanisten gab, die Tischgenossen aufforderte, den Manen des Hauses, dem Andenken des berühmten Moritz von Bethmann[6] eine Libation zu widmen und die Verdienste des Vaters unseres Wirtes geschildert hatte, begegnete mir unter den, wie vorauszusetzen, laut Zustimmenden auch Barthold[7], dessen interessantes Greifswalder Parergon: „Die historischen Persönlichkeiten in Casanovas Memoiren" ich grade in der „Allgemeinen Zeitung" als anregende Lektüre empfohlen hatte.

Zu einem wohltuenden Verkehr gab eine literarisch-artistische Gesellschaft Anlaß, die sich die „Ganges- oder indische

[1] „Romeo und Julia", 3. Aufzug, 3. Szene. — [2] Jürgen Wullenweber (1492—1537), Bürgermeister von Lübeck, unternahm den letzten großen Versuch, die Hansa durch Unterwerfung der Dänen, Ausbreitung der Demokratie und Befestigung des Protestantismus wieder zur Beherrscherin der Ostsee zu erheben. Doch schlug das Unternehmen fehl; Wullenweber selbst wurde von seinen Gegnern in Wolfenbüttel hingerichtet. — [3] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 2. — [4] Gemeint ist Heinrich von Sybel (1817—95), deutscher Geschichtschreiber. Er habilitierte sich 1841 in Bonn und war 1846—56 Professor in Marburg (Verwechselung Gutzkows). — [5] Philipp Alexander von Bethmann (1811—77) wurde 1854 in den badischen Freiherrenstand erhoben. — [6] Simon Moritz Bethmann (1768—1826) gab dem von seinen Vorfahren ererbten Bankgeschäft die größte Ausdehnung. — [7] Friedrich Wilhelm Barthold (1799—1858), deutscher Geschichtschreiber. Das zitierte Werk erschien 1846 in Berlin.

Gesellschaft" nannte. Sie wollte gleichsam an jedem Sonnabend den Wochenstaub von sich abschütteln und ein geistiges Bad nehmen. Gern verkehrte ich außerdem im Städelschen Institut bei den Malern, zumeist bei Moritz von Schwind[1], mit dem sich über allerlei plaudern ließ. Nur mußte man seinen Zynismus und seine ultraromantisch-konservativ-katholische Gesinnung mit in Kauf nehmen. Der damals noch nicht besonders gewürdigte und seiner Grobheit wegen gemiedene Künstler malte eben seinen Wartburgkrieg, ein unglückliches Bild, steif und eckig. Noch sehe ich den karikierten Klingsor, der gleichsam mit den Knöcheln seiner Finger ein Versgefuge demonstrieren will. Auch zu Alfred Rethel[2] ging ich zuweilen. Auch ihn, der sich durch liebenswürdige Umgangssitte auszeichnete, beherrschte dieser Haß der neuen Zeit, die Sucht, sich nicht nur in die mittelalterlichen Formen, sondern auch die alten Begriffe zu versenken und zu verlangen, daß sie noch existierten. Schon in früheren Jahren war ich öfters mit Andreas Achenbach[3], dem berühmten Marinemaler, zusammengekommen. Dieser überraschte mich eines Tages durch sein liebenswürdiges Erbieten, für meinen „Telegraphen" humoristische Federzeichnungen entwerfen zu wollen. In der Tat sind einige erschienen, ein moderner Kellner mit einem Dutzend Schüsseln in der Hand, eine auf den Bettel wandernde Musikantentruppe, ein theatralischer Schreidichaus, der die Kulissen und Lampen mit fortreißt, und andres[4].

Mich irgendwie praktisch zu bewähren, lag in den Bedingungen meiner physischen Konstitution. Der Arzt hätte mir Tätigkeit gebieten müssen. Darum reiste ich viel. Ich sah Italien und die Schweiz. Aber „praktische Tätigkeit" —! Wo sollte diese sich anders finden als auf der Bühne? Die nun achtjährige Beschäftigung mit der letzteren, die intimste Beteiligung an den Vorgängen derselben, der gänzlich gefallene Schleier des Geheimnisses der Kulissenwelt, ein Schatz von Er-

---

[1] Moritz von Schwind (1804—71), Maler und Zeichner; 1844 malte er im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. den Sängerkrieg auf der Wartburg. — [2] Alfred Rethel (1816—59), Maler. — [3] Andreas Achenbach (1815—1910) hatte sich 1837 in Frankfurt a. M. aufgehalten. — [4] Im „Telegraphen", Jahrg. 1837.

fahrungen, gewonnen bei der Darstellung meiner eignen Stücke, alles das drängte mir die Überzeugung auf, daß die deutsche Schauspielkunst zwar eine nur mittelmäßige war, die Leitung der Bühnen mit wenigen Ausnahmen eine ganz traurige, daß aber ein Einfluß von Gebildeten, deren Rat, deren Gegenwart beim Einstudieren der Aufgaben doch einige Vervollkommnungen hervorzubringen imstande sein könnte. Worauf kam es an? Zunächst auf das Verständnis der zu erlernenden Rolle. Aber da schon konnte ja jener Julius Weidner[1], von dem oben erzählt wurde, sagen, so oft der Regisseur seiner Bühne — er hieß Becker[2] und wollte von Tieck in Dresden geschult gewesen sein und steht auch oft genug in „Tiecks Dramaturgie"[3] genannt — die Bühne betrat: „Jetzt kann man die falschen Akzente mit dem Besen zusammenfegen!" Dieser Regisseur, oder ein andrer in Kassel, ließ, wenn Fiesko rief: „Geht und ruft es aus in allen Gassen: Fiesko ist glücklich!" in der Tat zwei Bediente abtreten, die diese an die Lüfte, an die Wolken übertragene Botschaft auf eigne Person an den Ausrufer mit der Schelle zu überbringen auf sich nahmen. Wurde von einer Sache gesprochen, die ihren „Kulminationspunkt" erreicht hatte, so bestimmte diesen Becker die Erinnerung an manche Verleumdungsklage, die er gegen Rezensenten angestrengt hatte, daß er das betreffende Stadium das des „Kalumniationspunktes" nannte. Ich hörte von ihm den Ausdruck selbst. Intelligente Darsteller gab es schon; aber selbst den Fähigen kam das „interdum dormitat[4]" in die Quere. Das vielfache Lernenmüssen, das Lernendurcheinander, heute Lustspiel, morgen Trauerspiel, die wenigen Proben, die ohnehin so schnell ermüden, alles das erzeugt Schlaffheit, handwerksmäßiges Sichgehenlassen. Und die Phantasie ist selbst beim Begabtesten nicht immer ergiebig. Sogenannte verständige Schauspieler gehen an Stellen gleichgültig vorüber, wo der Dichter ein unsichtbares Merkzeichen gemacht hat. Noch

[1] Vgl. S. 179 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Karl Johann Franz Joseph Becker (1794—1848), Schauspieler und Regisseur in Frankfurt a. M. — [3] „Dramaturgische Blätter" (Breslau 1825, 1826, 1852; 3 Bde.). — [4] Anspielung auf Ovids „Ars poetica", 2. Buch, Nr. 3, V. 359: „Quandoque bonus dormitat Homerus" („Zuweilen schläft auch der gute Homer").

habe ich keine Julia in „Romeo und Julia" gehört (und ich sah deren Dutzende), die den Ton des Schreckens, als die Amme die Stricke bringt, etwa in dem Sinne herausgebracht hätte, als wenn sie hätte sagen wollen: „Ja, das ist ja zum Rasendwerden! Romeo tot? Das Stück, das eben begonnen hat, ist ja dann aus!" Alle finden sie sich mit einem elegischen Tone in diese entsetzliche Nachricht und jammern und reflektieren und ziehen und dehnen: „Dann ist das Grab als Brautbett mir vermählt." Von einer aktiven Beseelung des Wortes, von einer Reproduktion der Dichtung mit denselben Gefühlen, die der Dichter gehabt haben muß, als ihn die Formgebung seines Stoffes erfüllte, davon ist keine Rede. Ich vermißte sie selbst bei den Bedeutenderen des Faches. So gab ich mich immer mehr dem Glauben hin, es ließe sich durch ein freudiges Einsetzen seiner Person, durch Mitbeteiligung an der Lösung der Aufgaben dem Darsteller ein Anstoß, eine Anregung, ein Schwung geben, der ihn das Richtige treffen ließ. Nicht minder dem Ensemble. Man spricht vom Zusammenspiel und glaubt es zu erreichen durch präzises Einanderzuwerfen der Rede, Präzision der Auftritte und Ähnliches. Aber vom Zuschauerraum aus ist die Frage des Ensembles eine ganz andere. Die Darstellung muß sich in ein Gemälde verwandeln, wo uns Stehen und Gehen und jede Bewegung angenehm berühren. Wie oft ist dagegen dies Gemälde ein Klecks, ein Gemengsel von Kraut und Rüben! Dort steht der eine, da der andre; der zeigt dem Publikum Dreiviertel seines Rückens, dieser nur ein Achtel; der Zirkel, den man ausspannen würde, um diese Stellungen zu vermitteln, würde die unschönsten Ellipsen geben. Ja, ich hatte durch fast täglichen Besuch des Theaters durch acht Jahre entdeckt, daß sich ein symmetrisches Gesetz zu erstrecken habe auch auf den Ton des Gesprächs, auf die Anmeldungen, die viel zu laut in ein eben auf der Bühne gemachtes Gespräch einsetzen, auf die Redetempi, womit die Handelnden auftreten. Selbst der Virtuose ersten Ranges hat sich sagen zu lassen: „Aber lauschen Sie doch, ehe Sie auftreten, auf die Tonart, die eben auf der Bühne im Gange ist, und fügen Sie sich dieser und fangen Sie mit Ihrem Erscheinen nicht das Stück gleichsam

von vorne an!" Ich hatte so oft die Franzosen spielen sehen. Das leichte natürliche Spiel der ersten Pariser Theater war nur auf dem Burgtheater wiederzufinden. Meist lärmt man bei uns, schreit, kräht. Jeder Effekt wird dreimal unterstrichen. Rollen, die in Paris fast nur aus Mienenspiel und Ruhe bestehen, sah ich, verwandelten sich in Deutschland in Beweglichkeit, aufgeregte Sucht zu wirken. Alles das zusammengenommen, ließ mich an die Möglichkeit glauben, daß der Begriff eines „Dramaturgen" keineswegs ein leerer Name sei und er wohl mit einem nachhaltigen Einfluß auf die Schauspielerwelt verbunden sein könnte.

Eine solche Stelle fand ich, ohne mich darum zu bewerben, am Dresdner Hoftheater. Ich nahm sie an, ohne mir darüber klar geworden zu sein, daß den Dramaturgen denn doch nicht seine Begeisterung für die Sache allein halten kann, sondern daß ihm ein fester Leuchter zu geben ist, auf dem die Flamme seiner Begeisterung brennt, eine Scheide, worin das schneidende Schwert steckt. Dieser Irrtum über die Machtbefugnisse, die mir hätten eingeräumt werden müssen, war die Quelle vieler Leiden.

Gustav Kühne hatte die deutsche Schriftstellerwelt zu einem „Dichtertage" (die Gänsefüße gehen auf Vergleich mit der Einladung von 1874) nach Weimar entboten[1]. In Gotha erfuhr ich die Abbestellung, die auch damals stattfand. In Weimar, wo man noch im Aufführen meiner Stücke zurück war, las ich eines derselben, das nächstens in Szene gehen sollte, den Schauspielern vor. Natürlich erfolgt Anerkennung für Dichter, die ihre Stücke den Schauspielern vorlesen, von diesen nur dann, wenn jene zugleich das Szepter der Direktion schwingen. Sind die Dichter ohne Macht über Kasse und Rollenverteilung, so ist den Schauspielern jedes Vormachen ihrer Rolle gradezu zuwider. Allenfalls unter vier Augen; da nehmen sie die Zumutung hin, sich sagen lassen zu sollen, wie sich der Autor diese oder jene Wendung gedacht. Aber öffentlich! Vor den Kollegen! Da verraten zu sehen, woher die Nuance, die man nach sechs

[1] 1846.

Wochen anbringen wird, eigentlich stammt, das ist verdrießliche Störung! Mir wurde angst und bange um die weimarsche Bühne, als ich einen Rest der Goetheschen Schule als Buttler in Wallenstein sah, den in allen Theaterbänden der Goetheschen Werke vorkommenden Dürant[1]. Der treffliche Mann sprach die Schillerschen Verse im gemütlichsten Thüringisch.

In Leipzig fand ich die damalige Haupterbin des weimarschen Ruhmes, Goethes Schwiegertochter, eine geborne von Pogwisch[2]. Es war eine kleine, lebhafte, vielbewegliche Frau von mitleiderregender Verwelktheit ihres Antlitzes. Die Wangen der Ärmsten waren gelb, die Lippen blau. Die Unglückliche mußte unheilbar krank sein. Dennoch war sie die gefeierte Ottilie von Goethe und ließ es an Redelust nicht fehlen. Eine Äußerung, die ich zunächst als interessante Erläuterung zu Goethes Leben auffaßte, gab mir später, als ich selbst in Weimar wohnte, oft Stoff zum Nachdenken: „Wir Leutchen in Weimar", sagte sie vergnüglichst, „sind immer aufgeregt!" Mit andern Worten: „Wir müssen immer etwas vorhaben, und wären es Bagatellen!"

Mein alter weimarscher Freund, August Bürck[3], war nach Dresden übersiedelt und lag in den Banden einer enthusiastischen Schwärmerei — zunächst für alles, was zu Elbflorenz gehörte. Nicht nur die liebenswürdige Maria Bayer[3], sondern das gesamte Dresdner Theater, der Baumeister Semper[4], der Erbauer dieses Theaters, Rietschel[5] und Hähnel[6], die Verschönerer des leider in Flammen versunkenen Tempels der dramatischen Kunst, in erster Reihe Richard Wagner, die Schröder-Devrient[7], die Dresdner Galerie, alles in eins war Gegenstand nie erkaltender Ekstase. „Eilen Sie sich", schrieb er. „Hier ist eine

[1] August Durant (1790—1852) bildete sich unter Goethes Leitung in Weimar zum Schauspieler aus. — [2] Ottilie Freiin von Pogwisch war seit 1817 mit Goethes einzigem Sohn Julius August Walter (1789—1830) verheiratet; sie starb 1872. — [3] Vgl. S. 210 dieses Bandes, Anm. 6. — [4] Gottfried Semper (1803—79), Architekt, erbaute das Dresdener Hoftheater in den Jahren 1831—41. — [5] Vgl. S. 283 dieses Bandes, Anm. 1. — [6] Ernst Julius Hähnel (1811—91), Bildhauer, wurde 1838 nach Dresden berufen und mit der Anfertigung eines Teiles der Skulpturen am neuen Theater betraut, die aber bei dem Brande 1849 zum Teil vernichtet worden sind. — [7] Vgl. S. 127 dieses Bandes, Anm. 6.

Revolution ausgebrochen! Eduard Devrient[1] hat die Oberregie niedergelegt! Emil[2] droht mit Abgang! Die Tiecksche Dramaturgenstelle soll erneuert werden! Verlieren Sie keinen Augenblick! Theodor Hell[3] schiebt sonst einen Riegel vor!" Kann man freundschaftlicher, treuer denken und handeln, als der Gute getan?

Tieck war an König Artus' Hof zur Vervollständigung der Tafelrunde beschieden[4], die sich zuweilen in Potsdam versammeln und dem Wirt seine poetische Kronprinzenzeit im reizenden Charlottenhof, die Ruhe der Jahre 1815—1830, wieder vergegenwärtigen durfte. Tiecks Amt hatte in Dresden damit begonnen, daß er dem Publikum alte spanische Komödien vorführte. Der Versuch mißlang, und der Dramaturg zog sich schmollend auf seine vier Wände zurück. Der Hof war damit einverstanden. Der berühmte Mann war von Krankheit geplagt, und die Besoldung mit 600 Talern war nicht der Rede wert. Tieck brauchte nichts anderes mehr zu leisten, als ab und zu der Direktion ein Stück zu empfehlen, das dann gewiß nicht aufgeführt wurde, oder ein anderes zu widerraten, von welchem er dann bald darauf die Anzeige der stattgefundenen Leseprobe erhielt. Das machte sich so infolge der spanischen Tendenzen, die zwar Prinz Johann[5] in der Theorie, aber Prinzessin Amalie[6] in der Praxis nicht verfolgte. Hofrat Winkler, Theodor Hell genannt, war der Antagonist des alten Romantikers und nächste Berater des Intendanten, eines zur Exzellenz erhobenen ehemaligen Jagdjunkers von Lüttichau[7]. Eine eigentümlich geartete Natur, dieser Chef. Als Friedrich August I.[8], derselbe,

[1] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 1; die Niederlegung der Oberregie erfolgte im Februar 1846. — [2] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 4. — [3] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 1. — [4] Ludwig Tieck war seit 1825 Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, wo er eine bedeutende Wirksamkeit begann, die ihm jedoch durch Angriffe einer Gegenpartei verleidet wurde. 1841 wurde er von König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen. — [5] Johann, König von Sachsen (1801 bis 1873), machte sich unter dem Pseudonym Philalethes als Dante-Übersetzer bekannt. — [6] Marie Amalie Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen (1794—1870), veröffentlichte seit 1829, teils anonym, teils unter dem Pseudonym Amalie Heiter, Lustspiele und Familiendramen. — [7] Intendant seit 1824. — [8] Friedrich August I., 1763 Kurfürst, 1806 König von Sachsen (gest. 1827), wurde nach der Schlacht bei Leipzig als Kriegsgefangener nach Berlin geführt.

der von seinem Bündnis mit Napoleon nicht hatte lassen wollen und darüber im Pariser Frieden halb Sachsen verlor, gefangen in die Räume des Berliner Schlosses überführt wurde, begleitete den starren unbeugsamen Herrn dieser Adolf von Lüttichau und bekam, als der Sequester Sachsens aufhörte, zum Lohn die Stelle eines Generaldirektors der Oper, Kirchenkapelle, des Schauspiels. Sei hier sogleich des folgenden wegen vom Anfange dieses Regimentes erzählt, daß den artistischen Regierungsantritt einige strenge Maßregeln hatten bezeichnen sollen. Der Künstlerkreis, dem einige damals berühmte Namen angehörten, sah diese Neuerungen für eine Kränkung seiner Rechte an und trat, so erzählt man, zu einer „Verschwörung" zusammen. Es sollten nach und nach sich die Mitglieder in einem solchen Grade krank oder derartig verhindert stellen, daß der Intendant alle Augenblicke auf dem Trocknen sitzen und der königliche Hof, dessen weiblicher Teil dem Theater als fast ausschließlicher Unterhaltungsquelle zugewandt war, ja sogar für dasselbe mit Glück arbeitete, beim Anfahren der Wagen immer von Anschlagszetteln überrascht wurde: „Wegen eingetretener Hindernisse bleibt heute das königliche Theater geschlossen." Ein solches Ereignis, zwei- oder dreimal nacheinander in Szene gesetzt — und der beliebteste Günstling des Königs und vorzugsweise einer der ältern unverheirateten Prinzessinnen würde an eine andere Stelle versetzt worden sein, vielleicht an die Spitze des Hausministeriums, womit die Aufsicht über die schönen Künste überhaupt verbunden war, eine Spezialität, für welche ebenfalls das Jagdwesen eine passende Vorbereitung gewährt. Der Isolani in dieser Verschwörung war ein neuengagierter Schauspieler, der aus dem russischen Deutschland gekommene Karl Dittmarsch[1]. Dieser näherte sich dem Ohr des Intendanten und klärte ihn über das bevorstehende Ungeheure auf. Sofort zeigte sich die Kraft des Menschen, die uns zu Gebote steht, wenn wir uns orientiert haben. Die Regisseure[2] wurden sofort vom wutentbrannten Chef, dem die Entrüstung

[1] Dittmarsch war seit 1832 Regisseur am Dresdener Hoftheater. Die mitgeteilte Episode ereignete sich ebenfalls 1832, also nicht im Anfange des Regiments Lüttichau, der seit 1824 Intendant war. — [2] Pauli und Werdy.

Sr. Majestät beistand, suspendiert, einige Mitglieder ganz entlassen, andern wurde gekündigt, Dittmarsch zum Regisseur erhoben. Von diesem Tage an, der noch in jene Zeit fiel, wo sich Tieck, der mit Lüttichau zugleich gekommen war, bemühte, dem Dresdener Publikum Geschmack an Calderons „Dame Kobold“ beizubringen, war Dittmarsch von diesem Intendanten unzertrennlich. Grillparzer hätte nicht nach Ungarn zu greifen brauchen, um den „Treuen Diener seines Herrn“ zu schildern; ein deutsches Beispiel lag näher. Bankbanus war täglich auf der Dresdener Sporergasse in der „Expedition“ des Hoftheaters zu sehen, ein Herz und eine Seele mit seinem Intendanten. Daß sich beide auch noch freimaurerisch verbunden fühlten, daß der bescheidenste Respekt, die gebührendste Hervorhebung der Exzellenz noch an jedem Johannistage dem vertraulichen Du Platz machen konnte, das hat mir, der ich freimaurerisch Laie bin, eine offne Frage bleiben müssen. Töricht ist jedenfalls die bei späteren Generationen des Personals und mit Zuhilfenahme der drastischen Ausdrucksweise der Schauspieler und der oben geschilderten leichten Mythologiebildung der Bühne zustande gekommene Erklärung dieser intimen Verbindung zwischen Lüttichau und Dittmarsch: Beide müssen sie einmal zusammen „einen Mord begangen“ haben!

Mit Unmut hatte der nun seit Jahren treu und redlich dienende Regisseur vor längerer Zeit, bei Anstellung Eduard Devrients[1], das Wort seines Chefs vernommen: „Dittmarsch, wir müssen nun wieder einen Ersatz für Tieck anschaffen! Die Geschichte geht nicht mit Ihnen allein! Ich schlage zwei Fliegen mit einer Klappe! Ich bekomme einen guten Schauspieler und zugleich einen Oberregisseur! Sie werden sich mit diesem verständigen! Den Doppelgewinn rechnet mir der König hoch an! Die Tieckschen 600 Taler hätte ich einem Dramaturgen doch erhöhen müssen! Was aber für Eduard Devrient nicht genügt, das gebe ich ihm aus dem Gagenetat als Schauspieler hinzu —!“ Sprach's, und Dittmarsch verzog keine Miene. Er war der Mann des stummen Gehorsams. Wenn gelehrte Männer

[1] Am 1. Januar 1844.

sprachen, trat er noch mehr zurück als nötig. Er begnügte sich mit kleinen, wirksamen Rollen, Episoden. Er hatte, um jede Möglichkeit jener ominösen Zettel abzuschneiden, wie ein guter Koch immer ein kleines Souper möglich gemacht, das er wie aus dem Stegreif anrichtete, Stückchen, in denen er oder einige Treuverbundene allein spielten. Das „Landhaus an der Heerstraße"[1], „List und Phlegma"[2], „Mirandolina"[3] gehörten dazu. Die Prinzessinnen des königlichen Hofes waren so gutmütig, daß sie die verhältnismäßig lästighäufige Wiederholung dieser veralteten Lückenbüßer nie rügten. Duldete doch der Hof sogar einen kleinen verwachsenen Mann mit einer Kinderstimme, einen Groteskkänzer im ernsten Schauspiel! Während meiner Dramaturgenzeit hatte ich den Michael Beerschen[4] „Struensee"[5] in seinem musikalischen und dramatischen Teil bis aufs Jota nach Berlins vielgerühmter Einstudierung herausgebracht. Jede Rolle war mit Überlegung besetzt, ein Streit mit Eduard Devrient über eine ihm zugewiesene Partie glücklich beseitigt, Emil Devrient tat das Mögliche für eine Rolle, die ihm unangenehm war, weil jedesmal, wenn die Zuschauer ihre Teilnahme ausdrücken wollten, die Musik einfiel; kurz, die Vorstellung bot ein Bild, das dem übervollen Hause, der Gegenwart des gesamten Hofes, aller Hofchargen einen wahren Stolz auf die Leistungen des Dresdener Theaters einflößen konnte. Da im dritten Akte plötzlich kommt eine Szene bei der Königin, es ist der „Kalumniationspunkt" des Stückes, alles spielt wie auf Teppichen, die Lüstres brennen, es rauschen die Gewänder, Kammerherren gehen auf und ab. Ich sitze mit Behagen, mich ausruhend von den anstrengenden vier bis fünf Proben, im Amphitheater. Was geschieht mir? Es tritt ein Diener ein und macht eine entscheidende Meldung. Der kleine verwachsene bucklige Perenz quäkt mit sächsischer Kinderstimme: „Herr Oberst von Köller!" Das ganze Haus bricht in Gelächter aus, der Hof schüttet sich, die Hofchargen schütteln den Kopf. Welche Besetzung! Dieser

[1] Einaktige Posse von August von Kotzebue (1761—1819). — [2] Vaudevilleposse von Louis Angely. — [3] Lustspiel nach Goldonis „La locandiera" von Karl Ludwig Blum. — [4] Vgl. S. 91 dieses Bandes, Anm. 2. — [5] Erschien 1829 in Stuttgart.

Dramaturg! Ich war außer mir und rannte auf die Bühne. Was war es? Der Schauspieler, den ich grade bei jeder Probe diese Meldung dreimal hatte ausrichten lassen, dem ich gesagt hatte: „Schreien Sie nicht! Mäßigen Sie Ihr schnarrendes Organ! Sagen Sie fest und bestimmt, aber die Ohren der hohen Herrschaften, die eben auf der Bühne sitzen — es ist eine Königin darunter — schonend: ‚Herr Oberst von Köller!‘“ Dieser mühsam von mir Abgerichtete, aber richtig Gewählte, stattlich Aussehende war plötzlich krank geworden. Die Not war groß, der Regisseur griff ohne Umstände den ersten besten auf, der ihm zwischen den Kulissen unter die Beine kam. Der kleine bucklige Groteskstänzer mußte sich ankleiden und die Meldung als erster königlicher Kammerdiener der Majestät von Dänemark in einer so entscheidenden Szene bringen! Mich konnte nur trösten und beruhigen, daß ich annahm, dem gutmütigen Hofe sei bekannt, wie in einem Vorstadtswirtshause dieser kleine Verwachsene alle vierzehn Tage eine Doublette von Emil Devrient war. Dort spielte ein Liebhabertheater, Töchter geringer Herkunft, kleine Angestellte, Handwerker. Hier war Perenz „der große Mime“. Und in der Tat, ich habe die Vorstellung meines „Werner“ in diesen dunkeln, niedern, von Menschen überfüllten Räumen mit angesehen und war von dem allmählich aus dem Dünnen, Unangenehmen, Quäkenden sich herausentwickelnden seelenvollen, ernsten, sittlich gediegenen Tone, von der richtigen Akzentuierung bei seinen Gefühls- und Leidenschaftsausbrüchen so überrascht und erschüttert, daß ich den kleinen Mann — unter Beweisen der Rührung umarmen mußte.

Doch zurück zu jener Miene, die Isolani machte, als nun auf der Bühne Latein und Griechisch gesprochen werden sollte. Denn die Musen, die Eduard Devrient exerziert, müssen gelehrte Vorlesungen besucht haben. Das wußte der einfache Mann, und er kannte die andere Schwierigkeit, daß es zwischen den beiden Brüdern Emil und Eduard keinen Frieden geben würde. Der erstere war von hoher schauspielerischer Begabung, aber maßlos in seinen Ansprüchen, frauenzimmerlich verletzbar durch die geringfügigsten Dinge; der andere, ein ehemaliger Kaufmann, Autodidakt, Stubengelehrter, bestand in allem auf

dem Punkt überm i. Anfangs schien alles gut zu gehen. Wenigstens machten die Zeitungen einen Lärm von noch nie gesehenen Vorstellungen. Neue Stücke, die grade damals zahlreich geschrieben wurden, kamen dem Oberregisseur zugute. Schließlich vertauschte der neue artistische Leiter sein Berliner Heldenfach mit dem des Charakteristikers. Ich will niemand vorgreifen, der sich vielleicht veranlaßt sehen sollte, über das eigene Spiel des Historikers der deutschen Schauspielkunst eingehender zu urteilen. Nur das steht außer aller Debatte, daß auf dieser Kampfesebene zwischen den beiden Brüdern keine Rivalität obwalten konnte. Der helle Krieg brach aus. Der sogenannte „Virtuose" hatte auf der Szene andere Bedürfnisse als der Regisseur.

Eduard Devrient trat zurück[1], und es kam wieder ein Interregnum Dittmarsch. Es ähnelte jenem, wo einst das Faustrecht herrschte. Jeder nahm an Rollen, was ihm behagte. Dittmarsch selbst war als Leiter des Ganzen an sich ohne Ehrgeiz. Als Schauspieler aber liebte er auch nicht immer die alten Kammerdiener und Pächter, sondern auch Kaiser und Könige zu spielen, die nicht viel zu sprechen haben, aber auf dem Zettel obenan stehen und seine Figur hoben. Wie sollte das nun werden? Dittmarsch sprach von einem Dramaturgen, Lüttichau schon von Laube oder mir, Emil Devrient, dessen Freundschaft sich für mich hätte regen sollen, rief aus: „Exzellenz, ein Dramaturg! Wie werden wir einen solchen Mann wieder los!" Eine Äußerung, die gewiß authentisch ist. Wenigstens habe ich sie von Lüttichau selbst.

Unter solchen Auspizien betrieb lediglich der gute Bürck mein Kommen, und schon nach dem ersten Besuch bei Exzellenz war das Geschäft erörtert und nach einem Diner beim Kaffee in einer Seitenlaube des Eßsaals abgemacht. Meinen Eifer, um auf dem Theater für die Leitung der Darstellungen, für eine ideale Belebung der deutschen Schauspielkunst Fuß zu fassen, war ich leider nicht imstande zu verbergen. Ich muß mehr Begeisterung für die Bühne gehabt haben als derjenige,

[1] Im Februar 1846.

der die seinige später in drei Bänden versichert hat[1]. Lüttichau erzählte mir, daß er den Verfasser der „Karlsschüler"[2] schon lange zur Übernahme jener Stelle aufgefordert, von ihm aber die Antwort erhalten hätte: „600 Taler, die Sie geben wollen, verdiene ich, wenn ich in Leipzig den Buchhändlern Prospekte für ihre Unternehmungen schreibe." Mein Kalkül konnte nur der sein, daß ich die Honorierung für den Dramaturgenposten als eine Ergänzung meines Budgets betrachtete und vielleicht die Nächte oder die erste Morgenfrühe zum Arbeiten nahm. Um die ausgeworfene Summe nicht gar zu gering erscheinen zu lassen, sagte endlich Exzellenz: „Ich will 800 Taler riskieren! Aber ohne Vortrag beim König! Da fehlt mir jede Fürsprache des Hausministeriums! Um es möglich zu machen, daß noch 200 Taler herauskommen, wollen wir diese auf den Honoraretat werfen und Ihre etwaigen neuen Stücke dafür bezahlt erklären!" Auf diese Art gab ich als Dramaturg dem sächsischen Hoftheater meine Stücke umsonst.

Neben jenem Grundsatz: Wirf wohlgemut deinen Ball in die Luft und sorge dann nur, daß du ihn, wenn auch durch Dornen und Gestrüpp, wiederfindest —! hatte ich mir ein anderes, ebenso gefährliches Axiom gebildet: Guter Wille, fortgesetzte Unbefangenheit und ehrlicher, offner Humor kommen durch alle Schwierigkeiten des Lebens hindurch! Die Menschen entwaffnet es zuletzt, selbst die bösesten, wenn sie sehen, daß wir es im Grunde ehrlich meinen!

Diesem Satze wird man zuweilen glückliche Erfolge verdanken. Man kann mit zwei Menschen zusammenkommen, die gegeneinander feindlich gesinnt sind; ignoriert man dann die Spannung, spottet derselben sogar, ironisiert sie, veranlaßt Erklärungen, so erreicht man zuweilen eine Versöhnung. Manche mürrische, menschenfeindlich gestimmte Natur zieht der harmlose Lebensvirtuose in die Strömung seiner eignen guten Laune herüber. Ebenso, allen Warnungen und düstern Prophezeiungen

[1] Heinrich Laube schilderte seine Tätigkeit als Bühnenleiter in den drei Schriften: „Das Burgtheater" (Leipzig 1868), „Das norddeutsche Theater" (das. 1872) und „Das Wiener Stadttheater" (das. 1875). — [2] „Die Karlsschüler" erschienen 1847.

zum Trotz, berief auch ich mich auf mein unerschütterliches Vertrauen, es müsse sich hier bewähren, daß Begeisterung für die Sache und harmloser Sinn den etwaigen bösen Willen der Mitarbeiter beschäme. So kam ich über die mir erteilte, vollständig ungenügende „Instruktion“ hinweg, die mir die Regisseure nur „ko“-, nicht „subordinierte“. So ging ich harmlos auf die Lese- und Bühnenproben und legte meine wahre Absicht, Einfluß auf die deutsche Darstellungskunst, auf die Richtung der Repertoire, die Bildung des Publikums zu gewinnen, offen dar. Vollends glaubte ich, die immerhin subalterne Stelle eines sich nicht wie Tieck vornehm daheimhaltenden, sondern auf den Proben von 9 bis 2 Uhr und später noch im Bureau ausharrenden Dramaturgen dadurch heben zu können, daß ich die Regisseure für mich gewann, die Schauspieler von meiner Fachkenntnis überzeugte, auch wenn ich mich nicht in die Brust warf, auch wenn ich nicht den verstockten, schweigsamen Beamten spielte, auch wenn ich nicht ständig menschenfeindliche Blicke, die Gegner musternd, um mich warf.

Ich hatte mich aber geirrt. Der Humor ist in der Schule nicht angebracht; die Jugend versteht keinen Spaß. Lacht der Lehrer, so hat die Masse Oberwasser, und es dauert lange, bis die Nachwirkungen einer Störung des sich ständig geziemenden feierlichen Ernstes überwunden sind. Nicht minder verträgt das Theaterleben nicht den Humor. Der leichteste Scherz wird übelgenommen. Lange wird nach seinem „eigentlichen Sinne“ gegrübelt. Die meisten Mitglieder der Bühne halten ihre ursprüngliche Unbildung nur leidlich verborgen. Das Wichtigtun, das Breitschlagen, das Vergrößern jedes kleinen Ereignisses ist bei ihnen ständig. Die Rüge einer falschen Auffassung, und, um die Wirkung zu mildern, scherzend vorgebracht, verletzt sie doppelt. Im Interesse ihrer Rollen, ihrer Gagen, ihrer „Spielhonorare“ (einer, beiläufig gesagt, wahrhaft verderblichen Einrichtung, die überall die Theater ruiniert) schleichen sie alle, wenn auch mit behäbigem Embonpoint, wie Shakespeares hagerer und finsterer Cassius lauernd, alles Kommende, alles Drohende voraussehend. Die letzte Rollenausteilung, die Gerüchte über ein angenommenes Stück, über eines, das neu besetzt

werden soll, die Erneuerung der Kontrakte, ein bevorstehendes Gastspiel — alles das hält sie an einem Drahtseile fest und läßt sie dem „glühendsten Streben" ihres Lenkers steif und tot und kalt gegenübertreten. Ja, selbst bis zur „Teufelsfaust", von welcher Goethe spricht[1], kann es kommen, wenn die verletzte Eitelkeit und der unausrottbare Dünkel sich äußern, wie z. B. im fünften Bande seiner Schauspielkunstgeschichte Eduard Devrient, S. 118, schreibt[2]: „Wenn Gutzkow länger im Amte geblieben und zu mehr Autorität gelangt wäre, würde er, trotz der anregenden Bewegung, welche er in die künstlerische Tätigkeit brachte, doch dahin gewirkt haben: die Natur in den Darstellungen der Dresdener Kunstgenossenschaft, auf welche Tieck und dessen Anhänger Eduard Devrient so dringend gehalten, zu verfälschen und so der Kunstanstalt schädlich zu werden. Er gewann darüber zunächst keinen rechten Boden im Vertrauen der Kunstgenossenschaft und verlor den wenigen, als er sich nicht enthalten konnte, auch den alten Fehler zu begehen: Zeitungsartikel über das Theater, das er leitete, zu schreiben."

Soviel Sätze in diesem Zitat, soviel Unwahrheiten. Der Geschichtsschreiber der deutschen Schauspielkunst darf sich rühmen, daß mancher Ästhetiker und Literarhistoriker auf sein im ganzen laien- und dilettantenhaft geschriebenes Werk verwiesen hat. Aber vor dem letzten, fünften Bande, demselben, der erst, nach früherer Zeitungsnotiz, nach dem Tode des Verfassers erscheinen sollte, muß ich jeden Ästhetiker warnen. Nur der maßlose Dünkel eines teils durch konventionelle Anerkennung einer bestimmten Clique verwöhnten, teils durch persönliches Unterliegen im Wettkampf mit dem angebornen Genie andrer rachsüchtig gestimmten Gemüts hat diesen Abschluß des Werkes geschrieben, die Darstellung der Bühne unserer Zeit. Während alle Welt die errungene Theaterfreiheit, wenn sich diese erst geregelt und etwas beschränkt haben wird, und die endliche Zulassung der Volksmassen zum Genuß der Bühne als

[1] In der ersten „Studierzimmer"-Szene des „Faust" (V. 1379 ff.): „So setzest du der ewig regen, Der heilsam schaffenden Gewalt Die kalte Teufelsfaust entgegen" usw. — [2] „Dramatische und dramaturgische Schriften", Bd. 9: „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", Bd. 5: „Das Virtuosentum", S. 118 f. (Leipzig 1874).

eine merkwürdige und hochinteressante Erscheinung im neuen Kulturleben rühmt (siehe Fauchers „Zeitschrift für Nationalökonomie“ 1872[1]), während neue dramatische Talente mit bedeutenden Erfolgen aufgetreten sind, will uns dieser doktrinäre Besserwisser, dessen „Natur“ auf der Bühne zu jeder Zeit nur die Studierlampe gewesen ist, glauben machen, das neuere Zeitalter sei das des „Virtuosentums“! Er nennt vollständig die letzte Periode seit drei Jahrzehnten die der Virtuosen. Jedermann weiß, daß hier zunächst ein häßlicher Bruderzwist spricht. Der ehemalige Sänger, der nie eine Rolle vollkommen deckte, wenn nicht seine Stuben- und Schlafrocksnatur darin wiedergegeben wurde (wie ihm denn Benedix' „Alter Magister“ am natürlichsten stand), hat bei diesem Ausspruch zunächst besonders seinen Bruder Emil und dessen von den glänzendsten Erfolgen begleiteten Gastspielreisen im Auge gehabt. Dann hat ihn Seydelmann[2], sein Kollege, gestört; zuletzt Dawison[3], der in Dresden sein Nachfolger war. Um diese drei Namen, welchen vollkommen drei Namen der alten Schröder-Zeit[4], wo ebenfalls hin und her gereist wurde, äquivalent sein würden, wird die Periode von heute die der Virtuosen getauft. Als wenn sich in dem häufigeren Gastieren da oder dort nicht eine natürliche Folge nur der Eisenbahnen gezeigt hätte, eine Folge der zunehmenden Lust am Theater, der zunehmenden Bildung, endlich jener Theaterfreiheit, die vorläufig mehr Gutes als Schlimmes gebracht hat, alles Erscheinungen, die ein Historiker des deutschen Schauspiels als Morgenrot zum Besserwerden, zur Emanzipation von jener elenden Regisseurtyrannei der alten Hoftheater hätte begrüßen sollen! Und ist die Zahl der Virtuosen, die auf einige Rollen reisen, denn so groß? Hinterlassen sie mehr als eine Furche im Wellenspiegel, wenn der Dampfer auch noch so rauschend vorüberzog? Die tägliche Ordnung der Bühne, das Alltagsleben macht sich dem Personal sogleich wieder fühlbar. Mit hypochondrischem Jammer vermißt Eduard Devrient das

[1] Gemeint ist die „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte“, die Julius Faucher (1820—78) 1863 gründete und bis 1877 leitete. — [2] Vgl. S. 24 dieses Bandes, Anm. 7. — [3] Vgl. S. 172 dieses Bandes, Anm. 5. — [4] Vgl. S. 287 dieses Bandes, Anm. 4.

„Ensemble". In seinem Munde heißt das die wechselseitige Garantie der Mittelmäßigkeit. Die dramatische Produktion älterer Zeiten — ich erinnere an die von Schröder verdeutschten englischen Lustspiele und an Kotzebue — beruhte auf der Voraussetzung eines Ineinandergreifens aller handelnden Personen. Die neuere Zeit verließ diesen gleichmäßigen Typus der Dramen, diese mitredenden Bedienten, diese ihren besondern Roman verfolgenden Kammerzofen, die Intrigenstücke, die Stücke mit breitausgesponnenen Episoden. Die deutsche Bühne hatte das Beispiel Shakespeares anempfohlen bekommen, so daß es nicht zu verwundern war, wenn ein langer Theaterzettel von wirksamen Rollen höchstens zwei brachte und die übrigen zu Statisten machte. Das sind Literaturkrisen, worüber der Kenner mit eingehender Beobachtung und teilnehmender Schärfe zu schreiben die Verpflichtung hatte. Aber die Jeremiade, womit das Devrientsche Buch abschließt, hat lediglich ihren Grund in dem Gefühl, daß der Verfasser damals, als seine Brüder glänzten, der „ewig seitwärts Stehende" war.

Aber ich muß der mich betreffenden Auslassung, dieser Kette von Unwahrheiten, näher treten. Ich habe z. B. niemals eine Rezension als Dramaturg geschrieben[1]!

Zu den Sätzen, die innerhalb des Bühnenlebens feststehen sollen, gehört bei Eduard Devrient die durchgehende Behauptung, daß nur der Schauspieler berufen sei zur Führung einer Schauspielertruppe, kein anderer Stand, am wenigsten aber der dramatische Schriftsteller. Eine förmlich leidenschaftliche Ablehnung des Begriffs eines Dramaturgen beherrscht den verwöhnten Zögling einer Berliner Gesellschaftsschicht durchweg. Seine Idiosynkrasie gegen Männer, die studiert haben und sich mit der Bühne beschäftigen, falls sie nicht grade Geheimrat geworden sind, beherrscht ihn so, daß er seiner Ablehnung studierter Dramaturgen nicht etwa hinzufügt: Die Direktionen meinen es nicht ehrlich mit der Berufung eines solchen Beirats! Sie wollen nur ein Lamm haben, das die Sünden der Verwaltung trägt! Der Dramaturg ist ein Deckmantel für ihre Blößen!

[1] Irrtum; Gutzkow schrieb 1847 während seiner Dramaturgenzeit einige Monate lang Theaterbriefe für die „Deutsche Allgemeine Zeitung".

Er schreibt nicht: Als J. B. Baison[1] bei Übernahme des Hamburger Stadttheaters den Effekt der Zeitungsnachricht „Professor Prutz ist als Dramaturg berufen" hinter sich hatte und der Berufene dann selbst auf der Szene erschien, da war er dem heißblutigen Darsteller und Direktor — im Wege, und dieser sagte ihm: „Bester Herr Professor Prutz[2], schreiben Sie Rezensionen, worin Sie unsere Leistungen beurteilen!" Nein, unserm Historiker ist der „Dramaturg" a priori immer ein Rezensionenschreiber. Lessing war ja einer und sogar Tieck. In betreff meiner ist nun die Behauptung grundfalsch. Nach Ablauf meines Kontrakts forderte mich die Brockhaussche „Allgemeine Zeitung"[3] auf, ein Theaterreferat für Dresden zu übernehmen, ein mühseliges Amt, das ich ein Jahr lang durchgeführt habe, wie gesagt, nach meinem Austritt aus dem Amt. Vor dieser Zeit aber, während meiner Amtierung, ist auch nicht eine Zeile nachzuweisen, die den Geschichtsschreiber zu seinem Verdikt hätte berechtigen können. Im Gegenteil war ich nach baldiger Orientierung über meine Lage beflissen, jeden meiner Freunde, von dem ich wußte, daß er die Feder führte, dringend zu ersuchen, meiner in betreff der Theaterführung niemals Erwähnung zu tun, mich niemals zu rühmen, mir nie Verdienste zuzuerkennen. Denn ich hatte bald die Natur meines Chefs und der Menschen überhaupt erkannt, auf deren Einflüsterung er hörte. Das Dämonische in meinem Vorgesetzten ging bis zur Ähnlichkeit mit Don Philipp oder Alba. Zuweilen war er gutherzig. Dann plötzlich konnte er's bis ins Hämische treiben. Von Theodor Hell (Hofrat Winkler)[4] nur so ein beiläufig am Sessionstisch zugeschobenes „Lesen Sie nur, Exzellenz! Jetzt soll ja alles nur von dem Herrn Dramaturgen ausgegangen sein!" und das Journal hingehalten, sofort würden in dem auf seine Alleinherrschaft eifersüchtigen Manne Rachegedanken aufgestiegen sein. Ich brachte ihm das Opfer vollster Nichtwürdigung meiner Leistungen im Publikum. Ich brachte es, um in den Konferenzen das Zusammenziehen dieser schwarzen Augen-

[1] Vgl. S. 41 dieses Bandes, Anm. 3. — [2] Vgl. S. 35 dieses Bandes, Anm. 3. — [3] „Allgemeine Leipziger Zeitung" (Leipzig, bei Brockhaus, 1837 ff.). — [4] Vgl. S. 20 dieses Bandes, Anm. 1.

brauen des Unheimlichen, die emsige Geschäftigkeit des obengenannten Theatersekretärs, die Beschwerde der Regisseure, die üble Nachrede der „Kunstgenossenschaft“, wenn sie getadelt worden wäre, zu vermeiden. Wie edel solche „Kunstgenossenschaft“ zu denken und sich auszudrücken gewohnt ist, ersah ich sogleich auf einer der ersten Proben, die ich hielt. Es handelte sich darum, ob in Goethes „Iphigenie“ Arkas und Thoas gleich auf der Bühne stehen oder auftreten sollten. „Treten Sie auf!“ sagte ich. „Es kommt sogleich mehr Bewegung in die Sache!“ Einige Störungen verhinderten den Anfang. Die Szene wurde wiederholt. Thoas stand. „Nein“, sagte Arkas hämisch, „auftreten! Es kommt ja gleich mehr Bewegung in die Sache!“ Da nun aufspringen und mir ein- für allemal Ungezogenheiten solcher Art verbitten, wäre ratsam gewesen. Aber der hämische Mensch war jahrelang ein alter, guter Bekannter von mir. Als Schauspieler jedoch sah er in seinem Vorgesetzten einen geschwornen Feind und war auf der Szene nur mit dem Wert seiner Person beschäftigt. Die Unwahrheit des „Schreibens über die Bühne“ betreffend — was soll man vollends über eine solche Behauptung sagen, wenn auf deren Grundlosigkeit eine Verurteilung begründet ist? Ich komme den andern Anschuldigungen um so mehr näher, als ich nie Gelegenheit genommen habe, die Geschichte meiner dreijährigen Dramaturgenschaft zu erzählen. Hätte ich diese erzählt und dabei die Schauspieler und Schauspielerinnen, wenn auch mit einigen Ausnahmen, anerkannt und gewürdigt, so würde mein Wirken einen Klang gewonnen haben, der denn doch den hämischen Historiker der deutschen Bühne bestimmt hätte, die Segel ein wenig einzuziehen.

Mein „Uriel Acosta“ war kurz vor Weihnachten 1846 gegeben worden[1] und hatte einen stürmischen Erfolg gehabt, der vollends nach dem vierten Akte einer Demonstration gleichzukommen schien. Wenigstens faßte es so König Friedrich August auf, jener Unglückliche, der in Tirol aus dem Wagen stürzte[2]. Er erließ ein Schreiben an den Intendanten, worin er diesem anzeigte, daß er ihm künftig einen Zensor setzen würde, wenn

[1] Am 13. Dezember 1846. — [2] **Friedrich August II.**, König von Sachsen, geb. 1797, starb am 9. August 1854 infolge eines Sturzes aus dem Wagen auf einer Reise in Tirol.

Stücke so aufregender Art wie die „Karlsschüler" — und nun dies neue gegeben werden würden. „Acosta" durfte nicht wiederholt werden. Als ich hievon Mitteilung erhielt, forderte ich meine Entlassung als Dramaturg, noch ehe ich mein Amt angetreten hatte. „Bei Beginn meiner Tätigkeit so von oben her begrüßt", schrieb ich, „würde ich beim Personal kein Vertrauen finden." Die Gattin des Intendanten, eine geborne von Knobelsdorff, eine geistvolle, scharfblickende, ungemein wohlwollende Frau, die mich drei Jahre lang betrachtete, als befände ich mich im Wirkungskreise ihres Mannes in prosaischer, meiner nicht würdiger Gesellschaft, mahnte mich durch ein vertrauliches Billett, ja die persönliche Begegnung mit ihrem Manne fürs Erste zu vermeiden. Das königliche Billett hätte ihn außer sich gebracht. Übrigens wäre mein Entlassungsgesuch das Richtige gewesen und hätte an hoher Stelle „imponiert". Prinz Johann[1] bekäme die Mission, das Stück im Texte durchzusehen und daran den Zensor zu machen. Es konnte immerhin einige Zeit verstreichen, bis es an den Intendanten von dem noch in Weesenstein wohnenden Prinzen zurückgelangte. Nach einigen Tagen verlangte Philalethes nur, daß statt des Wortes „Priester" durchweg „Rabbiner" gesagt werden sollte. Das Stück wurde freigegeben. Wenn demnach die von Eduard Devrient an einer andern Stelle bei Beurteilung meines dramaturgischen Wirkens hervorgehobene „Mißliebigkeit bei Hofe" da war, so hätte mir denn doch bei einem Manne, der sich damals zu den mäßig Freigesinnten hielt und sogar in den Klubs ein Tonangeber sein wollte, dies eher zur Ehre, nicht zur geringschätzigen Charakteristik meines „unsichern Untergrundes" dienen sollen.

In meiner Überstürzung, richtiger in jenem von diesem Geschichtsschreiber des deutschen Theaters nirgends auch nur einigermaßen gewürdigten Enthusiasmus, der plötzlich die Julius Mosen[2], Prutz[3], Stahr[4], Gall[5], Laube usw. für eine Bühnenreform ergriffen hatte, machte ich den Fehler, daß ich mich nur

[1] Vgl. S. 355 dieses Bandes, Anm. 5. — [2] Vgl. S. 338 dieses Bandes, Anm. 5. — [3] Vgl. S. 35 dieses Bandes, Anm. 3. — [4] Vgl. S. 338 dieses Bandes, Anm. 2. — [5] Luise Schücking, geborene von Gall (1815—55), Gattin des Schriftstellers Levin Schücking, schrieb Romane, Novellen sowie das Lustspiel „Ein schlechtes Gewissen" (Berlin 1842).

auf drei Jahre gebunden hatte. Da wußte sofort jeder, daß ich durch ein an richtiger Stelle angebrachtes Verleumden, Verkleinern, Belächeln, Beachselzucken usw. mit der Zeit zu beseitigen war. Dennoch hatte noch nie zuvor die Zahl neuer und neueinstudierter Stücke, namentlich auch neuer Rollen, die von dem schwierigsten Mitgliede des Personals, Emil Devrient, gelernt und wiederholt wurden, eine solche Höhe erreicht, wie in der kurzen Zeit, die ich in dieser beengten, mich finanziell untergrabenden Situation ausgehalten habe. Heißt es keinen „Boden gewinnen", wenn man der Reihe nach Vorstellungen selbst einleitete, vorbereitete, in den Proben überwachte, bei welchen neben den laufenden Novitäten („Eine Familie"[1], „Der Vetter"[2], „König Renés Tochter", „Die Olympischen Flüchtlinge" [die ich in Paris gesehen hatte] u. s. f.) noch „Iphigenie auf Tauris", „Struensee"[3], Werders[4] „Kolumbus", Ifflands „Mündel", „Das Leben ein Traum", „Romeo und Julia", „Kaufmann von Venedig", „Wallensteins Lager", „Coriolan", „König Johann" usw. in durchaus neuer Einstudierung möglich wurden? Alle diese Bereicherungen des Repertoires trugen Spuren meiner Durchsicht, meiner Wiederherstellung verdorbener Texte. Es ist freilich sonderbar: was auch nur jemand in unserer Zeit für die Einrichtung eines ältern Bühnenwerks getan hat, hieß er nicht grade Tieck und kaum — ich sage kaum — Immermann, so ist es bei diesem Eduard Devrient so gut wie ins Wasser gefallen. Die Weisheit eines andern anzuerkennen, dazu mußte dieser entweder für ihn schon hundert Jahre im Grabe modern oder auf irgendeiner Station zu seiner eignen oder seiner Kinder Karriere Posten stehen und das manus manum lavat geübt haben. Das Parkett seines Teesalons, wo ein Teil der immer gelangweilten, also anregungsbedürftigen und in stereotype Bewunderungszeichen ausbrechenden Adelsgesellschaft, größtenteils alte Damen, sich von ihm dramatische Vorlesungen halten ließen, ohne daß je ein Abend den Genuß einer Tieckschen Vorlesung[5] gewährt hätte, war das der „Boden", den ich hätte suchen sollen? Ich sollte meine Zeit

[1] Drama von Charlotte Birch-Pfeiffer. — [2] Lustspiel von Benedix. — [3] Von Michael Beer; vgl. S. 91 dieses Bandes, Anm. 2, und S. 358, Anm. 5. — [4] Karl Werder (1806—93), Philosoph und Dichter. — [5] Vgl. S. 137 dieses Bandes, Anm. 2.

vergeuden mit dem Anhören hohler Gebilde, wie mir doch die Heldenrollen des Mannes aus Berlin so gegenwärtig waren? Ein unangenehm hochliegendes Organ, das weder hinauf noch hinunter einer Modulation fähig war, eine ständig schiefe Haltung des Kopfes, die Steifheit aller Bewegungen hatte den Sinn des Publikums für das höhere Drama 1840 in Berlin ganz erkalten lassen. Jedermann beklagte die unglückliche Wendung, daß ein ehemaliger Sänger der Oper, vielleicht durch Protektion oder durch eine Klausel seines Kontraktes, jedenfalls durch ein selbstbewußtes Auftreten vor Ministern und Intendanten sich eine solche Stellung im Schauspielpersonal hatte erwerben können. Getragen von jener oben geschilderten jüdisch-kommerzienrätlichen Clique, die sich durch Mendelssohn nach Leipzig, durch einige Maler nach Dresden ausgebreitet hatte, verwechselte der endlich, um herrschen und aufbauen zu können, nach Dresden Gegangene dort, wie sein ganzes Leben hindurch, Bildung mit Talent. Zum Glück befolgte er den Rat, den man ihm gab, er möchte wenigstens in Dresden Rollen spielen, die seinem Naturell entsprachen. Der „Alte Magister"[1], der Doktor Löwe im „Oheim"[2], „Der Vetter"[1] ließen sich, wenn man sich über die stereotype Ähnlichkeit dieser Gebilde, über den eigentümlich schwatzhaften Humor der Berliner Weißbierressource hinwegsetzte, ansehen. Aber höhere Charakterrollen, wie etwa Marinelli, Riccaut de la Marlinière, waren bei ihm Groteskfiguren, steif, akademisch durchgeführt, leblos wie von Wachs oder Tragant[3]. Etwa in einer Theaterakademie würde man den Eleven dergleichen so vorgespielt haben, wie Eduard Devrient solche Rollen gab. Völlig zu Kartenfigurenbildern herab sanken seine Könige und Kaiser, bei deren Eroberung er mit Dittmarsch in Konflikt kam. In jener Koterie und in dem Teekreise, wo die dramatischen Vorlesungen gehalten wurden, galt jedes Stück für empfohlen, ja gesichert, wenn Eduard Devrient darin eine Rolle hatte. Und im großen Publikum und der gesamten „Kunstgenossenschaft" stand die Erfahrung fest, daß ein jedes sich dem Idealen nähernde Stück, wenn diesem Darsteller die Haupt-

[1] Lustspiele von Roderich Benedix. — [2] Drama von Amalie Heiter; vgl. S. 355 dieses Bandes, Anm. 6. — [3] Gummiart.

partie darin zuteil geworden, durch den hohlen, kraft- und saftlosen Ton desselben dem Untergange geweiht war. Noch ist eine seiner stärksten Unarten zu rügen. Der strenge Kritiker der Nachlässigkeiten im Schauspielerstande, der Vorleser von Abhandlungen über richtige Betonung im engern Kreise seiner Berufsgenossen, der Stifter von geselligen Zusammenkünften, wo sich die Mitglieder über die Weihe ihres Berufes unterhalten und belehren sollten, lernte in solchem Grade seine Rollen schlecht, daß ihm ein stetes Umschreiben des Textes zur andern Natur wurde. Wenn ein Schauspieler im vierten, fünften Akt etwas unsicher zu werden anfängt, so wird man Nachsicht haben; aber Eduard Devrient sprach schon im Beginn seiner Rollen in der Regel, was ihm beliebte. Als de Silva hatte er in meinem „Uriel Acosta" gleich in der ersten Szene zu sagen:

Denn jedes Volk, das selbst erfahren hat,
Wie weh die Knechtschaft tut, wird Brüder nicht
Aus einem blinden Vorurteil verfolgen.
Der Niederländer schuf aus seinen Ketten Schwerter —
Und aus den sieggekrönten Schwertern wieder
Für andre Dulder Sklavenketten schmieden,
Das wahrlich tut kein edeldenkend Volk.
Das sind die zween Gründe. Und nicht wahr,
Man pries Euch auswärts glücklich, als Ihr sagtet,
Ihr kehrtet heim zu uns nach Amsterdam[1]?

Diese Stelle verwandelte Eduard Devrient, mit Beachtung der ihm wohlbewußten rhythmischen Anforderungen, ungefähr folgendermaßen:

Denn jedes Volk, das selbst erfuhr,
Wie wehe Knechtschaft tut, wird Brüder
Aus einem blinden Vorurteile nicht bedrängen.
Der Niederländer schuf aus seinen Fesseln Schwerter —
Und aus den siegbekränzten Fesseln dann
Für andre Völker wieder Sklavenketten schmieden,
Wahrhaftig nein, das tut kein Volk, das edel denkt!
Das sind die beiden Gründe! Und nicht wahr,
Man hat Euch auf der Reise Glück gewünscht, als Ihr gesagt,
Ihr kehrtet wieder heim zu uns gen Amsterdam?

[1] „Uriel Acosta", V. 57—66.

In dieser Weise sprach ein „Prediger in der Wüste" des „gesunkenen" deutschen Theaters Schiller, Goethe, Shakespeare. Er verließ sich auf seine Geistesgegenwart und seine zum Extemporieren geschickte Bildung.

Durch ein längeres Verbleiben im Amte soll durch mich „dem deutschen Theater die Gefahr gedroht haben, abzukommen von der Natur!" Das klingt wie die Quintessenz eines eingeforderten Gutachtens oder einer nach einer verfehlten Rolle geschriebenen Immediateingabe an den König. Ich bin mir dessen noch bewußt, daß ich den Ohren dieses Mannes nur zweimal in meinem Leben eine Vorlesung, zwei Akte meines „Acosta" und einen Gesellschaftsscherz, „Fremdes Glück"[1], zugemutet habe. Letztres ganz außerhalb des Bühnenlebens. Meine Betonungen gingen im Salon auf den herzhaft erfaßten Sinn, im Lesezimmer der Bühne auf die richtige Charakterzeichnung. Die matte Betonung auf der Bühne schien mir entschieden aus dem schlechten Lernen der Schauspieler zu kommen. Schwimmen mit dem Souffleur — das macht freilich stutzen vor jedem Prallstein, wo die Funken stieben müssen, wenn die Rede aus dem Innern kommt. Für mich galt das Sprechen des Schauspielers als Reproduktion des schaffenden Dichters. Diesen glaubte ich zu kennen. Ich vertrat Shakespeare, Calderon, Schiller. Wenn ich die Schauspieler auf der Leseprobe eine Rolle, deren Zusammenhang mit dem Ganzen sie noch nicht kannten, die sie kaum durchgelesen hatten, die noch von Schreibfehlern wimmelte, zum Verzweifeln stockend und für die Hoffnung auf das neue Werk bedenkliche Hoffnungen gebend lesen fand, so ergriff mich eine innere Berserkerwut, für deren kunsthistorische Unterbringung Eduard Devrient in seiner „Geschichte der Schauspielkunst" nur für Immermann einigen Platz gefunden hat. Ich las die Rolle selbst, wie sie im Ensemble gedacht war. Ich fürchtete, der Glaube an das Stück hätte mir unter dem Buchstabieren leiden können. Ich bat den Darsteller später, das „Buch" mit nach Hause zu nehmen und seine Rolle darnach konform zu machen. Daß ich dann gar, wie an einer andern Stelle jenes

[1] Vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 5 ff.

gewissenhaften Geschichtsbuchs zu lesen steht, österreichischem Singsang, dem mit einem Fragezeichen statt Punktes endenden Vortrage, das Wort geredet hätte, ist reine Verleumdung. Scharfe Akzente habe ich geliebt. Wie man im Leben die Dinge, auf die es ankommt, hervorhebt, warum nicht auf der Bühne? Die Tonschwingung Emil Devrients, wenn dieser als Egmont Alba entgegenrief: „Fordert lieber unsre Häupter!" konnte sein Bruder, obschon ein ehemaliger Sänger, niemals hervorbringen. Die Note, in der Emil Devrient das Wort „Häupter" hielt, eine der genialsten und zugleich wahrsten, natürlichsten Betonungen, die nur in der Theatergeschichte existieren, lag nicht im Register des brüderlichen Rivalen. „Von der Natur entfernt!" Ohne mich durch spöttische Widerrede, die erwartet werden dürfte, beirren zu lassen, behaupte ich, daß die gefeierte Maria Bayer erst von dem Tage an, wo sie in meinem Sinne und nach meinem Vortrag die Worte der Judith in „Uriel Acosta":

Er wird geliebt, glaubt besseren Propheten!

gesprochen hat, eine Steigerung ihres Künstlerlebens zu bezeichnen hat. Bei dem Erfolge dieses „Akzentes", bei einem Beifall, der nicht enden zu wollen schien, stand Eduard Devrient auf der Bühne. Seine Geschichtsschreiberweisheit notierte sich dabei, all mein Dichten und Trachten auf der Bühne „sei von je nur auf Hervorbringung von Effekten gerichtet gewesen". Hätte ich ihm meine Stücke zum Überarbeiten, zum Einfügen des Holbeinschen Kittes übergeben, so wäre ich vielleicht besser weggekommen.

Die schon bei Beginn meiner Tätigkeit durch das Billett des Königs gereizte Empfindlichkeit des Intendanten zeigte sich gleich in den ersten Tagen meines Wirkens bei einem Stück, das ich gern in erster Reihe befördert hätte. Gustav Freytag war nach Dresden gekommen und wollte das Schicksal seiner „Valentine"[1] erfahren. Der gewandte weltmännische Dialog des Stückes, die geschickte Gipfelung der Spannung, der vorherr-

[1] Drama, erschien 1847. Die erste Aufführung fand am 13. April 1848 statt, zu einer Zeit, als Gutzkow in Berlin weilte.

schende Salonton, dem die Nachahmung einer gewissen englischen Sitte sogar einen romantischen Hauch gab, ließen vergessen, daß sich hier ein junger Freiheitsheld zum Maître de plaisir eines fürstlichen Hofes machte und sich die letzten Szenen zu sehr in Auseinandersetzungen verlieren. Man konnte sich einen glänzenden Erfolg versprechen. „Die Rollen sind ausgeschrieben und nach Teplitz zum Signieren geschickt worden!“ durfte ich dem siegesgewiß auftretenden Autor sagen. Der Intendant hatte mitten im Winter, gichtischer Schmerzen wegen, die ihn über den Acosta-Ärger befallen hatten, eine Badekur in Teplitz begonnen. Das eigenhändige sogenannte „Signieren“ der Rollen war bei ihm wie der Vollzug eines Gesetzes durch königlichen Namenszug. Ich selbst sprach dem Dichter nur einige Bedenklichkeiten über das Fenstereinsteigen bei einer Hofdame aus und schlug vor, für den jungen Fürsten lieber den Erbprinzen zu wählen. Wie verdroß mich da die Nachricht, die plötzlich aus Teplitz kam! In einem langen Briefe protestierte der Intendant aufs entschiedenste gegen die Aufführung dieses Stücks. Es sei eines, schrieb er, das wieder den Hof beleidigen und gradezu meine Stellung untergraben würde. „Solange ich Intendant bin, wird dies unmoralische Stück nicht auf dem Königlichen Theater aufgeführt werden“ — waren seine eignen Worte. Stärkere Ausdrücke lasse ich weg. „Ob nun Fürst oder Erbprinz“, schrieb er, „wie soll ich es vor dem Könige verantworten, daß Prinz Johann, der seine Söhne ins Theater schickt, dergleichen leichtfertige Sitten, Hofdamen dieser Art vorgeführt bekommt? Solange ich Intendant bin —!“ Als ein Jahr darauf die ersten Nachrichten von Louis Philippes Flucht, vom Zusammenbruch des Bundestags erschollen und ich selbst einen mir dringend notwendig gewordenen Erholungsurlaub angetreten hatte, war der erste Schreck des Intendanten so groß, daß derselbe zur Konzession an den gefürchteten Zeitgeist der für mich stellvertretenden Regie ohne weitres gestattete, jenes Stück einzustudieren und zu geben. Der Hof besuchte in dieser Zeit nicht mehr das Theater. Nun sah es aus, als sei meine Person das bisherige Hindernis der Zulassung gewesen! Die maßlos gehässige Sprache über mich, die in dem von Freytag

angekauften Organ „Die Grenzboten“ in vieljährigen Gebrauch kam, schien darauf mir und andern erklärt.

„Meinen Boden erschütterte“ bei der Kunstgenossenschaft zunächst gar nichts. Die Kunstgenossenschaft nahm willig und gern meine Winke an. Sie freute sich des endlichen Kommens von Rollen, des Ansetzens neuer Vorstellungen. Sie sah mich mit Dank an das Grab einer Schauspielerin[1] treten und dieser einen Nachruf sprechen, von welchem Hunderte von Exemplaren in der Stadt verkauft wurden. Und Lüttichau selbst schenkte mir nach seiner Rückkehr von Teplitz unbedingtes Vertrauen. Klagte er doch über den Druck, den ihm die Spaltungen im beratenden Personal machten. Bald waren es die katholischen Mitglieder der Bühne, die sein streng lutherisches Gemüt in steten stillen Ärger versetzten, bald die Kapellmeister, unter denen Richard Wagner der widerhaarigste, bald die Matadore im darstellenden Personal. Alles hätte, sagte er, Rückhalt an Beichtvätern oder am Hofe. Sein Grundsatz war der: Was beim Theater zu erzielen ist, muß aus dem guten Willen der Matadore (Emil Devrient, Schröder-Devrient, Raeder[2], Tichatscheck[3]) gewonnen werden! Wollte jemand von den Matadoren in dieser oder jener Oper singen, gut, so hielt er das Singenwollen fest und legte wenig Wert auf die Partie, ob diese etwas einbrachte oder nicht. Er will singen? Da kann eine Vorstellung herauskommen. Nur kein Absagezettel! Der Schreck vor einem Anschlag „Eingetretener Hindernisse wegen —“ war für immer in seinen Nerven sitzen geblieben. Der Spott über das dennoch häufige „Landhaus an der Heerstraße“[4] und „Tanz-Divertissement“ tat ihm nichts. Zuzeiten ließ sich vortrefflich mit dem unheimlichen Manne leben. Ich erfreute mich der Protektion seiner geist- und gemütvollen Gattin, wurde oft in deren Nähe gerufen und besaß die Teilnahme des im Hause maßgebenden, sich sonst um die Jüngeren in der Literatur wenig kümmernden Leibarztes des Königs, C. G. Carus[5]. Beide, Frau von Lüttichau

[1] Mathilde Schlegel (1825—48) trat am 1. Juli 1847 ihr Engagement in Dresden an. — [2] Gustav Raeder (1810—68), Schauspieler und Bühnendichter, war seit 1838 am Dresdener Hoftheater. — [3] Joseph Tichatscheck (1807—86), berühmter Opernsänger, war seit 1838 erster Tenorist der Dresdener Hofoper. — [4] Vgl. S. 358 dieses Bandes, Anm. 1. — [5] Karl Gustav Carus, 1789—1869.

und Carus, verbunden durch ein magnetisches Band, dem leider physische Erkrankung und stete ärztliche Beobachtung als Bindeglied dienen mußte, galten für die eigentlichen Schicksalsgötter der königlichen Bühne. Von diesen beiden, glaubte man, hingen alle Maßregeln ab. Dem war jedoch nicht so. Man hatte wirklich dem Charakter des Intendanten nachzurühmen, daß er ein sozusagen religiöses Gewissen hatte und sich für jede Lage sagte: Sei gerecht! Höre auf jede Partei! Überstürze nichts! Erkenne deine eigne Unwissenheit an, und erst nach dem Hören andrer Meinung entscheide! Darum quälte es ihn, von jemandes Rat allein abzuhängen. Wenn der ältre Kapellmeister gesprochen hatte, wollte er auch die jüngeren hören. Richard Wagner lebte in der Vorstadt wie ein Exilierter. Er hatte mit dem Chef, vielleicht mit dem Hofe Differenzen gehabt. Sein Wiedererscheinen am Kapellmeistersitz und bei den Beratungen im Bureau schien von beiden Seiten an Bedingungen geknüpft, die ich nicht kannte. Der ältere Kapellmeister, C. G. Reissiger[1], hatte die ständige Miene des zärtlichen Vaters, des liebevollen Freundes, der für jeden nur das ihm Wohlgefällige bedachte, und auch „für Richard Wagner alles getan" haben würde, wenn nur grade dies oder jenes, z. B. für den noch nicht gegebenen „Lohengrin", der Besitz von drei ersten Altistinnen oder von acht Klappenhörnern oder sechs Bässen „in seiner Macht gelegen" hätte. Die sächsische Kunst der Verstellung war es nicht allein, die sich in dem etwas pietistisch gezeichneten Manne mit Virtuosität offenbarte. Auch war es nicht ganz der Typus des „deutschen Kapellmeisters", der einige Opern von sich selbst hatte aufführen lassen, die keinen Erfolg erzielten, und die ihn dann zum geschwornen Feinde aller andern Opern, außer „klassischen", machte. Wenn von Marschners[2] Bitten die Rede war, endlich doch eine seit Jahren angenommene Oper herauszubringen, rief Reissiger im gemütlichsten Tone und wie mit Tränen: „Aber, Exzellenz, da fehlt uns ja der hohe

[1] Karl Gottlieb Reissiger (1798—1859), Dirigent und Komponist, wurde 1826 als Musikdirektor nach Dresden berufen und 1827 an K. M. von Webers Stelle zum Kapellmeister ernannt. — [2] Heinrich Marschner (1795—1861), Opernkomponist, wurde 1823 Musikdirektor an der Dresdener Hofoper und ging 1827, da er die erhoffte Nachfolge Webers nicht erlangte, als Theaterkapellmeister nach Leipzig.

Alt!" Oder: „Aber, Exzellenz, ohne die Veltheim ist die Oper nicht möglich, und die will doch keiner mehr hören!" So lagen die Opern, seit Jahren angenommen, und kamen nicht heraus. Und am wenigsten dann noch durch Wagner! An Reissiger ist wirklich eines zu bewundern: Nachfolger und Verehrer Webers, war er ein hochgebildeter Mann, vielseitiger, strenger Theoretiker, Kirchenkomponist, heimisch in Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven wie einer; und nun mußte er den ersten Anprall dessen aushalten, was wir später als „Musik der Zukunft" mit ihren Prätensionen haben kennen lernen! Das Chaos von Ideen, das jetzt jene Bretter in Bayreuth aufschlägt, um die in Musiküberschwemmung versetzten Lehrbücher der nordischen Mythologie genießbar zu machen, stürmte in seinem ersten vulkanischen Brodeln und Sprühen unmittelbar auf diesen wackern, in seinen Formen immer liebenswürdigen Biedermann ein! In seinem innersten Wesen haßte er, was er zu — hassen um alles in der Welt nicht scheinen mochte! Denn er wollte nicht neidisch erscheinen. Er wollte nicht zeigen, daß „Der Schiffbruch der Medusa", seine letzte Oper, für ihn dem „Tannhäuser" gleichkam. „Ich bewundere ja den Mann, ich schätze ja sein Talent", rief er oft in den Konferenzen aus und hob die schönen Stellen, das Kunstvolle in manchem Wagnerschen Gefuge hervor. „Aber man kann doch nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen!" Reissiger ist der erste jener Märtyrer, die später vom Übermut der neuen Schule aus dem Wege geworfen wurden.

Eines Tages kam der zürnende Achill von seinen Schiffen in der Friedrichsstadt und nahm wieder an einer der Beratungssitzungen teil. Was ihn zum Kommen bewogen hatte, weiß ich nicht. Die Sitzung ist mir unvergeßlich. Der Intendant war in der Regel im Punkt der künstlerischen Beschäftigungen tabula rasa. Was vor acht Tagen abgemacht war, war in acht Tagen vergessen. Dann nahm er einen Kalender und orientierte sich. Er hatte sich ja notiert, daß dort Gluck, dort Shakespeare, dort Bauernfeld standen, und was ihm die Regisseure und Kapellmeister von Ostern auf Pfingsten, von Pfingsten auf Himmelfahrt, von Himmelfahrt bis zum ersten Advent als möglich und herauszubringen versprochen hatten, das fixierte er

sorgfältig. Er nannte das „das Netzmachen". Wir würden sagen: Das Abstecken einer Eisenbahn mit flatternden bunten Fähnchen. Wenn er alle die Resultate vorführte, die innerhalb dieser Vorzeichnungen standen, so schienen uns Opiumwolken zu umnebeln, süße Träume von Erfüllung senkten sich nieder, wobei auch regelmäßig der Sänger der „Lyratöne" und ehemalige Herausgeber der „Abendzeitung", Theodor Hell, sanft zu entschlummern begann und nie anders als mit einem „Jawohl, Exzellenz!" wieder erwachte. Richard Wagner sollte sich in jener Sitzung, wo wieder der Kalender mit den schönsten Fata Morganen bedeckt wurde, über die Möglichkeit, in einer Oper von — jedenfalls einem andern als von ihm — eine Rolle zu transskribieren, aussprechen. Das glückliche Gefühl: Nun sind wir wieder alle so fröhlich beisammen! machte möglich, daß der Intendant dem Dichterkomponisten gestattete, gleichsam seinem Urteil die gesamten Hauptgedankengänge seiner noch nicht erschienenen Schrift „Oper und Drama"[1] voranzuschicken. Ruhig hörte man zu. Wagner war im vollsten Fluß seiner sächsischen Suada. „Meinen Sie also, daß Frau Kriete —", unterbrach endlich mit leiser Ungeduld der Intendant, als Wagner noch beim Aufziehen der Saiten auf die bekannte Schildkröte des Apollo stand und den Unterschied zwischen Melodie und Rhythmus definierte. — „Wie sich nun aber schon Gluck an die reineren Formen der Antike angeschlossen hat —", fuhr Wagner unerschütterlich fort. „Glauben Sie denn, daß die Kriete —", erhob sich der Chef schon dringlicher. „Bitte! Bitte!" mahnte leiser der ältere Kollege den begeisterten Schöpfer des „Tannhäuser", der sich nicht stören ließ, im Bewußtsein, der neueren Zeit und dem Stimmregister der Frau Kriete schon näher gekommen zu sein, seine Ideengänge zu verfolgen. „Ja, die Transskription", rief endlich der Intendant, auf die Uhr sehend, „würde denn diese für die Kriete —." — „Gluck hatte vor den Piccinisten[2] grade bei der Führung der Stimme den Vorteil voraus —." — „Aber, Herr Jesus, wir wollen ja nur bloß wissen, ob die Kriete die Partie singen kann?" schrie der Intendant

[1] Erschien 1851. — [2] Die Anhänger des Opernkomponisten Niccolò Piccini (1728—1800), des berühmten Rivalen Glucks in Paris, in den Jahren 1776—81.

und unterbrach zuletzt gewaltsam eine Wortverwicklung und einen Ideenreichtum, der ihn in Verzweiflung versetzt hatte. Diesem ersten Wiedererscheinen des „zweiten Kapellmeisters" bei den Direktionsberatungen folgte kein zweites. Wagner machte meiner ruhigeren Beobachtung den Eindruck, als sei durch ihn die seltsamste psychologische Verbindung ermöglicht, sozusagen eine Vernunftehe zwischen Verstand und Phantasie.

Übrigens war mir der Abgott aller Unklarheiten unsrer Zeit nicht abgeneigt. Der schon damals Vielgefeierte trat mich eines Tages an und forderte mich auf, mit ihm die gleichen Bahnen zu wandeln. Der zweite und vierte Akt meines „Uriel Acosta", sagte er, bewiesen dazu meine Fähigkeit. Da hätte ich die Zusammenwirkung von Oper und Drama gewiß nicht in Abrede gestellt. Nach einigen Worten des Dankes zog ich mich auf meine Zweifel an einem dauernden Bunde zwischen beiden Kunstgattungen zurück; jede Zwittergattung in der Kunst, sagte ich, ginge mir wider den Strich. Oper müßte Oper, Drama Drama bleiben. Letzteres hätte ja zugleich auf den Verstand zu wirken, auf das Urteil, nicht minder auf eine ganz bestimmte, ausdrücklich erzielte Erregung des Herzens; nicht wie die Musik, die in ihrer Wirkung immer nur das Allgemeine, Unsichre träfe, dämmernd sei und unklar bliebe. Auf die Phantasie hätten dann allerdings beide Kunstgattungen zu wirken. Hätte ich die Ahnung schon von „Götterdämmerung" und „Rheingold" und „Ring der Nibelungen" und Bayreuther Theater gehabt, würde ich gesagt haben: Nur auf die Phantasie zu arbeiten, ist nichts als Sinnlichkeit und verweichlicht ein Volk! Da meine Erfahrungen im Musikalischen nicht ganz oberflächliche waren, weil mich das treffliche Klavierspiel meiner Frau, einer Schülerin von Aloys Schmitt[1], täglich innerhalb musikalischer Eindrücke erhielt, so sprach ich mich, wenn nicht zu Wagner, doch zu andern, offen aus, daß mir die Tannhäuser-Ouvertüre wie ein angreifender und teilweise geschmackloser Kanon erschiene; ich verglich sie mit jenem Shakespeareschen Kanon, der einem „die Seele aus dem Leibe haspeln" könnte; die Sextolen

[1] Aloys Schmitt (1788—1866), Pianist und verdienter Klavierlehrer.

in ihrer ewigen Wiederkehr seien nervenerschütternd. Die scharmante Polonäse ausgenommen, schien mir der „Tannhäuser“ langweilig. Dem Schöpfer selbst aber sagte ich damals am Dippoldiswalder Platz: „Warum haben Sie sich bei Ihrem Wartburgkrieg den Klingsor entgehen lassen? Dieser gehörte doch zum Text. Sie würden eine kräftige Baßpartie à la Bertram im ‚Robert dem Teufel‘[1] mit ihm gewonnen haben und für die Handlung einen Vertreter des Dämonischen, der in dramatischer Form auf den ‚Tannhäuser‘ wirkt! Daß nun alles aus dem ‚Tannhäuser‘ allein, aus seinen Reminiszenzen herauskommen soll, ist wahrlich nicht dramatisch!“ Nach dieser Offenherzigkeit fand keine Begegnung mehr statt. Ich hörte nur noch bei jeder Vorstellung einer Wagnerschen Oper (dem ersten Hervortreten des „Lohengrin“ wohnte ich später in Weimar bei[2]) die outrierteste Beflissenheit des kundgegebenen Beifalls, den Anfang dieser in ganz Deutschland organisierten Claque, die Wagner, Liszt u. a. einst in der Geschichte der Kunst zu verantworten haben werden. Hinter mir im Theater raste förmlich mit demonstrativem Fanatismus eine deutsch-russische Familie, die im Wagnerkultus das Unglaubliche leistete. Sie gab in Dresden für diese Schwärmerei den Ton an. Frauen der höheren Gesellschaft, sinnliche Naturen, Männer von weibischem Gepräge haben sich dann die Pflege der Wagner-Musik an andern Orten und in gleicher Weise zu ihrem besondern Geschäft gemacht.

Mit dem Thüringer Sagenkreise gerate ich zu meinem armen, damals schon recht leidenden August Bürck zurück[3], der sich nach einem Vierteljahr aus meinem treuesten Freunde — in meinen grimmigsten Feind verwandelt hatte! Was die Liebe nicht tut! Sein Dichten und Trachten gehörte nur noch jener Dame, die mir gegenüber ein Muster der Bescheidenheit und von einer, trotz Eduard Devrient, stets sinnig aufhorchenden Entgegennahme meiner Ansichten war. Regelmäßig schrieb der Anbetende einen Wochenbrief in den „Nürnberger Korrespon-

---

[1] Meyerbeer trat 1831 in Paris mit der komischen Oper „Robert der Teufel“ hervor (Text von Scribe). — [2] Am 28. August 1850. — [3] Vgl. S. 210 dieses Bandes, Anm. 6, und S. 211, Anm. 1.

denten", die einzige Zeitung, die sich mit dem völlig isolierten, journalistisch mit Deutschland unverbundenen Elbflorenz beschäftigte. Plötzlich hieß es: „Die Uhr des Kontraktes dieser unvergleichlichen Künstlerin ist abgelaufen! Sie hat für ihr Bleiben Bedingungen gestellt, die möglicherweise nicht erfüllt werden! Der neue Dramaturg hat gesagt", setzte man hinzu, „es gäbe in Deutschland auch noch andere gute Schauspielerinnen!" Und die letztre Äußerung war — nicht unwahr. Denn hatte der Intendant einmal zu mir gesagt: „Diesen zehnjährigen Kontrakt mit soundso viel andern ‚Schikanen', Pension, Urlaub, Spielhonorar, bewillige ich nicht!" so mußte ihm ja sein Ratgeber behülflich sein, über die daraus erwachsenen Schwierigkeiten hinwegzukommen. Der verwiesene „Coriolan" tröstet sich mit dem Wort: „Auch anderswo gibt's eine Welt[1]!" Nun, wenn irgendwo, so hat man sich auf dem Direktionsbureau einer Bühne diesen Spruch aus Shakespeare über die Türe zu schreiben. Pochen Mitglieder trotzig auf und halten sich für unentbehrlich, so sollte der Intendant nur auf jenen Spruch verweisen. Talente gibt's, die auch andre Städte entzücken! Ein unglücklicher Zufall wollte, daß nicht nur dieser, sondern mehre Kontrakte im Ablaufen begriffen waren. Die Personen, denen meine Stellung für ihre Wünsche störend erschien, trugen nun natürlich alles dazu bei, die Meinung zu verbreiten, daß ich dem Intendanten zum Ausharren im Widerstande geraten hätte. Ja, es entsprach sogar dem Charakter des genannten Kavaliers, daß dieser schon im stillen die Offerten bewilligt hatte, sich aber an dem Odium weidete, das ich dafür erntete, ihn ermutigt zu haben, es nicht zu tun. Das waren so jene jeweiligen Anwandlungen der Teufelei des sonst so frommen sonntäglichen Besuchers der Sophienkirche. Seine Gattin kannte diese und bemitleidete mich. Die geistvolle Frau sagte öfter zu mir: „Sie leben für mich in zwei Welten! — Auch in Ihrer Produktion!" fügte sie hinzu.

Für August Bürck wäre die Versetzung nach München oder Stuttgart, entfernt von dem gewohnten Nahrungsstoff seines

[1] Shakespeare, „Coriolanus", 3. Aufzug, 4. Szene.

in einem fort lodernden Enthusiasmus, seines steten cholerischen Für oder Wider, seines Hin und Her auf den Straßen Dresdens, ein Schicksalschlag gewesen, selbst im Besitz einer errungenen, so „hohen Braut"; er schwärmte für Dresden. Nun sollte der von ihm Herbeigerufene selbst die grause Tat haben verüben wollen, ihn nach München oder Stuttgart zu schicken, wohin die Dame seines Herzens Anträge hatte! Da blieb nichts übrig, als überall zu sagen: „Man hat sich in dem neuen Dramaturgen geirrt!" So lautete von jetzt ab die Parole des ewig Herumstreifenden an alle Kaffeehäuser, an alle Bier- und Weinstuben, an die Zeitungsredaktionen im Orte und nach auswärts. Ich verstünde nichts vom Theater — rief derjenige aus, der mich gerufen hatte. Von der Feldgasse bei Eduard Devrient an bis zum Linkeschen Bade sollten das jetzt die Spatzen auf den Dächern zwitschern! Ich sagte dem geradezu zum Narren Gewordenen seine Felonie auf den Kopf zu und brach mit ihm. Mein Grimm gegen Virtuosenregierung mußte wachsen. Mein Glaube, daß es auch noch auswärts Kräfte gäbe, die man dem bon plaisir dieser oder jener Mitglieder entgegenstellen könnte, trotz der Perfidie meines Intendanten, der mich im Stiche gelassen hatte und allen alles bewilligte, war unerschütterlich. Nachdem die heftigsten Konflikte mit dem Treulosen durch seine Gattin wieder beschwichtigt waren und sein stetes Jammern um die Anmaßung der Mitglieder doch wieder anfing, kam ich auf den Gedanken, für jeden der Matadore einen Doppelgänger zu suchen, einen Rivalen, der dem Anspruchsvollen einigermaßen gewachsen wäre und ihm die Stange halten konnte.

Ruhig hätte ich, wenn auch durch Disteln und Dornen, wenn auch angefeindet in der Lokalpresse bei jeder neuen Vorstellung, meinen Weg fortwandeln können — denn das Repertoire war immer belebt, die Zahl der Novitäten größer denn je, die Darstellung musterhaft — wenn ich mir nicht durch einen unglücklichen Mißgriff die Gunst des einzigen, der mich würde gehalten haben über dem Brausen aller noch so hoch geschwollenen Gewässer, verscherzt hätte. Jener biedre Angeber der Verschwörung, jener Komplize Lüttichaus bei irgendeiner ge-

meinschaftlichen „dunklen Tat", Karl Dittmarsch, mochte am wenigsten die Rückkehr des in der Ferne meisternden und beobachtenden Theaterprofessors Eduard Devrient, der, nebenbei gesagt, so die deutsche Bühne liebte, daß derselbe das Theater fast niemals besuchte, außer wenn er spielte. Doch — seltsame Fügung der Gestirne! Obschon die von Eduard Devrient gespielten Könige und Kaiser nicht weitab von den Dittmarsch'schen standen, so hatte mich doch mein Geschick bestimmt, bei einer neuen Einstudierung des lange nicht gewesenen „Käthchen von Heilbronn" und bei durchweg neuer Besetzung desselben die Rolle des Kaisers an Eduard Devrient austeilen zu lassen, an Dittmarsch aber den alten Friedeborn, eine Rolle, die ja an sich nicht übel war und in sein Fach gehörte. Motiv: Der Kaiser kommt zuletzt! Eine gewisse Steigerung ist denn doch da, wenn die „Kalumniation" durch einen Mann wie Eduard Devrient getragen wurde. Er wird zwar, sagte ich mir, die Rolle als Text zu freien Variationen benutzen und von einem seelenvollen, herzigen, aus tiefstem Gemüt quillenden Ton, wie dieser etwa bei „Vater Anschütz"[1] in Wien stattgefunden hätte, war ja keine Spur im Tonregister dieses Schauspielers vorauszusetzen, der z. B. auch aus dem so bedeutungsvollen, innerlich bewegten, die Orakel fürchtenden König im „Leben ein Traum" eine reine Marionette gemacht hatte, aber besser denn doch, als daß Dittmarsch das anwesende Publikum auf die Uhr sehen läßt mit dem Gefühl: Es wird Schlafenszeit —!

Die Rollen sind signiert und ausgeteilt. Am Abend, hinter der Szene, ruft mich Dittmarsch in den dunkeln, stillen Musikprobensaal. „Sie haben mir den Kaiser im ‚Käthchen von Heilbronn' genommen." — „Ja, Eduard Devrient wird ihn spielen!" — „Warum taten Sie das?" — „Sie spielen Friedeborn. Gewiß eine Rolle, die Ihnen stehen wird." — „Die ich aber erst lernen muß!" — Pause, in der ich Zeit hatte, über eine neue Tatsache im dramaturgischen Leben nachzudenken. Man will von alten Rollen nur diejenigen spielen, die man seit Jahr und Tag schon kennt. — „Auch den Kaiser, lieber Dittmarsch,

[1] Vgl. S. 308 dieses Bandes, Anm. 3.

haben Sie gewiß längst vergessen.“ — „O nein, diesen Kaiser spiele ich seit Jahren und spiele überhaupt in solchen Stücken alle Kaiser. Jetzt tun Sie mir diesen Kummer, diese Kränkung an —!“ — „Lieber Dittmarsch, Sie sprechen wie von einer Entthronung. Ist denn der Gegenstand soviel wert?“ — „Mir gewiß! Mein Ansehen ist gekränkt! Für den Friedeborn war Fischer da.“ — „Fischer ist Chordirektor und dankt Gott, wenn er von Rollen verschont bleibt.“ — „Das sagt er nur so! Sie haben auch ihn so gut gekränkt wie mich.“ — „Dann verstellt er sich, wie Ihr alle, Dittmarsch“, wandte ich mich, meinen Ärger und meine Verlegenheit bekämpfend. „Spielen Sie“, wandte ich mich ihm wieder zu, „spielen Sie den alten Friedeborn! Es ist eine gemütliche Rolle!“ — „Der Kaiser ist meine Partie, und Sie haben mir einen Stoß für meine künstlerische Stellung gegeben.“ — „Aber, Herr Dittmarsch —“; hier lächelte oder lachte ich entweder wirklich, weil ich nach dem bekannten Alternieren der Nerventätigkeiten und unsrer Sinne eigentlich statt zu lachen — gerührt war. Mein Verfahren tat mir leid. Ich hatte bisher nur Gutes, Freundliches, ja Zuvorkommendes von Dittmarsch erfahren. Mein Reformeifer hätte sich erst unterrichten sollen, ob dem schwachen, aber ehrgeizigen Schauspieler an einem solchen Kaiser mehr oder weniger gelegen sein konnte. Das Unglück war nun einmal geschehen. Ohne Aufsehen war die Sache nicht rückgängig zu machen. Da sollte nun mein „Humor“ helfen! Ja, schöner Humor! Mein hamletsches halb weinendes, halb lachendes Auge sehend, rief der Mann zornig aus: „Sie lachen noch? Sie lachen über mich alten Mann? Das will ich Ihnen gedenken!“ Stürzt ab und hat es mir gedacht, langsam, aber sicher. Eine Schwierigkeit kam nach der andern. Die Exzellenz hörte dies und hörte das. Bis zu den höchsten Stellen hinauf bahnte sich der freimaurerische Regisseur den Weg. Das ist's allein, du wahrheitsliebender Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, was mir den „Boden“ in deiner „Kunstgenossenschaft“ „verringert“ hat!

Es kamen nun nach früherer Intimität und der stillschweigenden, aber ersichtlichen Befriedigung des Intendanten durch

ein selten so reich gewesenes Repertoire plötzliche Konflikte mit ihm. Der erste war der, daß er ein Versehen von mir im Ausdruck eines Briefes, den ich an einen Schauspieler, der gastieren sollte, geschrieben, nicht als einen zu entschuldigenden hingehen ließ. Der Schauspieler verlangte das genannte Honorar für vier Rollen, die er gespielt hatte, während sich diese nur auf drei Abende verteilten. Ich hatte ihm aus Versehen geschrieben: „Sie erhalten für die Rolle 30 Taler!" statt daß ich hätte schreiben sollen „für den Abend". Das Ganze war ein Gegenstand von 30 Talern. Nach dem ersten Ausbruch des bureau- und aristokratischen Übergewichts, das mich hier der Chef fühlen ließ, ging ich aus dem Zimmer und in die gegenüberliegende Kasse, um jene 30 Taler zu bezahlen, die ich zufällig im Portefeuille hatte. Diese Entschiedenheit wurde mir noch übler gedeutet als mein Versehen. „Er ist leidenschaftlich!" Das war der größte Fehler, den der Intendant an jemand entdecken konnte, mit dem er verkehrte. Menschen, die etwa plötzlich ihre Ruhe verloren, die Stimme erhoben, „die Maske abwarfen" und „eine Szene machten", wie etwa Seydelmann zu seinem Intendanten in Stuttgart gesagt haben soll: „Herr, ich habe mit Ihnen gespielt wie die Katze mit der Maus!" das war dem selbst so brüsken Manne entsetzlich. Noch kurz zuvor gab es Schauspieler, die im Theaterleben nicht hatten vergessen können, daß sie ehemals (der Befreiungskrieg hatte bedeutenden Einfluß auf die Bühne) Offiziere gewesen, wie ein Vorgänger Emil Devrients, der sich „Julius"[1] nannte und ein Adliger war. Diese plötzlichen Mißachter der üblichen Formen, diese Brauseköpfe, bei denen der Intendant immerfort die Hand am Klingelzuge halten mußte, hielt er für die Abkürzer seines ihm von der Parze gegönnten Lebensfadens. Der Ärger und die Furcht vor Extremen verursachten ihm Rückschläge auf sein Befinden. Gewöhnlich war es der sogenannte „Hexenschuß", der ihn dann auf mehrere Tage ins Bett jagte.

Seine von Dittmarsch geschürte Revanche für die Unmöglichkeit, nun von mir eine „Nachlässigkeit" mit 30 Talern zu

[1] Friedrich Julius (1776—1860), eigentlich von Kleist.

buchen, war die, daß er mir überhaupt die Zahl der Gastspiele vorwarf. Obgleich nicht mehr als dreißig Taler für den Abend an Schauspieler gezahlt wurden, so behauptete er doch plötzlich, ich hätte der Kasse mit den Gastspielen geschadet. Wenn meine Antworten bei den Akten liegen, so muß man einen Brief finden, der ihm bewiesen hat, daß alle von mir allein vorgeschlagenen Gastspiele zu wirklichem Engagement geführt hatten, die vergeblich gewesenen aber auf Rechnung andrer Ratgeber kamen. Vergeblich war bei ihm das Gastspiel oft der Talentvollsten. Jener auf seine vier Rollen Bestehende war der Hamburger Väterspieler Hesse[1], der seines starken Embonpoints wegen vom Intendanten geradezu und herzlos ins Gesicht ausgelacht wurde, als er sich ihm vorstellte, während der gebildete, über solche Roheit stutzende Mann (als Bühnenschriftsteller „Wages" genannt) vortrefflich spielte und ein Ersatz für den Veteranen Burmeister[2] hätte werden können, der sich nicht minder vor Fettleibigkeit, die jedoch Wassersucht war, fortschleppen konnte. Als Aloys Ander[3] am 7. Mai 1847 auf Engagement den Sever in „Lucrezia Borgia"[4] jugendlich schön und mit hinreißendem Schmelz gesungen hatte, glaubte ich der Exzellenz Glück wünschen zu können, endlich einen Tenor gefunden zu haben, der ihn von Tichatschecks[5] Launen befreite. Was war geschehen? Schon hatte ihn eine intrigante Clique, die ich nicht näher bezeichnen will, in der Bearbeitung gehabt, und ich wurde angefahren: „Seine zwei Rollen, die er noch singen sollte, sind ihm ausbezahlt! Nein, nein, Gaumentenor! Abreisen! Nicht zu brauchen!"

Die Aufreizung durch meinen neuen Gegner Dittmarsch dauerte fort. Der Satz: Was am Theater zu erreichen ist, ist nur durch den guten Willen der Hauptmitglieder möglich! war ebenfalls der seinige. Dies Axiom, verbunden mit dem Spielhonorar, führte nur zur Kassenleere. Denn wenn „Repertoire"

---

[1] August Wilhelm Hesse (1805—64), Schauspieler, wirkte seit 1843 eine Reihe von Jahren in Hamburg. Seine schriftstellerischen Versuche erschienen unter dem Namen J. C. H. Wages (Ich wag es). — [2] Friedrich Burmeister (1771 bis 1851), Schauspieler, war seit 1811 am Hoftheater in Dresden. — [3] Aloys Ander (1821—64), Sänger, war 1845—64 am Wiener Hofoperntheater. — [4] Tragische Oper von Gaëtano Donizetti (1797—1848). — [5] Vgl. S. 375 dieses Bandes, Anm. 3.

gemacht wurde, so hatte wohl der Chef den Ehrgeiz, es dem Hofe, dem König, den alten Prinzessinnen, dem Publikum als ein würdiges vorzulegen. Mit Wohlgefallen betrachtete er sich die Signaturen: „Hamlet", „Euryanthe"[1], „Oheim"[2], „Gottsched und Gellert"[3], „Freischütz", „Die Braut aus der Residenz", „Hugenotten", „Der Weltumsegler"[4] usw. Jeder bekam da etwas für seinen Geschmack. Und alle diese Ansätze fanden sogar statt nach vorausgegangener Rücksprache mit den Matadoren. Diese hatten zugesagt, die betreffenden Rollen spielen zu wollen. Rückte dann aber der Tag heran, sollte zu „Hamlet", der lange nicht gewesen, eine Probe stattfinden, so wurde sie abgesagt. Emil Devrient meldete einfach: Nicht „Hamlet", sondern — „Memoiren des Teufels"[5]! Oder Tichatscheck: Nicht „Euryanthe", aber — „Stradella"[6]! Mit andern Worten: Die Kasse nahm statt 800 Talern nur 200 und weniger ein. Nun hätte ich gern gesagt: Wenn Emil Devrient erklärt: „Aber ‚Memoiren des Teufels'"! so erwidre der Intendant: „Quod non!" und setze dafür mit einem zweiten interessanten Darsteller, den ich wirklich endlich in Liedtcke[7] gefunden hatte, eine Vorstellung an, die vielleicht etwas mehr einbringt als jene 200 Taler. Neben der so ausgezeichneten und in dieser Weise nie störenden Maria Bayer[8] bot Antonie Wilhelmi[9] einige Hoffnung, sich behaupten zu können. Dittmarsch aber begünstigte das Ansetzen von Lückenbüßern. Ihm war die Kollegenschaft das erste Prinzip! Den Kollegen mußte das Spielhonorar gesichert bleiben. Das Spielhonorar war der geheime Apparat, der den höheren Aufflug immer wieder in den Strich der Gewöhnlichkeit zog.

Der einzige „Boden" in der „Kunstgenossenschaft", den ein richtiger Dramaturg allein erstreben kann, ist das Podium der

[1] Große romantische Oper von K. M. von Weber (1786—1826). — [2] Drama von Amalie Heiter; vgl. S. 355 dieses Bandes, Anm. 6. — [3] Lustspiel von Heinrich Laube. — [4] „Der Weltumsegler wider Willen" von Gustav Raeder. — [5] Lustspiel von Louis Schneider. — [6] „Alessandro Stradella", romantische Oper von Flotow (1812 bis 1883). — [7] Theodor Liedtcke (1823—1902) wurde 1849 auf Betreiben Gutzkows für das Dresdener Hoftheater verpflichtet. — [8] Vgl. S. 210 dieses Bandes, Anm. 6. — [9] Antonie Wilhelmi, eigentlich Zechmeister, geb. 1826, Sängerin.

Bühne, das Direktionsbureau, sein eignes Zimmer. In letzterm besuchte mich eines Tages Graf Luckner, ein Schwiegersohn des vorletzten Kurfürsten von Hessen[1]. Er brachte mir die Übersetzung eines Stückes, das der gebildete Mann als Legationssekretär in Lissabon kennen gelernt hatte. Es rührte von dem portugiesischen Minister Almeida-Garrett[2] her. „Manuel de Souza" lautete der Titel. Das Stück war zu geben, nur mußte es gekürzt und in mancher Motivierung geschärft werden, vor allem war die Diktion sprechbarer zu machen. Der Graf überließ mir diese Arbeit und war mit meiner Einrichtung zufrieden. Ich hatte Eile mit der Einstudierung, weil ich im März 1848 einen kontraktlichen Urlaub von zwölf Wochen anzutreten wünschte. Sechs Wochen hatte ich zugute vom Jahre zuvor. Um daher die Sache des Grafen zu betreiben, ließ ich die Rollen von meinem eignen Sekretär kopieren. Wußte ich doch, wie langsam dies auf dem gewöhnlichen Wege gegangen sein würde. Auch war es noch nicht entschieden, ob überhaupt die Aufführung genehmigt wurde. Immer noch gab es geheime Instanzen, von deren Urteil das meinige kontrolliert wurde. Das leichtfertige, schnöde, aus Unwahrheiten zusammengesetzte Urteil Eduard Devrients über meine Tätigkeit als Dresdener Dramaturg läßt vermuten, daß ihm die Sicherheit desselben wahrscheinlich durch die ständige Untreue des ungebildeten Intendanten gekommen, der dem in der Ferne beobachtenden Allesbesserwisser nicht unmöglich jede Arbeit, die ich empfohlen hatte, erst zu lesen gab. Manchmal wurde auch Carus[3] gefragt, zuweilen sogar Prinz Johann[4].

Indessen wurde der „Pilger", so hatte ich den Namen des Stückes verändert, angenommen. Einen Tag vor meinem Urlaub kam es zum Besetzen der Rollen. Ich hatte die Besetzung, wie ich diese wünschte, schon im Buche angegeben. Siehe da! Der Chef zog einen Zettel aus der Tasche und hatte eine andere Besetzung. Manuel de Souza, der Held, so hatte ich vor-

[1] Vgl. S. 60 dieses Bandes, Anm. 2. — [2] João Baptista da Silva Leitão de Almeida-Garrett (1799—1854), hervorragender portugiesischer Dichter. Sein dramatisches Meisterstück „Frei Luiz de Sousa" wurde 1847 von Graf Luckner übersetzt. — [3] Vgl. S. 375 dieses Bandes, Anm. 5. — [4] Vgl. S. 355 dieses Bandes, Anm. 5.

geschrieben, mußte Eduard Winger[1] sein, dieselbe stattliche Erscheinung, die Wallenstein, Thoas, Chorführer Cajetan usw. zu spielen gewohnt war. Ein aus dem Gelobten Lande zurückkehrender, totgeglaubter erster Gatte der Donna Magdalena war Eduard Devrient. Aber was höre ich? Kaprice oder welcher Umstand es war, die Liste der Dramaturgenbesetzung war gerade verkehrt: Eduard Devrient sollte den stolzen, ernsten, aufrechtgehenden Helden, der kräftige Winger dagegen den von Mühseligkeiten gebeugten Pilger übernehmen. Es wurde darüber hin und her gestritten, und ich gestehe, ich wurde gereizt. Ich hatte häusliches Leid. Meine Gattin lag noch kurz zuvor auf den Tod. Eine Erkältung im Zirkus Renz hatte ihr ein zu frühes Wochenbett gebracht. Die Reise nach Berlin, in den Schoß meiner dort lebenden Angehörigen, sollte zu ihrer Erkräftigung dienen. Möglich auch, daß schon eine Kunde von den Vorgängen in Frankreich da war, die mich erregte. Kurz, der Intendant bestritt mir das Recht, für ein Stück, das ich selbst eingereicht hatte, und auf dessen Titel ich als Bearbeiter ausdrücklich genannt wurde, die Besetzung vorzuschreiben. „Nun denn, so unterlassen wir das Signieren", schloß ich, als die Ausdrücke zu heftig wurden (Dittmarsch verzog keine Miene), „es ist ja auch nicht notwendig, daß Sie meine Bearbeitung aufführen. Nehmen Exzellenz die Übersetzung des Grafen Luckner, wie sie ist, und lassen Sie dann alles ganz nach Ihren Wünschen gehen!" Damit raffte ich die Rollen zusammen und wollte mich entfernen. „Halt! Die Rollen bleiben hier!" rief der Intendant. „Erlauben, Exzellenz, die Rollen sind die meinigen!" sagte ich. „Ich hatte die Absicht, sie mir später von der Kasse bezahlen zu lassen! Sie müssen ja auch jetzt ohnehin andre haben!" Damit hatte ich mein Paket beisammen, verließ das Sessionszimmer und schlug vielleicht etwas unsanft die Tür zu.

Einige Wochen darauf trat das Stück mit den Trägern der Rollen, die wahrscheinlich die adlige Damentee-Koterie, die Vorlesungshorcherinnen in der Feldgasse, gewünscht hatten,

[1] Eduard Winger (1812—86), Schauspieler, betrat am 1. Januar 1844 als Friedrich Wilhelm I. in „Zopf und Schwert" zum erstenmal die Dresdener Hofbühne.

hervor und fiel durch[1]. Es war eines der Stücke mehr, die, wenn die Hauptkraft derselben auf die Schultern Eduard Devrients gelegt wurde, für verloren gelten konnten.

V.

Die Zeit, wo der Mensch geflissentlich die Eindrücke des Lebens wahrnimmt, um darnach seinen Charakter zu modeln, war für den Erzähler vorüber.

Eine einzelne neue psychologische Entdeckung konnte noch nutzenbringend gemacht werden; aber im wesentlichen war der Mensch fertig.

Ich sah ein, daß ich mir sagen mußte: Du bist eine kontemplative Natur, Sinnpflanze sogar, die bei jeder Berührung mit der Außenwelt leidet! Willst du dich in der Außenwelt halten und bewähren, so mußt du herrschen können! Das Parlamentieren mit dem Unverstand verringert deinen Wert!

Bei alledem war ich entschlossen, auszuharren auf dem Boden, dem Boden des Dünkels und der Doppelzüngigkeit. Ich fühlte wohl, ich war ein fünftes Rad am Wagen. Ich konnte meine Inspirationen nicht so rasch, wie meinem Naturell entsprach, ins Leben rufen. Schleichen und Diplomatisieren, Bitten und Betteln um die Machthaber am Theater herum widerstand mir. Aber für die Zukunft hatte ich immer noch Hoffnung.

Von einer Überzeugung zu lassen, kostete mich die größte, schmerzlichste Überwindung auf jedem Gebiete. Ein Fehltritt vollends erzeugte eine Reue, die mich auf Wochen einem Schatten gleichmachte. Der kategorische Imperativ hat mich nie, selbst nicht bei einer Verirrung der Phantasie, verlassen. Leider kann ich nicht vom Augenblick sagen, daß er mein Untertan war, aber über die Stunde war ich Herr. Regelmäßigkeit in den Anforderungen der Welt an mich erschien mir eine Schuld, die ich schon allein der bürgerlichen Stellung der Literatur zu Ehren abzutragen hatte. Der Hausstand, die Wurzeln und Äste der Existenz hatten sich nie über mich zu beklagen.

[1] Am 12. Mai 1848.

Beziehungen zur großen Welt hatte ich in Paris so viele gehabt, daß ich diese nicht mehr suchte. In Dresden gebot es dem Neuangestellten der Anstand, der literarischen Kollegin, Prinzessin Amalie[1], die Aufwartung zu machen. Sie betrachtete mich durch die Brille ihres literarischen Agenten Theodor Hell, dem ich in meiner früheren kritischen Wirksamkeit wenig Gutes erwiesen hatte. Daß ich auch sie selbst getadelt hatte, deshalb, bei vielem Lobe, getadelt, weil sie ihre Stücke regelmäßig auf den Sieg des Unscheinbaren, auf den Triumph des sich prosaisch Anlassenden, des scheinbar Gewöhnlichen anlegte, wußte sie wohl kaum, oder es war möglich, daß ihr die Zuträgerei diese Rüge im vergrößerten Maßstabe vorgeführt hatte. Ich fand die Dame schwunglos. Die hohe Aristokratie Dresdens begegnete mir oft. Auch in Berlin, wohin ich zuweilen reisen mußte, hatte ich Anknüpfungen genug, sogar solche, die mich wieder mit den Pulsschlägen der Zeit, mit andrer Literatur als dramatischer, in Verbindung brachten. Wie steht die geniale Frau, die Schwester des Malers Wach[2], Henriette Paalzow[3], so, ich möchte sagen, wie auf Goldgrund gemalt, in meiner Erinnerung! Welch ein Gegensatz gegen die frostige fürstliche Dame in Dresden! Die Verfasserin von „Godwie Castle"[4] wohnte in einem neugebauten Turm, Monbijou gegenüber, in elegantester Einrichtung. Sie war von Geschenken, von Aufmerksamkeiten des Hofes umringt. Der König, alle Prinzessinnen, in erster Reihe die Mutter unsrer Konvertitin von Hohenschwangau[5], huldigten nicht nur ihrem Talent, sondern auch ihrer Weltbildung, ihrer ausnehmenden Kunst, Herzensgüte und treffendes Urteil zu vereinigen. Es waren Weihestunden, die ich bei dieser klugen Geist- und Herzprüferin zubrachte. Auch Alfred Reumont[6] sah ich, der

[1] Vgl. S. 355 dieses Bandes, Anm. 6. — [2] Karl Wilhelm Wach (1787—1845), Maler. — [3] Henriette Paalzow, geborene Wach (1788—1847), Romanschriftstellerin. — [4] Berlin 1838, 3 Bde. — [5] Marie Anna von Hessen-Homburg, Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen und Mutter der Prinzessin Marie Friederike, die 1842 mit Maximilian II., König von Bayern (1811—64), vermählt wurde und 1874 zum Katholizismus übertrat. — [6] Alfred von Reumont (1808—87), deutscher Geschichtschreiber, ging 1829 und zum zweitenmal 1836 als Gesandtschaftsattaché nach Italien und übermittelte, als persönlicher Freund Friedrich Wilhelms IV., diesem Berichte über Kunst, Literatur und Archäologie. 1843—48 war er Sekretär

damals eine hohe Stellung bei Hofe einnahm und Radowitz[1] sowohl wie Humboldt zu ersetzen, richtiger wohl zu ergänzen bestimmt schien. Sein immenses Wissen galt grade einer Sphäre, wo Humboldt wenig heimisch war. Gegen diesen geriet ich Ende November 1846 sogar in eine aggressive Stellung, die ich des Gegenstandes wegen erwähne.

Bekannt ist jenes beliebte Buch von Wilhelm von Humboldt: „Briefe an eine Freundin"[2]. Der Einsiedler vom Schloß Tegel, der ehemalige Staatsminister, der gefeierte Sprachforscher, hatte diese an eine vor Jahren schön gewesene, stattliche junge Frau geschrieben, die er für drei Tage in Pyrmont hatte kennen lernen, Charlotte Diede[3]. Die Befreundung muß eine sehr nahe gewesen sein; denn jährlich einigemal schickte ihr der Verehrer ein Geldgeschenk mit einem Begleitbriefe, der die Absicht gehabt zu haben scheint, eine unruhige Persönlichkeit zur Ergebung, zum Nehmen der Dinge, wie sie sind, zu ermuntern. Die Mutter meiner in Hamburg lebenden Freundin[4] hatte diese in Kassel wohnende, damals für exaltiert geltende Frau, eine geschiedene Doktorsgattin, kennen gelernt und ihr eine jährliche Pension von hundert Talern gewährt. Der wohltuende Sinn verband sich hier mit den Mitteln der damaligen russischen Gesandtin am westfälischen Hofe. Als die Mutter, eine geborne Gräfin Öchsle, starb, übernahm die Tochter diesen Liebesdienst und erhielt dafür das Versprechen, wenn Charlotte Diede stürbe, so würde sie den Schatz der Wilhelm von Humboldtschen Briefe[5] der jungen Freundin vermachen. Nun starb Wilhelm von Humboldt 1835[6]. Er starb, ohne seiner Kasseler Freundin gedacht zu haben! Die sich jähr-

im Ministerium des Auswärtigen in Berlin. — [1] Joseph Maria von Radowitz (1797—1853), preußischer General und Staatsmann. — [2] Herausgegeben von Therese von Bacheracht (Leipzig 1847). — [3] Charlotte Diede, geborene Hildebrand (1769—1846), vermählte sich 1798 mit Dr. jur. Diede; doch wurde die Ehe nach drei Jahren wieder getrennt. Nachdem sie infolge der Kriegsunruhen ihr Vermögen verloren hatte, wandte sie sich an Wilhelm von Humboldt, den sie 1788 kennen gelernt hatte. Dieser unterstützte sie großmütig und blieb bis zu seinem Tode mit ihr im Briefwechsel. — [4] Therese von Bacheracht. — [5] Humboldts gedankenreiche Briefe an Charlotte Diede (ihre eigenen sind nicht mehr vorhanden) wurden nach ihrem Tode von Frau von Lützow (Therese von Bacheracht) mit vielen willkürlichen Änderungen als „Briefe an eine Freundin" (Leipzig 1847) veröffentlicht. — [6] Am 8. April, in Tegel bei Berlin.

lich auf etwa hundert Taler belaufende Unterstützung fiel auf fernere Zeit weg! Wohin verirrte sich da die liebevolle Sorge weicher und schwacher Gemüter? Statt einer weit unter Humboldts Auszeichnung stehenden, aber sehr determinierten und in vieles hineinredenden Frau einfach zu sagen: „Finde dich in dein Los!" fingierte man einen „letzten Gedanken", der in Tegel noch stattgefunden hätte, einen an die Diede. Frau von Bacheracht schickte zu ihren hundert Talern, die sie schon statt ihrer Mutter zahlte, noch jährlich hundert Taler, „als von Wilhelm von Humboldt für sie ausgesetzt". Zuletzt durchschaute die Empfängerin doch den liebevollen Betrug, und bei alledem — war sie imstande, ihr Wort zu brechen und testamentarisch zu verfügen, daß die Briefe ihres vor Jahren verstorbenen Wohltäters nicht an die liebevolle Frau in Hamburg, sondern — (das Motiv war Eitelkeit) an Alexander von Humboldt ausgeliefert werden sollten!

Als ich in jenem November wieder einmal meine Vaterstadt besuchte — Herr von Küstner[1] zuckte die Achseln über die Zulassung meines „Uriel Acosta" —, hatte Alexander von Humboldt, dem die Verstorbene die Briefe hatte zukommen lassen, im Einverständnis mit den Hinterlassenen Wilhelm von Humboldts beschlossen, die Briefe ganz zu unterdrücken. Schon hatte sich das weiche Gemüt der Frau, die hier, wenn auch nicht geradezu auf den Erwerb dieses Eigentums, doch mit einer Hoffnung auf billigen Ersatz durch Dankbarkeit und Treue, einige tausend Taler geopfert hatte, in Ruhe ergeben, als ich sie aufstachelte, mit dem großen Mann in Potsdam einen Krieg zu eröffnen. Ich diktierte ihr die Briefe, die der Kammerherr von Sanssouci über den Betrug der eitlen Frau in Kassel zu lesen bekam. Ich stellte drohende Eventualitäten in Aussicht, die bei Gutheißung einer so offenbaren Ungerechtigkeit eintreten würden. Dadurch wurde denn auch Humboldt bewogen, auf den Einspruch der Familie seines Bruders nicht zu hören. Er war Eigentümer der Briefe und konnte sie zedieren, wem er wollte. Er erkannte die Berechtigung seiner Korrespondentin an und

[1] Vgl. S. 29 dieses Bandes, Anm. 2.

machte für die Veröffentlichung der Briefe nur die Bedingung, daß sein Freund Varnhagen das Ganze durchsähe und von etwa anstößigen Dingen reinigte.

Inzwischen war „das Jahr 48" angebrochen. Kaum waren die Mittel beizutreiben, die Reise nach Berlin zu bewerkstelligen. Bankier Kaskel zuckte zu österreichischen Papieren die Achseln. Ich wollte sie ihm als Unterpfand für ein Darlehn geben. Meine Frau ließ die Kinder in der Obhut ihrer aus Frankfurt gekommenen Mutter. Das Wetter war unfreundlich. In Leipzig gab es Schnee und Regen. Aber die Welt war aus den Fugen. Auf jeder Station gab es eine Errungenschaft mehr, die von den Zeitungen ausgerufen wurde. Nur in Berlin war noch alles ruhig. Wieder schien hier, wie 1830, die Woge am Militär, an den Gendarmen sich brechen zu sollen. Ich bezog das „Hotel de Russie", meine Frau wohnte bei meiner Schwester. Ich fand es so still, so friedlich, so patriarchalisch in Berlin, daß ich sogar daran dachte, mich nach 15 Monaten der angestrengtesten praktischen Tätigkeit am Schreibtisch zu erholen. Ich begann die Verwandlung einer meiner Novellen, „Die Selbsttaufe", in ein Drama „Ottfried".

Aber die Lüfte der Zeit ließen sich nicht mehr absperren. Es kam der Abend des 13. März. Düster lag der feuchtwarme Frühlingshimmel über den Straßen. Der Abendnebel löste sich in sanften Regen auf. Aus den Kaffeehäusern erschollen die Stimmen der Vorleser, die bis jetzt nur noch berichten konnten von Louis Philippe, Lamartine[1], Ledru-Rollin[2], vom Bundestage und dessen flehentlicher Bitte, Deutschland möchte doch ja nur recht vertrauensvoll zu seinem alten Freunde sein, von der neugewährten Preßfreiheit[3], von Robert Blums[4] friedlicher Revolution in Sachsen. Noch wußte man nichts von Wien. Noch glaubte man an alles, nur nicht an eine Erschütterung auch des preußischen Staates. Auch für Preußen stand Preßfreiheit in Aussicht. Dem Ausschuß des Vereinigten Landtags, der eben

[1] Alphonse de Lamartine (1790—1869), berühmter französischer Dichter und Politiker. — [2] Alexandre Auguste Ledru-Rollin (1807—74), französischer Demokrat. — [3] Durch Beschluß des Bundestages vom 3. März 1848 sollte in allen deutschen Bundesstaaten die Zensur aufgehoben werden. — [4] Vgl. S. 128 dieses Bandes, Anm. 1.

über ein Strafgesetzbuch beriet, schien es das größte Zugeständnis der königlichen Majestät, daß ihm durch Bodelschwingh[1] eine Aussicht auf Periodizität eröffnet wurde. Nach einem glänzenden Diner trennten sich diese Herren, unter denen Vincke[2] am freimütigsten gesprochen hatte, in der Erwartung, es würde ihnen von der Souveränetät eine Konzession nach der andern — zutröpfeln.

Aber das soziale Element der Pariser Umwälzung bahnte sich den Weg nicht durch die Ständekammern und Kaffeehäuser, sondern durch die Herbergen, von Werkstatt zu Werkstatt. Man las an den Straßenecken Aufforderungen zu Volksversammlungen. Eine solche sollte am 13. abends in den „Zelten"[3] stattfinden. Eine Volksversammlung in Berlin! Welche Änderung des preußischen Staates! Menschen, die keine Soldaten waren, sollten sich öffentlich versammeln! Es erschien den noch immer regierenden Gewalten, Thiele[4], Eichhorn[5], Bodelschwingh, dem militärischen und höfischen Anhang des Königs noch unerhört. So wurden denn auch um 7 Uhr aus ihrer friedlichen Lektüre die Kaffeehausleser durch eine unruhige Bewegung in den Straßen aufgestört. Eine Schwadron Ulanen sprengte an das Brandenburger Tor. Hinter ihnen her schallt in der Ferne der Geschwindschritt der zu nächtlichem Biwak und förmlichem Angriff gerüsteten Bataillone. Die Stimmung über diese Herausforderung eines Konfliktes war gedrückt. Darüber waren alle einig, daß es die Zeit verkennen hieß, wenn man noch in alter Weise eine fern von der Stadt im Freien gehaltene Volksversammlung auseinandersprengen wollte. Noch in jedermanns Ohr klang das letzte Wort, das der König bei Entlassung des Ständeausschusses gesprochen hatte: „Während es überall

[1] Ernst von Bodelschwingh (1794—1854), preußischer Staatsmann, leitete 1847 als Regierungskommissar den Vereinigten Landtag, nahm jedoch nach dem Ausbruch der Revolution am 19. März 1848 seine Entlassung. — [2] Georg Ernst Friedrich Freiherr von Vincke (1811—75), preußischer Politiker, vertrat auf dem Vereinigten Landtag 1847 streng konstitutionelle Ansichten nach englischem Vorbild. — [3] Die „Zelte" sind eine Reihe altberühmter Gartenrestaurants am Nordrande des Berliner Tiergartens. — [4] Heinrich Thiele (1814—86), Hof- und Domprediger in Berlin. — [5] Johann Albrecht Friedrich Eichhorn (1779—1856), preußischer Staatsmann, verfolgte als Minister kirchlich-reaktionäre Tendenzen. Auch er trat am 19. März 1848 von seinem Posten zurück.

gärt und siedet, kann Berlin und Preußen nicht auf dem Gefrierpunkt stehen.“ Nun stieg der Thermometer. Dennoch wollte man zeigen, daß man in Berlin mit Volksbewegungen anders umzugehen wisse. Und so geschah es denn auch; die Massen an den „Zelten“ liefen auseinander.

Doch hatte die Truppenentwicklung die Stadt aus ihrem alten Vegetationsschlafe geschreckt. Die Hegelianer würden sagen, der Bruch war dem Philisterium gegenständlich geworden, und das Philisterium fing an, darüber zu reflektieren. Weil man keinen rechten Feind sah, weil dieser nur in den geheimen Drohbriefen, die vielleicht die Polizei empfing, existierte, so verlor selbst der loyale Bürger die Geduld über diese militärische Alarmierung der Straßen, die sich jeden Abend wiederholte und immer mehr Truppen in Tätigkeit brachte. Nun kam auch die Kunde, daß hie und da ein Stein jemand an den Kopf geflogen, ein Säbelhieb tödlich gewesen; der ruhige Beobachter überzeugte sich bald, daß die Soldaten, dieser nächtlichen Promenaden überdrüssig, erbittert, von ihren Führern fanatisiert zu werden anfingen. Wenn einige fünf oder sechs Menschen, die sich eine neue Nachricht mitteilten, beisammenstanden, so sprengte ein Dutzend Kavalleristen heran und trennte sie mit einer Heftigkeit, die eine immer mehr zunehmende Kampflust dieser Leute verriet. Auf ein Spottwort, einen einzigen aus einem Menschenhaufen fliegenden Stein, ließ man Pelotonfeuer geben. Stob dann der Haufe (da man wohl blind schoß) auseinander, floh durch die Straßen, schrie Rache! so kann man sagen, daß die militärischen Evolutionen die Revolution hervorgerufen haben. Der Telegraph auf der alten Sternwarte unterhielt sich am Tage aufs vertraulichste mit den Provinzen, berichtete nach Köln die Gewährung alles dessen, was man nur verlangte, aber Deputationen kamen und stellten bei alledem neue Gefahren in Aussicht.

Die tägliche Aufstellung des zum Kampf bereiten Militärs weckte bei dem ohnehin neckfüchtigen Charakter der Berliner Bevölkerung den Kitzel des Widerstandes. Man versuchte auf dem Petriplatz eine Barrikade zu errichten, so hieß es in den polizeilichen Berichten über die neuen Plänkeleien am Mitt-

woch und Donnerstag[1]. Ich sah diesen unschuldigen ersten Versuch in der modernsten aller Gattungen der Baukunst! Es war eine von der Umzäunung des Petrikirchbaues abgerissene Bretterlatte, die mit ein paar Sandkarren und einigen Mauersteinen garniert war. Die löbliche Straßenjugend hatte ihre Freude daran, daß die ihr nachsetzenden Ulanen an dieser Stelle immer erst einen Satz machen mußten. Aber der Charakter der Berliner ist gelehrig. Sie zeigten am Dönhoffsplatz Fortschritte in diesem Bauwesen und hörten aufmerksam zu, wenn an den Straßenecken zuweilen eine heisre, vansenartige Stimme[2] vorübergehend krächzte: „Dumme Jungen, ihr habt doch keine Courage!" Waren das die Emissäre, von denen man später berichtete? Ich glaube nicht. Die Furcht vor der Revolution machte die Revolution. Der Zustand Berlins wurde darüber unerträglich. Abends sein Haus zu finden, war mit Gefahr verbunden. Man konnte einer ergrimmt in voller Breite der Straße anrückenden Truppenkolonne begegnen und fand, wenn man sich bergen wollte, nach polizeilicher Vorschrift alle Haustüren verschlossen. Wem noch möglich wurde, sich an die Häuserwand zu drücken, der konnte froh sein, mit einem barschen „Scheren Sie sich nach Hause!" davonzukommen.

Schon gab es Verwundungen und einige Tote, als die Nachricht von den Wiener Vorgängen und Metternichs Sturz[3] alles elektrisierte. Metternich gestürzt, und wir können noch Bodelschwingh behalten! Die Massen träumten jetzt nur noch von „ordentlichen" Barrikaden. Am 18. März kam die in ihren Anfängen dünn gestreute, dann aber gewaltige Mine zum Ausbruch. Von jenem Moment des sogenannten „Mißverständnisses" bin ich Zeuge gewesen. Es war Sonnabend Mittag um halb drei Uhr. Der schönste Frühlingssonnenschein lag auf dem Schloßplatz. Herüber vom verschlossenen Königsschloß vernimmt man schon das Rufen eines nicht übergroßen Menschenhaufens: „Militär weg! Militär weg!" Der König hatte soeben jene bedeutenden Zugeständnisse des 18. März gegeben[4]. Die Deputationen vom Rhein und von Breslau

[1] 15. und 16. März 1848. — [2] An den Winkeladvokaten Vansen im „Egmont" erinnernde Stimme. — [3] Am 13. März 1848. — [4] Der Landtag wurde auf den 2. April

hatten, jene von einer Losreißung, diese von einer Republik gesprochen. Die neuen Lappen auf das alte Kleid genügten nicht mehr. Bodelschwingh trat ab, die Grundsätze einer offnen und ehrlichen konstitutionellen Monarchie wurden vom Balkon des Schlosses versprochen. Graf Arnim-Boitzenburg[1], dem Kundigen längst als eine wenig Vertrauen erweckende ehemalige Größe bekannt, doch der Masse ein veränderter Name, stand dem König zur Seite, als er dem neuen Geist seiner Regierung auch seine beredte Zunge als erster Herold lieh. Shakespeare würde gesagt haben:

„Der König, Wappenherold seiner selbst
Und seines Willens eigene Drommete!“

Dies Schauspiel war vorüber. Das Volk jubelte, kaprizierte sich aber immer wieder auf den Ruf: „Entfernung der Soldaten! Keine fernere Reizung, keine Provokation mehr!“ Die Soldaten standen am Königs- und am Staatsratsportal, man muß gestehen, mit rührender Geduld. Sie standen wie jene Ungarn, die in Italien[2] die Empörungsrufe kaum verstanden. Man verlangte das Zugeständnis, daß die Stütze auf Militär und Polizei nunmehr überflüssig sei, und hatte dabei die Verwundeten und Toten der letzten Tage im Sinne. Es waren nicht mehr als etwa zwanzig, aber anständig gekleidete Menschen, die den Ruf unausgesetzt wiederholten, offenbar Bürger, die diesen Wunsch aus loyaler Anhänglichkeit an die Ordnung und das königliche Haus, und zwar mit einer sich wie unglücklich fühlenden, verzweifelnden Dringlichkeit aussprachen. Da zog das Erscheinen einiger Magistratsmitglieder die Aufmerksamkeit der Masse, die sich zu zerstreuen anfing, hinüber nach der alten Stechbahn. Eine zu gleicher Zeit von dort heranrückende Infanteriekolonne hatte ohne Zweifel nur die Absicht, das Manöver

berufen, die Verwandlung Deutschlands in einen Bundesstaat mit Parlament, Flotte usw. in Aussicht gestellt sowie wichtige Reformen im Innern verheißen. — [1] Adolf Heinrich von Arnim-Boitzenburg (1803—68), preußischer Staatsmann, wurde am 19. März 1848 von Friedrich Wilhelm IV. zur Bildung eines neuen Kabinetts berufen. Um den Eintritt liberaler Mitglieder in das Ministerium zu ermöglichen, schied er am 29. März schon wieder aus dem Ministerium aus. Es bildete sich das liberale Ministerium Camphausen, das am 1. November durch das „Ministerium der rettenden Tat“ abgelöst wurde. — [2] Anspielung auf die Kämpfe des österreichischen Heeres unter Radetzky in Italien, vom März bis August 1848.

einer Säuberung des Platzes und der Befreiung des Portals von den Rufern auszuführen. Die Entschlossenheit dieser Bewegung, das laute Kommando, der nun schon seit acht Tagen panisch gewordene Schreck über solche Evolutionen trieb die Menschenmasse, die am zweiten Portal im allgemeinen ruhig stand und sich nur neugierig um die Magistratsherren drängte, in wilder Flucht nach der Breiten Straße hinüber. Und hier sollen jene zwei Schüsse des Mißverständnisses gefallen sein. Ich muß gestehen, daß ich sie nicht gehört habe. Ich füge aber hinzu, daß die, welche sie gehört zu haben versicherten (die Akustik dieses Platzes ist durch die einmündenden Straßen gebrochen), nicht wie Emissäre aussahen. Ein Bursche von sechszehn Jahren, in blauer Bluse, mit einem Topf voll Anschlagzettelkleister vor der Brust, schrie neben mir mit halb zorniger, halb weinender Stimme: „Ich bin dem Magistrat sein Zettelankleber! Ich soll die Proklamationen ankleben, und sie schießen auf mir!"

Ohne Zweifel hatte ein Mißverständnis stattgefunden. Aber die Menschen waren seit Montag gereizt, sie wollten sich nichts mehr aus-, nichts einreden lassen. Was war ihnen Graf Arnim? Was sollte der Masse die Preßfreiheit und die künftige konstitutionelle Verfassung? Das Herz dieser Leute war voll Kummer. All die verhaltenen langjährigen Empfindungen der Unterdrückung kamen zum Ausbruch. Sie hörten von Freiheit, gestürzten Königen, fallenden Ministern, und doch hörte die alte bekannte Brutalität der ausübenden Gewalt, der Gendarmen, der Hochmut der Offiziere, die blind zufahrende Roheit der in Uniform gesteckten Bauernjungen nicht auf. Das Gedruckte war den Leuten papierner Kram, die eigne Haut war nicht sicher, „der Stern des Auges in seiner Höhle"[1]! Wie ich Gesellen, Kleinbürger, Frauen so rennen, mit zornglühenden Mienen gen Himmel um Rache schreien hörte, wie ich sah, daß sich den Menschen das Weiße im Auge verkehrte und ihr Geschrei „Waffen! Waffen! Man verrät uns!" vernahm, da fühlte ich, wenn hier ein äußeres Mißverständnis stattfand, ein inneres gab es nicht. Es sollte zusammenbrechen diese alte Herrschaft

[1] Melchthal in Schillers „Tell" (1. Aufzug, 4. Szene): „Welch Äußerstes Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?"

des roten Kragens, eine Bevölkerung sollte aus ihrer faselnden und nur witzelnden Unbedeutendheit, aus ihrer anerzogenen Knechtschaft und Polizeifurcht sich erheben. Die alte Frau, die in der Breiten Straße den Fliehenden zurief: „Feiglinge, steht!"; der junge, glühend exaltierte Gesell, der an der Brücke bei der Neumannsgasse aus einer Trödelbude mit einem alten Säbel gerannt kam und mit bloßem Kopf durch die Straßen lief und zum Kampf aufrief; der kleine Handwerker, der vor mir her lief und mit starrem Auge wie geistesabwesend, immer mit Zähneknirschen vor sich hinmurmelte: „Nun muß Er dran!" — alle diese Menschen waren weder Emissäre noch Wühler noch irgend etwas anderes als Sklaven ihres Temperaments und beim ersten Anblick geradezu Opfer des Todes, dem sie sich selbst zu weihen entschlossen schienen. Es war das einfache verletzte Menschenrecht, das beleidigte Kleinbürgergefühl, das sie zu Politikern machte. Und so floh und rannte denn alles, wie die Möven vorm Sturme.

Ein grauenvoller Anblick diese plötzliche Entleerung der Straßen! Alle Läden schlossen sich. Am hellen Tage! Die Häuser wurden verriegelt. Gleich nachdem die erste fliegende Militärkolonne vom Schlosse durch die Jägerstraße an der Bank vorüber war, erhob sich zauberhaft schnell, wie von selbst, die erste Barrikade, die den Namen einer solchen verdiente. Das Rollen der Fässer, das Aufheben der Kanaldielen hallte weithin durch die Straßen. Hier befand sich die „Zeitungshalle", ein Institut des Dr. Julius, eines ungewöhnlichen Charakters, mit dem ich studiert hatte. Julius, ehemaliger Theolog, getaufter Jude, fand sich in die Rolle eines Armand Carrell[1] hinein, die man ihm beinahe oktroyierte. Er wurde Redakteur des ersten Blattes, das die Preßfreiheit mit Energie benutzte, der „Zeitungshalle".

Um drei Uhr rasselte die Artillerie über die Schloßbrücke. Um vier sah ich von meinem Hotel den Rektor und die Professoren der Universität in ihren langen, schweren Sammetmänteln, die Friedrich Wilhelm IV. aus Oxford mitgebracht hatte, zum

[1] Armand Carrell (1800—36), französischer Publizist, war seit 1830 Mitherausgeber der Zeitung „National", die an der Spitze der Oppositionsblätter stand.

König eilen. Sie wollten ihm den Wunsch vortragen, ob sich nicht die Studenten bewaffnen dürften. Diese wollten zum größern Teile die Gelegenheit benutzen, theatralische Polizeikomödie auf der Straße aufzuführen, wie sie dies später am 20. April am Alexanderplatz taten. Stipendiaten, Freitischler, junge, über den Liberalismus erhabene, studierende Junker und Geheimratssöhne haben die Berliner Studentenschaft weit hinter die in der deutschen akademischen Welt sonst so wenig anerkannt gewesene österreichische Aula in den Schatten gestellt. Doch um halb fünf Uhr krachten die ersten Pelotonsalven. Man muß an sein Vaterland und die nächste engere Heimat einer Vaterstadt so mit Banden des Gemüts und der Knabenerinnerung gefesselt sein wie ich, um den Schmerz zu verstehen, der mich bei diesen Erschütterungen der Luft ergriff. Als gar die Kanonen erdröhnten, gestehe ich, daß mir Tränen kamen. Doch mußte ich mich ermannen, an mein Unterkommen vom Spargnapanischen Kaffeehause aus zu denken; alle Straßen füllten sich mit Soldaten. Man sagte, daß man sich in der Breiten Straße verteidigte. Das Knechtsgewand schien abgeworfen.

Die Beamtenwelt, die am Morgen des 19. März alle Gefängnisse der Monarchie schon überfüllt sah, erschrak nicht wenig, als die Stellung des Schlachtfeldes, das sich ergeben hatte, so lautete: „Die Barrikade am Alexanderplatz wird von der Schützengilde verteidigt. Die Regimenter Kaiser Alexander und Franz wollen sich nicht mehr schlagen. General Möllendorff[1] ist gefangen." Dieser Umschwung der Positionen, dies Bulletin entschied das moralische Urteil über den Kampf. Die ohne allen Zweifel siegreich vorgedrungenen Soldaten hatten moralisch eine Niederlage erlitten; denn statt eines Pöbelhaufens, der nach ihrem Glauben ihnen gegenüberstehen sollte, zeigte der aufgehende Morgen das Gesicht der nächtlichen Kämpfer, jener aus wohlhabenden Bürgern Berlins bestehenden Genossenschaft der „Schützen". Das Feldgeschrei lautete nicht etwa

[1] Karl von Möllendorff (1791—1860) war 1848 während des Aufstandes mit dem Schutz des königlichen Schlosses betraut. Am 19. März fiel er in die Hände der Aufständischen.

revolutionär, sondern nur, wie der Schwur der Schweizer: „Wir stehn für unsre Häuser, unsre Weiber, unsre Kinder!"

Man hat die Frage aufgeworfen, ob eine Fortsetzung des Kampfes am Sonntag möglich gewesen wäre. Mit den schon im Gefecht gewesenen Truppen, die seit acht Tagen fast immer im Freien biwakiert hatten, sich von Munition und Proviant entblößt sahen, war es kaum möglich. Die Wirkung, die das Herumtragen der gefallenen Leichen hervorbrachte, steigerte die Vorbereitungen zum Widerstand bei den Bürgern. Der König durfte nichts anders tun, als den faktischen Vorteil seiner Stellung aufgeben. Wagte er doch alles, Krone, ja Leben. Die Folgen der Bloßgebung des Schlosses sah ich selbst. Zwanzig entschlossene Menschen hätten den Treppenaufgang vollständig frei gefunden, dem Könige ein Abdankungsdekret vorlegen und die Republik proklamieren können. Es hätte eine Sache der bloßen Anregung eines einzelnen sein können. Das Schloß war nur gedeckt von größtenteils schlafenden, völlig apathisch gewordenen Kriegern. Die Aristokratie war entflohen oder hielt sich verborgen. Nicht eine einzige Tatsache schien übrig, die Gemüter zu beruhigen, den Brand in irgend etwas Gemeinsamem und Friedlichem zu ersticken. In den Stunden am Sonntag von 11 Uhr vormittags bis 2 Uhr nachmittags gab es in Preußen weder Thron noch Regierung. Jede Gestaltung war möglich. An einer blutigen Bahre unter den Fenstern des Schlosses hätte nur eine Anrede an die vor Wut weinenden Menschen gefehlt, ein Gedanke der Sühne oder der Rache feurig ausgesprochen werden dürfen, und „alles war vorbei". Wie lächerlich war das, als Fürst Lichnowski[1] vom Schlosse heruntergelaufen kam und rief: „Kinder! Graf Schwerin[2] ist Minister!" Guter Gott, diese Blusenmenschen, jetzt zu allem fähig, sollten sich freuen, daß Graf Schwerin Minister war! Wer war ihnen Graf Schwerin? Was will dieser Mann? Kann der Tote auferwecken? Graf Schwerin, ich sah ihn selbst, ging, sinnend und grübelnd, langsam die Treppe hinauf, die ihn zum

---

¹ Vgl. S. 63 dieses Bandes, Anm. 1. — ² Maximilian Graf von Schwerin (1804—72), preußischer Staatsmann, hatte 1848 im Ministerium Camphausen das Portefeuille des Kultus.

König führte, der ihn als einen ehemaligen Oppositionsmann empfangen mußte. Schleiermachers Schwiegersohn schien sich den Schritt zu überlegen, den er tat.

Wieder kam Fürst Lichnowski vom König herunter, ließ sich wieder emporheben und rief: „Kinder, ich gebe euch mein fürstliches Ehrenwort, ich werde auf dem Vereinigten Landtage für eure Rechte sprechen! Glaubt mir's, ich spreche für euch, mein fürstliches Ehrenwort darauf!" Und die Leute fragten: „Wer ist denn nur das? Sein fürstliches Ehrenwort?" Fürst Lichnowski war ein alter Bekannter von mir. Schon von Frankfurt her. Einmal wollte er mich sogar auf die Mensur fordern, weil in meinem „Ein weißes Blatt" ein humoristischer Ökonomierat von spanischen Schafen, die er verschrieben, ausrief: „Sind sie angekommen, die Karlisten[1]?" Wir verständigten uns, lachten noch öfters zusammen und hatten uns erst vor kurzem bei Fürstin Hatzfeldt[2] in Dresden wiedergesehen. „Ein neuer Gedanke muß in diese Leute geschleudert werden!" rief ich, selbst genug erregt. „Ich habe an den König geschrieben. Hier ist der Brief! Der König soll die allgemeine Volksbewaffnung, die Bürgergarde dekretieren!" — „Her damit!" Lichnowski riß den Brief, den ich nach der ersten Nachricht vom Stand der Dinge geschrieben, an sich und gab ihn dem Polizeipräsidenten Minutoli[3], der eben zum König wollte. — „Volksbewaffnung?" erscholl eine heisere Stimme hinter mir. „Was denken Sie sich denn unter Volksbewaffnung?" Es war Graf Arnim[4], der mich mit einem kalten, spitzen Polizeiblick musterte. „Gegen wen soll sich das Volk bewaffnen? Für wen? Warum soll überhaupt bewaffnet werden? Wir haben jetzt nur eines nötig, hier die Menschen vom Schloß wegzubringen! Können Sie das machen? Das ist das größte Verdienst, das sich jetzt hier einer erwerben kann!" Ein neuer Leichenzug, den man brachte, unterbrach diese Erörterung, die in dem Tumult kaum fortgesetzt werden konnte. Alle Hüte mußten abgenommen

[1] 4. Aufzug, 3. Auftritt. — [2] Sophie Gräfin von Hatzfeldt, 1805—81. — [3] Julius Freiherr von Minutoli (1805—60), preußischer Diplomat und Schriftsteller, war von 1847 bis zum Juni 1848 Polizeipräsident von Berlin. — [4] Vgl. S. 398 dieses Bandes, Anm. 1.

werden, selbst die Helme der Soldaten — der Leiche zu Ehren. Fürst Lichnowski, der Fürst vom Ehrenwort, der nimmer Ruhende, nie Verlegene, der damals in Berlin im besten Zuge war, ein Volksmann zu werden, und der vielleicht den Mirabeau jener Zeit gespielt hätte, wenn der später so Unglückliche nicht an den Konsequenzen seines polnischen Charakters gelitten hätte, benutzte die Pause und flüsterte mir zu: „Reden Sie in Gottes Namen von der Volksbewaffnung! Das ist etwas, was packt; sie kommt auch noch!" Und schon hatten mich auf seinen Wink zwei kräftige Blusenmänner ergriffen und hielten mich in die Höhe. Da sprach ich denn: „Mitbürger! Berliner! Wir haben große, ereignisreiche Tage erlebt! Die leider blutig ausgefallene Saat wird aufgehen, wird Früchte tragen für unser aller Wohl! Der Bau der neuen Freiheit soll sich vollenden durch die Volksbewaffnung! Seid heute nachmittag am Brandenburger Tor! Dort werden euch die Waffen zum Schutz der errungenen Freiheit ausgeliefert werden! Bis dahin lebt wohl!" — „Daß sie uns da wieder im Freien besser treffen!" rief wohl ein Zweifelnder laut. Aber der Haufe zerstreute sich doch. Die berlinische Phantasie war auf ein Gaudium angeregt. Waffen austeilen —? Am Brandenburger Tor —? Kurz, meine Worte beruhigten. Sie wurden dicht unter dem vergoldeten Gitter des Königsbalkons gesprochen.

Dem Fürsten Lichnowski mußte ich Vorwürfe machen über sein vorschnelles Handeln. Die Situation, in die er mich gebracht hatte, war für einen sächsischen Hofbeamten bedenklich. Aber, einmal ergriffen von vier kräftigen Fäusten, mit den Beinen mich wehren und schreien: „Laßt mich aus!" das hätte mir schon selbst einen zu komischen Effekt gemacht. Genug, es war geschehen und gelungen. Aber der bewegliche Pole war längst verschwunden. Nicht unmöglich, daß er sich das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zutraute. Konservativ oder liberal, das schien ihm gleich, wenn nur seine Schulden bezahlt wurden. Am Nachmittage wurde in der Tat das Zeughaus geöffnet und jene Bürgerwehr organisiert, die — leider den Erwartungen so wenig entsprochen hat.

Die Gemüter verlangten an jedem Tage eine neue An-

regung. Die Geschäfte gingen nicht nur schlecht, sondern gar nicht. Man las den ganzen Tag Zeitungen. Abends mußte es irgendeine Diskussion, am liebsten einen Zusammenstoß geben. Schon sprachen die konservativ und reaktionär Gesinnten von Versöhnung. Die Toten vom Zivil sollten mit den Toten vom Militär unter derselben Feierlichkeit beerdigt werden. Das „Hotel de Russie", meine Wohnung, bot einen bequemen Saal zur Beratung der vielen Komitees, die jetzt auftauchten. Hier war auch Max von Gagern[1] erschienen, um mit einer Anzahl „Vertrauensmännern", zu denen auch ich eingeladen wurde, die künftige Verfassung Deutschlands zu beraten. Mancher der Versammelten saß wie vor einem köstlichen Baumkuchen, den man nicht zuerst anzuschneiden wagt. Bei jener Begräbnisdebatte wählte man Dr. B. G. Oppenheim und mich, um eine Erklärung gegen die zu zeitig ausgesprochene Versöhnung niederzuschreiben und sie dann in Gemeinschaft mit Dr. Klein[2], dem damals vielgenannten Dramatiker, spätern Geschichtsschreiber des Dramas, Minutoli zu überreichen. Der Polizeipräsident kam uns schon wieder mit der Erklärung entgegen, daß von obenher die Trennung des Begräbnisses bereits entschieden sei. Man regierte also schon nach dem Wort des Deputierten Mevissen[3]: „Der Politiker muß den Ereignissen immer um einen Schritt zuvor sein."

Nun erst illuminierte Berlin. Als die Lichter ausgelöscht waren, alles still und dunkel geworden war, hieß es plötzlich: Der Prinz von Preußen[4] käme mit dem Militär von Spandau zurück! Die aus dem Schlafe geschreckte Bevölkerung, die alarmierte neue Bürgerwehr nahm eine Haltung an, die Berlin in ein neues Saragossa[5] verwandeln zu wollen schien, wenn man diesen Überfall und Kampf hätte wagen wollen. Der

[1] Maximilian Freiherr von Gagern (1810—89) war 1848 einer der Vertrauensmänner, die die sogenannte Siebzehner-Verfassung ausarbeiteten. — [2] Vgl. S. 220 dieses Bandes, Anm. 10; hier ist gemeint Kleins umfangreiches, doch unvollendetes Werk „Die Geschichte des Dramas" (Leipzig 1865—76, 13 Bde.). — [3] Gustav von Mevissen (1815—99), Politiker, gehörte 1847 dem Vereinigten Landtag und 1848 der Frankfurter Nationalversammlung an. — [4] Der spätere Kaiser Wilhelm I. — [5] Anspielung auf den tapferen Widerstand, den Saragossa 1809 gegen Napoleon leistete.

König schien entschlossen, sich auch nichts mehr von Potsdam oder Spandau aufdrängen zu lassen. Er unterhielt sich mit den Bürgern, die jetzt das Schloß bewachten. Patrioten, Hofmaler, Hoftapezierer präsentierten das Gewehr, wenn er vorüberging. So loyal sich bewacht zu sehen, so gemütlich reden, so sich verständigen zu können, das tat ihm wohl, und am Montag, den 21. März, setzte er sich zu Roß und hielt jenen bekannten Umritt durch die Straßen, bei welchem die deutschen Farben aufgesteckt wurden und mit ihnen offen der Gedanke ausgesprochen: Preußen müsse in Deutschland aufgehen. Wenn man diesen Umritt und die Verheißungen desselben später so maßlos außerhalb Preußens angegriffen hat, so begeht man die Ungerechtigkeit, gewisse Mittelglieder und jene bindenden Übergänge nicht zu beachten, die zwischen dieser neuen Gesinnung und den verflossenen Tagen in der Mitte lagen. Es war ungerecht, daß man dasjenige im egoistischen Sinne deutete, was nur im nationalen gemeint war, im Interesse Preußens und Deutschlands zugleich, im Sinne unserer gegenwärtigen, wenigstens urkundlich verbürgten Reichseinheit.

Alle folgenden Stunden boten allerdings wieder eine Reihe von Demütigungen für die Monarchie. Die Polen wurden aus dem Gefängnis entlassen und auf einem zum Triumphwagen umgeschaffenen Fiaker unter die Portale des Schlosses gezogen. Der König hatte auch diesen, wie gestern den Leichen, die Honneurs zu machen. Ich beobachtete mit dem schärfsten Augenglase, in welchen Kampf und Zwiespalt ihn diese Szene versetzte. Die kurze und ungeduldige Art, die in seinen Mienen lag, war ohne Zweifel die Abneigung gegen ein so gefeiertes, mit Blumen bekränztes Polentum. Aber der letzte Kelch der Demütigung stand noch bevor: das Begräbnis der Gefallenen. Ein Fürst, der das Bewußtsein des Sieges gehabt hätte, würde eine solche Verherrlichung des Aufstandes weder geduldet, noch weniger ihr beigewohnt haben. Aber der Bedauernswerte trank auch diesen Kelch bis auf die Neige.

Mir persönlich wurde dieser Tag verhängnisvoll. Meine Frau, angegriffen schon von Dresden gekommen, war durch die Revolution in lebhafteste Aufregung versetzt. Sie wollte dem

Leichenzuge zusehen. Einige Fenster wurden freundlich in der Königsstraße gewährt. Man sah das Betrübendste. Die Toten hatte man nicht etwa in Bausch und Bogen genommen und auf einige Wägen gestellt, die man mit Traueremblemen geziert hätte. Nein, man stellte dem gedemütigten Fürsten hundertundneunzig einzelne Särge vor, jeden mit den Zeichen der Liebe geschmückt, jeden auf sechs rüstigen Schultern getragen. Erschütternd war dies Nichtendenwollen, diese Bestätigung eines Faktums, das zu denen gehörte, die sonst so leicht übertrieben werden. Oft wurde die Reihe der Särge durch die Fahnen der Gewerke und das eigene zahlreiche Erscheinen der letzteren unterbrochen. Man glaubte dann, die Totenreihe sei beendigt. Da bog aber um die Ecke wieder ein neuer Zug. Es währte stundenlang, die Luft war rauh, meine Frau ging erkältet nach Hause. Schon am Abend trat Fieber ein.

Von jetzt ab war mein Herz aufs schmerzlichste geteilt. Im Hotel die stete Aufregung durch Klubs und neue Zumutungen zur Teilnahme am allgemeinen Aufschwunge; in den engen Wohnräumen der Schwester die immer mehr erkrankende Gattin. Bei alledem ließ ich, um der sich so außerordentlich beschränkt äußernden politischen Urteilskraft des Berliners, der so lange Jahre in systematischer Verachtung des Konstitutionalismus erzogen worden war, dann dem geringen Anteil am allgemeinen Schicksal Deutschlands, dem kalten Anstarren und Nichtverstehen der schwarz-rot-goldnen Fahne in etwas zu steuern, bei Robert Springer eine „Ansprache an die Berliner"[1] drucken und kämpfte dabei jede Einrede: Was wagst du für deine Rückkehr nach Dresden! mit Gleichmut über die Folgen nieder. Schon schrieb man mir von dort, daß die Worte, die ich am Schloß doch nur zur Beschwichtigung gesprochen, als aufwiegelnde gedeutet worden seien! Aber das Geschick selbst trat mir hemmend genug in den Weg. Ich mußte fehlen bei dieser Beratung, bei jenem Beschluß; der Zustand meiner Frau verschlimmerte sich zum Hoffnungslosen. Kaum konnte ich mich noch von ihrem Lager entfernen. Ich mußte die Welt toben,

[1] Vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 76 ff.

die nächtlichen Alarmierungen der Bürgerwehr rasen lassen. Wenn ich nur Ruhe in nächster Nähe hätte schaffen können! Einem Typhuskranken ist schon das geringste Geräusch wie Donnerton. Schon um fünf Uhr morgens breitete ich Stroh über die Straße aus, um wenigstens das Wagenrollen in einer der belebtesten Straßen abzudämpfen. Zwei Ärzte, Koner und Barez[1], umstanden das Lager, wo die Kranke in Phantasieen lebte, die, ein leidiger Trost, nur glückliche gewesen schienen. Der Typhus ergriff in denselben Räumen auch den Sohn meiner Schwester. Ich harrte aus bis zur letztlichen Entscheidung, die in der Nacht vom Gründonnerstag auf Karfreitag erfolgte.

Traurige Ostern! Einen Priester in diesen wilden Tagen zur Osterzeit an einen frischaufgeworfenen Hügel entbieten zu können, war nicht möglich. Das stille Gebet der Leidtragenden, der schnell herbeigerufenen Kinder, faßte zusammen, worin zumeist das frühe Ende einer edlen, harmlosen Natur so rührend und tragisch war. Wer dem Leben, das hier dem Schoß der im Frühlingsgewande aufgegangenen Erde übergeben wurde, ferngestanden, konnte die Katastrophe, die hier stattgefunden, nicht ganz verstehen. Dem Trost, den mir ein geistvoller rabbinischer Gelehrter, der uns befreundete Dr. Zunz[2], gab: „Der Mensch hilft sich durch das allgemeine Gattungsgefühl!" mußte ich lange nachdenken. Der Selbsterhaltungstrieb, die Abwechselung von Raum und Zeit waren gemeint; doch wollte fürs erste der Trost nicht anschlagen.

In dem wüstgewordenen, jeden Tag neue, unangenehme Überraschungen bringenden Berlin mochte ich nicht länger weilen. Die Kinder nahm die Mutter der Dahingegangenen in ihre Obhut. Ich wollte den Rest meines Urlaubs irgendwo in einem stillen Badeorte zubringen und wählte Warmbrunn, wo ich die in Berlin begonnene dramatische Arbeit beendete. Die zauberische Umgebung Warmbrunns, das Riesengebirge mit seinen Wasserfällen und Waldgründen, der Kynast mit seinem Waldecho und dem Blick bald in die Tiefe, wo Hermsdorf von blühendem Holunder durchzogen lag, bald in die Ferne, wo

[1] Stephan Friedrich Barez, 1790—1856. — [2] Leopold Zunz (1794 bis 1886), jüdischer Gelehrter.

malerisch gruppierte Kirchtürme im sonnigen Nebel glänzten, Ausflüge nach Hirschberg, Erdmannsdorf, Schloß Fischbach beförderten die Genesung des an einem hier nicht zu schildernden besonderen Leid kranken Gemüts[1]. Das Allgemeine, das Schicksal der Gattung sprach mir aus dem abendlichen Geflüster des jungen Laubes der Gebüsche Trostreiches über Unsterblichkeit. Geisterhaft umgab mich die entschwundene Erscheinung; oft glaubte ich in abendlicher Stille des Zimmers mit ihr sprechen zu müssen. Die später in meinen Roman „Die Ritter vom Geiste" aufgenommenen Gedichte stammen aus diesen Tagen. Manches drängte sich zum Trost auf, was ich zu diesem Zweck nicht gesucht hatte.

Dem nun plötzlich Witwer gewordenen Dramaturgen kamen in Dresden Kondolationen und in der Tat keine Vorwürfe über seine politische Haltung entgegen. Gingen doch auch in Sachsen die politischen Wogen hoch genug! Die Vereine waren maßgebend geworden. Sachsen hatte Märzminister bekommen, wie fast alle Bundesstaaten. Von der Pfordten[2] schien ein ehrlich liberaler Minister werden zu wollen. Die Vorstellungen im Theater, klagte mir mein Chef, würden nicht mehr besucht. Aber sie wurden es überall nicht. Da war gut „Boden gewinnen", Herr Eduard Devrient! Man konnte die Vorstellungen noch so anziehend zu machen versuchen, die Klubs, die Verstimmung der höheren Klassen, des Militärs ließ sie das Theater vermeiden. Ich waltete mit Ruhe meines Amtes, mischte mich nicht in die Lokalpolitik, wofür ich mich zu wenig in die sächsischen Voraussetzungen hatte vertiefen können, behielt aber die große deutsche Bewegung im Auge. Im Herbst 1848 ließ ich ein Votum hinausgehen: „Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe." Ich führte darin die schärfste Sprache. Denn immer düsterer wurde der Horizont. Die Parlamentsaufgabe schien verpfuscht. Der Reichsverweser[3] eskamotierte mit seinem klugen Schmerling[4] alle Hoffnungen

[1] Vgl. „Gutzkows Leben und Werke", Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 31*, Z. 16 ff. — [2] Ludwig Karl Heinrich Freiherr von der Pfordten (1811—80), bayrischer Staatsmann, wurde 1848 als Minister des Auswärtigen in das sächsische Märzministerium berufen. — [3] Erzherzog Johann von Österreich. — [4] Anton Ritter von Schmerling (1805—93), österreichischer Staatsmann, übernahm

auf die Realisation des königlichen Umritts von Berlin. Mit Österreichs Macht buhlten Männer, von denen man sich den kurzsichtigen politischen Blick am wenigsten erwartet hätte. Das Parlament hatte Zeit zum Ausbrüten aller möglichen Theorieen. Denn nach außen war alles still, wenigstens bedrohte uns niemand außer — in der Phantasie des Volkes — Rußland. Österreich war vielleicht in Wahrheit zu fürchten. Ich konnte damals schreiben: „Lamartines[1] Manifeste haben den Völkern den Frieden angekündigt! Also endlich scheint der Mensch wieder erlöst von den drückenden Verpflichtungen des Bürgers! In Lamartines Ankündigung der französischen Republik kommt uns die Erde wieder vor wie ein Spielplatz des Glücks! Alle Güter derselben scheinen uns dargeboten, und das Elend ist verbannt! Als der Dichter sein Programm schrieb, da sah die Arbeit sich nicht nur vom Erfolge gekrönt, sondern auch gefeiert, mit Kränzen umwunden. Die Republik war in Lamartines Auslegung ein Zauberwort. Ledru-Rollin[2] gab dieser Auslegung einen Schein von Wahrheit. Er baute das Gerüst, das Lamartine mit Blumen schmückte. Louis Blanc[3] predigte, daß auf diese Blumen Früchte folgen würden. Allerdings griff er der Natur durch das Treibhaus vor und wollte für die Sonne den Ofen setzen —" u. s. f. Frankreich hatte vollauf mit sich selbst zu tun. Nur Österreich und Rußland schienen Deutschlands Verfall, nicht dessen Größe zu wünschen. Der Dresdener Dramaturg wagte zu schreiben: „Italien, du armes, reiches Land! Land der Wunder und der Alltäglichkeit! Gewohnt, unter zerschlagenen Trümmern zu leben, nur aus deinen Myrten- und Oleanderbüschen von dem gebrochenen Auge einer schöneren Vergangenheit begrüßt zu werden, hast du dich seit Jahrhunderten gewöhnt, fremden Herren zu gehorchen! Aber

---

1848 das Präsidium der Bundesversammlung in Frankfurt. Am 15. Juli zum Reichsminister ernannt, wollte er von seinem großdeutschen, österreichischen Standpunkt aus von der preußischen Hegemonie nichts wissen und legte daher, nach Entzweiung mit seinen Parteigenossen, am 15. Dezember sein Ministerium nieder. — [1] Vgl. S. 394 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 394 dieses Bandes, Anm. 2. — [3] Louis Blanc (1811—82), französischer Publizist. In seiner sozialistischen Schrift „Organisation du travail" (Paris 1840) forderte er vom Staat, daß er die industrielle Arbeit an sich ziehe und jeden in gleicher Weise belohne.

sollten die Elemente eines einigen und würdigen Nationallebens nicht auch auf deinem Boden vorhanden sein können? Mag sich in die Bewegung des Kirchenstaates[1] Theatralisches gemischt, mag die mit bunten Lappen ausgezierte Phrase Harlekinaden aufgeführt haben: kein Volk kann gegen seine Natur. Der Süden schreit nun einmal und lärmt, und die Komödien, die bei uns in Bierstuben, bei Tabaksqualm und dem parlamentarischen Formelwesen der Vereine stattfinden, führt man in Italien ungezwungen, am offnen Tage, unter blauem Himmel und Sternenschein auf. Das naive Verhältnis des Papstes zu allen diesen Bewegungen ist ebenso charakteristisch, wie wenn sich Kaiser Nikolaus in Petersburg[2] den Batuschka[3] des Vaterlandes nennen und in den Straßen die Zipfel seiner Kleider küssen läßt. Und nun geht nach Mailand, Verona, Venedig, Padua, Pavia und fragt, ob es Österreich verstanden hat, in Italien ein Volk wie das deutsche zu vertreten? Nein, wir erkennen uns selbst nicht wieder in Metternichs Regierungsmethode" usw. Diese schilderte ich. Ich schilderte Österreichs Vergangenheit als die ewige Störerin der Hoffnungen auf Deutschlands Einheit. Ich erklärte eine deutsche Einheit mit Österreichs Eintritt nur für möglich, wenn Österreich nicht als Kaisertum, sondern mit geringerer Würde, lediglich für seine sechs Millionen Deutsche einträte. Dem Wirrsal über die zu erhoffende Reichsverfassung gegenüber schlug ich vor: Deutschland sei in seiner Totalität, in seiner Zentralgewalt Republik, in seinen Bestandteilen Monarchie! Ein aus dem Parlament und Fürstenrat hervorgegangener Reichskanzler regiere die Einheit von sechs Königreichen, Preußen, Deutsch-Österreich, Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen. Die

---

[1] Nach der Februarrevolution in Italien gab Papst Pius IX. am 14. März 1848 eine konstitutionelle Verfassung; gleichzeitig versuchten päpstliche Truppen, für die Befreiung Italiens gegen Österreich zu kämpfen. Als sie jedoch kapitulierten und Pius IX. sich von der italienischen Sache völlig lossagte, erregte dies große Erbitterung im Volke. Ein Aufruhr zwang den Papst, ein radikales Ministerium zu ernennen. Als er floh, wurde am 9. Februar 1849 von einer konstituierenden Nationalversammlung die römische Republik verkündet. Doch wurde die Revolution im Juli von Franzosen, Österreichern und Neapolitanern erstickt. — [2] Nikolaus I. Pawlowitsch (1796—1855), seit 1825 Kaiser von Rußland, übte ein durchaus autokratisches Regiment. — [3] Väterchen.

letztern Staaten sollten die kleineren Fürstentümer in sich aufnehmen. Die Dinge waren im Fluß. Es war ein Vorschlag wie so viele andere auch. Ob das Buch beachtet wurde, ich konnte es nicht verfolgen. Mich riefen die Pflichten des Amtes in die Werkstatt der Musen zurück. Draußen in der Welt verschlang eine Erscheinung die andere.

Meinen „Ottfried"[1] konnte nicht einmal das selbstgeleitete Theater spielen! Es fehlte eine Darstellerin des Salons, die mit Maria Bayer einen harmonischen Wettkampf auf der Bühne wiedergegeben hätte. Eine Antonie Lebrun[2] hatte sich ein wunderlicher Engländer, Mister Don, vom Theater weggenommen. Einmal hatte dieser das Polizeivergehen abzusitzen, daß er Eau de Cologne-Flaschen in die Briefkästen entleerte, um den Verleumdungen der Korrespondenzen zu steuern. Ein mit wärmster Hingebung an die Sache geschriebenes Trauerspiel „Wullenweber" konnte vor Überfülle des Stoffes nicht zu nachhaltiger Wirkung gelangen[3]. Die Geschichte hatte hier den Rahmen zu weit gespannt. Schweden, Kopenhagen, Lübeck, Hamburg, Braunschweig ließen sich in der Phantasie des Zuschauers nicht vereinigen.

Nachteilige Rückwirkungen meines nach allen Seiten hin rücksichtslosen politischen Buches (ich hatte gesagt, wenn sich die Hohenzollern nicht endlich offen und ehrlich dem Zeitgeist fügien, würden sie das Schicksal der Bourbonen erleben) auf meine amtliche Stellung erfuhr ich nicht. Wenigstens nicht sichtbare. Im Gegenteil, von der Pfordten, mit dem ich gelegentlich zusammenkam, forderte mich auf, ihm, dem Hausminister, dem das Theater mit seinen enormen Kosten für das Königliche Haus, richtiger für die Stände, untergeben war, ein Memoire über die Mängel des Königlichen Theaters zu schreiben. Ich tat dies ohne alle Scheu vor Verhältnissen oder Personen und tat es um so mehr, als sich auch Eduard Devrient mit seinen Auffassungen über Bühnenwesen, seinen Reformplänen hervordrängte und eine Schrift über ein neuzubildendes

---

[1] Vgl. S. 394 dieses Bandes, Z. 19f. — [2] Antonie Lebrun, geb. 1823, entsagte 1847 der Dresdener Bühne, als sie den schottischen Baron William Henry Dorn heiratete. — [3] Uraufführung am 1. Januar 1848 in Dresden.

Nationaltheater hatte erscheinen lassen[1], das ihn schon damals zum Don Quixote einer vergangenen Auffassung des Theaters machte. Ich schrieb an von der Pfordten: „Man setzt, z. B. in Herrn Devrients neuster Schrift, so ohne weiteres voraus, daß der Staat die Bühne in Obhut und Pflege zu nehmen habe, während unsre Zeit grade das Bestreben hat, jeder moralischen Tätigkeit nur Freiheit und Bewegung zu garantieren und im übrigen ihr zu sagen: Hilf dir selbst! Ich weiß wahrlich Kunstliebe zu schätzen, wenn Fürsten oder Stände Opfer bringen wollen. Aber so ohne weiteres die Bedürfnisse der Bühne und deren Deckung durch den Staat als sich von selbst verstehend hinzunehmen, wie dies in der Schrift des Herrn Devrient geschieht, heißt, sich nur in der langjährigen Gewöhnung eines Hofschauspielers sicher und behaglich fühlen. Der Schauspieler ist in diesem Devrientschen Nationaltheater alles. Aber im Gegenteil ist das Theater immer nur der Durchgang und die Vermittelung dritter Interessen gewesen, der Interessen der Bildung, des Zeitgeistes, vor allem der Literatur, Interessen, die Herr Eduard Devrient als obere Reglerin und berufene Lenkerin der Bühne zu wenig anerkennt.“ Diese Sprache drückte die Verurteilung des Devrientschen Systems, seines aufgepäppelten Ensembleschauspiels aus. Ungeheure Summen vom Staate ziehen wollen für ein mittelmäßiges Komödiespielen oder mit Verachtung und Umgehung der zeitgenössischen Literatur dramaturgische Alfanzereien treiben, das ist nicht mehr die Losung der Zeit. In betreff Dresdens gingen meine Vorschläge auf eine Trennung des katholischen Kirchendienstes vom Theaterdienst, auf die Wahl der Regisseure aus dem Schoße der Schauspieler selbst, auf größere Machtvollkommenheit des Dramaturgen. Von der Pfordten schrieb mir: „Ich teile Ihre Ansichten und würde im Sinne derselben gewirkt haben, wenn ich in den Geschäften geblieben wäre.“ Nach Robert Blums Erschießung[2] trat er von seinem Posten zurück.

Die Verkürzung der Hülfsmittel zur Existenz war plötzlich

[1] „Das Nationaltheater des neuen Deutschlands. Eine Reformschrift“ (Leipzig 1849). — [2] Vgl. S. 123 dieses Bandes, Anm. 1.

eine so allgemeine, die Theaterlust in ganz Deutschland eine so geringe geworden, daß ich alles am Hoftheater zahm geworden fand und bei Wiederaufnahme meiner Tätigkeit kaum andre Schwierigkeiten zu überwinden hatte als die gewöhnlichen, an denen jeder Dramaturg, der nicht die Hand auf dem Ausgabeetat mitliegen hat, scheitern muß. Nur dann gehorcht die „Kunstgenossenschaft" dramaturgischen Weisungen, wenn sie in Erfahrung gebracht hat, daß ihr Wohl und Wehe, die Verlängerung ihrer Kontrakte von ihrem Verhalten gegen den Mann abhängig ist, der ihnen zumutet, eine Szene auf der Probe dreimal zu wiederholen. Auf mein immer noch nicht versiegtes Gefühl, daß ja allen Mitgliedern mein guter Wille bekannt sein müsse, auf die Voraussetzung, man wisse meinen durchaus abwesenden Zweck, irgend jemand kränken zu wollen, machte ich bei den Proben meine Bemerkungen in flagranti. Ich rief in ein falsches, gedankenlos an wichtigen Stellen vorüberschlüpfendes Spiel sofort ein „Bitte!" hinein, äußerte meine Ansicht und verfuhr allerdings darin anders als Herr Eduard Devrient. Dieser hatte als Regisseur die Autorität, die Probe als solche zu sistieren, den grade sprechenden Schauspieler beiseite zu nehmen und ihm einen dramaturgischen Leitartikel zu flüstern, wie sich solche mein Widersacher noch später erlaubte, wo derselbe nicht mehr Regisseur war, nur noch Vater einer Tochter, die durchaus ein Bühnentalent sein sollte[1]. Die übrigen Mitglieder sahen dann dem Unterricht, der zweckmäßiger zu Hause gegeben werden konnte, verzweifelnd zu, zogen die Uhr, seufzten und verwünschten ein System, das sie erst um zwei Uhr zum Mittagessen kommen ließ. Eine solche Behandlung der Proben stand mir kaum zu. Sollte ich aber darum nach jeder konfusen Szene, nach jedem kopflos gespielten Moment eines eingebildeten Matadors hinter ihm herlaufen und hinter den Kulissen mit ihm flüstern, während mir draußen auf der Bühne eine effektvolle Szene ohne meine Gegenwart abrollte und die Schauspieler, denen ich von der gestrigen Probe her noch etwas zu sagen hatte, sich schon wieder in alle Winkel des

[1] Emilie Devrient (1808—57), Schauspielerin, seit 1827 mit dem Schauspieler Höffert verheiratet.

Theaters zerstreut hatten? Die größte Fahrlässigkeit einer neuengagierten Anfängerin wäre auf diese Art, wenn mein stiller Verderber, Dittmarsch, die Regie führte, ungerügt vorübergegangen. Nach der zweiten Szene hatte er schon die erste vergessen. Nein, man muß das materielle Schicksal der Schauspieler in Händen haben, wenn man ihnen künstlerisch etwas abgewinnen will. Nur einem solchen gestatten sie eine offene Belehrung auf der Probe und unterlassen es, ihm durch fingierte Schwierigkeiten über Rechts und Links, Kommen oder Gehen, durch eine Schikane nach der andern ein Bein zu stellen. Letzterem kam ich durch die sorgsamste Vorbereitung auf meine Proben zuvor. Ich hatte zu gründlich die französischen Mises-en-Scêne studiert, um zu wissen, wie oft sich die Stellungen verändern und wie man dem Geschrei des Spielers vorbeugen müsse, wenn er ruft: „Ich soll das der Königin heimlich sagen, und die steht ja drüben!" Meine Behandlung der Volksszenen beruhte teils auf Einteilung in mehrere Gruppen, die Verschiedenes zu sprechen hatten, nicht, wie gewöhnlich vorgeschrieben, Allgemeinheiten, sondern ausdrückliche Worte, teils auf Verhinderung des Vorrennens von 20—30 Leuten bis in die Mitte. Ich brachte in meiner Einrichtung von „Coriolan", von „Julius Cäsar" die Vorstellung eines rauschenden Gewühls im Forum dadurch hervor, daß ich die Schreier in den Seitenkulissen zurückbehielt und so die Phantasie der Zuschauer anregte, sich diese sichtbaren Lärmer als die Spitze eines wogenden Gewühls hinter der Bühne zu denken. Meine Einstudierung des „König Johann" suchte ihresgleichen an Präzision. Das Ensemble von sieben handelnden Personen auf der Bühne am Schlusse des zweiten Aktes kam dem besteinstudierten Opernfinale gleich. Mein System war, nach und nach vorzügliche klassische Stücke in neuer Bearbeitung und mit der Inspiration des in mir (ich sage es offen) „latenten Schauspielers" herauszubringen, dazwischen die laufende Produktion zu ermutigen, ja, ihr meine Erfahrung, meinen Rat, meine Änderungsvorschläge anzubieten. Emil Devrient hat nie eine Rolle von mir anders gespielt, als wenn ich sie ihm vorgelesen hatte, sie bis tief in die Nächte mit ihm durchgegangen war. Doch ich

breche ein Thema ab, auf das sich bei Betrachtungen über die deutsche Bühne an anderer Stelle zurückkommen läßt.

Nur um ein Bild zu geben, wie eine Tätigkeit, für deren Anerkennung ich noch nie die Feder angesetzt habe (ich hätte, wie gesagt, in einer dramaturgischen Selbstschau nur die Darsteller anerkennend zu würdigen brauchen, und die kurze Zeit meines Wirkens würde sich auch ihnen gegen spätere Zeit wertvoll abgehoben haben), doch vollständig die Muße eines Lebens in Anspruch nehmen konnte, ohne daß mir auch nur annähernd ein entsprechender Lohn dafür verschafft wurde, so stelle ich aus Aufzeichnungen nur ein paar Wochen der dramaturgischen Tätigkeit der letzten drei Monate meines Amtes her. Februar 1849. — „Moderne Freundschaft“[1] von Scribe. Gelesen und teilweise geändert. Angenommen. „Salzdirektor“[2] gelesen. Unbrauchbar. „Der Pardon“ gelesen, teilweise geändert. Empfohlen. „Rafael Sanzio“ von Wollheim[3]. Drei Proben und ein lebendes Bild zu stellen. Otto Ludwig reicht eine Dramatisierung der E. T. A. Hoffmannschen Novelle „Das Fräulein von Scudery“ ein[4]. Ich schreibe dem Autor ausführlich meinen Eindruck. Ein Stück von Behn-Eschenburg[5] in Dresden macht eine mündliche Verhandlung mit dem Verfasser nötig. Gustav Mosen, ein Bruder Julius Mosens, schickt einen „Sohn der Heide“[6]. Mündliche Motivierung der Unbrauchbarkeit. Ein Brief nach Stuttgart über zwei unbrauchbare gelesene Dramen von Hartmann[7]. Der Oberleutnant Naundorf greift mich über die Kürzungen, die ich in den Piccolominis gemacht, brieflich an. Briefwechsel mit ihm. Leseprobe von „Cinq Mars“ von C. May. Raeder[8] bringt eine neue Posse. Lüttichau wünscht

[1] „La cameraderie“ (1837), eine harmlose Satire auf die Interessenwirtschaft des Julikönigtums. — [2] „Der Salzdirektor“, Lustspiel von Gustav zu Putlitz (1821—89) und Willibald Alexis (1797—1871). — [3] Anton Eduard Wollheim da Fonseca (1814—84) veröffentlichte sein Künstlerdrama „Rafael Sanzio“ 1856. — [4] Otto Ludwig (1813—65) verfaßte diese Dramatisierung in den Jahren 1846—47. Das Stück wurde erst 1881 zum erstenmal aufgeführt. — [5] Hermann Behn-Eschenburg (1814—73) lebte als Privatgelehrter und Dozent in Dresden und Zürich. — [6] Gustav Mosens Drama „Sohn der Heide“ erschien 1849. — [7] Wahrscheinlich Moritz Hartmann; er war ins Frankfurter Parlament gewählt und gehörte zu den Abgeordneten, die nach dessen Auflösung das Stuttgarter Rumpfparlament bildeten. — [8] Vgl. S. 375 dieses Bandes, Anm. 2.

das und das geändert. Zwei Briefe wegen Engagements. „Die Quälgeister“[1] gelesen und etwas modernisiert. Fünf Stücke gelesen und abgelehnt. Vom 14. an vier Theaterproben von Mays „Cinq Mars“. Emil Devrient wird immer reizbarer. Einschlagende Novitäten gibt es nicht. Briefe geschrieben an Schauspieler und Dichter. Frau Pauline Stolte, ein Talent, doch ohne stundenlanges Einexerzieren nicht auf die Bühne zu lassen. Ein Probespiel. Otto Ludwig anerkennt meine Beurteilung seines „Cardillac“[2], will aber keine Veränderungen machen, sondern die ganze Arbeit aufgeben. Studien über die Möglichkeit einer Aufführung des zweiten Teils von Goethes „Faust“ — — Doch bei diesem Thema, wo ich etwas leistete, das dem ganzen Theaterleben unbekannt geblieben zu sein scheint, breche ich lieber ab. Wollte ich die Einzelheiten ausführen, so hätte ich aus zwei Jahren vier Monaten — so lange dauerte mein Amt — Material zu drei Großoktavbänden einer selbst für die Fachleute — langweiligen Theatergeschichtschreibung gehabt.

Es war der Dresdener Maiaufstand[3] ausgebrochen. In den ersten Tagen kündigte sich derselbe so schreckhaft an, daß die Intendanz, ohnehin von den Zeitumständen bedrängt, von einem Paragraphen der sämtlichen Kontrakte Gebrauch machte, und den nicht lebenslänglich Angestellten kündigte. Das Dresdener Hoftheater hörte auf. Es wurden sogar Tichatscheck[4], Johanna Wagner[5], Frau Bayer-Bürck[6], Raeder und andere ihrer Fesseln los und ledig und konnten andere Verbindungen eingehen. Die „Kunstgenossenschaft“ stob auseinander. Wo sich so viele Verhältnisse löften, so viele der Mitglieder in Verzweiflung gerieten, konnte der Luxusartikel eines Dramaturgen nicht aufrechterhalten bleiben. Auch diese Ersparnis der achthundert Taler mußte gemacht werden. Niemand war froher als ich, der ich mich endlich wieder mein eigner Herr, Herr meiner Zeit und Muße, Herr meiner Meinungen und Selbstentwicklung,

[1] Lustspiel von Heinrich Beck (1769—1803), Schauspieler in Mannheim. — [2] Cardillac ist die Hauptfigur im „Fräulein von Scudery“. — [3] Am 3. Mai 1849 brach der Aufstand und Barrikadenkampf aus. Er wurde am 9. Mai von preußischen und sächsischen Truppen unterdrückt. — [4] Vgl. S. 375 dieses Bandes, Anm. 3. — [5] Johanna Wagner (1828—94), Nichte Richard Wagners, bedeutende Schauspielerin und Sängerin. — [6] Vgl. S. 210 dieses Bandes, Anm. 6.

meiner Zukunft nennen konnte. Denn das Wirken für die Bühne gleicht dem Schöpfen in ein Sieb. Das kaum Gestaltete zerrinnt unter den Händen. Was sich für einen Abend mühsam Leben gewonnen hat, das zerstört schon beim Nachhausegehen der Anschlagzettel für den folgenden Abend. Diese Tragik kann man auf die Länge liebgewinnen, man kann sie als Ersatz für die Halbheiten des Lebens hinnehmen, ja sogar den Glauben hegen, es summiere sich doch zuletzt Stunde auf Stunde, und selbst bei dem scheinbaren ewigen Kritzeln in fließendes Wasser komme am Ende doch noch ein Resultat heraus, und sei es nur die Anerkennung der treufleißigen Arbeit und des hoffnungsseligen Glaubens —! Dann aber müssen, um einen solchen, für andre nicht spannenden „Roman meines Lebens" abzurunden, andere Bedingungen hinzutreten. Garantien materiellen und moralischen Gewinnes müssen solchem „Wirken auf den Tag" geboten sein.

Die Maitage, mit wundervollem Wetter hereinbrechend, waren bei mir der vollständige Gegensatz zu den Märztagen. Hatten mich diese bis zur Leidenschaft aufgeregt, so ließen mich jene kalt, kalt bis zur Ironie trotz Kanonendonners und Spitzkugelpfeifens. Ich besaß keine besondere Sympathie für das durch die Reichsverfassung Errungene. Die lokale Form, die den Widerstand des Königs gegen die neue Reichsverfassung brechen wollte, bot mir nicht, wie den gebornen Sachsen, Richard Wagner u. a., gemütliche Anknüpfungen. Meine Gesinnung hatte ich offen genug ausgesprochen; aber dem Wirken der Vereine entnahm ich nur zu bald, daß sie bestimmt waren, einzelne Namen auf den Schild zu heben, Namen, mit denen ich, um ihrer Vorzüge oder ihrer Mängel willen, nicht wetteifern mochte. Der eine hatte stärkere Lungen als ich, der andere eine schärfere juristische Unterscheidung. Es brach auch darin eine neue Zeit an, daß der politische Matador, der wählbare Wähler, der Klubredner, der Parlamentsredner das Quantum von Öffentlichkeit in Anspruch nahm und ausfüllte, das überhaupt das Publikum vertragen kann. Nirgends war das Schaffen solcher homines novi mehr im Gange als in Berlin.

An meinem Fenster zischten die Kugeln vorüber. Glück-

licherweise war die dem Gebirge zugewandte Seite Dresdens von Gefahren frei. Das schrille Pfeifen der vom Gewandhause aus unsrer Gegend zugedachten Geschosse machte sich namentlich bei nächtlicher Stille unheimlich. Ein armer Polizeidiener, der sich sicher glaubte, brach unmittelbar in meiner Nähe, am „Café français“, von einer Spitzkugel getroffen, zusammen. Carus[1], Rietschel[2], auch der zweite Leibarzt des Königs, von Ammon[3], letzterer eine wohltuende, immer liebevoll auf mich eingehende Persönlichkeit, viele andere Bekannte trafen sich auf kugelsichern Stellen der Stadt und tauschten ihr Wissen um das Bevorstehende oder schon Zurückgelegte in dem unglücklichen Kampfe aus. Unser Chef Lüttichau, den ich beim ersten Sturm aufsuchte und ihm anzeigte: „Eben wird vom Rathaus die provisorische Regierung angekündigt!“ antwortete mit vergeblichem Ringen nach Fassung: „Anschlagezettel! Königliches Theater aufgehört! Alle Mitglieder entlassen!“ Er sann nur, wie er es anstellen sollte, nach Pillnitz zu kommen und seine dortige schöne Villa „vor Plünderung“ zu sichern.

Einen Spaßmacher hatte ich in diesen trüben Tagen für meine Kinder festgehalten, einen unfreiwilligen Komiker, einen sogenannten „Wiener Flüchtling“ in Schnurjacke, hohen Lederstiefeln und Ungarmütze. Während nirgend Lebensmittel zu haben waren, ließ ich den Narren, der sich Literat nannte, an meinem Tisch essen. Meine Kinder lachten über seine Aufschneidereien. Auch wanderten wir zusammen in den Plauenschen Grund, wo ich im Anblick der Zuzüge, der fanatischen Stimmung des Volkes, beim Anhören des Kanonendonners, zuweilen doch mit Schmerz ein Wort ausstieß, das ich mir in Sachsen, sächsische Sprechweise aus Scherz nachahmend, angewöhnt hatte: „Jessus! Jessus!“ Hat dieser Hanswurst später in einem Buche sich die edle Freiheit genommen, zu erzählen, ich hätte bei jedem Kanonenschuß einen Angstruf: „Herr Jesus!“ ausgestoßen! Und woher diese Lüge elender Undankbarkeit?

[1] Vgl. S. 375 dieses Bandes, Anm. 5. — [2] Vgl. S. 283 dieses Bandes, Anm. 1. — [3] Friedrich August von Ammon (1799—1861), Mediziner, war seit 1829 Professor an der medizinisch-chirurgischen Akademie und Direktor der Poliklinik in Dresden.

Der eingebildete Geck befolgte nicht meine Warnung, seine auffallende Kleidung zu tragen. Einer Dame wegen, der er den Hof zu machen behauptete, wollte er noch abends in die Neustadt hinüber. Dies hoffte er vom Linkeschen Bade aus ermöglichen zu können. Er wurde gefangengenommen und in eines der vielen, schnell improvisierten Gefängnisse geführt. In dem erwähnten Buche spricht er das Verlangen aus, ich hätte alle eisernen Kolonnen der siegreichen Regimenter durchbrechen und in allen Kasernen, wo jedem Zivilisten nicht eben sanft begegnet wurde, nach meinem Mann mit der Ungarmütze fragen und mich für seine unschädliche Gesinnung verbürgen sollen. Und das in einer Zeit und unter Umständen, wo schon bei der nächsten Straßenecke uns eine Schildwacht anfuhr: „Wo ist Ihr Passierschein?" Ich hatte für den Fall, daß der knabenhafte Geck endlich frei würde und sich wieder in meiner Wohnung melden sollte, meiner Wirtschaftsführerin für ihn eine Summe Geldes zurückgelassen.

Erlöst von einem Verhältnis, das ich mit Begeisterung angetreten hatte, das ich aber den Mächten, die einmal unser deutsches Theater regieren, von Herzen allein überließ, sagte ich auch der noch lange unter Trümmern herrlicher Gebäude rauchenden Stadt für einige Zeit Lebewohl und suchte mich im Kreise der nächsten Angehörigen meiner so früh dahingegangenen Gattin in Frankfurt am Main zu stärken und zu erheben.

Der badische Aufstand[1], die Auflösung des Parlaments boten freilich neue erschütternde Eindrücke. Ich ging darüber wie in der Irre. Nur die Vertiefung in geistige Aufgaben konnte dem zu schmerzlich bedrückten Gemüte Befreiung geben. Mein Intendant schrieb mir, König Friedrich August wünschte, daß ich das von mir eingereichte Programm zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethes noch ausführte. So wurden denn im August des traurigen Reaktionsjahres von mir noch in Szene gesetzt: Zum Vorabend am 27. „Torquato Tasso", in welchem die beiden Brüder Emil und Eduard Devrient als Tasso und Antonio dem Publikum den besondern Genuß boten, die Privatempfin-

[1] Im Mai 1849.

dungen derselben, den gegenseitigen Haß, in den leidenschaftlichen Szenen mit unverstellter Natürlichkeit ausbrechen zu lassen. Den Abend des 28. leitete ein Gedicht Theodor Hells ein, von Frau Bayer-Bürck mit gewohnter Innigkeit gesprochen. Dann folgte das kleine Schäferspiel Goethes „Die Laune des Verliebten", hierauf eine Anzahl von mir ausgesuchter lebender Bilder nach bedeutenden Meistern und zum Schluß der oben angedeutete Versuch, theatralisch Brauchbares aus dem zweiten Teil des „Faust" festzuhalten und wiederzugeben. Es paßte für das zweiaktige Ganze, das ohne besondern Zwang entstand, der Titel: „Der Raub der Helena". Nur mußte die Musik stark eingreifen und sowohl die Lücken und Übergänge verdecken als die starken Anmutungen an märchenhafte Voraussetzungen unterstützen. C. G. Reissiger[1], der Biedermann, leistete mit seiner Komposition so Wertvolles, daß man beklagen muß, wie die Sitte der großen Bühnen, nichts voneinander anzunehmen, eine vollständige Nichtberücksichtigung meines Versuches im Gefolge hatte. Denn die ausgezeichnet gelungene Reissigersche Musik schon allein hätte den Versuch der Übertragung lohnen können. Theodor Liedtcke[2] spielte den an sich unerquicklich, ich möchte sagen zu goethisch gewordenen Faust, der sich mit dem Zaubergebilde der Helena, das ihm Mephisto gestellt hat, vermählt, wodurch gewissermaßen Goethes Doppelnatur, die deutsch-vaterländische und die griechisch-künstlerische, erklärt werden soll. Die Szene am Hofe, des Dichters zahmer Spott auf weimarsche Zustände, fand besondern Anklang. Leider blieb Liedtcke bei der dritten Vorstellung auf seiner Luftfahrt, die er aus den Armen der sich in Wolken auflösenden Helena machte, in dem Tauwerk der Maschinerie hängen und glaubte so sehr sein Leben in Gefahr, daß er mit den Schnürbodenarbeitern vor allem Publikum menschlich zu zetern anfing. Seitdem war die Wiederholung unmöglich. Für den dritten Tag der Feier hatte ich ein dramatisches Bild aus Goethes Jugendleben: „Der Königsleutnant"[3], versprochen, das denn auch unter erschwerenden Umständen gegeben wurde. Denn die Darstellerin des Wolf-

[1] Vgl. S. 376 dieses Bandes, Anm. 1. — [2] Vgl. S. 387 dieses Bandes, Anm. 7. — [3] Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 277.

gang konnte zu wenig Französisch, um kräftig und mit Sicherheit ihren Part herauszubringen, und Eduard Devrient, der den Thorane spielte und sich als Refügié gewissermaßen doch in seiner Familiensphäre bewegte, war entweder vor lauter Bestreben, „das Ensemble zu fördern und nicht aus dem Rahmen zu fallen", oder infolge der ihm angebornen absoluten Uninteressantheit seiner Erscheinung auf der Bühne so langweilig, daß genanntes, bekanntlich noch heute lebende Gelegenheitsstück für immer begraben gewesen wäre, hätte das Schicksal des Stückes durch diese Vorstellung entschieden werden müssen. Ein neuer Beweis für die Tatsache, daß, so oft Eduard Devrient in seinen Büchern gegen die „Virtuosen" eifert, sich der Kunstrichter, der diese so sicher auftretenden Auslassungen liest, unter einer so verpönten Gattung von Schauspielern in der Regel Darsteller von Interesse und Genie zu denken hat, Darsteller, die zu fesseln, hinzureißen verstehen, Darsteller, welche die von andern „umgebrachten" Rollen wieder zum frischen Leben auferstehen lassen. Die Klage um die Störung des „Ensemble" ist der Vorwand der Mittelmäßigkeit, deren Repräsentant Eduard Devrient in allen seinen Unternehmungen gewesen. Später begab er sich, in der Erkenntnis, daß Dresden auch für ihn keinen „Boden" hergab, nach Karlsruhe. Warme, teilnahmvolle Wünsche rief ich ihm damals in längerer, gebundener Rede vor den ersten Notabilitäten Dresdens zu. Sein Dank für mein jahrelanges freundliches Entgegenkommen ist die hämische Herabsetzung meines kurzen, von den mißlichsten Zeitumständen gestörten Wirkens, der Überfall, den er mir und andern „nach seinem Tode" zugedacht hatte. Von Karlsruhe ist nichts von dem Manne bekannt geworden als ein Gewebe von Cliquen- und Protektionswesen, letzteres sogar angewandt auf seinen eignen Sohn[1].

Die Erfahrung, daß man in der Welt abhängig ist von Impulsen, über deren Kommen und Gehen man nicht gebieten kann; die Erfahrung, daß man Sklave der Umstände ist, die unserm Leben und Streben eine Richtung geben, die wir einschlagen, obschon wir ahnen, daß sie ein Irrweg sei; die Er-

[1] Dr. Otto Devrient (1838—94), Schauspieler, Regisseur und Theaterdirektor.

fahrung endlich, daß unser bestes Wollen und Können nicht nur durch den schroffen Widerstand feindseliger Mächte, sondern auch durch uns selbst, und sei es durch die Mäßigung, die man sich da vorschreibt, wo der Arm weit lieber zum wuchtigen Schwerthiebe ausholen sollte, gehemmt wird: alle diese Prüfungen sollten noch für die fernere Zeit nicht ausbleiben, vollends nicht die Erfahrung für ein deutsches Schriftsteller- und Dichterleben, daß ein solches seine Belohnung nur in sich selbst finden muß.

Doch ich breche für jetzt ab und gestehe nur noch, daß mir in einem nach fünfvierteljähriger Trauer neugeschlossenen Ehebunde mit einer nächsten Verwandten meiner abgeschiedenen Frau und in dem innerhalb eines einzigen Winters von 1849 auf 1850 geschriebenen Roman „Die Ritter vom Geiste" eine Befreiung und Erlösung gewonnen wurde vom Mißmut teils über so manche tief im Herzen verschlossene Erfahrung, teils aber auch über die sich damals immer mehr verdüsternde Lage des Vaterlandes.

Mein „Boden" war indessen in Dresden doch stark genug, um noch fernere zwölf Jahre daselbst zu verweilen.



Inhaltsverzeichnis.

Rückblicke auf mein Leben.

I.

II.

III.

IV.

[1] Die einzelnen Schlagworte dieses Inhaltsverzeichnisses hat Gutzkow in den „Rückblicken" gleichzeitig als Kolumnentitel verwandt. Die vorliegende Ausgabe schließt sich diesem Verfahren tunlichst an, mußte jedoch aus technischen Gründen bei den Kolumnentiteln häufig geringe Änderungen eintreten lassen.



Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Zugrunde gelegt wurde:

R = Rückblicke auf mein Leben. | Von | Karl Gutzkow. | [Vignette: Athenekopf mit der Umschrift: Verein für deutsche Literatur.] | Berlin 1875. | A. Hoffmann & Co. [VIII u. 358 S. 8°.]

Verglichen wurden:

G = Rückblicke auf mein Leben von Karl Gutzkow, in der „Gegenwart", herausgeg. von Paul Lindau, Jahrg. 1874, Bd. 6, Nr. 27, 28 u. 29 (4., 11. u. 18. Juli). Enthält das erste Kapitel von *R* (S. 9—46 dieses Bandes).

LE = Die literarischen Elfen. Ein Märchen ohne Anspielungen im Skizzenbuch | von | Karl Gutzkow. | Cassel und Leipzig, | Krieger'sche Verlagsbuchhandlung | (Th. Fischer) 1839 [X u. 353 S. 8°], S. 228—353. Enthält S. 221, Z. 1 bis S. 279, Z. 12 dieses Bandes.

Wir verzeichnen folgende Abkürzungen öfter angeführter Werke:

Geiger = Ludwig Geiger, Das junge Deutschland (Berlin o. J. [1907]).

„Gutzkow-Funde" = Houben, Gutzkow-Funde, Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts (Berlin 1901).

Uhde = Dr. Hermann Uhde, Das Stadttheater in Hamburg, 1827 bis 1877. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte (Stuttgart 1879).

S. 7, Z. 15. Houben hat das Verdienst, in den Fußnoten, die er den „Rückblicken" in Band 11 der von ihm besorgten „Auswahl aus Gutzkows Werken in 12 Bänden" (Leipzig, bei Hesse, o. J. [1908]) beigegeben hat, als erster auf diese Urbestandteile der Biographie hingewiesen und ihr Verständnis durch zahlreiche wertvolle Erläuterungen belebt zu haben. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, Ergebnisse und Studien (Leipzig 1911), kommt leider für die vorliegende Ausgabe zu spät, was bei dem äußerst wichtigen Tatsachenmaterial des aufschlußreichen Buches von dem Herausgeber besonders bedauert wird. Außer den schon oben angeführten Bruchstücken hat Gutzkow noch folgende frühere Veröffentlichungen in den „Rück-

blicken“ verwandt: 1) „Wie ich von der Lyrik abkam“ (in der „Deutschen Dichterhalle“, herausgeg. von Oskar Blumenthal, Jahrg. 1873, Bd. 2, Nr. 13, S. 151 ff.; enthält S. 80 dieses Bandes, Z. 27 ff. bis S. 84, Z. 12. — 2) „Julius Max Schottky, Professor“ (zuerst erschienen in der „Zeitung für die elegante Welt“, Jahrg. 1834, Nr. 27—38; vgl. S. 116 dieses Bandes, Z. 12 ff. bis S. 126, Z. 33. — 3) „Die drei Gutenbergtage in Mainz 1837“, S. 85—130 im „Skizzenbuch“ (vgl. Vorbemerkung); vgl. S. 197 dieses Bandes, Z. 21 ff. bis S. 203, Z. 32. — 4) „Ein Besuch bei Goethe“ (aus dem „Skizzenbuch“, S. 131—142); enthält S. 207 dieses Bandes, Z. 18 ff. bis S. 209, Z. 35.

S. **19**, Z. 29 ff. Ist wohl erst im Frühjahr 1834, wenn nicht noch später, geschehen. Denn die weiterhin erwähnte Vorrede zu den „Novellen“ ist datiert: Berlin, d. 6. Januar. Bis das Buch erschien und Menzel bekannt wurde, verstrich wieder einige Zeit; der endgültige Bruch mit Menzel erfolgte erst im Herbst 1834.

S. **21**, Z. 15. Über Gustav Schlesier vgl. Houben, Ein Abtrünniger vom Jungen Deutschland (in der „Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung“, Jahrg. 1904, Nr. 30 ff.).

Z. 20. um] und *R* (von uns gebessert).

S. **22**, Z. 4. *G*, Nr. 28, S. 23, Sp. 1 oben hat hinter angezogen weiß noch den interessanten Zusatz: Robert Hellers Begeisterung für seinen Freund Laube war antik und kam unmittelbar hinter Orest und Pylades. Ja, ich gestehe, Hellers Schwärmerei für Laube hat mir als Modell gesessen für die Liebe meines Thiebold de Jonge zu Benno im „Zauberer von Rom“.

S. **25**, Z. 8. mir ist aus *G*, Nr. 28, S. 23, Sp. 2 unten ergänzt.

S. **30**, Z. 3. Vgl. auch Wilhelm Schulz, Briefwechsel eines Staatsgefangenen und seiner Befreierin (Mannheim 1846, 2 Bde.).

S. **31**, Z. 5. Vgl. Gutzkows Aufsatz „Leo und die Hegelingen“ in Bd. 10 seiner „Gesammelten Werke“, S. 143 ff. (Jena 1876).

Z. 6 f. Das „Offene Sendschreiben an den Fürsten Ludwig zu Solms-Lich“ findet sich in Bd. 10 der „Gesammelten Werke“, S. 165 ff. (Jena 1876).

Z. 16 f. Über Varnhagen und das Junge Deutschland vgl. „Gutzkow-Funde“, S. 41 ff., und Geiger, S. 146 ff.

S. **33**, Z. 10 ff. Die Anekdote, auf die Gutzkow sich im folgenden bezieht, findet sich in Hoffmanns Selbstbiographie „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen“, Bd. 3, S. 211, und Bd. 4, S. 155 f. (Hannover 1868); die Begegnung fand im Juli 1844 zu Soden im Taunus statt. Den von Gutzkow S. 34, Z. 24 dieses Bandes gerügten Ausdruck schamlose Frechheit gebraucht Hoffmann nicht; doch spricht er S. 156 von „Erbärmlichkeit“ und wendet durchgehends so herabsetzende Ausdrücke an, daß die Gereiztheit Gutzkows in den „Rückblicken“ sehr verständlich erscheint.

S. **42**, Z. 6. Vgl. Hebbels Tagebuch unterm 4. März 1840.

S. 42, Z. 19. jahrelang: „Werner“ wurde in den Jahren 1840—69 zweiundsechzigmal am Burgtheater aufgeführt.

S. 43, Z. 3ff. Uhde, S. 103f., führt den Inhalt einer Besprechung der ersten Aufführung des „Richard Savage“ in Hamburg an: „Baison, der die Titelrolle gab, ward gerufen, ‚endossierte aber den ihm remittirten Applaus-Wechsel an die Ordre des Herrn Gutzkow, der zum Glück schnell genug zur Hand war, um die Valuta prompt in Empfang zu nehmen und darüber dankend zu quittiren‘. Die Darstellung wird gelobt, nur bemerkte man ‚eine an die babylonische Sprachverwirrung erinnernde Verschiedenheit in der Aussprache der englischen Namen‘.“

S. 44, Z. 3. Vgl. „Telegraph für Deutschland“, Jahrg. 1840, Nr. 11, S. 44.

S. 46, Z. 6f. Vgl. „Nachlaßschriften Otto Ludwigs“, herausgeg. von Moritz Heydrich, Bd. 1: „Skizzen und Fragmente“, S. 253ff. (Leipzig 1874).

Z. 10ff. Die Pietätlosigkeit bis bringen fehlt *G*, Nr. 29, S. 41, Sp. 1.

Z. 14ff. *G*, Nr. 29, S. 41, Sp. 1 lautet der charakteristische Schluß: Nathan der Weise klagt bei Lessing, daß doch der Mensch durch seinen eigenen Mund so oft das Zeugnis seines wahren Wertes sich nicht zu geben wisse. Dieser elegische Gedanke, von Hebbel, den ich in diesem Fall dem Tempelherrn verglichen haben möchte, auf mich angewendet, sollte mir anraten, für heute in meinen „Rückblicken“ aufzuhören. Sind sie doch, obschon nur summarisch gefaßt, schon längst über den, den Selbstbiographien der „Gegenwart“ zugemessenen Raum hinausgewachsen. Seien sie denn vorläufig geschlossen mit dem Bekenntnis, daß die Rivalität bildend und erziehend gewirkt hat, und daß auch ich in meiner anspruchsloseren, von Großprahlern geringgeschätzten, vom Halloh! der theatralischen Tageskritik umlärmten Arbeitswerkstatt immer mehr auf Vertiefung bedacht zu werden lernte, ohne darum in jene Selbstquälerei zu verfallen, die vor einem ewigen Wühlen und Grübeln nach Gedankentiefe, nach dem theoretisch Gesetzmäßigen, praktisch nicht zur Ausführung gelangen kann. Diejenigen Kritiker und Literarhistoriker, die einen Dichter, der wie ich gewohnt gewesen, überall sein Gemüt einzusetzen, zu Gunsten einer nägelkauenden Impotenz, die sich mit hochtönenden Tagebuchsphrasen über ihr mäßiges Schaffen hinwegzulügen sucht, verkleinern und dem Publikum zu verleiden suchen, versündigen sich am Genius der Poesie, wenigstens dem der dramatischen gewiß. Denn die dramatische Muse wird nie wissen, was ihr die von Gedankenblässe und Theoriensucht angekränkelten dramatischen Hamlets nützen sollen.

Vielleicht nehme ich die Fortsetzung dieser Bekenntnisse, die Entwicklung des gereifteren Autors, demnächst wieder auf.

S. 50, Z. 18. in] im *R*; wir korrigieren.

S. 51, Z. 6. Vgl. über diese Audienz auch „Gutzkow-Funde“, S. 17f.

S. 62, Z. 1. Weisre] Weiser *R*; wir korrigieren.

S. 66, Z. 7. Über Gutzkow und seine Stellung zum Judentum vgl. „Gutzkow-Funde“, S. 144ff.

S. 70, Z. 15f. Gemeint sind die Beiträge für Menzels „Literatur-Blatt". Eine vollständige Zusammenstellung der Gutzkowschen Kritiken vgl. „Gutzkow-Funde", S. 518ff.

S. 71, Z. 15ff. Das Manuskript zum „Fall der Religion" war im Besitze von Julius Campe in Hamburg, dem Gutzkow die Kenntnis verdankt; vgl. Houben, Vom Verleger des „Jungen Deutschlands" („Börsenblatt für den deutschen Buchhandel", 77. Jahrg. [1910], Nr. 54, S. 2949).

S. 79, Z. 14. annehmen] abnehmen *R*; wir korrigieren.

S. 81, Z. 26. *not*] *no R*; wir korrigieren.

S. 84, Z. 14ff. Vgl. zu dieser Schilderung Menzel, Denkwürdigkeiten, S. 122 (Bielefeld und Leipzig 1877).

Z. 32f. Vgl. „Novalis' Schriften", herausgeg. von J. Minor, Bd. 2, S. 243f. (Jena 1907).

S. 87, Z. 18ff. Vgl. dazu Menzel, Denkwürdigkeiten, S. 254.

S. 91, Z. 1. oder] und *R*; wir korrigieren.

S. 95, Z. 18. Gutzkow lernte Mundt erst 1835 persönlich kennen, nicht schon im Winter 1832/33.

S. 102, Z. 5. Vgl. dazu „‚Die Divination auf den nächsten Württembergischen Landtag.' Beleuchtet von einem, der weder Deputierter noch Minister werden will" (anonym, Stuttgart 1833).

S. 127, Z. 10. Vgl. über diese Reise die „Reiseskizzen", die Gutzkow im „Morgenblatt für gebildete Stände", Jahrg. 1833 u. 1834 (6. November bis 30. Juni) veröffentlichte und später unter dem Titel „Sommerreise durch Österreich" als Teil I der „Soireen" (Frankfurt a. M. 1835) wieder abdruckte.

S. 139, Z. 14. als ist von uns ergänzt.

S. 140, Z. 17f. Vgl. dazu Gutzkows „Gesammelte Werke", Bd. 1, S. 267 (Jena 1872):

Gebrauch der Gelegenheit.

In alles hänge deine Lieder,
In Blumenglocken,
Blütenflocken,
In einer Sennin bunten Mieder.

Am alten Turm die Epheuranken,
Das Spatzenlärmen,
Mückenschwärmen,
Um alles winde die Gedanken!

Ein Eisenring hängt an der Mauer,
Dran eine Kette —
An dieser Stätte
Gedenk des Vaterlands mit Trauer.

S. 147, Z. 20. Im Juli 1861 wurde Gutzkow zum Generalsekretär der Schillerstiftung ernannt. Im Oktober 1864 legte er sein Amt nieder. Vgl. darüber Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 38*, Z. 21ff., u. S. 39*f.

S. 166, Z. 12. Gutzkow hat die Schicksale Kaspar Hausers in

seinem Erziehungsroman „Die Söhne Pestalozzis“ (Berlin 1870, 3 Bde.) poetisch verwertet.

S. 171, Z. 24f. Seydelmann war nicht zu Gastspielen nach Frankfurt gekommen, sondern um über die Übernahme der Direktorstelle am dortigen Schauspielhause zu verhandeln. Vgl. „Gutzkow-Funde“, S. 90ff.

S. 177, Z. 20ff. Das Manuskript zu Büchners „Danton“ befand sich schon mehrere Monate in Gutzkows Händen.

S. 178, Z. 12. Vgl. über Beurmann: Geiger, S. 211ff.

Z. 18. Als Wienbarg 1834 seine „Ästhetischen Feldzüge“ dem „jungen Deutschland“ widmete, dachte er bei diesem Ausdruck noch ganz allgemein an die deutsche Jugend. Erst H. Laube scheint dem Begriff seine spezifische Anwendung auf eine gesonderte Gruppe junger Schriftsteller mit bestimmten politischen und literarischen Tendenzen gegeben zu haben; vgl. „Gutzkow-Funde“, S. 37f., und Elster, H. Heine und H. Laube, mit sechsundvierzig bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine („Deutsche Rundschau“, 34. Jahrg., Heft 2, S. 264 [November 1907]).

S. 181, Z. 22. Vgl. den Inhalt der Kritik in Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 468ff.

S. 184, Z. 29f. Im November 1835 wurden bereits zwei Nummern für den Dezember im voraus gedruckt und versandt. Die einzigen erhaltenen Exemplare befinden sich in der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. — Vgl. über die „Deutschen Blätter“ das „Bibliographische Repertorium“, Bd. 3: „Die Zeitschriften des Jungen Deutschlands“, herausgeg. von Houben (Berlin 1906), und „Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“, Nr. 132 (Berlin 1904).

S. 197, Z. 18ff. Vgl. darüber Heinrich König, Gesammelte Schriften, Bd. 15, Ein Stilleben: Ein Fest am Rhein, S. 326f. (Leipzig 1861).

S. 205, Z. 21f. Vgl. H. Hüffer, Heinrich Heine. Gesammelte Aufsätze, herausgeg. von Ernst Elster, S. 68ff. (Berlin 1906).

S. 206, Z. 19ff. Vgl. Houben, Gutzkow in Weimar („Nationalzeitung“, Jahrg. 1905, Nr. 331).

S. 213, Z. 16f. Vgl. Houbens Aufsatz „Gutzkow in Hamburg“ („Hamburger Correspondent“, Jahrg. 1903, Nr. 29—39, 129—135, Jahrg. 1904, Nr. 373—377).

S. 215, Z. 13f. Vgl. S. 7—48 des in der Anmerkung zu S. 205, Z. 21f. zitierten Werkes.

S. 220, Z. 19. hiehin *R*; wir korrigieren.

S. 221, Z. 1. „Die literarischen Elfen“ erschienen zuerst im „Telegraphen“, Jahrg. 1838, Nr. 31ff., unter dem Titel: „Literarische Elfenschicksale. Ein Märchen ohne Anspielungen“; im Vergleich zu dieser ersten Fassung und zu *LE* ist die Bearbeitung in *R* von Gutzkow stark gekürzt und die Satire vielfach gemildert worden.

S. 224, Z. 16f. indigblaue *LE R*; wir korrigieren.

Z. 29. *LE* fügt hinter Broschüre noch von Dr. Marbach ein.

S. 227, Z. 10. jedem ist aus *LE* ergänzt.

S. 239, Z. 4. allein ist aus *LE* ergänzt.

S. 255, Z. 25. *R* und *LE* schreiben immer Georges Sand.

S. 258, Z. 9. Über den Einfluß der „Lelia“ auf Gutzkows „Wally“ vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 189, Z. 5ff.

S. 263, Z. 8. Vgl. Adolphe Jullien, Le romantisme et l'éditeur Renduel (Paris 1897).

S. 265, Z. 14. schlagen *R*; wir folgen *LE*.

S. 280, Z. 12ff. Welchen Beifall Gutzkow bei der Erstaufführung seines „Savage“ fand, wird am besten durch folgenden Brief der Direktion des Frankfurter Theaters an den Autor veranschaulicht:

„Die Direktion des Frankfurter Theaters
an Herrn Dr. Gutzkow, Wohlgeboren.

„Frankfurt a/M., den 7. August 1839.

„Beifolgend erhalten Sie das Honorar für das bei hiesiger Bühne zur Aufführung gekommene Drama ‚Richard Savage‘ mit Acht Fried.d'or in Gold, worüber Sie ersucht sind zu quittieren. Es ist ein altes Herkommen gelegentlich der Honorarsendungen, dem Dichter etwas Verbindliches zu sagen, eben aber, weil dies herkömmlich ist, so möchten wir es bei Ihnen nicht in Anwendung bringen, sondern dem Verfasser eines nicht gewöhnlichen Dramas auch nicht gewöhnliche Komplimente sagen. Wie schwer dies im Geschäftsdrange ist, können Sie bei Ihrem Reichthum an Ideen u. als trefflicher Stylist nicht wohl beurtheilen, aber wir Geschäftsleute wissen es. Unsere, bereits von Ihnen anerkannte Bereitwilligkeit, Ihr Werk nach Kräften in Scene zu setzen, muß Ihnen Bürge dafür seyn, daß wir aufrichtig nichts sehnlicher wünschen als, es möge der große Beifall, womit ‚Richard Savage‘ von unserem Publicum aufgenommen worden, Sie zu ferneren dramatischen Arbeiten ermuntern. Wahrlich! Die deutsche Bühne bedarf der Dichter, sie bedarf namentlich einmal wieder eines Dichters, der die Schauspieler zu electrisieren weiß und dessen einziges Bestreben es ist, deutsche Kunst zu geben, dem deutschen Volke anzugehören. Bei der Bühne, welche es sich zur Ehre schätzt, Ihren dramatischen Erstling in's Leben eingeführt zu haben, werden Sie stets den besten Willen finden, Sie auf der neuen Bahn, die Sie betreten, nach Kräften zu unterstützen. Bedauern müssen wir nur, daß der contractliche Urlaub des Herrn v. Lavallade uns außer Stand setzt das Stück dem Publicum so oft vorzuführen, als dasselbe es wünscht, indessen hat sich Herr Emil Devrient aus eigenem Antriebe erboten den Savage zu spielen, wodurch denn jedes Hinderniß für eine rasche Wiederholung beseitigt seyn dürfte. Genehmigen Sie die Versicherung vollkommenster Hochachtung

der Direktion des Ffurter Theaters.“

[Original im Besitz von Frau S. Wunderly, geborenen Gutzkow, in Frankfurt a. M.]

S. 284, Z. 9. letzlichen *R*; wir korrigieren.

S. 286, Z. 24 ff. Vgl. dazu Uhde, S. 103. Nach Uhde weist das Kassenbuch des Hamburger Stadttheaters nur ein Doppelhonorar auf, das Gutzkow für seinen „Savage" gezahlt wurde. Solche Doppelhonorare wurden aber schon früher wiederholt Autoren gewährt, so daß Gutzkow demnach den Ruhm, den ersten Versuch gemacht zu haben, dem Verhältnis der Autoren zu den Bühnen eine bessere Regelung zu geben (Z. 25 f.), nicht beanspruchen könnte.

S. 287, Z. 3. Das Festspiel erschien im „Almanach der Freunde für Schauspielkunst a. d. J. 1840", S. 100 ff.

S. 289, Z. 33 ff. Vgl. dazu Uhde, S. 132 f., der sich 1879 von noch lebenden Teilnehmern an der Feier für Friedrich Ludwig Schmidt die Unrichtigkeit der Gutzkowschen Erzählung versichert haben lassen will.

S. 307, Z. 21. Wahrheit fehlt *R*; wir ergänzen.

S. 310, Z. 4 ff. Auch gegen diese Gutzkowsche Darstellung wendet sich Uhde, S. 150. Nach ihm wurde „Die Schule der Reichen" sorgfältig ausgestattet, zumal sie gleichzeitig eine Benefizvorstellung war. Es ist in der Tat nicht einzusehen, weshalb die Direktion gegen ihr eigenes Interesse die Ablehnung des Stückes befördert haben sollte.

Z. 18 ff. Der „Freischütz" war zur Zeit der „Schule der Reichen" nicht auf dem Spielplan. Die neueinstudierten Aufführungen fanden im November 1839 statt; vgl. Uhde, S. 150.

S. 315, Z. 21 ff. Über Therese von Bacheracht und ihre Beziehungen zu Gutzkow vgl. Houbens Aufsatz: „Eine Freundin Karl Gutzkows" („Belletristisch-literarische Beilage" zu den „Hamburger Nachrichten", Jahrg. 1901, Nr. 128 f.).

S. 332, Z. 8. Muß heißen: S. 339.

S. 334, Z. 20 ff. Vgl. über dieses Drama: Houben, Studien über die Dramen Karl Gutzkows (I. Dramenentwürfe; II. „Ein weißes Blatt" [Jena 1899]).

S. 338, Z. 23. Vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 181, Z. 15 ff., und S. 184, Z. 9 ff.

S. 341, Z. 8. Vgl. über Ancillon den Aufsatz Gutzkows in den „Öffentlichen Charakteren" (Hamburg 1835) oder in dem betreffenden Bande seiner „Gesammelten Werke".

S. 351, Z. 15 f. Diese Worte finden sich nicht im „Fiesko"; vielleicht liegt eine Verwechslung mit einem anderen Drama vor.

S. 353, Z. 12 ff. Vgl. für die Tätigkeit Gutzkows als Dramaturg des Dresdener Hoftheaters: Göhler, Gutzkow und das Dresdener Hoftheater („Archiv für Theatergeschichte", Jahrg. 1905, Bd. 1); „Gutzkow-Funde", S. 381 ff.; Houben in den „Dresdener Literaturbildern" („Dresdener Anzeiger", Jahrg. 1901, Nr. 36 f., Jahrg. 1902, Nr. 9—12); Robert Proelß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, von seinen Anfängen bis zum Jahre 1862, S. 512 ff. (Dresden 1878).

S. 355, Z. 6. Die erste Aufforderung, sich um die Dresdener Dramaturgenstelle zu bewerben, ging jedoch nicht von Bürck aus, sondern von E. Devrient; vgl. „Gutzkow-Funde", S. 380 f.

S. 360, Z. 29f. Der am 23. November 1846 abgeschlossene offizielle Vertrag zwischen Gutzkow und dem Dresdener Hoftheater hat folgenden Wortlaut:

General-Direktion
der
Königlich Sächsischen musikalischen Kapelle
und des Hoftheaters.

Zwischen der Generaldirection und Herrn Dr. Carl Gutzkow ist in Folge Allerhöchsten Rescripts vom 19n d. M. Nachstehendes contractlich abgeschlossen worden:

§ 1.

Herr Dr. Gutzkow übernimmt die Stelle als Dramaturg bey dem Königl. Hoftheater zu Dresden, nach der angefügten und unterschriftlich von ihm anerkannten Instruction, vor's erste auf Drey Jahre, vom 1n Januar 1847 an, bis wieder dahin 1850, und zwar dergestalt, daß beiden contrahirenden Theilen freigestellt bleibt, nach spätestens am 30n September 1847 zu geschehender Aufkündigung, nach Verlauf des ersten Contractjahres diese Verbindlichkeit wieder aufzulösen, widrigenfalls sie auf drey Jahre festgesetzt bleibt; doch verspricht Herr Dr. Gutzkow, von diesem Rechte der Kündigung seinerseits keinen Gebrauch machen zu wollen, wenn die Königl. General-Direction seine desfallsigen Gründe nicht billigen sollte.

§ 2.

Herr Dr. Gutzkow wird mit allen seinen Kräften dahin zu wirken sich bestreben, daß die in gedachter Instruction ausgedrückten Absichten und enthaltenen Bestimmungen, zur Zufriedenheit der Königl. General-Direction erfüllt werden, und seinerseits alles Mögliche anwenden, um dem in ihn gesetzten Vertrauen allenthalben zu entsprechen.

§ 3.

Dagegen bewilligt die Königl. General-Direction demselben für das erste dieser drey Contractjahre einen Gehalt von Sechshundert Thalern — —, in monatlichen Raten zahlbar, und zwar dergestalt, daß wenn mit gegenseitigem Einverständniße dieser Contract nach Ablauf dieses ersten Jahres noch ferner fortdauert, Herrn Dr. Gutzkow am Schluße dieses ersten Jahres annoch eine Gratification von Zweihundert Thalern — — für das verfloßene Jahr, und für jedes der noch übrigen zwey Contractjahre ein jährlicher Gehalt von Achthundert Thalern — — zugesichert wird.

§ 4.

Da bey dieser Anstellung Seiten der Königl. General-Direction die Absicht dahin geht, nicht auf eine kurze, sondern auf möglichst lange Dauer, des Zweckes und Nutzens versichert seyn zu können, den man sich durch selbige für das Königl. Institut verspricht,

so wird erwartet, daß Herr Dr. Gutzkow sich geneigt zeigt, im Fall sein Wirken zur Allerhöchsten Zufriedenheit Sr. Majestät des Königs sich fortdauernd bewähren sollte, einen noch längeren, vielleicht 10-jährigen Zeitraum hindurch, diesen ihm übertragenen Geschäften gern vorstehen zu wollen.

§ 5.

Herrn Dr. Gutzkow wird übrigens für jedes Contractjahr ein Urlaub von Acht Wochen, jedoch die Zeitbestimmung betreffend nach dem Ermessen der Königl. General-Direction, bewilligt, den er in seinen eignen Angelegenheiten benutzen mag.

§ 6.

Auch soll ihm jeder Act von seinen für hiesige Königl. Bühne geschriebenen neuen Bühnenstücken, mit 40 Thaler honorirt, und mit dem Tage, wo solcher zur Aufführung hier angenommen worden, das Geld dafür ausgezahlt werden.

§ 7.

Uiberdies werden ihm noch zwey anständige, von der Königl. Generaldirection zu bestimmende, freye Theater-Plätze für sich und seine Frau zugesichert.

Des zur Urkund ist dieser Contract in zwey gleichlautenden Exemplaren ausgefertiget und von beiden Theilen unterzeichnet worden.

Dresden, am 23n November 1846.

(gez.) von Lüttichau[1].

S. 362, Z. 5. Die „Instruktion" ist abgedruckt bei Göhler (vgl. die Anmerkung zu S. 353, Z. 12ff. auf S. 433 dieses Bandes).

S. 372, Z. 35ff. Vgl. S. 118 des S. 363 dieses Bandes, Anm. 2, angeführten Werkes.

S. 373, Z. 28ff. Das gespannte Verhältnis zu Lüttichau und die Schwierigkeiten, mit denen Gutzkow bald zu kämpfen hatte, werden treffend durch folgenden Brief Lüttichaus an Gutzkow gekennzeichnet:

„Pillnitz den 29ten Juny 1847.

„Obwohl E. Wohlgebohren in Ihrem gestrigen Schreiben wünschen, Ihnen nichts darauf zu erwidern, so erfordert es doch meine Stellung, Ihnen zu sagen, daß ich es für angemessener gehalten, Sie hätten mir statt dessen mündlich ein paar entschuldigende Worte bey Gelegenheit ausgesprochen; dagegen bringen Sie wieder nur Vorwürfe, beharren also in der Stimmung, in der Sie den ersten Brief geschrieben, so daß ich mich leider genöthiget sehe, zu Vermeidung künftiger ähnlicher Korrespondenzen, die mir die Zeit rauben und uns ganz auseinander bringen würden, Ihnen § 1 Ihrer Instruction vorzuhalten, worin Ihnen als erste Bedingung aufgegeben ist, mit

---

[1] Das Original befindet sich im Besitz von Frau S. Wunderly geb. Gutzkow in Frankfurt a. M.

allem Fleiß meine Zufriedenheit zu erwerben. Erwägt man die eigentlich unbegründete Veranlassung zu Ihrem ersten Brief, welcher so viel Verletzendes enthält, so liegt offenbar darin eine nicht genügende Beachtung unserer gegenseitigen Verhältnisse Ihrerseits, und gebe ich Ihnen zu bedenken, wie weit dies führt, und wie Sie dadurch das Band zu zerreißen im Begriff stehen, welches bisher zu meiner Freude mich an Sie fesselte, auch mir wie Ihnen Bedürfniß ist, wenn Sie hier nützen sollen. Dies ist, was ich zum Besten der Sache Ihnen zu erwidern für Pflicht halte; meine Antwort auf Ihren ersten Brief war nach meiner Überzeugung so abgefaßt, daß ich Ihren zweyten nicht erwartet, und können Sie für immer versichert seyn, daß ich nur dann und gern Ihnen freundlich entgegenkomme, wenn Sie, wie ich das vollste Vertrauen bisher zu Ihnen gehabt und auch ferner mit Freuden gern wieder fassen werde, Ihren dienstlichen Obliegenheiten in allen Beziehungen entsprechen.

„Ew. Wohlgebohren

ergebener

A. v. Lüttichau[1].“

S. 374, Z. 17ff. Der Brief, von dessen Wortlaut die Zitate der „Rückblicke“ allerdings abweichen, lautet:

„Dienstag früh 9 Uhr.

„Ich habe gestern Abend das Stück Valentine gelesen, verehrtester Herr Dr. Gutzkow, ich kannte es noch nicht, muß Ihnen aber offen gestehen, daß ich es ganz schlecht und die Aufführung unmöglich finde; es ist nicht nur schlüpfrig, sondern anstößig im höchsten Grad; ein Glück, daß ich es noch vor der schon angesetzten Leseprobe gelesen habe, wo wir es noch ohne weiteres Aufsehen bey Seite legen können, denn an die Aufführung desselben ist unter hiesigen Verhältnissen nicht zu denken, aus mehr als einem Grunde; Hof u. seine Umgebung ist darin so prostituiert, was in jetziger Zeit ganz mit Unrecht, da dergleichen mindestens in Deutschland, wo es spielt, nicht mehr existiert, wie vielleicht vor 50 Jahren, daß es selbst dem Publikum mißfällig u. leicht ausgepocht werden dürfte, u. mit allem Recht; mindestens ist der Hof u. das Publikum hier von bessern Geschmack, nicht an solche Würze gewöhnt, die doch zu stark ist; dazu ein Erbprinz künftiger Regent, der des Nachts durch Hülfe seines Helfershelfers auf der Strickleiter bey einer anständigen Dame einsteigt, mit den entschiedensten Absichten, wo wir hier den Prinzlichen Hof mit jungen Prinzen haben, die das Theater besuchen u. sich ein schlechtes Beyspiel nehmen könnten, wenn sie an sich nicht schon gesitteter erzogen wären, um so mehr aber wie auch selbst der König u. der ganze Hof wie das Publikum gerechten Anstoß daran nehmen würden. Die Sitte der Frauen ist mit Füßen getreten; der

[1] Das Original befindet sich im Besitz von Frau S. Wunderly geb. Gutzkow in Frankfurt a. M.

Mensch, der es geschrieben, könnte mir bis in sein innerstes Mark verächtlich seyen, da ich diese Tendenz [?] anstößiger finde, wie alle politischen u. religiösen Beziehungen auf der Bühne; u. kann ich die Aufführung in keinem Fall gestatten. Es ist mir leid, daß ich es wegen meiner Krankheit nicht früher gelesen u. zu lesen bekommen, ich würde Sie gleich an allen weitern Schritten verhindert haben; es könnte Ihnen selbst nur schaden, u. ich zweifle nicht, daß vielleicht mancher schon deshalb dem Augenblick mit Schadenfreude entgegensieht, wenn der Vorhang zur Eröffnung des Stückes aufgeht; was nun glücklicherweise vereitelt ist. Sie wollen gewiß nur das Beste, haben sich aber hierbey die hiesigen Verhältnisse nicht ganz klar gemacht u. sind für das Stück eingenommen gewesen, da die letzten Akte allerdings effektvoll, was aber freylich das vorhergehende nicht auszugleichen vermag. Ein Stadt- oder Provinztheater mag dergleichen eher statuiren können, da es wohl sein Publikum leider findet, u. besser gewöhnen [?] könnte; hier aber auf dem Theater des Königs müssen auch andere Rücksichten vorzugsweise gelten, u. ein edler Geschmack, vor allem. Es ist meine Pflicht, Ihnen offen meine Meynung auszusprechen, u. überlasse ich Ihnen die Maßregeln zu treffen, daß keine Leseprobe und das Stück überhaupt bey Seite gelegt wird; an Emil werde ich freylich, da ich ihm vorgestern noch der Aufführung wegen geschrieben, einige Worte deshalb sagen müssen, was ich später thun werde, wenn es noch nöthig seyn wird.

„Ihr ergebener

A. von Lüttichau.“

[Von anderer Hand:] „NB. Die Valentine wurde trotzdem 13/4 48 aufgeführt.“

S. 375, Z. 6ff. Das Flugblatt hat den Titel: „Erinnerung an Mathilde Schlegel“ (Dresden 1848).

S. 388, Z. 28ff. Vgl. dazu folgenden Brief Gutzkows an den Grafen Luckner:

Im Begriff eine längere Reise anzutreten kann ich nicht umhin, geehrter Herr Graf, Ihnen anzuzeigen, daß die an der K. Bühne stattfindenden Urlaube vor Juni eine Aufführung des „Pilgers“ unmöglich machen.

Zu gleicher Zeit bemerk' ich, daß ich mit Herrn von Lüttichau in eine Differenz wegen der Besetzung gerathen bin, in der ich ihn so hartnäckig auf seiner gänzlich falschen und dem Interesse des Stückes schädlichen Ansicht bestehend fand, daß ich vorläufig erklärt habe, meine Bearbeitung zurückziehen zu wollen, falls ich nicht das Stück so gut besetzen könne, wie es mir nothwendig scheint. Ich läugne nicht, daß Herr Eduard Devrient, obgleich von kleiner und schwächlicher Statur, für Manuel sehr verwendbar wäre (ich bin für Hrn. Winger); indessen kämen dann die übrigen wichtigen Parthieen, der Pilger, Telmo, Jorge in so ungenügende Hände, daß ich für den Erfolg ernstlich besorgt sein müßte. Für den würdigen Bruder Jorge, den ich Porth zudachte, will Hr. von Lüttichau einen unbeliebten jugendlichen Anfänger, Hrn. Walther, setzen!

Mit einem Worte, ich kann zur Besetzung des Herrn von Lüttichau meine Einstimmung nicht geben und ziehe meine Bearbeitung zurück. Will er das ursprüngliche Original geben, so wäre dies ein Ausweg, wenn nicht bis zu meiner Rückkunft, wo auch überhaupt das Stück erst gegeben werden könnte (Juni), noch eine andere Vereinbarung eintritt.

Glauben Sie mir, daß ich einer starren dictatorischen Autorität gegenüber als Mann von Ehre und Urtheil nicht anders habe verfahren können.

Bitte, diese Zeilen zu verbrennen oder sie wenigstens niemals zu produziren, da ich der Zeit noch in abhängigen Verhältnissen lebe

Das Stück ist in meiner Bearbeitung an die ersten Theater Deutschlands abgesandt worden, und es wird eher ans Licht treten, als hier, wo ich der Sklave fremder Ansichten sein soll.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dresden, 3. März 48. Ihr ganz ergebenster

Gutzkow[1].

S. 392, Anm. 5. Vgl. „Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum erstenmal nach den Originalen herausgeg. von Albert Leitzmann" (Leipzig 1909, 2 Bde.). Hier sind die ungeheuern Fälschungen der ersten Ausgabe aufgedeckt.

S. 409, Z. 13f. Aus Warmbrunn versandte Gutzkow folgenden gedruckten Brief an seine Freunde, in dem er ihnen den Tod Amaliens mitteilt[2]:

Ein Brief an Freunde.

Im ersten, mich überwältigenden Schmerz um den Verlust meiner lieben *Amalie* war mir's nicht möglich, allen denen, die sie kannten und an unserm Lebensschicksal Theil nahmen, die Anzeige ihres plötzlichen Todes zu machen. Wie im Traum kam mir dies schmerzliche Begebniß in Berlin. Ich besorgte, niedergeschmettert von der unerwarteten Himmelsfügung, die Bestattung, kehrte mit den Kindern und den Eltern Amaliens nach Dresden zurück und hoffte auf einer nach Wien fortgesetzten Reise Zerstreuung und Linderung meiner Stimmung zu finden. In Breslau änderte ich dies Vorhaben und befinde mich jetzt in dem noch unbesuchten Bade Warmbrunn, wo ich die übrige Zeit meines Urlaubs, fern von den mir im Augenblicke fast fremd gewordenen Händeln der Welt, in Einsamkeit zuzubringen gedenke, und nun auch den Freunden den Bericht, den ich ihnen schuldig bin, niederschreibe.

Vom 3ten März bis 24ten Juni hab' ich einen Urlaub, dessen Benutzung theils zur Erholung von meinen Dresdener Berufspflichten, theils zur Ausarbeitung einiger Pläne, für die ich in Dresden keine Zeit fand, mir und meiner Frau *nothwendig* schien. Den Plan nach Paris zu gehen, gab ich auf und wollte um so mehr eine Zeitlang in Berlin bleiben, als die Ereignisse grade dort in überraschendster Weise zum Ausbruch kamen und Jeden,

[1] Original im Besitz von Frau S. Wunderly geb. Gutzkow in Frankfurt a. M. — [2] Ein Exemplar des Briefes wurde dem Bibliographischen Institut durch freundliche Vermittelung des Herrn Clemens Taesler von den Erben Franz Dingelstedts gütigst zur Verfügung gestellt.

der nicht längst parthei- und gesinnungsscheu geworden, zur Antheilnahme aufforderten. Amalie und mein jüngster Knabe Emil hatten mich dorthin begleitet. Sie wohnten bei meiner Schwester, während ich, des beschränkten Raumes wegen, in einem Hôtel blieb. Von den Folgen einer sehr gefährlichen frühzeitigen Entbindung im Winter schien meine Frau vollkommen hergestellt. Sie liebte Berlin und freute sich dort zu sein. Wir ließen unsere beiden ältesten Knaben zu Dresden in guter Hut und machten die Reise nach Berlin in der Hoffnung, Amalie würde sich dort anregen, unterhalten und so lange bleiben, bis ihre Mutter von Frankfurt sie in Dresden besuchen sollte, wohin Amalie nach einigen Wochen zurückkehren wollte, während ich nach Wien zu gehen beschloß. Kaum jedoch in Berlin angekommen, erkrankte Emil mit so bedenklichen Anzeichen eines gefährlichen Zustandes, daß Amalie in der Pflege des Kindes sich abängstigte und darüber ihr ohnehin geschwächtes Nervensystem bedeutend aufreizte. Der Ausbruch der Berliner Unruhen steigerte diese nervöse Spannung. Unser Kind lag krank im Bett, während draußen die Kanonen donnerten. Amalie, mit ihrer lebhaften süddeutschen politischen Empfänglichkeit, die den Freunden bekannt ist, gerieth in eine Exaltation, die nur einen Anlaß zu finden brauchte, um fast selbst auf die Barrikaden zu treten! Sie schrieb eine feurige Beschreibung des Kampfes an die Ihrigen in Frankfurt. Er ist in mehre Zeitungen übergegangen. Weil ich wußte, daß alle Beweise eines ausbrechenden Ringens der Völker um ihre Freiheit sie glücklich machten, unterließ ich nicht, sie in der lebhaftesten Theilnahme und Kenntniß von dem, was täglich geschah, zu unterhalten. Ich ahnte nicht, daß das, was ihr Wonne und Freude war, den still sich entwickelnden Todeskeim nähren sollte. Die heiße Witterung der letzten Märztage verführte zu leichter Kleidung. Sie ließ warme Hüllen fort, an die ihr seit dem Winter kränkelnder Körper gewöhnt war, und empfand bald eine Lähmung der Glieder, eine Mattigkeit, die sich so steigerte, daß sie am Tag vor dem fünften April, wo sie nach Dresden zurückkehren wollte, um den Empfang ihrer Mutter vorzubereiten, sich krank erklärte und in's Bett legte. Wir fürchteten nichts, als erst eine leichte Erkältung, aber schon am ersten Tage, wo wir die Thätigkeit der Haut zu befördern suchten und sie noch nicht einmal einen Arzt zu haben verlangte, sagte sie: „Ich stehe nicht wieder auf." Zu dem Arzte, Dr. Koner, hatte sie alles Vertrauen, weigerte sich aber Arzneien zu nehmen. Sie verlangte, daß die inzwischen in Dresden eingetroffene Mutter nach Berlin herüber kam. Am achten Tage stellten sich die Symptome des Nervenfiebers (Abdominaltyphus) ein. Der zweite herbeigerufene Arzt, Dr. Barez, gab wenig Hoffnung. Während sie anscheinend fortdauernd in einer brütenden Betäubung lag, war ihr Geist doch immer rege und bewußt. Sie sprach mit schwacher Stimme, aber bestimmt und zusammenhängend, meist aber nur in Beziehung auf ihren Tod. Ich bedaure, daß die Aerzte verboten hatten auf diesen Gedanken einzugehen, es that ihr so wohl, Anordnungen über das, was nach ihrem Ende geschehen sollte, zu treffen. Einige Tage lang nahmen ihre Gebehrden, obgleich sie bis dahin völlig bewußt schien und vernünftig sprach, den Character des Irrsinns an, krampfhafte Bewegungen des Kinnes und der Hände boten einen herzzerreißenden Anblick. In einem solchen Anfall ver-

langte sie mit Heftigkeit nach den Kindern. Ich ließ die beiden ältesten von Dresden kommen. Am grünen Donnerstage stellten sich die heftigsten Schmerzen im Unterleibe ein. Am Charfreitage fühlte sie sich leichter. Ihre letzten Worte zu mir waren: „Sind die Kinder da?" Als ich dies bejahte, verfiel sie in ein leises Stöhnen. Thränen entquollen dem Auge nicht mehr. Dem Läuten der Charfreitagsglocken folgte sie mit ernster, feierlicher Aufmerksamkeit. Als ich sie um sechs Uhr in einem tiefen, durch Opium beförderten Schlafe antraf, glaubt' ich, die Krisis der Besserung träte ein; aber es war der Todesschlaf, sie hatte sich zu einer bequemen Lage im Bett zurechtgelegt und blieb in ihr unverändert bis halb zwei Uhr in der Nacht, wo sie sanft und still entschlafen war.

Es würde meinem Herzen einen wohlthuenden Trost gewähren, wenn ich alle einzelnen Aeußerungen Amaliens auf ihrem Sterbelager wiedererzählen sollte. Sie gedachte des Nächsten und Entferntesten. Sie bereitete sich zum Tode, den sie nie gescheut hatte, mit einem weihevollen feierlichen Ernste vor. Ich will von mir nicht reden, nicht von meinem Schmerze, das Unerwartete, Plötzliche so siebzehn Tage lang sich in seinem ganzen Jammer entwickeln zu sehen, nicht von den peinigenden Gedanken: Warum? und Wären wir, — Hätten wir — (die Betrachtung der Umstände, durch die ein solches Schicksal vielleicht hätte können vermieden werden, ist etwas Furchtbares und reibt die Ueberlebenden selbst auf); es war mir nur Bedürfniß, den entfernten Freunden mit einigen wenigen Zügen die letzten Lebensumstände der Entschlafenen zu schildern und ihnen zu erklären, wie aus heiterem Himmel ein plötzlicher Schlag so niederfallen konnte. Das tiefere Weh, das an mir nagt, kann ich Niemanden aufschließen. Die zwölfjährige Ehe mit einem Manne, den das Leben viel bewegt und umtreibt, kann nicht immer Freuden geboten haben. Ich fühle das mit so bitterer Wehmuth, daß ich mich selbst durch die stummen Küsse, mit denen sie in ihren letzten Stunden ihren Trauring bedeckte und ihn mit dankbaren verklärten Blicken gen Himmel empor hielt, als wollte sie sagen: Dieser Bund hat mich glücklich gemacht! nicht trösten kann. Wir hatten uns durch Zufall gefunden. Wir waren zwei verschieden organisirte Naturen, die in ihrer ersten jugendlichen Characterentfaltung nicht immer mit gleicher Uebereinstimmung handelten. Ich hatte, ich will nicht sagen, zu erziehen, ich hatte eine andersgeartete Natur der meinigen zu assimiliren. An schönen und anhaltenden Sonnenblicken fehlte es nicht, aber auch nicht an Verstimmungen und Entfremdungen. Und doch wandten sich die Naturen fast geschwisterlich immer wieder herzlicher und enger zu einander. In ihren letzten Lebensjahren, als mich die Sorge um eine fester zu begründende Zukunft von Frankfurt trieb, blühte Alles mächtig an ihr auf, das Temperament bekam gleichmäßigere Stimmung, der scharfe und immer treffend urtheilende Verstand eine sichere Fassung, ihr ganzes Wesen wurde bewußter und durchgeistigter. Ihre Liebe war immer selbstlos gewesen. Weibliche Freundschaft, wenn ihr deren Quelle rein und lauter schien, gönnte sie mir im reichsten Maaße. Kleinliche und eifersüchtige Beschlagnahme meiner Empfindungen und übrigen Lebensbeziehungen war ihr fern. Sie wußte mich als ein Freies und Ganzes zu nehmen, dem die Ehe keine beengende Fessel, sondern nur eine bequeme Lebens=

form sein sollte. Und grade deshalb fühl' ich mich mit meinen Kindern vereinsamter, grade deshalb ist der plötzliche Abbruch einer so zum Schönen, Guten und Glücklichen hingewandten Entwickelung in mir die Quelle einer unsäglichen Rührung und einer Trostlosigkeit, die über die Anklage der Grausamkeit des Schicksals nicht hinaus kommt. Die gewöhnlichen Trostgründe: Es war Bestimmung oder: Wohl dem, der schläft! wirken nicht auf mich. Das Leben ist das einzig Sichere, was wir als Form, um Edles und Schönes zu fördern, kennen. Das Leben ist die einzige mögliche Verwirklichung unserer uns bewußten göttlichen Bestimmung. Deshalb beklag' ich die, die um ihr Recht am Leben so früh und plötzlich betrogen werden, und kenne keine andere Ergebung in den Rathschluß des Geschickes, als eine murrende, gezwungene und tief sich unglücklich fühlende.

Es war mir Bedürfniß, allen denen, die mich in meiner Häuslichkeit kannten, nahen Freunden, entfernten Theilnehmenden, diese Mittheilung zu machen. Jedem sie einzeln zu schreiben war ich nicht im Stande. Deshalb hab' ich sie in einigen Exemplaren drucken lassen, bitte aber, sie Andern vorzuenthalten. Die Welt ist jetzt so reichlich mit sich beschäftigt, daß der, den eine höhere Hand bei Seite führt und eine geheimnißvolle Stimme anruft: Gott hat mit dir allein zu sprechen! nicht verstanden wird.

Warmbrunn, den 18. Mai 1848. K. Gutzkow.

S. 412, Z. 30. Vgl. Gutzkows „Vermischte Schriften“, Bd. 4, S. 169 ff. (Leipzig 1850): „Sendschreiben an den Staatsminister von der Pfordten über eine Reorganisation des königl. sächsischen Hoftheaters und dessen Antwort.“

S. 422, Z. 24. Die Rede ist abgedruckt in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, Jahrg. 1853, Nr. 23.



Chronologie der Werke Gutzkows.

(Nach den Jahren des Erscheinens geordnet.)

1828.

„Blätter für Poesie und Prosa.“ Beiträge für eine handschriftliche Primanerzeitung.

1829.

„Aus dem Tagebuche und Leben eines Subrektors“ (in Saphirs „Schnellpost“, Nr. 122 f., 125—131 und 134).

1830.

„De diis fatalibus“ (Preisschrift der Berliner philosophischen Fakultät).

1831.

„Forum der Journalliteratur. Eine antikritische Quartalschrift.“ (Die erste Quartalsnummer erschien Mitte Januar 1831; es folgte noch eine Quartalsnummer; dann wurde das „Forum“ vom 4. Juli an als Wochenschrift herausgegeben, die nach 13 Nummern am 26. September einging.)

1832—35.

Kritische, novellistische und dramatische Beiträge für Cottas „Morgenblatt“ und Menzels „Literaturblatt“ (eine genaue Übersicht findet sich bei Houben, Gutzkow-Funde, S. 518 ff., Berlin 1901); außerdem journalistische Berichte für den „Hesperus“ und die „Allgemeine Zeitung“.

1832.

„Briefe eines Narren an eine Närrin“ (Hamburg, anonym).

„Divination auf den nächsten württembergischen Landtag“ (Hanau, anonym).

1833.

„Maha Guru, Geschichte eines Gottes“ (Stuttgart und Tübingen).

1834.

„Novellen“ (Hamburg, 2 Bde.).

1835.

„Literaturblatt“ zum „Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland“ (von Januar bis zum 22. August).

„Schleiermachers Vertraute Briefe über die ‚Lucinde‘. Mit einer Vorrede von Karl Gutzkow“ (Hamburg).

„Öffentliche Charaktere“ (Hamburg).

„Wally, die Zweiflerin“, Roman (Mannheim; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 185 ff.).

„Verteidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urteile im Publikum“ (Mannheim).

„Appellation an den gesunden Menschenverstand, letztes Wort in einer literarischen Streitfrage“ (Mannheim; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 328 ff.).

„Soireen“ (Frankfurt a. M., 2 Teile).

„Nero“, Tragödie (Stuttgart und Tübingen).

„Hamlet in Wittenberg“, dramatisches Schattenspiel (in Lewalds „Allgemeiner Theater-Revue“).

„Deutsche Revue.“ (Nur Projekt. Sie sollte am 1. Dezember beginnen, wurde aber schon vor ihrem Erscheinen am 14. November für Preußen verboten. Am 10. Dezember schloß sich der Bundestag für das ganze Bundesgebiet diesem Verbot an. Infolgedessen ist die „Deutsche Revue“ nie erschienen.)

„Deutsche Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft.“ (Sie brachten es infolge der Drohungen des Bundestages an den Verleger Varrentrapp in Frankfurt a. M. nur auf zwei Probenummern.)

1836.

„Zur Philosophie der Geschichte“ (Hamburg).

„Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ (Berlin).

„Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur“ (Stuttgart, 2 Bde.).

„Frankfurter Börsenzeitung.“ (Erschien vom 1. Sept. bis 31. Dez. 1836; als verantwortlicher Redakteur zeichnete Wilhelm Speyer.)

1837.

„Frankfurter Telegraph.“ (Ursprünglich als dreimal wöchentlich herauszugebendes Beiblatt zur „Börsenzeitung“ gedacht. Da diese jedoch Ende 1836 einging, erschien der „Telegraph“ selbständig; als Redakteur figurierte für die ersten zehn Nummern Wilhelm Speyer, von da an Eduard Beurmann.)

„Die Zeitgenossen, ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer“ (Pseudonym Gutzkows; Stuttgart, 2 Bde.).

„Seraphine“, Roman (Hamburg).

1838—43.

„Telegraph für Deutschland.“ (So hieß der „Frankfurter Telegraph“ nach seiner Übernahme durch den Hoffmann-Campeschen Verlag in Hamburg. Die wertvolleren Aufsätze, die Gutzkow im „Telegraphen für Deutschland“ veröffentlichte, hat er später fast alle gesammelt und in Buchform herausgegeben. Ende 1843 übernahm Georg Schirges die Redaktion, die er in Vertretung schon seit November 1842 geführt hatte.)

1838.

„Blasedow und seine Söhne“, komischer Roman (Stuttgart, 3 Bde.).

„Die rote Mütze und die Kapuze. Zum Verständnis des Görresschen ‚Athanasius‘“ (Hamburg; vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 7 ff.).

„Götter, Helden, Don-Quixote. Abstimmungen zur Beurteilung der literarischen Epoche“ (Hamburg).

1839.

„Skizzenbuch“ (Kassel und Leipzig).

„König Saul“, Trauerspiel (Hamburg).

„Vergangenheit und Gegenwart“ (im „Jahrbuch der Literatur“, Jahrgang 1 [Hamburg]; vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 151 ff.).

1840.

„Börnes Leben“ (Hamburg).

„Festspiel zur Jubelfeier Friedrich Ludwig Schmidts in Hamburg am 1. April 1840“ (im „Almanach der Freunde für Schauspielkunst a. d. J. 1840“, S. 100 ff.).

1842.

„Briefe aus Paris“ (Leipzig, 2 Teile).

„Richard Savage oder der Sohn einer Mutter“, Trauerspiel („Dramatische Werke“, Bd. 1; vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 1 ff.).

„Werner, oder Herz u. Welt“, Schauspiel („Dramatische Werke“, Bd. 1).

„Patkul“, Trauerspiel („Dramatische Werke“, Bd. 2).

„Die Schule der Reichen“, Schauspiel („Dramatische Werke“, Bd. 2).

1842—50.

„Vermischte Schriften“ (Leipzig, 4 Bde.).

1842—57.

„Dramatische Werke“ (Leipzig, 9 Bde.).

1843.

„Gräfin Esther“, Fragment eines Dramas (im „Jahrbuch für Kunst und Poesie“).

„Die beiden Auswanderer“, Schauspiel (nur als Manuskriptdruck).

1844.

„Aus der Zeit und dem Leben" (Leipzig).
„Ein weißes Blatt", Schauspiel („Dramatische Werke", Bd. 3).
„Zopf und Schwert", Lustspiel („Dramatische Werke", Bd. 3; vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 81 ff.).

1845—52.

„Gesammelte Werke" (Frankfurt a. M., 13 Bde.).

1845.

„Die stille Familie", Lustspiel (in Webers „Novellenzeitung").
„Anonym", Lustspiel (nur als Manuskriptdruck).

1847.

„Pugatscheff", Trauerspiel („Dramatische Werke", Bd. 4).
„Das Urbild des Tartüffe", Lustspiel („Dramatische Werke", Bd. 4; vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 177 ff.).
„Der dreizehnte November", Schicksalstragödie („Dramatische Werke", Bd. 5).
„Uriel Acosta", Tragödie („Dramatische Werke", Bd. 5; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 29 ff.).

1848.

„Ansprache an die Berliner" (Berlin; vgl. Bd. 3 dieser Ausg., S. 76 ff.).
„Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe" (Frankfurt a. M.).
„Erinnerung an Mathilde Schlegel", Flugblatt (Dresden).
„Wullenweber", Trauerspiel („Dramatische Werke", Bd. 6).

1849.

„Neue Novellen" (Leipzig; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 344).

1850.

„Liesli", Trauerspiel („Dramatische Werke", Bd. 7).

1850—51.

„Die Ritter vom Geiste" (Leipzig, 9 Bde.).

1851.

„Die Adjutanten", Lustspiel (in der „Schlesischen Zeitung", Umarbeitung von „Anonym" [1845]).

1852.

„Aus der Knabenzeit" (Frankfurt a. M.; vgl. Bd. 3 dieser Ausgabe, S. 211 ff.).
„Der Königsleutnant", Lustspiel („Dramatische Werke", Bd. 7; vgl. Bd. 1 dieser Ausgabe, S. 277 ff.).

„Die Diakonissin“, Schauspiel (nur als Manuskript gedruckt und gänzlich verschollen).

1852—61.

„Unterhaltungen am häuslichen Herd.“

1854.

„Ottfried“, Schauspiel („Dramatische Werke“, Bd. 8).
„Fremdes Glück“, Vorspielscherz („Dramatische Werke“, Bd. 8; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 5 ff.).

1855.

„Ein Mädchen aus dem Volke“ (Leipzig).
„Die Diakonissin“ (Frankfurt a. M.; Prosabearbeitung des vorhin erwähnten gleichnamigen Dramas).
„Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen“, Lustspiel („Dramatische Werke“, Bd. 8).

1856.

„Die kleine Narrenwelt“ (Frankfurt a. M., 3 Teile).

1857.

„Lorbeer und Myrte“, Lustspiel („Dramatische Werke“, Bd. 9).

1858—61.

„Der Zauberer von Rom“ (Leipzig, 9 Bde.).

1862—63.

„Dramatische Werke“, vollständige, neu umgearbeitete Ausgabe (Leipzig, 20 Bändchen).

1863.

„Ella Rose, oder die Rechte des Herzens“, Schauspiel („Dramatische Werke“, umgearbeitete Auflage, Bd. 11).
„Antonio Perez“, Trauerspiel („Dramatische Werke“, umgearbeitete Auflage, Bd. 12).

1864.

„Die Kurstauben“, Novelle (Leipzig).
„Eine Shakespeare-Feier an der Ilm“ (Leipzig).

1867—68.

„Hohenschwangau“, Roman (Leipzig, 5 Bde.).

1868.

„Vom Baum der Erkenntnis“, Denksprüche (Stuttgart; vgl. Bd. 2 dieser Ausgabe, S. 423 ff.).
„Der Westfälische Friede“, Lustspiel (nur Manuskriptdruck).

1869.

„Die schöneren Stunden", Rückblicke (Stuttgart).

1869—72.

„Lebensbilder" (Stuttgart, 3 Bde.).

1870.

„Die Söhne Pestalozzis", Roman (Berlin, 3 Bde.).
„Der Gefangene von Metz", Lustspiel (nur Manuskriptdruck).
„Das Duell wegen Ems" (Berlin).

1871—75.

„Dramatische Werke. Dritte, vermehrte und neu durchgesehene Gesamtausgabe" (Jena, 20 Bändchen).

1871.

„Der Wärwolf", Erzählung (Wien).

1872—76.

„Gesammelte Werke. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Erste Serie" (Jena, 12 Bde.).

1873—75.

„Dramatische Werke. Vierte, neu durchgesehene Gesamtausgabe" (Jena, 20 Bändchen).

1873.

„Ein Hollandgang" (Jena).

1874.

„Fritz Ellrodt", Roman (Jena).

1875.

„Rückblicke auf mein Leben" (Berlin; vgl. Bd. 4 dieser Ausgabe).

1876.

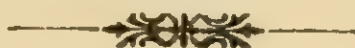
„Dschingiskhan", Lustspiel (Wien).

1878.

„Dionysius Longinus, oder über den Schwulst in der neueren deutschen Literatur" (Stuttgart).
„In bunter Reihe. Briefe, Skizzen, Novellen" (Breslau).

1880 (posthum).

„Die Paumgärtner von Hohenschwangau" (Breslau, 3 Bde.; Umarbeitung von „Hohenschwangau" [1867—68]).



Namen- und Sachregister

zu „Vergangenheit und Gegenwart“ (Bd. 3), „Aus der Knabenzeit“ (Bd. 3) und „Rückblicke auf mein Leben“ (Bd. 4).

(Die römischen Ziffern bezeichnen den Band, die großen arabischen die Seiten, die kleinen die Zeilen. Bücher, Dichtungen u. dgl. sind, sofern der Verfasser bekannt ist, unter dessen Namen angeführt, sonst unter dem ersten Wort des Titels.)

Das Register wurde hergestellt von den Herren Dr. Carl Schaeffer, Dr. Paul Zaunert und Willy Dumjahn. Dankenswerte Unterstützung leistete Fräulein Annemarie Schaeffer.



Alphabetisches Inhalts-Verzeichnis

zu Band 1—4.



Inhalt.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.


UNIVERSITY OF FLORIDA
3 1262 08224 024 2